DIE BAUKUNST DER ARMENIER UND EUROPA

ERGEBNISSE EINER VOM KUNSTHISTORISCHEN INSTITUTE DER UNIVERSITÄT WIEN 1913 DURCHGEFÜHRTEN FORSCHUNGSREISE

PLANMÄSSIG BEARBEITET VON

JOSEF STRZYGOWSKI

UNTER BENUTZUNG VON AUFNAHMEN DES ARCHITEKTEN THOROS THORAMANIAN
MITARBEITER: ASSISTENT DR. HEINRICH GLÜCK UND LEON LISSITZIAN

MIT 828 ABBILDUNGEN SAMT EINER KARTE



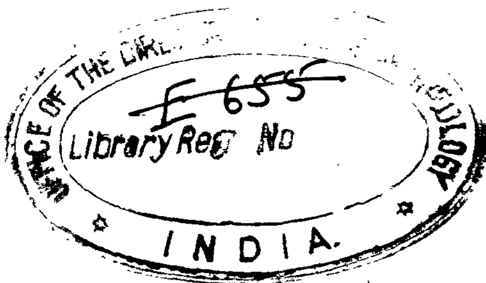
BAND I

EINLEITUNG. ERSTES BUCH: DENKMÄLER
ZWEITES BUCH: WESEN
I. STOFF UND WERK (GUSSMAUERWERK MIT PLATTENVERKLEIDUNG)
II. GEGENSTAND (ALTCHRISTLICHER KIRCHENBAU)
III. GESTALT (KUPPEL)



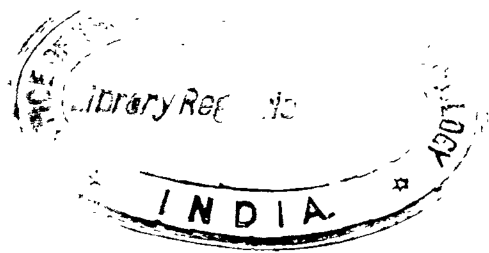
1918

KUNSTVERLAG ANTON SCHROLL & CO. G.M.B.H. IN WIEN



ARBEITEN
DES KUNSTHISTORISCHEN INSTITUTS
DER UNIVERSITÄT WIEN
(LEHRKANZEL STRZYGOWSKI)
BAND IX

Druck: Christoph Reisser's Söhne in Wien V



Vorwort.

Was ich hier vorlege, ist eigentlich der zweite Teil meines Buches »Altai-Iran und Völkerwanderung, Ziergeschichtliche Untersuchungen über den Eintritt der Wander- und Nordvölker in die Treibhäuser geistigen Lebens«. Hatte es sich darin um vorgeschichtliche Denkmäler der Zierkunst gehandelt, denen selten ein Schriftzeichen zur zeitlichen Feststellung, ein Geschichtschreiber zur Aufhellung des örtlichen und gesellschaftlichen Zusammenhanges verhilft, so habe ich es hier mit den schwerwiegendsten Zeugen geschichtlichen Lebens zu tun, Bauwerken, die Inschriften als feste Marken an der Stirn tragen und in den Blättern der Geschichte mehrfach eingetragen sind. Zudem handelt es sich um die Belege einer religiösen Großkunst, die uns umso näher berühren, als sie ihre Entstehung dem frühesten Versuch eines arischen Volkes verdanken, auf dem Boden des Christentums einen nationalen Staat aufzurichten. Trotzdem rechnet die Kunstgeschichte mit den altchristlichen Kirchenbauten Armeniens womöglich noch weniger als mit dem Denkmälerkreise, den ich in »Altai-Iran« behandelte.

Solange kein Kunstforscher die Gesamtheit der altarmenischen Denkmäler bearbeitet hat, geht es nicht vorwärts, weder in der Kunstgeschichte noch in der Mitarbeit der Historiker und Philologen, für die Kunstdenkmäler als solche zumeist Bücher mit sieben Siegeln sind. Einer muß seine Haut zu Markte tragen und die Forschung, so gut er es eben kann, in Gang bringen. Vor allem werden die Kunstforscher mit der Vorstellung brechen müssen, die Armenier für Barbaren zu nehmen, die erst von Rom oder Byzanz her Kultur zugetragen erhielten. Der Süden und Westen wirken auf das Hochland, soweit es sich um kirchlichen Geist handelt; in der Baukunst aber verfügten die Armenier über eine alte, aus Mittelasien stammende Überlieferung und schufen ein Gemeindehaus, bevor noch die christliche Mittelmeerkunst zu wirken begann. Die alte asiatisch-arische Kultur blieb in Armenien Sieger und daraus erklärt sich, daß der Kuppelbau, nicht die Basilika, dort herrschend werden konnte und dann von Armenien aus Europa eroberte. Auch der Islam wurde Träger dieser alten, der Religion nach ursprünglich mazdaistischen Kultur, die also in der Entwicklung ihrer Kunstformen nicht mit Christus und Muhammed aufhörte, sondern mit ihnen im Osten, wie später im Westen erst recht zur Blüte gelangte und Großes geleistet hat (»Altai-Iran« S. 395). Diese Bedeutung Irans für die Kunst der beiden jüngsten Stifterreligionen stelle ich obenan.

Im übrigen bin ich in der angenehmen Lage, das vorliegende Werk unter mehrfachen Gesichtspunkten als zeitgemäß einführen zu können. Die Brücke, die durch die nachfolgend vorgeführten Denkmäler aus dem Araratgebiete von Iran nach Europa geschlagen wird, erbringt den Nachweis, wie sehr das Schwarze Meer bisher als Kulturträger gegenüber dem Mittelmeere von der Forschung übersehen wurde. Das mag im Augenblicke vielleicht die wichtigste Tatsache sein, die festzustellen war. Hoffentlich öffnet der Krieg in seinen Folgen aufs Neue diesen alten Arierweg, wie er ursprünglich insbesondere für die Entwicklung der Germanen in Betracht kam. Es wäre Sache des Nordens, ihn kulturell zurückzufinden zu Armeniern, Persern und Indern. Daneben entscheide man, was höher zu werten ist, die Bedeutung des armenischen Kirchenbaues für den Eisenbetonbau der Gegenwart oder seine geschichtliche Rolle in der Entstehung und Entwicklung des Kuppelbaues.

Was zunächst den Eisenbetonbau unserer Zeit betrifft, so hat er ähnliche Aufgaben zu bewältigen, nur natürlich in anderer Art als die altchristlichen Kirchenbauten, die ebenfalls mit Hilfe von Gußmauerwerk zweckentsprechende Formen ohne Anwendung von Holz, Quader und Ziegel herzustellen suchten. Es ist bezeichnend, daß heute ähnliche Lösungen wie seinerzeit in Armenien zustande kommen. Die Verbindung von Beton mit Eisen fehlt natürlich in Armenien, die Räume sind denn auch dort bedeutend kleiner. Aber grundsätzlich kann die Verwandtschaft des armenischen Gußmauerwerkes mit der bevorzugten Bauart der Gegenwart nicht genug betont werden. Ich habe daher einen darauf bezüglichen Abschnitt an die Spitze gestellt.

Was dann die geschichtliche Bedeutung der altchristlichen Kuppelkirchen Armeniens anbelangt, so läßt sich dazu etwa Folgendes sagen. Schon die Werkart allein mußte die Armenier Wege führen, die weitab von den sonst am Mittelmeer in der altchristlichen Kunst üblichen, in Stein, Ziegel und Holz gedachten Bauformen vorkommen. Wenn Armenien daher auf die anderen christlichen Kunstkreise einwirkte (wovon man bisher nichts wußte oder gelten ließ), dann wird vielleicht das Doppelwesen im christlichen Kirchenbau — Basilika und Kuppelbau nebeneinander — verständlich werden. Noch in verhältnismäßig später Zeit, der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends, besteht neben dem Mittelmeer ein breiter Verkehrsweg von Persien über Armenien und das Schwarze Meer nach Südrußland und den Donauländern, der dann weitergeht nach allen Gebieten Europas. Dieser Straßenzug hat schon in der Urzeit der arischen Völker eine ausschlaggebende Rolle gespielt und ist in seiner reichen Verzweigung nur zu vergleichen mit den Wanderungen, die innerasiatische Völker vom Altai aus antraten. Solchen Beobachtungen gegenüber muß doch gefragt werden, mit welchem Rechte eigentlich die Geschichtswissenschaften immer nach Italien, Hellas und dem südlichen Oriente blicken und den so weitgehend bestimmenden alten Weg der Wanderungen und Kulturverschiebungen zwischen Norden und Osten so gut wie ganz aus ihren Forschungen streichen. Wer sagt uns denn, daß die Vorliebe für die Kultur der Südarier, der Griechen und Römer, uns in einem Fahrwasser gleiten läßt, das für uns das natürliche, daher am meisten fruchtbringende ist? Der Landweg nach Persien, Indien und China mit Übersetzung des pontischen und kaspischen Binnenmeeres, das wäre der Weg, auf den wir, Europa, unsere Gedanken für die nächste Zukunft einstellen sollten. Dazu möchte das vorliegende Buch durch manche überraschend neue Tatsachen einen nachdrücklichen Anstoß geben.

Seit im Jahre 1891 mein »Edschmiatsin-Evangeliar« erschien, begann für das Studium der armenischen Kunst insofern eine neue Zeit, als an Stelle der Reiseliteratur die wissenschaftliche Facharbeit trat. Die Armenier selbst gingen mit Ausgrabungen voran und die Russen veröffentlichten eine reiche Literatur, die besonders den georgischen Denkmälern zugute kam. Klarheit über Alter und Wert der Kunst, die sich an dem wichtigen Knotenpunkte zwischen Kleinasien, Syrien, Mesopotamien und Iran entwickelte und eine Blüte zeitigte, wie sie nach der Fülle der Großbauten kaum herrlicher gedacht werden kann, wurde damit nicht erreicht. Inzwischen führten den Verfasser Arbeiten — nicht zuletzt gerade durch die armenische Reise von 1889 angeregt — in alle Teile des vorderen Orients. Als Ziel schwebte ihm die Feststellung der Rolle des Ostens in frühchristlicher und altislamischer Zeit vor, als stiller Wunsch blieb immer, daß es ihm gegönnt sein möge, noch einmal nach Armenien zurückzukehren, um, nachdem er alle Voraussetzungen kennen gelernt, dieser Denkmälerwelt gerecht werden zu können.

Die Möglichkeit dazu bot sich bei Errichtung des Institutes seiner Lehrkanzel an der Wiener Universität, wo neben Österreich und der westeuropäischen Kunst — dem alten Steckenpferd unseres jungen Faches — auch die osteuropäische, neben der westasiatischen christlichen auch die islamische und ostasiatische Kunst in eigenen Abteilungen vertreten sind und schon in dem räumlichen Nebeneinander der Sammlungen aus dem Gebiete der altchristlichen Kunst von Ägypten, Syrien, Mesopotamien, Kleinasien und Armenien die Eigenart jedes einzelnen Gebietes herausfordernd zur Geltung kommt. Die Bestrebungen erhielten erst einen festen Boden, als ein junger, künstlerisch fein empfindsamer, armenischer Student aus Tiflis, Leon Lissitzian, 1911 nach Wien kam, um seine historischen Studien zu vollenden. An ihm fand Verfasser die Ergänzung, die er suchte. Lissitzian hat ihn auch mit dem Architekten Thoros Thoramanian bekannt gemacht. Stand Lissitzian mit seiner Muttersprache und der Kenntnis der Schriftquellen zur Verfügung, so ermöglichte Thoramanian das ganze Unternehmen insofern, als er seine durch zehn Jahre hergestellten Aufnahmen zunächst für die Seminarübungen des Sommersemesters 1913 zur Verfügung stellte. Bei diesen Übungen kam ganz klar zu Tage, daß Armenien eine breite Schicht bedeutender und zeitlich sichergestellter Denkmäler aus der Zeit vor dem Jahre 1000 und insbesondere aus dem 7. Jahrhunderte besitze, daher in dem Streite um die führende Rolle des Ostens in der Entwicklung der christlichen Kunst ein ausschlaggebendes Beweismaterial liefern müßte. Daraufhin bereiteten wir dann eine Forschungsreise nach Russisch-Armenien vor mit dem ausschließlichen Zwecke, die Aufnahmen Thoramanians auf ihre Verläßlichkeit hin nachzuprüfen und uns bei deren Ergänzung in Anbetracht der Fülle des Stoffes und der Knappheit von Zeit und Mitteln streng auf die Denkmäler vor dem Jahre 1100 etwa zu beschränken.

Das Ergebnis aller dieser Vorarbeiten legt Verfasser nun in den vorliegenden Bänden den Fach-

genossen und ausübenden Baukünstlern in die Hände. Als der Krieg ausbrach, wurde die Arbeit ein Jahr lang verschoben in der Hoffnung, die armenischen Freunde bei der Veröffentlichung doch noch zur Seite haben zu können. So wurde »Altai-Iran und Völkerwanderung« fertig. Nach drei Jahren soll nun nicht länger gewartet werden. Die Zeit ist für die im vorliegenden Buche behandelten Fragen reif, sie bedarf ihrer geradezu, um den Armeniern gerecht zu werden. Auch ist es geistig eine Lebensfrage geworden, den alten Arierweg nach dem fernen Osten und Süden wieder zu öffnen, nicht immer engherzig nach dem Mittelmeere zu blicken. Heraus aus der Sackgasse, in die schon die Hohenstaufen gerieten! Tauschen wir unsere Kultur, ohne erobernd wie vor Jahrtausenden die Arier aufzutreten, auf dem Landwege mit Persien, Indien und China. — Es wäre zu wünschen, daß das vorliegende Werk auch in Armenien selbst Früchte trüge und man im Volke allmählich mehr Achtung für die alten Denkmäler bekäme. Ein Fall wie der des Archimandriten Chatschik Dadian, der seine Ausgrabungen unveröffentlicht dem Verfalle preisgab oder der von Macler aus Oschakan erzählte (Mission 69), wo eine kleine aber geschichtlich sehr wertvolle Kirche des 5. Jahrhunderts zerstört wurde, um einer geschmacklosen modernen Platz zu machen, sollte nicht mehr vorkommen. Freilich ist da von den um ihr Bestehen kämpfenden Armeniern mehr verlangt als wir im Vollbesitze einer »hohen« Kultur Lebenden in Europa selbst leisten. Hoffen wir also, daß die Armenier die ihnen von Kennern des Landes so sehr gewünschte Auferstehung feiern und einer Zeit entgegengehen, die sie für alle Leiden jahrhundertelanger Knechtschaft und sittlicher Entkräftung entschädigt.

Die vorliegende Arbeit möchte nicht nur um des neuen und wertvollen Arbeitsstoffes willen Beachtung finden. Eine Angelegenheit der Lebensarbeit des Verfassers ist der Rahmen, in den die Untersuchungen eingegliedert sind. Die Methode soll nicht die der Geschichte oder Philologie, sondern die eines selbständigen Faches, der Forschung über bildende Kunst sein. Deshalb ist zwischen das erste und dritte Buch, Denkmäler und Geschichte, ein zweites über das Wesen geschoben. Der Seite 206 mitgeteilte Plan dieser fachmännischen Auseinandersetzung mit den Denkmälern bildet grundsätzlich den Kern der wissenschaftlichen Arbeit. Die »Kunstgeschichte« läßt ihn bisher — wenigstens planmäßig — durchweg vermissen und schwankt so richtungslos zwischen Ästhetik und der alten philologisch-historischen Arbeitsart hin und her.

Das nachfolgend ausgebreitete Material ist ankündigend in Aufsätzen gestreift worden, die in der Zeitschrift für Geschichte der Architektur VII (1915) Seite 51 f. und Zeitschrift für christliche Kunst XXVIII (1916) Seite 181 f. erschienen. Die Entdeckung des Vierpasses auf dem Wawel in Krakau gab dann Anlaß, die Ergebnisse der Arbeit in einem am 23. November 1917 gehaltenen Vortrage der Akademie der Wissenschaften in Krakau vorzulegen. Am 11. Februar 1916 hatte ich in der Zentralvereinigung österreichischer Architekten in Wien und schon am 12. März 1891 nach meiner ersten armenischen Reise im Österreichischen Museum über armenische Baukunst gesprochen. Die Ergebnisse des vorliegenden Werkes sind z. T. in meinen Büchern »Die bildende Kunst des Ostens« 1916 und »Altai-Iran« 1917 verwertet.

Die Urheber der für die Abbildungen verwendeten Lichtbildaufnahmen sind stets genannt; wo das nicht geschieht, rührt die Aufnahme von der Forschungsreise des Institutes her — mit wenigen Ausnahmen. Solche gelten auch für den Maßstab der Grundrisse und Schnitte, die auf 1 : 200 gebracht sind, wenn nicht ausdrücklich anderes bemerkt wird. Die armenischen Eigennamen wurden, wo wir im Deutschen dem Armenischen entsprechende Schriftzeichen haben, mit diesen gegeben, wenn auch die heutige Aussprache anders ist, z. B. drucke ich »Ereruk«, obwohl heute »Jereruk« gesprochen wird. Nur für die Konsonanten, denen kein deutsches Schriftzeichen entspricht, blieb die Aussprache maßgebend. Dabei war P. Nerses Dr. Akinian mein Berater. Ich habe diesem nicht nur für die Teilnahme an der Korrektur zu danken. Vielmehr war er es, der mir seit Ausbruch des Krieges mit seinem Rate und seiner umfassenden Literaturkenntnis zur Seite stand. Ebenso P. Mesrop Haposian und P. Alexander Dr. Matikian. Auch habe ich der Wiener Mechitaristen-Kongregation für die Durchführung des Satzes der Inschriften und die große Freiheit in Benützung ihrer Bibliothek zu danken. Bei Anführungen aus armenischen Schriftstellern ist immer die armenische Ausgabe gemeint, wenn der Übersetzer nicht in Klammern genannt erscheint. Neben den Mechitaristen bin ich Dr. Heinrich Glück besonders für die stete Mitarbeit an den Maßaufnahmen verpflichtet. Meine beiden Freunde in Armenien, von denen mich seit vier Jahren der Krieg trennt, mögen, wenn dieses Werk in ihre Hände gelangt, ersehen, daß wenigstens der geistige Zusammenhang lebendig blieb.

»Die Baukunst der Armenier und Europa« erscheint als Band IX/X der Arbeiten des kunsthistorischen Institutes meiner Lehrkanzel an der Universität Wien. Wenn es auch die erste Aufgabe solcher Hochschulinstitute ist, die von der Denkmalpflege und den Museen vorgelegten Denkmäler zu verarbeiten, wie es z. B. in den Bänden III und VI geschah — so sind doch eigene Forschungsreisen erwünscht, nur freilich schwer durchführbar, weil die Universitäten mehr als Schulen denn als Forschungsinstitute behandelt werden. Die Mittel für die Reisen des Institutes nach Armenien, Churasan (Band VII), Japan (Band XI) und Konstantinopel (Band XII) waren nur schwer zu beschaffen. Die kurze Reise nach Armenien war uns möglich durch einen kleinen Beitrag des österreichischen Ministeriums für Kultus und Unterricht, wofür auch an dieser Stelle gedankt sei.

Den entscheidenden Anstoß zur Drucklegung trotz der schweren Zeit gab Herzog Ernst August von Cumberland. Ich habe auch zu danken für die Verdoppelung dieses ersten Beitrages als die Schwierigkeiten mitten in der Arbeit unüberwindlich schienen. Den zweiten Hauptteil trug durch das Eingreifen des Sektionschefs Dr. Richard Riedl und des Handelskammersekretärs Dr. Erich Pistor das Handelsministerium, den dritten — was ich mit besonderer Genugtuung anführe — die Vertretung der armenischen Republik, der Bevollmächtigte Dr. H. Ohandschanian und der Delegierte Dr. J. Greenfield, denen ich auch den namhaften Beitrag des Herrn A. S. Avedikian in Berlin verdanke. Kleinere Zuschüsse erhielt die Drucklegung dann noch von den Herren Louis Freiherrn von Rothschild, Julius von Landesberger, Alfons Thorsch, Stephan von Auspitz, und unter Führung von Herrn Kegam Amatouny durch die in Wien ansässigen Armenier A. Boyadjian, D. Papazian, Yervant Zadéyan und G. Bohdjalian wie durch K. Aprahamian, Rosa Arslanian und G. Meliksetian. Mit allen diesen Hilfen wäre die Drucklegung und das Erscheinen vor Friedensschluß doch nicht möglich gewesen, hätte nicht der Verlag den größten Teil des durch die schwierigen Zeitverhältnisse und die ganz unverhältnismäßig verteuerte Herstellung besonders hohen Einsatzes auf sich genommen.

Die vorliegende Arbeit war wie »Altai-Iran« mein Halt während des Krieges. Ich habe gearbeitet ohne den Glauben an die Menschheit ins Wanken geraten zu lassen. An die Scholle gebunden, trug ich mein Scherflein bei dazu, den aus dem Felde Heimkehrenden in meinem Fache eine Welt vor Augen zu stellen, die ihrer Opfer würdig sein möchte. Werden sie nun auch zugreifen, den Geist der Zeit freimachen von der Gier nach Macht und Besitz und umbilden zum ernstesten Träger einer neuen Weltanschauung, wie sie heute schon manche mit bewundernswerter Einfalt und Hoffnungsfreudigkeit zur Grundlage des gesellschaftlichen Lebens zu machen suchen?

Wien, Anfang November 1918.

Josef Strzygowski.

Einteilung.

I. BAND.

II. BAND.

EINLEITUNG



Aufnahme Jermakov 13554.

Abb. 1. Goguba, Sechspaßkirche: Gußmauerwerk, der Platten beraubt.



I. Bedeutung der armenischen Denkmäler für die Baukunst der Gegenwart.

Ich kann die rein wissenschaftliche Arbeit nicht beginnen, ohne ein Wort über die Bedeutung der altarmenischen Bauart für das künstlerische Leben der Gegenwart voranzuschicken. Um die Augen des heutigen Baukünstlers auf diese Denkmälergruppe zu lenken, fügte ich schon im Titel hinzu »Gußmauerwerk mit Plattenverkleidung«. Davon ausgehend, seien hier einleitend einige Worte gesagt.

Abbildung 1 zeigt einen Bau, von dem wiederholt zu reden sein wird. Scheinbar rund ansetzend, endet er in eine Kuppel, doch ist die ganze Bauform heute verschwommen, weil der Körper des äußeren Kleides beraubt ist. Nur oben an der Fenstertrommel sind noch einige Steinreihen erhalten, am Ansatz ein Band und unter dem einstigen Dach Bögen. Bei genauerem Zusehen wird deutlich, daß der Bau einst als Steinwerk erschienen sein muß. Die Wände waren durchaus mit kleinen Platten verkleidet. Ihre Abmessungen sind noch ganz deutlich an den zwischen ihre Fugen eingequollenen Stegen der Gußmasse abzulesen. Es dürfte sich wohl um ein Werk handeln, bei dessen Aufrichtung zuerst die Platten versetzt und dann hintergossen wurden. Das bestätigt, wie wir sehen werden, auch das Innere. Die Steinplatten spielten also in der armenischen Bauführung zunächst eine ähnliche Rolle wie die Bretterverschalungen im heutigen Eisenbetonbau. Eine engere Verbindung zwischen Gußmasse und Verkleidung, etwa durch schwalbenschwanzförmige Ansätze oder Nägel, ist nicht hergestellt. Wenn daher die Platten im Laufe der Jahrhunderte sich loslösten, aus dem Gefüge gerieten und abfielen, so konnte der Verguß trotzdem unberührt stehen bleiben, wie eben Abbildung 1 belegt.

Wenn man bedenkt, daß es sich um Platten, nicht um Quadern handelt, so wird die armenische Bauweise als sehr eigenartig gelten dürfen. Quaderbau mit vergossener Mauermitte ist in Vorderasien nicht selten, Gußmauerwerk in Verbindung mit dem Ziegel haben auch die Römer gekannt. Unsere eigene Zeit macht, seit sie auf die Vorteile des Betonbaues gekommen ist, von der Werkart des Gießens und Stampfens wieder ausgiebig Gebrauch. Auch die Verkleidung der Wand handhabt sie in einer der armenischen verwandten Art, insofern sie Ziegel und Beton (soweit sie letzteren nicht als Kunststein behandelt) mit edleren Baustoffen verblendet. Doch besteht zwischen der Gegenwart und dem alten Armenien ein bezeichnender Unterschied. Unsere Baumeister legen immer die Platte auf die Gußmasse. Die Armenier gingen, wie wir Abbildung 1 entnahmen, einen eigenen Weg. Es kann nicht gut anders sein, als daß sie zuerst die Platten in ein oder zwei Reihen aufrichteten und dann die Füllung, wahrscheinlich schichtenweise, einfügten und stampften. Die Platten erfüllten daher zuerst den Zweck der Schalung und blieben als Schmuck und Schutz gegen die Witterung stehen.

Ich stelle in Abbildung 2 und 3 zwei Beispiele des Plattenbelages nebeneinander, eines von der Postsparkasse Otto Wagners in Wien[1]) und ein anderes vom Dome zu Thalin in Armenien aus dem 7. Jahrhundert[2]). In beiden Fällen handelt es sich um den oberen Abschluß der Wand. Die Platten sind gleich sauber gefügt. In Thalin hat man guten Einblick in die Geheimnisse des Verbandes, weil die Zeit hier den Schleier gelüftet hat. Der Unterschied ist offenbar der, daß man heute die Platte, im gegebenen Falle Marmor und Glas, wie gesagt, auf das fertige Mauerwerk auflegt, in Armenien

[1]) Vgl. Näheres in meinem Buche »Die bildende Kunst der Gegenwart«, S. 25.

[2]) Vgl. meinen Aufsatz, »Der Ursprung des trikonchen Kirchenbaues«, Zeitschrift für christliche Kunst, XXVIII (1916), S. 185 f.

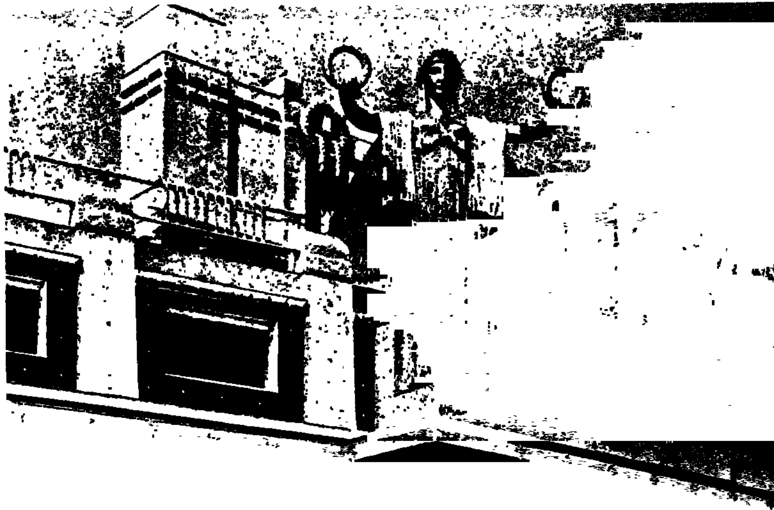


Abb. 2. Wien, Postsparkassenamt von Otto Wagner: Krönung der Schauseite.

aber, wie schon aus Abbildung 1 geschlossen wurde, die Steine aufschichtete, bevor man die eigentliche Mauer eingoß. Man kann sich vorstellen, daß der Bau, dem Abbildung 3 entnommen ist, allmählich den Plattenbelag verlieren und doch wie Abbildung 1 im Ganzen oder zum guten Teil stehen bleiben konnte. Für den Ziegel- oder Betonbau der Gegenwart ist das selbstverständlich, da der Belag ja nur Schmuck, nicht zugleich Schalung für den vorzunehmenden Guß ist.

Vor allem muß betont werden, daß in Armenien nicht nur die Mauern, sondern auch die Decken und Innenstützen in besprochener Art ausgeführt sind. Abbildung 1 zeigt die Fenstertrommel ebenso in Gußmauerwerk aufgerichtet wie die Halbkugelschale darüber und die umlaufenden Gewölbe unten. Es ist also der Bau vom Fuß bis zum Scheitel gegossen. Ich gebe in Abbildung 4 noch ein weiteres Beispiel, aber in anderer Bauform. Man sieht, wie die Platten ringsum unten und ebenso oben von den Dächern abgefallen sind. Die Füllung besteht hier aus groben Steinen, der Verguß ist durch Wind und Wetter fast ganz entfernt. Und doch ist er auch im Mauerwerk der eingestürzten Kuppel deutlich festzustellen. In der aufsteigenden Mauer der Fenstertrommel beobachtet man, wie die Verkleidungsplatten unten Zapfen nach innen ansetzen, die wesentlich zu ihrer Standfestigkeit beigetragen haben mögen. Man lenke den Blick auf die saubere Fügung im Innern der Kugelschale. Das Verhältnis von Belag und Platte ist hier etwas anders als in Abbildung 1. Der Bau könnte ohne Platten nicht stehen bleiben.

Von der einen oder andern Art nun sind sämtliche Bauten, die im vorliegenden Werke vorgeführt werden. Den Baukünstler der Gegenwart wird die Frage beschäftigen, wie eine solche Werkart in der Zeit der Entstehung des christlichen Kirchenbaues aufkommen konnte. Er wird vielleicht der Frage noch mehr Beachtung schenken, wenn er erfährt, daß sich, wie ich zeigen zu können hoffe, diese Bauart im 4. Jahrhundert in Armenien ausschließlich aus der Grundform der Kuppel über dem Quadrat entwickelte, die auf eigentümliche Art verstrebt wurde. Man wird sich vorstellen können, daß mit solchen Tatsachen unsere Anschauungen von der Entwicklung der altchristlichen Kunst auf völlig neuen und zugleich auf einen Boden gestellt werden, der unsere Zeit ganz anders beschäftigen dürfte als die bisher in geschlossener Entwicklung allein in Betracht gezogene notdürftige Bauform der Basilika mit Holzdach.



Abb. 3. Thalin, Dreipaßdom: Südostecke.

Es muß auch gleich an dieser Stelle ausdrücklich gesagt werden, daß die Gußwerkbauten, von denen ich hier einige Abbildungen gab, Kirchen sind, nicht etwa, wie wir vom abendländischen Standpunkt aus urteilen würden, Grabbauten oder Taufhäuser. Es soll meine Aufgabe sein, zu zeigen, wie solche Bauformen in frühchristlicher Zeit möglich wurden. Die Sache ist — auch für die Entwicklung der Baukunst im Abendlande — so wichtig, daß darüber die merkwürdige Ausstattung dieser Kirchen ganz bei-



Aufnahme Thoramanian.

Abb. 4. Horomoskloster bei Ani, Minaskirche: Kuppelhalle, der Dächer beraubt.

seite gelassen und so eine grundsätzlich wichtige Forderung erfüllt werden könnte: Seit einem halben Jahrtausend gehen wir, d. h. die in den Bahnen der italienischen Renaissance wandelnden Abendländer, den Außenformen der Baukunst mehr nach als dem Bauen selbst. Schon einmal, 1883, hat ein von der Administration des ponts et chaussées ausgesandter Ingenieur, Auguste Choisy, versucht, diesen Strom abzulenken[1]). Umsonst. Vielleicht wird jetzt von Armenien her, das Choisy nicht kannte, eine entschiedene Wendung eintreten. Denn wenn ich recht sehe[2]), hat die Art des Bauens, von der in diesem Werke zu handeln sein wird, d. h. die Kuppel über dem Quadrat als herrschender Baumitte sich von Armenien aus über das Mittelmeer und Europa verbreitet, ohne daß die armenische Ausstattung immer mit übernommen worden wäre. Vor allem hat die Renaissance die Grundsätze, die die Armenier am Beginn ihrer christlichen Zeit handhabten, etwa tausend Jahre später wieder aufgenommen, überzog diese Bauten jedoch in der Art der Römer abermals mit den gar nicht zugehörigen griechischen Formen. Die Gefolgschaft, die wir Italien darin leisteten, beginnt jetzt allmählich abzubröckeln. Künstler wie Kunstforscher nehmen neuerdings so weit Abstand von der Antike und dem Süden, daß sie auch noch für andere Kunstströmungen etwas übrig behalten. Wenn es sich überdies herausstellte, daß die Bauformen, die ich im vorliegenden Werke vorführe, im letzten Ende vielleicht ostarischen Ursprunges sind? Wird dann nicht zur Neugierde auch noch das Pflichtgefühl kommen, diesem vergessenen Zweige der Bauentwicklung ernstlich nachzu-

1) »L'art de bâtir chez les Romains«, S. 4 f. Vgl. »L'art de bâtir chez les Byzantins«.

2) Vgl. meine »Bildende Kunst des Ostens«, S. 28 f., und »Altai-Iran und Völkerwanderung«, S. 226 f.

gehen, von Seite der Baufachleute ebenso wie der der Geschichtsforscher? Wir werden dann, wie von Mesopotamien aus auf die Spur unseres mittelalterlichen Gewölbebaues[1]), so von Armenien aus auf den Ursprung der wichtigsten Gattung des abendländischen Kuppelbaues seit der Renaissance kommen. Das vorliegende Werk will diesen Weg zu zeigen versuchen.

Soweit die wissenschaftliche Absicht; der künstlerischen, die ich obenan stellte, hat schon im vorigen Jahrhundert in einer geistig sehr hochstehenden Zeit ein Wiener Naturforscher, Hermann Abich, ebenso beredt wie unbefangen Ausdruck gegeben, als er 1844 unter dem Eindrucke der verfallenen Hauptstadt der Bagratiden, Ani, aus Tiflis schrieb: »Wir suchen und sinnen bei dem Entwurfe unserer Kirchenbauten so viel und bringen meist nur schlecht Erborgtes, wenig innerlich Empfundenes und Überstudiertes heraus; wie möchte man doch bei dem Anblick dieser altarmenischen Tempel wünschen, daß auch ihnen einmal, als Muster für unsere Zeit, eine aufmerksamere Würdigung zuteil würde. Wo wird man in dieser, wie doch in so mancher anderen Richtung der Kunst, wohl anders das Schöne und zweckmäßig Befriedigende finden, wenn nicht in der erhabenen und einfachen Durchführung solcher und ähnlicher Gedanken, wie sie sich in den Blütenperioden sinniger christlicher Völker der Vorzeit in Dombauten wie zu Ani und anderen verkörperten?« Abich hat damals noch nicht ahnen können, daß es nicht das Schöne und Zweckmäßige allein, sondern vor allem der Baugedanke, die Kuppel über dem Quadrat in Gußmauerwerk mit Plattenverkleidung, werden sollte, die den altchristlichen Bauschöpfungen der Armenier die Beachtung der heutigen Zeit sichern dürfte.

2. Die bisherige Forschung über armenische Baukunst. (Die Arbeiten Thoramanians.)

Es hat eine Zeit gegeben, in der die Denkmäler der armenischen — und georgischen — Kunst viel lebhafter beachtet wurden als in den letzten Jahrzehnten. Das war jene goldene Zeit der wissenschaftlichen Arbeit, als im zweiten Viertel des vorigen Jahrhunderts die Forschung noch mehr den Blick auf das Ganze richtete, die Zeit des Geographen Carl Ritter[2]), die zugleich (1843) in der Kunstgeschichte ihren Niederschlag in Karl Schnaases »Geschichte der bildenden Künste« fand. Man nehme den dritten Band dieses großen, leider als Bruchstück zurückgelassenen Werkes zur Hand, wo auf Seite 320f. (der zweiten Auflage vom Jahre 1869) ein eigener Abschnitt über »Die Kunst in Armenien und Georgien« handelt, und wird überrascht sein, eine unsere Zeit beschämende Fülle von Literatur benutzt zu finden. Schon der Titel zeigt, daß man bis dahin die beiden kaukasischen Gebiete nicht trennte. In den drei Reisewerken, die Schnaase die Unterlage seiner Arbeit boten:

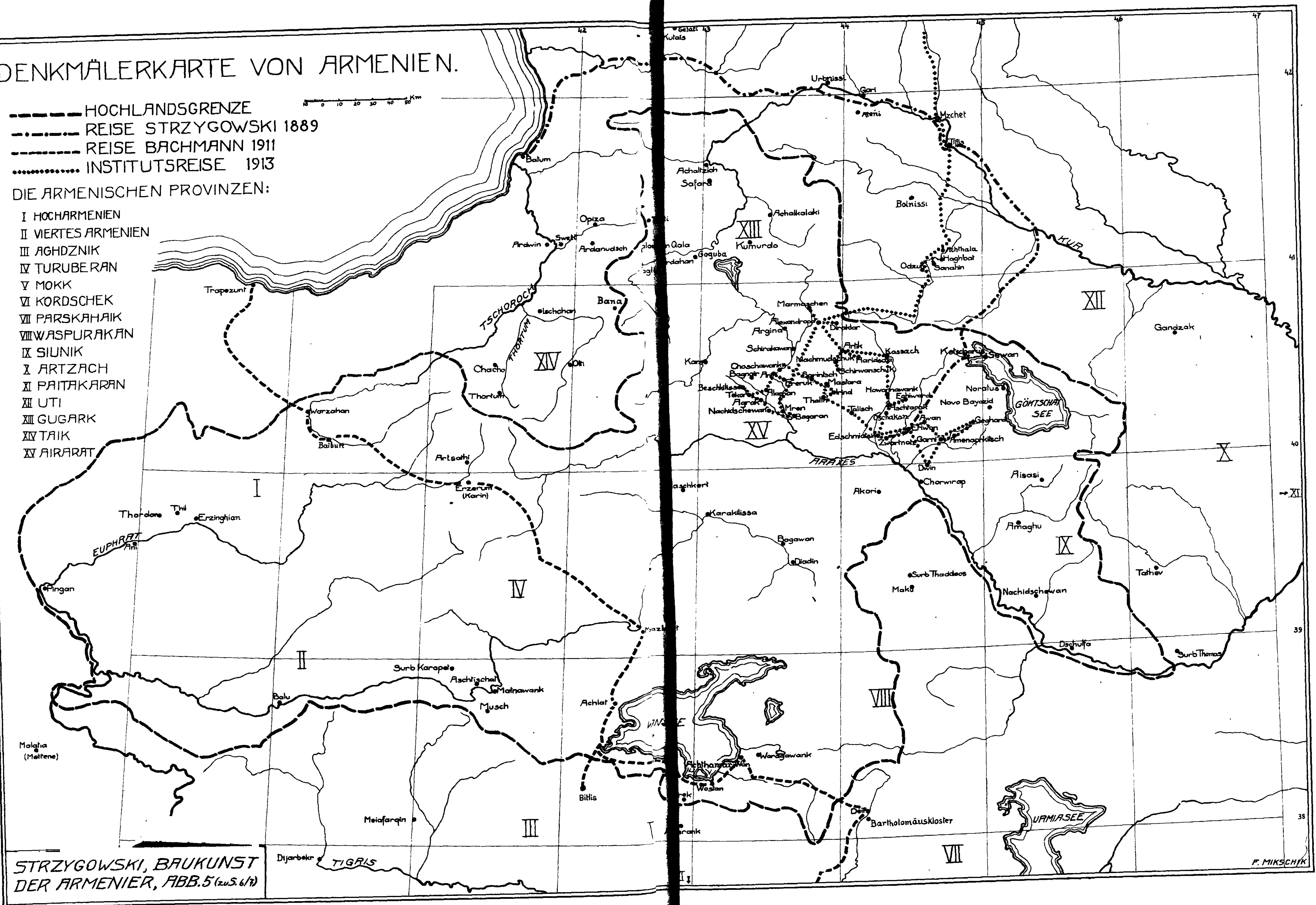
1. D. Grimm: »Monuments d'architecture en Géorgie et en Arménie«, St.-Pétersbourg 1864,
2. M. Brosset: »Rapports sur un voyage archéologique dans la Géorgie et dans l'Arménie exécuté en 1847–1848«, St.-Pétersbourg 1851 (dazu ein Atlas du voyage 1850),
3. F. Dubois de Montpéreux: »Voyage autour du Caucase, chez les Tcherkesses et les Abkhases, en Colchide, en Géorgie, en Arménie et en Crimée«, 5 Bände und Atlas, Paris 1839 bis 1843,

steht immer Georgien nicht nur im Titel, sondern vor allem wegen der leichter zu erreichenden und in unbegrenzter Fülle vorhandenen Denkmäler voran, so daß Armenien nicht recht zur Geltung kommen konnte. Daran hat auch die Forschung der letzten Jahrzehnte nicht viel geändert. Georgien erfreute sich der besonderen Fürsorge von russischer Seite. Schon Brosset richtet den ersten Band seines Werkes an den damaligen Unterrichtsminister und Präsidenten der Akademie, den Grafen Uwarov. An diesen Namen ist dann auch jene wertvolle Folge von Bänden gebunden geblieben, die die Moskauer archäologische Gesellschaft, d. h. die Gräfin Uwarov, unter dem Titel »Materialien zur Archäologie des Kaukasus« (russisch) seit 1888 herausgibt. Bis 1909 waren zwölf Bände erschienen, die sämtlich Georgien behandeln. Auch Kondakov hat in seinen dem kaukasischen Kunstkreise gewidmeten Arbeiten Georgien allein bedacht[3]).

[1]) Vgl. mein »Kleinasien, ein Neuland« und »Amida, Beiträge zur Kunstgeschichte des Mittelalters«.

[2]) »Die Erdkunde«. Der Abschnitt über Armenien, Bd. VII, I, S. 285.

[3]) »Alte Architektur Grusiniens« (russisch), Moskau 1876, und »Beschreibung alter Denkmäler in einigen Kirchen und Klöstern Grusiniens« (russisch), St. Petersburg 1890.



STRZYGOWSKI, BAUKUNST DER ARMENIER, ABB. 5 (zu S. 6/7)

Es muß gleich hier, am Kopfe der ganzen Arbeit, betont werden, daß eigentlich eine völlig reinliche Scheidung zwischen armenischer und georgischer Kunst notwendig wäre, obwohl beide auf das engste verwandt und oft kaum zu trennen sind. Auch in der vorliegenden Arbeit aber werden bisweilen Denkmäler aus Georgien mit herangezogen werden müssen, dann nämlich, wenn es außer Zweifel steht, daß Armenien der gebende Teil war. Der umgekehrte Fall scheint in der Zeit, mit der sich diese Arbeit beschäftigt, nicht oft vorgekommen zu sein. Im übrigen muß man sich vor Augen halten, daß Georgien, wie es nach Einführung der armenischen Schrift durch Maschtotz (Mesrop) von diesem ebenfalls ein eigenes Alphabet erhielt, so auch in der bildenden Kunst bei allem Zusammengehen mit Armenien gewiß zum Teil eigene Wege einschlug, vor allem, weil es sowohl mit Persien wie mit Antiochia und Byzanz eigene Verbindungen hatte. Ich werde die georgische Frage öfter gelegentlich zu streifen haben, richte aber grundsätzlich mein Augenmerk nur auf die altarmenische Kunst bis in das 11. Jahrhundert hinein.

Es darf vielleicht gesagt werden, daß das im Anschluß an meine erste Reise nach Armenien im Jahre 1889 erschienene »Edschmiatsin-Evangeliar« den Anstoß zur Entwicklung einer von Georgien getrennt geführten Forschung über die armenische Kunst gegeben hat. Ich freue mich, daß es die Armenier selbst waren, die seither die Erforschung ihrer Kunstdenkmäler in die Hand genommen haben. Zunächst hat ein Mönch von Edschmiatsin, Chatschik Dadian, im Jahre 1900 jene Kirche (Zwarthnotz) ausgegraben, deren Kapitelle ich im Kloster Edschmiatsin aufgefunden und in die Zeit Nerses III. (640 bis 661) datiert hatte[1]). Sie ist von Ter-Mowsessian in den Izvjestija der kaiserlich russischen archäologischen Kommission (russisch) VII (1903) veröffentlicht worden[2]). Schon bei Bearbeitung dieses Baues setzt die wissenschaftliche Arbeit jenes Mannes ein, der als der eigentliche Träger der Kunstforschung in Armenien im letzten Jahrzehnt betrachtet werden muß: Thoros Thoramanians. Da ich ausgiebig von seinen Arbeiten und Aufnahmen Gebrauch mache, sei über seine Persönlichkeit und seine Arbeiten Auskunft gegeben. Zunächst teilt darüber mein Gewährsmann Leon Lissitzian mit:



Abb. 6. Thoros Thoramanian.

Thoros Thoramanian ist 1864 in Schabin-Karahissar in Kleinasien als Sohn eines Kaufmannes geboren. Seine erste Bildung war eine ganz einfache. Schon von Kindheit an zeigte er große Neigung und Fähigkeit zum Zeichnen. Zwanzig Jahre alt, ging er, nachdem sein Vater gestorben war, mit Hilfe seiner Landsleute nach Konstantinopel, wo er als schlichter Holz- und Steinarbeiter seinen Lebensunterhalt verdiente. Zugleich bereitete er sich zur Prüfung für die Akademie der bildenden Künste in Konstantinopel vor, in die er dann im Jahre 1888 als Schüler der Architektur eintrat. 1893 absolvierte er diese Akademie mit Auszeichnung und war dann bis 1896 in Konstantinopel und nach den armenischen Metzeleien in Bulgarien und Rumänien als Architekt tätig. 1902 ging er nach Paris, hörte dort Vorträge über Kunst, besuchte Museen und las Bücher über die Geschichte der Kunst, besonders der Architektur. Hier lernte er auch den armenischen Philologen K. Basmadjian kennen, der ihm vorschlug, mit ihm eine archäologische Reise nach Russisch-Armenien, speziell nach Ani als Mitarbeiter zu machen. Thoramanian nimmt den Vorschlag an, verläßt die praktische Arbeit, die ihm die Mittel zum Leben gab, und geht auf die Reise, um die Denkmäler der alten armenischen Kunst kennen zu lernen. Was er in Ani sah, hat auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht. Zugleich war er überrascht, feststellen zu müssen, wie unvollständig und ungenau, ja oft geradezu falsch die Aufnahmen sind, die bisher in der Literatur bekannt waren. Thoramanian entschließt sich nun, in den Ruinen von Ani zu bleiben, um die Denkmäler genau und vollständig aufzunehmen. Basmadjian übernimmt es, für seinen Mitarbeiter die Lebenserfordernisse aufzubringen. Er hoffte, sie bei seinen Landsleuten sammeln zu können. Das gelingt ihm jedoch nicht. Er geht zurück nach Paris und läßt Thoramanian in Ani ohne Vorsorge.

[1]) Vgl. mein Werk »Byzantinische Denkmäler«, I, S. 10 ff.

[2]) Vgl. mein »Der Dom zu Aachen«, S. 33 f.



Aufnahme Thoramanian.

Abb. 7. Marmaschen, Hauptkirche mit den beiden Seitengebäuden: Ansicht von Osten.

Von nun an beginnen für Thoramanian schwere Tage. Die einmal angefangene Arbeit will er nicht lassen. Nach Möglichkeit unterstützte ihn der Mönch von Ani, Michael Ter-Minassian, indem er sein Brot mit ihm teilte. In einer kurzen Biographie Thoramanians berichtet Professor Marr [1]), was Thoramanian alles zu erdulden hatte, indem er im kalten, ungeheizten Zimmer wohnte, wo er während der Regenzeit durchnäßt wurde, und zudem tagelang hungern mußte. Da es unmöglich war, länger in Ani zu bleiben, ging Thoramanian nach Edschmiatsin. Hier empfing man ihn, da er schlecht gekleidet, müde, halbkrank und ohne Zeugnis irgend einer Hochschule war, ziemlich skeptisch. Zu dieser Zeit hatte Chatschik Dadian die Ausgrabungen der Kirche Nersès III. in Zwarthnotz noch nicht beendet. Er lud Thoramanian ein, den Grundriß dieser Kirche zu zeichnen. Da aber Thoramanian sah, daß wesentliche Teile noch fehlten, setzte er die Grabungen fort, so daß ein Teil der Ausgrabungen in seiner Gegenwart vorgenommen wurde. Als nun Thoramanian seine Rekonstruktion dieser runden Kirche anfertigte, wurden Stimmen laut, die ihn als einen Phantasten bezeichneten. Da andere Architekten die Rekonstruktion verwarfen und den dreistöckigen Aufbau mit dem armenischen Tambur und der Kuppel als unmöglich bezeichneten, schnitt Chatschik den oberen Teil des Projektes einfach mit der Schere weg. Thoramanian ließ über seine Auffassung einen Aufsatz mit Abbildungen drucken [2]). Die spätere Ausgrabung der runden Kirche des Königs Gagik in Ani durch Professor Marr, die nach den Zeugnissen der Zeitgenossen eine Kopie der Kirche Nerses III. war, hat die Rekonstruktion und die Vermutungen Thoramanians durchaus bestätigt.

Von 1905 bis 1909 arbeitete Thoramanian gemeinsam mit Professor Marr in Ani und Umgebung. 1908 schickte er alle seine Aufnahmen nach Petersburg, wo sie von der kaiserlich russischen archäologischen Kommission eingehend untersucht und geprüft wurden. Die Kommission beschloß

[1]) I. Anhang zum Protokoll der Sitzung der historisch-philologischen Abteilung der Akademie der Wissenschaften in Petersburg vom 21. Mai 1908.

[2]) Armenische Zeitschrift »Murdsch«, Tiflis, 1905, Nr. 5, S. 185 bis 197.



Abb. 8. Kassach, Längsgerichtete Tonnenkirche: Ansicht von Norden.

einstimmig, daß sie die große wissenschaftliche und künstlerische Bedeutung der Zeichnungen und Messungen des Künstlers Thoramanian anerkenne und die Fortsetzung seiner Arbeiten in Ani im Interesse der Wissenschaft und der Kunst äußerst wünschenswert finde[1]). Seit 1909 arbeitete Thoramanian allein, indem er — auf das Allernotwendigste angewiesen — sechs, sieben warme Monate in den Ruinen und den Dörfern, in denen die Denkmäler stehen, blieb und reiste, im Winter aber in Alexandropol die Aufnahmen rein zeichnete und seine Texte schrieb. In den letzten Jahren vor dem Kriege waren seine Lebensbedingungen derart arg, daß an regelmäßige wissenschaftliche Arbeit kaum zu denken war. Von den Denkmälern des 10., 11. und 13. Jahrhunderts, die er in Ani vorgefunden hatte, ging Thoramanian zu den älteren Denkmälern des 7., 6. und 5. Jahrhunderts über. Zur Vervollständigung seiner Arbeit betrachtet er die noch ausstehende Aufnahme einiger Denkmäler dieser ältesten Zeit als unerläßlich.

Thoramanians literarische Arbeiten sind folgende:

1. »Die Kirche Zwarthnotz (von Nerses III.)« in »Murdsch« (armenisch) 1905, Nr. 5, Seite 186 bis 197, mit 4 Abbildungen.
2. »Die Kathedrale von Edschmiatsin«, zuerst in den Schriften der östlichen Abteilung der kaiserlich russischen archäologischen Gesellschaft, russisch gedruckt, dann armenisch in der »Ethnographischen Zeitschrift« (Azgagrakan Handes), Tiflis 1910, Seite 1 bis 24, mit 10 Abbildungen.
3. »Das Kloster Horomos« (armenisch), Seite 1 bis 16, Alexandropol 1911.
4. »Über die Kirchen von Tekor, Bagaran, Ervandakert« in der armenischen Zeitung »Achurean«, Alexandropol, Jahrgang 1909.
5. »Die Kirche von Tekor« (armenisch), Tiflis 1911, Seite 1 bis 106, mit 34 Abbildungen im Texte.
6. »Über die Vorhalle und anderes in den ältesten armenischen Kirchen« (armenisch), im »Azgagrakan Handes«, Band XXI, (Tiflis 1911), Seite 5 bis 33.

[1]) I. Anhang zum Protokoll der Sitzung der historisch-philologischen Abteilung vom 21. Mai 1908, laut Protokoll der Sitzung der Kommission für die Untersuchung der Aufnahmen der Altertümer von Ani des Künstlers Thoros Thoramanian vom 10. Mai 1908.

7. »Die Epochen der armenischen Architektur« (armenisch), Zeitschrift »Anahit«, Paris 1911, H. 1 bis 2, Seite 1 bis 25, mit 7 Abbildungen.

8. »Die neuesten Meinungen über die armenische Architektur« (armenisch), »Anahit«, Paris 1911, H. 9 bis 12, Seite 197 bis 220.

9. »Ani — eine Stadt oder eine Festung?« (armenisch) Tiflis 1912, Seite 1 bis 116.

Außerdem hat Thoramanian eine Menge Berichte und Aufsätze in verschiedenen armenischen Zeitschriften gedruckt, besonders in »Mschak«, Tiflis, Jahrgänge 1904 ff; »Huscharar«, Tiflis 1907, 1908, 1909; »Achurean«, Alexandropol 1908, 1909 ff. Ferner schickte er Berichte an Professor Marr, die in Petersburg gedruckt wurden.

Soweit Lissitzian. Ich lernte Thoramanian durch einzelne seiner Schriften kennen, die er mir öfter zusandte, dann 1911 brieflich. Im Frühjahre 1913 war er mit Hülfe von Freunden und auf die Zusage eines leider sehr mageren Seminarstipendiums hin auf Betreiben von Lissitzian mit einem Teil seiner Zeichnungen nach Wien gekommen. Er sprach etwas französisch, war bald heimisch in meinem Institut, ordnete dort seine Aufnahmen und las viel in der Bibliothek der Wiener Mechitaristen. Am Schlusse des Sommersemesters, in dem wir unter Benutzung seines Materials Übungen über armenische Kunst abgehalten hatten, beschlossen wir die Herausgabe eines großen Sammelwerkes der armenischen Denkmäler auf Grund der bereits vorhandenen und noch zu beschaffenden Aufnahmen Thoramanians. Mit diesem umfassenden, an die laufende Mitarbeit von Thoramanian auch im Texte gebundenen Werke, dessen Mittel in armenischen und russischen Kreisen aufgebracht werden sollten, hat die vorliegende Arbeit nichts zu tun. Sie soll vielmehr vorerst das Interesse Europas auf die armenische Architektur hinlenken und damit den Boden bereiten, auf dem dann die große Veröffentlichung der Armenier durch Thoramanian selbst zu erfolgen hätte.

War das Ziel meiner Arbeiten über Kleinasien, Mschatta, Amida und Altai-Iran ganz allgemein das, die Forschung in jenen Gebieten mit aller gebotenen Entschiedenheit anzuregen, so möchte ich diesmal außerdem, daß sich Kreise fänden, die den nationalen Bestrebungen der Armenier und Thoramanians im besonderen, soweit sie die Bekanntmachung ihrer wichtigen Kunstdenkmäler betreffen, hülfreich beispringen. In Russland wurde das vergebens versucht. Ich denke, wir in Österreich und Deutschland würden damit nur etwas erfüllen, das als Frucht des großen Ringens reif werden sollte: die Brücke wieder aufzurichten, die einst den Norden Europas über das schwarze Meer hinweg mit Asien verband[1]). Es wird hoffentlich nach dem Kriege eher zu erreichen sein — auch von armenischer Seite her — was ich im September 1913 durch Vorträge in Alexandropol und Tiflis durchzusetzen hoffte: die nötigen Gelder flüssig zu machen, durch die es Thoramanian ermöglicht werden soll, sein Lebenswerk durchzuführen. Bei meiner Abreise hatte sich in Tiflis unter dem Vorsitze des Bischofs von Tiflis, Mesrop Ter-Mowsessian, zu diesem Zwecke ein Ausschuß gebildet. Er war in seiner Tätigkeit durch das bald darauf stattfindende 1500jährige Jubiläum des armenischen Schrifttums behindert worden. Ich hoffe, der eifrigste Förderer dieser Absichten, Direktor Lissitzian, der Vater Leons, werde zusammen mit Bischof Mesrop bei gelegener Zeit des Märtyrers der altchristlichen Kunstdenkmäler Armeniens, Thoramanians, nicht vergessen. Möge die Zeit nach dem Kriege ihn noch schaffenskräftig unter den Lebenden finden.

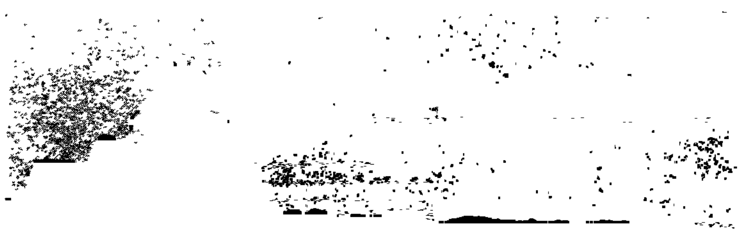


Abb. 9. Haridscha, Kloster und Dorf: Ansicht von Südwesten.

Auch N. J. Marr, dem ich meine Bitte um Förderung Thoramanians in Petersburg (Ostern 1914) persönlich vortragen konnte, hat sich sofort zum Eingreifen bereit erklärt, indem er zunächst

[1]) Vgl. mein »Die bildende Kunst des Ostens«, S. 76 f., und »Altai-Iran«, S. 306 f.

auf meinen Antrag eine Summe flüssig machte, die Thoramanian ermöglichen sollte, an die Aufnahme der unveröffentlicht daliegenden Ausgrabungen des Archimandriten Chatschik zu schreiten. Der Krieg kam dazwischen; ich weiß nicht, wie weit Thoramanian den Auftrag ausführte.

Ich habe Thoramanian vorgeschlagen, topographisch vorzugehen und zunächst seine durch Lichtbilder zu ergänzenden Aufnahmen von Ani, an die Hunderte von gewissenhaft ausgeführten Blättern nach den einzelnen Bauwerken zu veröffentlichen[1]). Dann liegt fast fertig da das Material für das benachbarte Kloster Choschawank[2]). Thoramanians Haupttätigkeit richtet sich aber jetzt freilich auf die in diesem Bande übersichtlich vorgeführten ältesten Bauten. Er hat uns auf der Reise zu denen geführt, die er aufgenommen hatte — sie dürfen hier mit seiner Einwilligung aus seinem Vorrate in den Hauptabmessungen gebracht werden; weiter aber zu einem Teile des großen Restes, den er selbst noch nicht aufgenommen hatte. Unverdrossen stellte er sich in den Dienst unserer Aufgabe, photographierte und maß mit dem Leiter zusammen. Was wir sonst geben können, sind außer den Lichtbildern nur flüchtige Reiseaufnahmen. Man mag an ihnen ermessen, welche Arbeit Thoramanian noch zu leisten übrig bleibt. Ich sende dieses Buch als Vorläufer in die wissenschaftliche Welt mit dem Wunsche, demjenigen, der am meisten dazu beitrug, diesen ersten Schritt zu ermöglichen, die Wege zu ebnen.

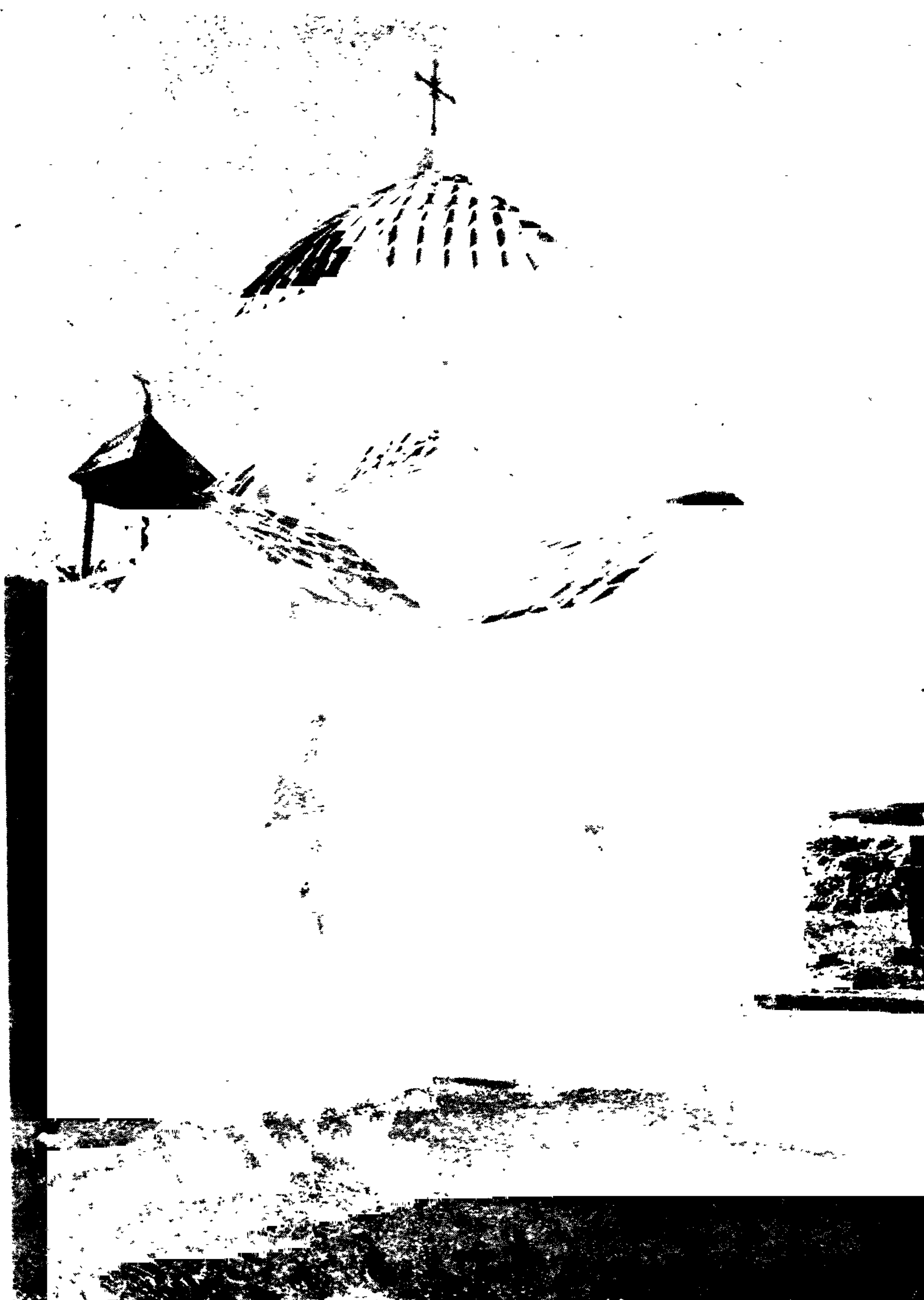


Abb. 10. Aschtarak, Kuppelkirche: Ansicht von Südosten. Aufnahme Smirnov.

[1]) Ich entnehme diesem Material lediglich die Grundrisse und einzelnen Schnitte der wichtigsten Bauten, weil sie, öfter, aber ungenau wiedergegeben, doch wohl von Thoramanian selbst gern für diesen Zweck zur Verfügung gestellt worden wären. Im übrigen sind von seinen Zeichnungen nur vereinzelte Proben gegeben, die immer als solche gekennzeichnet sind.

[2]) Ich entnehme diesem Material wieder lediglich einen Grundriß und ein paar Lichtbilder. Im allgemeinen sei bemerkt, daß ich alle Lichtbildaufnahmen, die ich Thoramanians Vorrat verdanke, mit seinem Namen zeichne, da ich nicht angeben kann, woher er selbst sie nahm.



Abb. 11. Zwarthnotz, Kirche und Palast: Gesamtansicht von Westen.

Neben den Arbeiten von Thoramanian tritt alles zurück. Immerhin sind sie nicht die einzigen, die der Forschung über armenische Kunst Bahn gebrochen haben. Auch der jetzige Bischof von Tiflis, Mesrop Ter-Mowsessian, hat im Anschluß an die seit 1889 eingetretene Wendung und seine Veröffentlichung über die Ausgrabungen von Zwarthnotz[1]) ein Buch herausgegeben, das in armenischer Sprache ausführlich auf die altchristlichen Kirchenbauten Armeniens eingeht. Es ist dem Buche auch ein russischer und deutscher Anhang unter dem Titel »Edschmiatsin und die ältesten armenischen Kirchen«, Edschmiatsin 1907, angehängt.

Neuerdings ist dann 1911 ein Tafelwerk mit russischem Texte, »Denkmäler der altarmenischen Architektur in Photographien und Zeichnungen«, unter der Leitung von G. D. Grimm, herausgegeben von L. Egiazarov und R. Martirosjantz, erschienen, das in 50 Tafeln einen guten Einblick gibt. Es greift im wesentlichen auf die Monuments von D. Grimm, dem Professor der kaiserlichen Kunstakademie in Petersburg von 1864, zurück, ergänzt es nur durch einige ausgezeichnete Photographien. An letzteren herrscht nun geradezu Überfluß. Ich ziehe öfter die künstlerisch bisweilen leider recht unzulänglichen Aufnahmen der Firma Jermakov in Tiflis heran, immer unter Angabe ihrer Nummer. Von besonderem Nutzen wurde mir ein doppelbändiges Album »Kaukasische Ansichten«, das, aufgenommen von Dr. Nahapetian, gerade die ältesten Kirchenbauten umfaßt. Diese Folge war auch Hauptquelle für das 1914 erschienene Werk von Rivoira, »Architettura musulmana«, worin Seite 189 f. ein Abschnitt über die älteste armenische Kunst eingeschaltet ist, mit dem ich mich nachfolgend wiederholt auseinanderzusetzen haben werde. Ich benutze ferner das Stereoskopalbum über Ani von Kürkdschian und einzelne Lichtbilder aus dem Vorrate von Thoramanian. Den festen Stamm freilich bilden die Aufnahmen, die auf der Forschungsreise meines Institutes 1913 angefertigt wurden.

Es wäre zu wünschen, daß sich auch für Armenien ein so energischer Führer der Arbeit fände,

[1]) »Ausgrabungen der Kirchenruine des hl. Gregor bei Edschmiatsin« (russisch) in den Izvjestija der kaiserlich archäologischen Kommission, VII (1903).



Abb. 12. Garni, Syrisch-römischer Tempel: Vorderansicht.

wie es die Gräfin Uwarov für Georgien geworden ist. Möchte eine der Früchte des Krieges sein, daß die Armenier in die Lage kämen, ihr völkisches Leben im vollen Ausmaße pflegen und den erhaltenen wertvollen Denkmälern einer großen Vergangenheit die nötige Beachtung und Obsorge zuwenden zu können. Sie sind von Haus aus Arier und sollten, auf dem alten Arierwege nach Iran und Indien liegend, mit unserer Unterstützung rechnen können. Wenn es gelänge, ein unabhängiges Armenien erstehen zu lassen, so würden die Armenier sicher bald in Massen Träger jener hohen Kultur werden, die sie in Tiflis so glänzend anzubahnen wußten.

Während des Krieges sind zwei Arbeiten erschienen, die auf die armenischen Denkmäler Bezug nehmen, G. Millet, »L'école grecque dans l'architecture byzantine«, 1916[1]) und Th. Kluge, »Versuch einer systematischen Darstellung der altgeorgischen Kirchenbauten«, 1918[2]). Ich habe beide noch während der Drucklegung benutzen können. Millet hat ganz recht, wenn er (Seite IX) beklagt, daß wir den Euphrat und Tigris entlang gegangen seien, »mais ils ont à peine effleuré une région des plus riches, des plus instructives pour nous; ils ont laissé dans l'ombre un autre passé glorieux, qui éveille aussi dans nos coeurs une émotion douleureuse, celui de l'Arménie«. Millet konnte die Lichtbilder Jermakovs benutzen, aber seine Mitarbeiter, Macler und Maxudiantz, haben ihn nur notdürftig über das Alter der bekanntesten Bauten und deren Grundformen aufklären können. Infolge dessen zeigt sich in seinem Buche die armenische Kunst zwar wertvoll verwebt in die Entwicklung des Hellenischen, wie ich es schon in meinem »Amida« mit dem Orient überhaupt tat, aber die Bauten sind vielleicht noch weniger als bei Kluge irgendwie in der geschichtlichen Abfolge erfaßt. Man erhält auf diese Art nicht im entferntesten eine Ahnung ihrer auch für Europa so bahnbrechenden Bedeutung. Das vorliegende Werk hofft, diese Lücke so gründlich als es heute in schwerer Zeit möglich ist, auszufüllen.

[1]) Bibliothèque de l'école des hautes études, Sciences religieuses, Vol. XXVI.

[2]) Inaugural-Dissertation der technischen Hochschule zu Braunschweig, 1918.

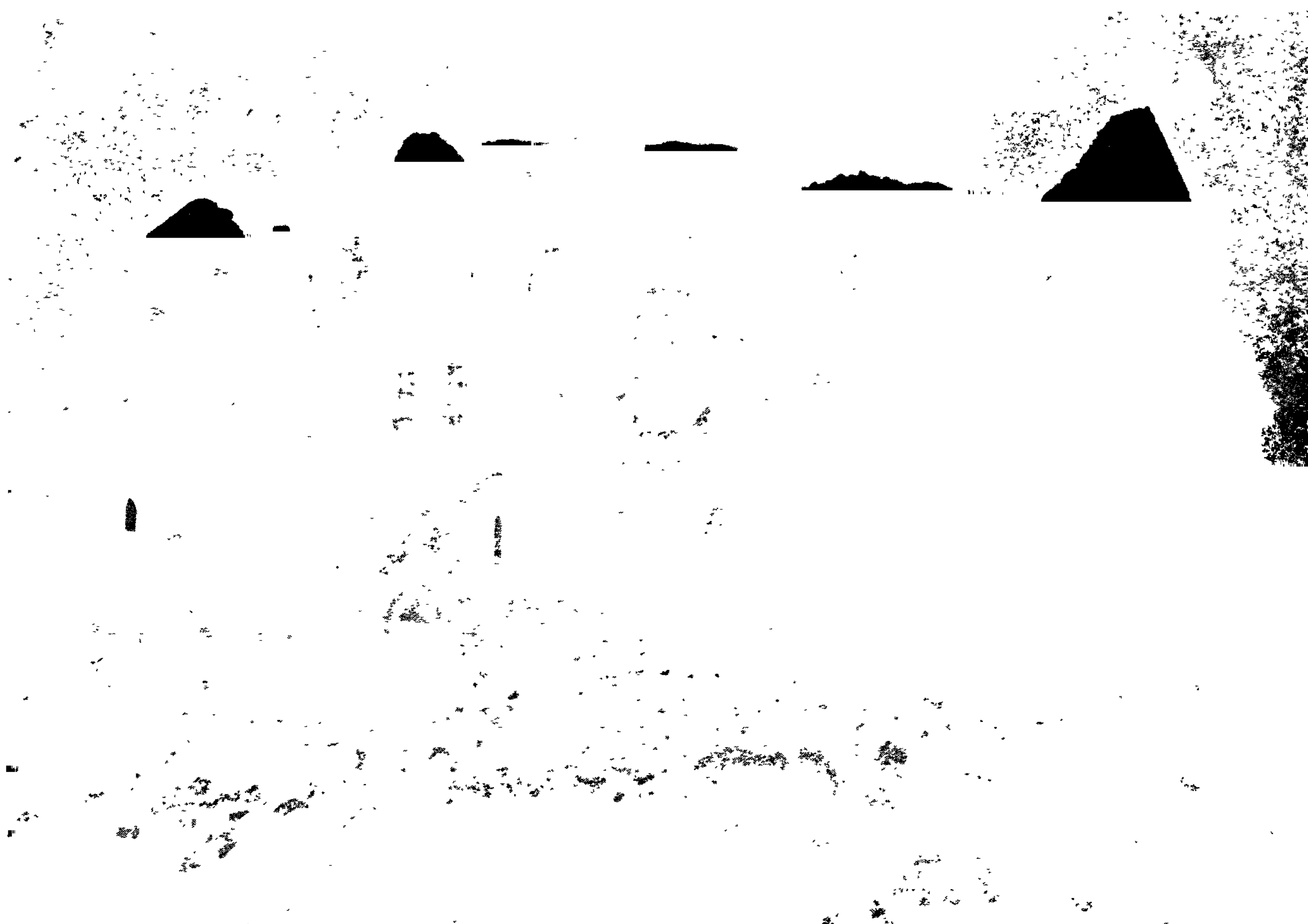


Abb. 13. Thalisch, Kathedrale (Kuppelhalle): Ansicht von Südosten. Aufnahme Nahapetian.

3. Die Forschungsreise des kunsthistorischen Instituts der Wiener Universität (Lehrkanzel Strzygowski) im Herbste 1913.

Im Sommersemester 1913 hatten wir im kunsthistorischen Institute Seminarübungen über armenische Kunst abgehalten, an denen sich neben Thoramanian auch Lissitzian beteiligte, der das historische Material und besonders die Inschriften vorzuführen hatte. Zugleich wandten wir uns an das k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht mit der Bitte, eine im Herbst fünf Mann hoch zu unternehmende Forschungsreise in die russischen Gebiete Armeniens durch einen Zuschuß fördern zu wollen. Da wir wohlwollendes Entgegenkommen fanden und bald über die allernötigsten Geldmittel verfügten, so reisten die beiden armenischen Mitarbeiter mit Schluß des Sommersemesters voraus, um die Reise im Lande selbst vorzubereiten. Ich folgte mit dem Kunsthistoriker Dr. Heinrich Glück und dem Ethnologen Dr. Edmund Küttler am 7. September nach.

Zweck der Reise war, die ältesten armenischen Kirchenbauten bis etwa zum Jahre 1100 aus eigener Anschauung zum Zwecke einer Institutsarbeit kennen zu lernen, die Aufnahmen von Thoramanian auf ihre Verläßlichkeit hin zu prüfen und durch Lichtbilder zu ergänzen, bzw. Fehlendes nachzutragen. Indem ich diese Reise in Schlagworten beschreibe, benutze ich die Gelegenheit, an der Hand von Abbildungen einleitend einen Gesamteindruck der armenischen Denkmälerwelt zu vermitteln. Sie gehört, wie durch Inschriften und geschichtliche Nachrichten belegt wird, in der einen Hauptgruppe dem 7. oder den vorausliegenden Jahrhunderten an, in der zweiten der Blüte der Bagratidenzeit, die ihren Höhepunkt im 10. Jahrhundert hatte. Jüngere Bauten lasse ich im vorliegenden Werke gern grundsätzlich weg. Davon später ausführlich. In der beigedruckten



Abb. 14. Thalisch, Kathedrale: Innenansicht der Kuppelhalle vom Westeingang her.

Kartenskizze (Abb. 5) ist unsere Reise neben meiner ersten, 1889 durchgeführten und einer Forschungsreise von Bachmann, der 1911 den Südwesten von Armenien durchquerte (»Kirchen und Moscheen in Armenien und Kurdistan«), eingetragen.[1] Ich halte mich für verpflichtet, indem ich unseren Weg beschreibe, der Namen derer zu gedenken, die durch Entgegenkommen oder Gastfreundschaft die ganze Studienreise überhaupt möglich gemacht haben.

Wir langten am 11. September in Tiflis an. Die Besorgung des offenen Briefes an die Behörden und der Erlaubnis zum Photographieren, zwei Feiertage überdies, hielten uns lange auf. Die Eltern unseres Mitgliedes Lissitzian haben uns in Tiflis wie Familienangehörige aufgenommen und Bischof Mesrop, der deutschen Gelehrtenwelt besser unter dem Namen Ter-Mowsessian bekannt, lieh uns gern seinen Rat. Auch haben wir dem österreichisch-ungarischen, bzw. deutschen Konsulat für alles Entgegenkommen zu danken.

Endlich konnten wir abreisen und langten am 14. bei Thoramanian in Alexandropol an. Sofort wurde mit dem Kutscher »Sergo« für die ganze Reise abgeschlossen und noch am Vormittage zu Wagen und zu Pferd die Fahrt nach Marmaschen angetreten. Die öde Wüstenreise bei glühender Hitze galt als Probeunternehmung. In 1½ Stunden erreichten wir das hohe Ufer des Arpatschai (Achurean) mit der Festung und der bekannten Keilinschrift im Felsen. Unten im Tale lag das Dorf und am Südende die alte Kultsiedelung. Küttler machte sich an volkskundliche Studien, während Thoramanian ans Photographieren, Lissitzian an die Inschriften ging, ich mit Dr. Glück die Gesamtheit der Bauten und die Einzelheiten vornahm. Diese Einteilung blieb im wesentlichen für die ganze Reise aufrecht. Die Hauptkirche von Marmaschen, vor der man eben Taubenopfer brachte, steht an der mächtigen Dorfquelle, der die Siedelung wohl, wie so oft im Orient festzustellen ist, ihr

[1] Im übrigen vergleicht man am besten stets die Karte von Lynch und Oswald bei Lynch, »Armenia, Travels and studies«, 1901.

Entstehen verdankt. Der Hauptkirche (Abb. 7) gliedern sich seitlich kleinere freistehende Kuppelbauten an, von denen der an der Nordseite zur Hälfte eingestürzt ist. Wir bekommen gleich ein bezeichnendes Bild der armenischen Trümmerwelt, in der weitaus die Kuppel vorherrscht. Obwohl die Bauten zu den jüngsten der in diesem Buche behandelten gehören — sie sind inschriftlich im 10. und 11. Jahrhundert entstanden — sind sie doch zum Teil stark von der Zeit mitgenommen. Man erkennt aber gerade an den verfallenen besser als an den gut erhaltenen Gebäuden die eigentümliche Werkart der Armenier: Gußmauerwerk mit Plattenverkleidung. Die Aufnahme (Abb. 7) zeigt die drei Bauten von der Rück-, das heißt von der Ostseite. Sie werden durch eine Mauer umschlossen. Der kleinere Südbau hat wie die Hauptkirche seine Kuppel bewahrt, am Nordbau erkennt man noch Reste ihres Ansatzes. Nordwestlich von dieser Baugruppe steht auf einem Hügel eine eingefallene Kuppelkapelle, davor zieht sich den Abhang hinab ein Friedhof gegen die Hauptbauten hin. — Den Abend verbrachten wir in Alexandropol in der gastfreundlichen Familie Karaniantz, einer gemeinsam lebenden, aus fünf Brüdern bestehenden Sippe. Hakop, einer der Brüder, besitzt eine kleine Sammlung von Altertümern aller Art, die eine Kammer und den Hof des weiträumigen Hauses einnimmt. Wir kommen jedoch kaum zur Besichtigung, so viel macht uns der von Speisen und Getränken überhäufte Tisch[1]), die vom »Tulumbaschi« geschickt angeregten Reden, der Tanz, die Musik und all die Liebenswürdigkeit der fast 80 Mitglieder zählenden Familie zu schaffen. Wardanusch, die Schönste des Festes, eine Gestalt, trunken von Jugend, wie der Frühling in Botticellis Liebesgarten, sollten wir bei der Rückkehr als Braut wiederfinden.

15. September. Statt um 5 Uhr kommen wir erst um 9 Uhr weg, Einkäufe und Aufpacken halten uns auf. Zuerst Steppe, dann die Abhänge des Alagös mit einzelnen Dorfoasen, endlich Artik, wo uns im Schulhause dicht an der großen Kirche eine überaus freundliche Aufnahme durch die Lehrerin Hajkanusch Darbinian erwartet. Der Ort ist kunstgeschichtlich außerordentlich wichtig. Uns beschäftigt in erster Linie die große Kathedrale. Die Nachmessung der Aufnahme Thoramanians ergibt Genauigkeit bis auf den Zentimeter. Wir machen gegen Abend den Ausflug nach Mahmudschuk. Die Aufnahme wird unten veröffentlicht; das gilt ganz allgemein, wo immer nachfolgend ein Ortsname genannt wird (Vgl. die Schlagwortreihe am Schlusse).

16. September. Während Glück und Lissitzian nach Schirwandschuk gehen, besuche ich mit Thoramanian und Küttler das Kloster Haridscha (Dorf Ghptschagh). Es liegt etwa 20 Minuten oberhalb Artik hoch über dem Zusammenfluß zweier Felstäler (Abb. 9), in die sich ein abgesprengter Fels malerisch neigt. Das Kloster, heute Schule, mit einer Gruppe von Kirchenbauten aus allen Jahrhunderten im Anschluß an die älteste Gregorkirche. Beachtenswert ein Grabobelisk mit wertvollen Reliefs. Er ist aus der Umgebung hierher gebracht. Das Kloster wurde für Wochen der Aufenthalt unseres Begleiters Küttler, der vorzog, an einem Orte zu bleiben, weil er so methodisch auf seinem Arbeitsgebiete mehr zu erreichen hoffte, als wenn er mit uns von Ort zu Ort zog. Lehrer Smbat Ter-Melkonian bot uns die liebenswürdigste Gastfreundschaft.

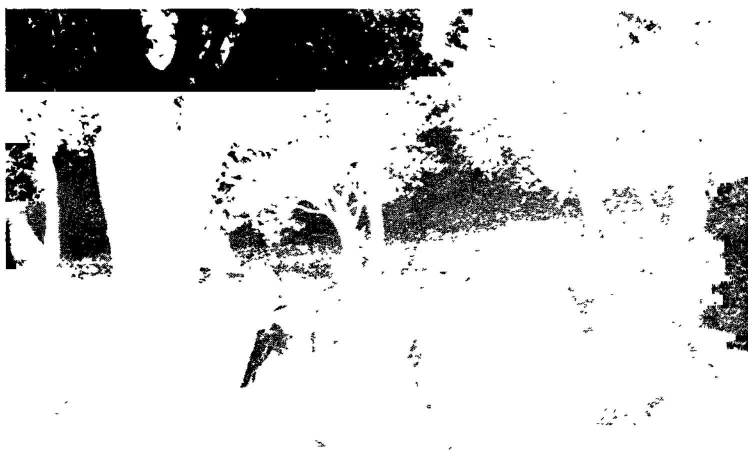


Abb. 15. Ailanlu: Mittagsrast unter Tataren.

Als mittags Glück und Lissitzian von ihrem sechsstündigen Ausfluge zurückkehrten, fuhren wir — nachdem noch die kleinere Kirche persischer Art von Artik aufgenommen war — ab und gelangten auf elenden Wegen in fünf Stunden über die Wasserscheide nördlich um den Alagös herum zum Ursprung des Kassachflusses, an dessen malerischen Quellen das Dorf Baschabaran (Kassach) liegt. Dort übernachteten wir im »Senat«, der Gerichtshalle.

17. September. Vormittag in Kassach mit vereinten Kräften Nachprüfung der Thoramanianschen Aufnahmen, die sich

[1]) Vgl. »Handes Amsorya«, XXVIII (1914), S. 3.

als unbedingt verläßlich erweisen und Einzeluntersuchungen. Photographische Aufnahme (Abb. 8) der dreischiffigen, einst tonnengewölbten Kirche. Besuch der Quellen, die auch sonst in dieser Gegend vollströmend aus dem vulkanischen Gesteine hervorbrechen. Um 3/42 Uhr Fortsetzung der Fahrt um den Alagös herum, dessen Lavaströme das Kassachtal vorübergehend ganz verlegt haben müssen. Um 1/46 Uhr langen wir bei dem Kloster Howannawank an, einem leider dem völligen Verfalle preisgegebenen Prachtbau, im wesentlichen aus dem 13. Jahrhundert. Wir können ihn schweren Herzens (wie in Haridscha, ohne uns auf Arbeiten einzulassen) lediglich rasch besichtigen, da er unserem Arbeitsprogramme wegen der jüngeren Entstehungszeit fernliegt und wir mit diesem allein schon genug zu tun haben. Die Gegend ändert sich beim Abstieg in die Eriwanebene vollständig. Der Öde folgt die üppigste Fruchtbarkeit, freilich durch künstliche Bewässerung im Hinblick auf den aus dem Garten entspringenden Privatbesitz mit tausend Mühen erzielt. Steter Blick auf den Eisgipfel des Masis (Ararat). Um 7 Uhr langen wir in Aschtarak an, einem aufstrebenden Ort, der in der Hauptstraße fast städtisches Leben zeigt. Der Bauer Geworg Chaladschiantz nahm uns gastfreundlich in sein Haus, in dem uns am Abend die Stimmung der Familienfeste eines Jordaens umfing.



Abb. 16. Thalin, Dreischiffiger Dreipaß: Nordwestansicht einer Strebenische mit Blendbogen.

18. September. Wir arbeiten in Aschtarak vom frühen Morgen an hoch über der Kassachschlucht in der dreischiffigen Ruine, die noch nicht aufgenommen war. Abbildung 10 zeigt eine andere Kirche von Aschtarak, einen kleinen Kuppelbau, der gut das Herauswachsen der Kuppel aus einem Grundquadrat mit angelegter Nischenverstrebung und dreistreifigen Flechtbändern an den Kranzgesimsen vorführt. Abfahrt nach dem zwei Stunden entfernten Eghiward jenseits des Flusses. Schlechte Straßen, Staub und Hitze. Dort hat Wardapet Chatschik vor Jahren zwei Kirchen ausgegraben, ohne sie zu veröffentlichen. Wir machen uns an deren Aufnahme, besuchen auch die schöne Doppelkirche des 13. Jahrhunderts und den großen alten Friedhof, überlassen aber einen entfernt im Norden sichtbaren Bau, über dessen Zeit und Bauform nur unsichere Nachrichten zu

erlangen waren, einer späteren Aufnahme durch Thoramanian. Um 6 Uhr zurück in Aschtarak und dann durch Weinberge im Mondscheine bergab nach Oschakan. Um $^1/_4$10 Uhr Ankunft im Patriarchatskloster Edschmiatsin, wo wir aufs beste, Thoramanian und ich als alte Bekannte, aufgenommen und verpflegt werden.

19. September. In Edschmiatsin. Wir arbeiten in der Kathedrale, die ich schon in »Das Edschmiatsin-Evangeliar« beschrieben habe, in der Gajane und der Bibliothek. Ich sehe nach vierundzwanzig Jahren das Edschmiatsin-Evangeliar wieder. Der Aufschwung des Patriarchatsklosters ist äußerlich ein außerordentlicher. Es ist inzwischen die Bibliothek und ein Museum gebaut worden, ein Palast für den Patriarchen begonnen, alle drei Bauten in großem Stile. Uns kommt besonders der Neubau der Fremdenherberge zu gute. Wir teilen sie mit einer englischen Mission, die unter Führung von Mr. Buxton nach Türkisch-Armenien ging, dann mit den als Touristen durchreisenden Herren Linja, einem bald darauf verstorbenen österreichischen Konsul, und Mr. Taigny, Sekretär im Ministerium des Äußern in Paris. Der Patriarch empfängt mich erst, als diese Herren abgereist waren. Wir unternehmen nachmittags den ersten Ausflug nach Zwarthnotz, das auf meine 1889 gegebene Anregung hin ausgegraben worden war. Welch großartiger Erfolg! Besichtigung des ausgedehnten Trümmerfeldes (Abb. 11), Abends bei Archimandrit Garegin Howsepian, dem Hüter der hl. Hripsime. Wir verbringen den Sonnenuntergang im Weingarten: Der Ararat im aufsteigenden Abend über der Ebene im Südosten, die Glut der scheidenden Sonne gegenüber, süße Trauben zu Füßen, dazu des hochwürdigen Herren aufopfernd liebenswürdige Persönlichkeit — es war ein Genuß ohne gleichen. Beim Tee besichtigen wir dann stundenlang Lichtbilder nach Architekturen, Steinkreuzen und Handschriften, vor allem aber die farbigen Kopien der Miniaturen, deren Herausgabe im Gange ist.

20. September. Frühzeitig nach Zwarthnotz zur Besprechung von Einzelheiten. Während meine Begleiter den Tag über zur Ergänzung und Nachprüfung von Thoramanians Arbeiten draußen bleiben, kehre ich um 10 Uhr mit Archimandrit Howsepian zurück, arbeite in der Bibliothek und habe dann die erbetene Audienz bei dem Patriarchen Geworg V (Surenian). Es lag mir daran, Seine Heiligkeit um moralische Unterstützung für die österreichische Forschungsreise und um Mittel zur Förderung der Arbeiten Thoramanians zu bitten, dessen aufopfernde vieljährige Tätigkeit von seinen Landsleuten viel zu wenig anerkannt und unterstützt würde. Seine Heiligkeit zeigte sich, als ich die Bedeutung der altarmenischen Kirchen für die Gesamtentwicklung der christlichen Baukunst auseinandersetzte, freundlich geneigt, meinen Wünschen Rechnung zu tragen. Wir erhielten die Bewilligung, das Museum zu besichtigen, und ich wurde auch von vier Bischöfen in die Schatzkammer der Kathedrale geleitet. Mittags bei Monsignore Howsepian, bei dessen Schätzen wir in lehrreichen Gesprächen bis abends beisammen blieben. Schließlich Aufnahme der alten Schoghakathkapelle. Abbildungen der Denkmäler von Edschmiatsin und Umgebung findet man in allen Handbüchern.

21. September. Fahrt über Eriwan-Awan nach Garni. In Eriwan kurzer Aufenthalt und Besuch der persischen Moscheen mit ihren parkartigen Höfen und des gänzlich dem Verfall preisgegebenen, herrlich gelegenen Sirdarpalastes. Dann nach kurzer Fahrt emsige Arbeit in dem Konchenquadrat von Awan, das noch nicht aufgenommen war. Nomadisierende Kurden bieten unterwegs buntfarbige Blickpunkte. Endlose Fahrt bergauf und -ab mit allerhand Wagenunfällen nach dem hoch in dem Gebirgstale des Garni liegenden gleichnamigen Dorfe. Unterkunft bei dem Bauer Wartan Kotscheiran Madat. Besichtigung der Tempelruine (Abb. 12).

22. September. Garni. Imponierende Lage hoch auf einem Basaltfelsen über der Talschlucht. Der römische Tempel auf dem aussichtsreichsten Punkte. Wir gehen getrennte Wege: ich mit Glück nach dem Höhlenkloster Geghard (Airivank) und zurück über Amenaprkitsch, beides beachtenswerte Bauten einer jüngeren Zeit; Lissitzian steigt hoch hinauf ins Gebirge, um vorgeschichtliche Steinreliefs aufzunehmen, von denen im Dorfe erzählt wurde. Thoramanian bleibt messend und photographierend zurück. Nachmittags arbeiten Glück und ich an der einschiffigen Kirche und dem Tempel, neben dem jüngere verfallene Kuppelbauten unsere Aufmerksamkeit fesseln.

23. September. Abfahrt. Im Tale des Garnitschai endlos abwärts nach Dwin, wo wir nach $4^1/_2$ Stunden anlangen und nicht gleich die Stätte der Ausgrabungen Chatschiks auffinden können. Endlich entdecken wir sie hinter einem Tatarendorf, das uns Brot verweigert. Bedeutende Ausdehnung der Kirche, die Grabungen sehr flüchtig und unvollendet. Große Schutthügel ringsum. Um $^3/_4$5 Uhr in Eriwan, um $^1/_2$9 Uhr zurück in Edschmiatsin.



Abb. 17. Mastara, Kuppelquadrat mit Strebenischen in den Achsen: Südwestansicht.

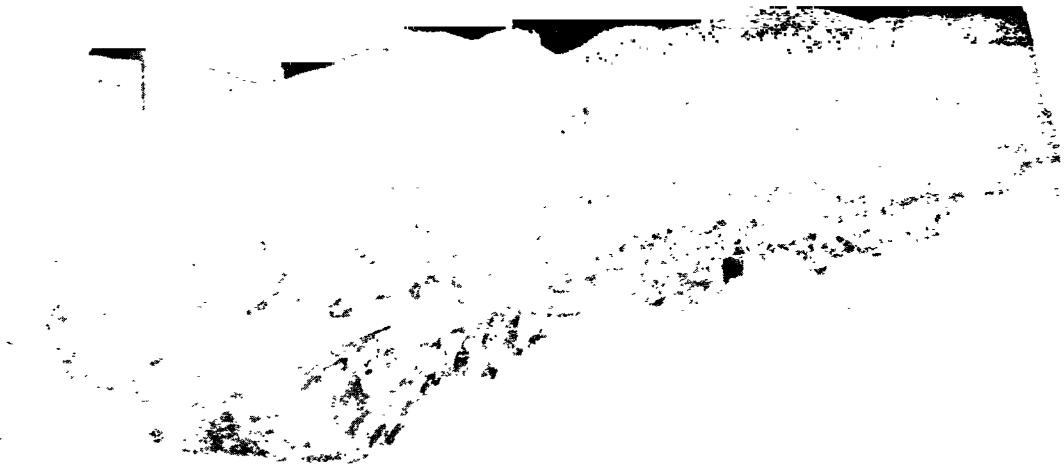


Abb. 18. Ani, Burghügel und Bauten: Ansicht vom mittleren Landtore aus. Aufnahme Nahapetian

24. September. Morgens Arbeit im Museum, dann um 11 Uhr Abreise. Zuerst durch die heiße staubige Ebene und dann bergauf durch Dörfer inmitten von Weinbergen und über öde Felsabhänge nach Thalisch, wo wir um 4 Uhr anlangen. Eifrige Arbeit mit vereinten Kräften an der großen Kirchenruine von 668 (Abb. 13) und den Spuren des Palastes. Nachtlager bei dem Priester Karapet Ter-Simonian, dessen Familie uns ihren Schlafraum überläßt und die sorgsamste Pflege widmet. Ich gebe (Abb. 14) auch gleich eine Innenansicht, um eine Vorstellung der großzügigen, rein baulichen Einfachheit altarmenischer Kirchen zu erwecken.

25. September. Früh morgens Beendigung der Arbeiten an der großen Kirche, dann um 9 Uhr Abfahrt nach Mastara, wo wir erst abends um 7 Uhr eintreffen nach einer abenteuerlichen, zum Teil nur durch das Entgegenkommen von Dorfbewohnern — Abbildung 15 zeigt unsere Mittagsrast beim Tatarendorfe Ailanlu — die den Wagen talab und bergauf mehr tragen als schieben, ermöglichten Fahrt. Wir hatten dabei Thalin, unser nächstes Arbeitsgebiet durchquert. In Mastara ergeben sich zum erstenmale Schwierigkeiten wegen der Unterbringung. Wir wurden überhalten, während uns sonst bisher stets eine geradezu vornehme Gastfreundschaft umfangen hatte. Besichtigung der alten Kirche (Abb. 17), die als der reinste Vertreter jener altarmenischen Bauform gelten kann, von der, scheint es, die ganze Entwicklung ihren Ausgang nimmt.

26. September. Während Thoramanian und ich die bisher nicht aufgenommene Kathedrale vermessen und photographieren, machen Glück und Lissitzian den sechsstündigen Ausflug nach dem Kurdendorf Irind, wo ein Achtpaß von großem Wert in Resten gefunden und aufgenommen wird. Wir treffen erst wieder in Thalin zusammen, wohin ich mit Thoramanian gleich nach dem Essen gefahren war. Vermessung der mächtigen Kathedrale (Abb. 16) und der kleineren Kirche daneben. Eine Einzelheit oben (Abb. 3). Abgearbeitet wie nie, finden wir die liebevollste Aufnahme im Hause des Priesters Etznik Dilanian, wo uns auch der Polizeichef Gesellschaft leistet.

27. September. Thalin, angestrengte Arbeit an den beiden, von Thoramanian noch unvermessenen



Abb. 19. Ani, Burg: Blick über die Südecke ins Achureanertal. Aufnahme Thoramanian.

Kuppelkirchen. Abfahrt um 11 Uhr 15. Zuerst geht alles glatt, aber gegen Abend verlieren wir hinter dem Dorfe Sarintsch den Weg und werden von den Bewohnern des Dorfes Burdaschen von einer Höhe herabgeholt. In stockfinsterer Nacht langen wir im Dorfe Choschawank am Arpatschai an und übernachten beim Priester.

28. September. Aufnahme der »Kyzyl Kilisse« im Dorfe Choschawank. Dann Übersetzen des Flusses Arpatschai und Fahrt nach dem Kloster Choschawank, das uns trotz alles architektonischen Reichtums — es ist die Grabkirche der Bagratiden und von Thoramanian genau aufgenommen — weniger beschäftigt als die alten Kirchen des Horomosklosters im Tale (Abb. 4). Mittags Festessen beim Priester und Weiterfahrt nach Ani, wo wir um ¾1 Uhr eintreffen, auf das freundlichste aufgenommen von dem guten Geiste des Ortes, dem Archimandriten Michael Ter-Minassian, der in der alten Königsstadt die Fremdenherberge leitet. Wir benutzen den Nachmittag zu einem Rundgange, wobei Thoramanian, der Ani sehr genau kennt und aufgenommen hat, unseren fachmännischen Führer abgibt.

29. September. Einzelarbeit mit Thoramanian in Ani. Da der kaiserliche Konservator von Ani, N. J. Marr in Petersburg, Auftrag gegeben hatte, uns alles sehen zu lassen, werden mir keinerlei Schwierigkeiten gemacht, in den Kirchen auch nicht beim Photographieren. Ani ist entschieden der Höhepunkt unserer Reise durch die Fülle der Denkmäler wie die unerhörte Schönheit der Landschaft. Ich gebe hier einige Aufnahmen. Abbildung 18 eine Ansicht der Stadt mit der Burg im Hintergrunde. Abbildung 19 ein Blick von der Burg über deren Südspitze hinweg ins Achureanertal, aus dem sich ein Fels mit den Trümmern einer Kirche erhebt. Abbildung 20 die in Abbildung 18 nicht sichtbare Kathedrale, von der Südostseite gesehen. Dazu Abbildung 21, eine Innenansicht nach dem Chore hin. Endlich, Abbildung 22, erhaltene Bauten des Hripsimeklosters auf dem Abhange nach dem Achureanertale zu. Überall werden die Befestigungen der Stadt sichtbar, die ihre unvergleichlich von der Natur gesicherte Lage noch erhöhen sollten. — Glück und Lissitzian machen einen Tagesausflug



Abb. 20. Ani, Kathedrale: Ansicht von Südosten. Aufnahme Thoramanian.

nach Ereruk zu der wertvollsten Basilika Armeniens (Abb. 23). Sie kehren erst abends mit reicher Ausbeute zurück.

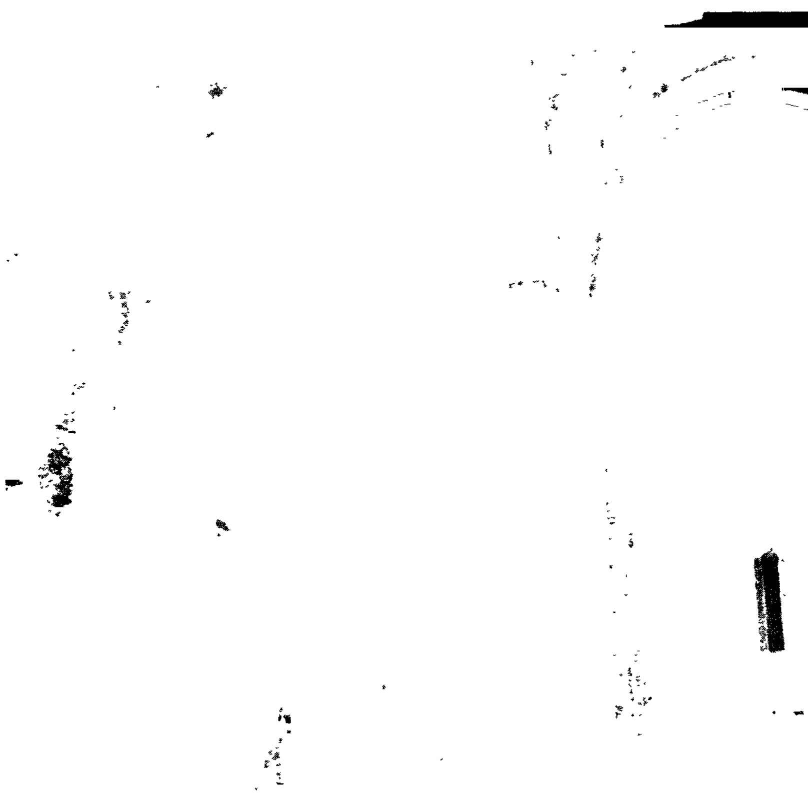
30. September. Ani, früh Mauerstudien. Wir verlassen den uns lieb gewordenen Ort um ¼8 Uhr früh, umkreisen die Stadt wegen der Flußtäler in weitem Bogen und fahren um ½10 Uhr an Mahasperd vorüber nach Alaman, wo von 11 bis 1 Uhr die alte Kirche vermessen wird. Um ¼3 Uhr halten wir — von einem uralten Priester, Johannes Ter-Eritzian, an der Brücke mit Psalmengesang eingeholt[1]), unseren Einzug in dem für uns so wichtigen Tekor. Sofort beginnt die Arbeit an der seit Thoramanians Aufnahme eingestürzten alten Kirche (Abb. 24 vor dem Kuppeleinsturz), die den Schlüssel zu manchen entwicklungsgeschichtlich wichtigen Fragen des altarmenischen Kirchenbaues bietet. Gegen Abend Marsch nach dem etwa eine Stunde entfernten Kloster Chtskonk (Besch Kilisse), wobei der Bauer Joachim Danielian unseren selbstlosen Führer durch die Flußtäler macht. Abbildung 25 zeigt die in Armenien oft wiederkehrende Häufung alter Denkmäler. Abends wieder zurück in Tekor, Festessen im Hause unseres greisen priesterlichen Gastgebers.

1. Oktober. Wir benutzen den frühen Morgen zu Einzeluntersuchungen an der Kirche und fahren dann steil bergauf nach Agrak. Unterwegs plötzlicher Wetterumschlag: Regen, Sturm und Kälte, die wir doppelt empfinden auf die bisherige Hitze und den wolkenlosen Himmel hin. Gegen das Wetter ankämpfend, nehmen wir den Vierpaß inmitten eines alten Friedhofes oberhalb des Dorfes Agrak auf (Abb. 26) und reisen dann weiter über Zpni und Nachidschewan, immer in Sturm und Regen auf unwegsam gewordenen Straßen nach Bagaran. Wir kommen um 7 Uhr abends gerade noch bei so viel Licht an, um den wichtigsten Zeugen persischen Geistes der armenischen Architektur, die Kathedrale von 624 bis 631 (Abb. 27), eingehend besichtigen und uns an der wilden Schönheit der Lage im eruptiv durcheinander geworfenen Tale des Arpatschai den Blick und an einer

[1]) Eine alte Sitte. Vgl. darüber schon Abu Salih, »Churches and monasteries of Egypt«, S. 6 (Anecdota Oxoniensia, sem. series VII.)

Ladung süßer Trauben gleichzeitig den Gaumen bei scheidender Sonne erfrischen zu können. Wir wohnen bei einem in jeder Beziehung schmutzigen Bauern.

2. Oktober. Tüchtige Arbeit an der von Thoramanian längst genau aufgenommenen Kathedrale (Innenansicht Abb. 28), dann Abfertigung unseres braven Kutschers Sergo, der mit Thoramanian nach Alexandropol zurückkehrt. Wir mieten nach widrigen Auseinandersetzungen mit den habgierigen Dorfbewohnern ein Packpferd und wandern zu Fuß durch das tief in die Basaltfelsen einschneidende wilde Tal des Arpatschai nach Mren, um dessen mächtige, uns wohlbekannte Kathedrale auch von Augenschein kennen zu lernen. Absolute Einsamkeit in großgearteter Natur. Beim Weitermarsche zieht sich der Weg endlos bis zu einer Fähre des Arpatschai, an der wir lange warten müssen. Abends in der Station Alagös, wo wir zwar ein europäisches Essen bekommen, aber auf dem Steinboden übernachten müssen.



Aufnahme Kurdschian.
Abb. 21. Ani, Kathedrale: Innenansicht vom Westeingang aus.

3. Oktober. Im Zuge nach Alexandropol. Dort suchen wir unsere Freunde Karaniantz auf, arbeiten ihr Museum durch und unternehmen die Wagenfahrt nach Diraklar zu einer alten Kirche, die schon im Seminar oft herangezogen worden war. Es folgt abermals ein Festessen bei Karaniantz. Dann zum armenischen Vikar der Stadt, Nikoghossian, bei dem sich der Bürgermeister Kamsarakan, Gemeinderäte, Professoren, Literaten und Damen einfanden. Ich hielt einen Vortrag über die Ergebnisse der Reise und die Bedeutung der altarmenischen Kunst, den Lissitzian ins Armenische übersetzte. Die Zuhörer folgten gespannt und waren bereit, beim Tee Beiträge für die Weiterarbeit Thoramanians zu zeichnen. Man versprach, mich telegraphisch von dem Erfolge der Zeichnung vor dem Vortrage in Tiflis zu verständigen ..... Thoramanian, der rechtzeitig eingetroffen war, blieb in Alexandropol zurück.

4. Oktober. Die Nacht auf dem Bahnhof in Alexandropol. Morgens Weiterfahrt bis zur Station Sanahin, von der aus wir die Felswände des Loritales empor zu der alten Kirche von Odzun (Usunlar) klettern. Sie ist stark wiederhergestellt. Beachtenswert die alten Flachbilder an der Kirche selbst und ein Aufbau mit zwei Obelisken. Dann zurück und zur nächsten Station. Dort die andere Talwand empor nach dem Kloster Sanahin, das freilich zeitlich an der Grenze des Kreises liegt, den wir auf unserer Forschungsreise im Auge haben. Abbildung 42 gibt den Grundplan dieser Anlage nach Grimm. Er soll zeigen, wie mannigfach die Bauformen noch um 1000 in der zweiten Blüte unter den Bagratiden sind: Die Kuppel herrscht unbedingt vor, bald mittels einer Raute übereck auf ein Quadrat, bald über einen Vierpaß gesetzt und bald als mächtige Raumeinheit über kreuzförmigem Grundrisse. — Wir sehen herüber nach Haghbat, entschließen uns aber, auf den Besuch zu verzichten und nach Tiflis zu fahren, dessen warme Bäder dem juckenden Körper zu verlockend winken. Dr. Küttler und die liebreiche Familie Lissitzian erwarteten uns dort. Wir fühlten uns nach der anstrengenden Reise wie neugeboren.

5. Oktober. Sonntag. Wir besuchen das georgische Museum, wo Direktor Takajschwili den Führer macht. Nach dem Essen bei Bischof Mesrop bleiben wir in wissenschaftlichen Gesprächen



Aufnahme Thoramanian.
Abb. 22. Ani, Hripsimekloster: Blick auf die alte Brücke und die Burg hin.

beisammen. Abends in der Wohnung Takajschwilis, der uns seine Sammlungen zeigt.

6. Oktober. Besuch des georgischen kirchlichen Museums neben der Sionskirche, wobei der gelehrte Direktor Djanaschwili liebenswürdig führt. Vorbereitungen bei Konsulat und Behörde für die Rückreise. Glück und Lissitzian arbeiten inzwischen in Mzchet.

7. Oktober. Die armenische historische und archäologische Gesellschaft veranstaltet im Tifliser Klub einen Abend, bei dem ich über die armenische Kunst und ihre Bedeutung für das Abendland als Zwischenglied von Iran her unter Vorführung von Lichtbildern spreche, die aus Wien mitgebracht waren. Lissitzian übersetzt meine Worte nach Gedankengruppen sofort ins Armenische. Ausgehend von Spuren altarmenischer Kunst im Abendlande, verwies ich auf die Unkenntnis dieser Tatsache in Europa wie in Armenien. Dann wurde das Alter der armenischen Kuppelbauten besprochen und auf die Anzeichen einer Weltstellung der armenischen Kunst zwischen Iran, der Antike und Byzanz hingewiesen. Ich suchte dann die Frage zu beantworten, wie die armenische Kunstgeschichte neu auf Grund der Inschriften und unter Vornahme von wissenschaftlich geleiteten Ausgrabungen aufzubauen sei, und machte aufmerksam auf die jahrelangen Arbeiten Thoramanians und die Notwendigkeit, für deren Veröffentlichung die nötigen Mittel aufzubringen. Zum Schlusse besprach ich unsere Reise und dankte für die gute Aufnahme, die wir von allen Seiten gefunden hatten. Vor allem gedachte ich dabei unserer Führer Thoramanian und Lissitzian, ohne deren aufopfernde Teilnahme die ganze, glatt programmäßig verlaufene Forschungsreise unmöglich gewesen wäre. Nach dem Vortrage fand eine längere Besprechung statt, bei der über die Höhe der für Thoramanian nötigen Mittel beraten und ein engerer Ausschuß mit Bischof Mesrop an der Spitze eingesetzt wurde.

Am 8. Oktober früh erfolgte meine Abreise von Tiflis. Auf mein Drängen erhielt ich von Bischof Mesrop einen vom 17. Oktober a. St. 1913 datierten Brief, in dem er über die geringen Eingänge aus Anlaß der zum 1500jährigen Jubiläum eingeleiteten Sammlung für armenische Volksschulen klagte und meinte, wegen Thoramanian verliere er trotzdem nicht die Hoffnung, nur müsse man etwas warten. Inzwischen hat der Krieg alle Abmachungen über den Haufen geworfen und neue Verhältnisse geschaffen.



Abb. 23. Ereruk, Tonnengewölbte Basilika: Ansicht von Süden. Aufnahme Thoramanian

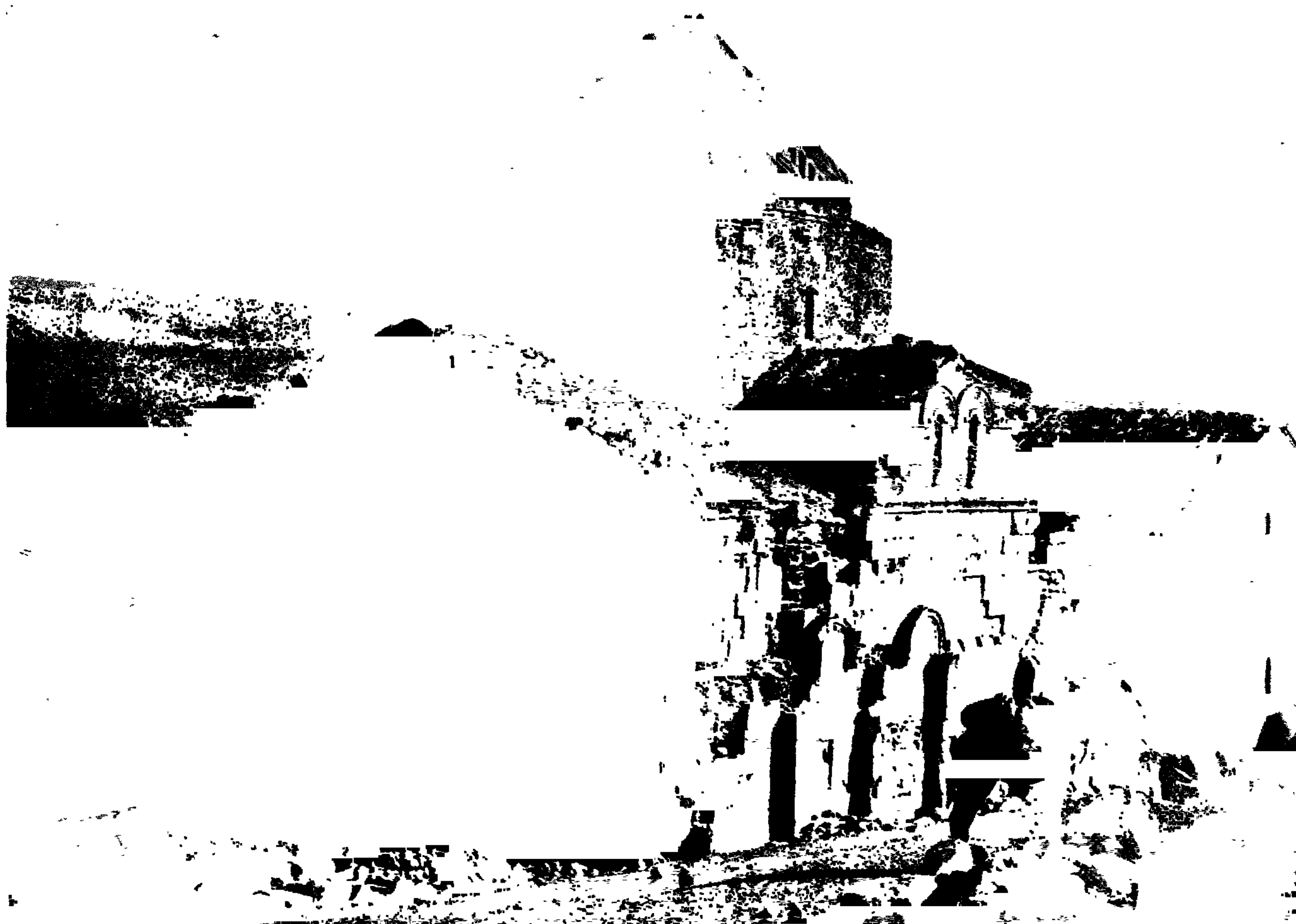


Abb 24. Tekor, Sargiskirche: Ansicht von Südwesten vor dem Kuppeleinsturz. Aufnahme Nahapetian.



Abb. 25. Chtskonk (Fünfkirchen): Vier Kirchen von Osten gesehen. Aufnahme Smirnov.

Ich benütze die Gelegenheit, allen, die ich im vorstehenden Berichte als unsere Förderer und Gastfreunde nannte, auch an dieser Stelle nochmals herzlich zu danken. Das Hohelied, das Ter-Mowsessian in seiner Arbeit über das armenische Bauernhaus auf die bei seinen Landsleuten tiefeingewurzelte Neigung zur Gastfreundschaft singt [1]), fand ich im vollen Maße bestätigt. Die Führung Thoramanians hat sich auch in dieser Richtung glänzend bewährt.

Soweit das vorliegende Werk in Betracht kommt, sollte die Reise eine Übersicht über den altchristlichen Denkmälerbestand im russischen Gebiete am Fuße des Ararat und Alagös ermöglichen. Für die Zwecke des großen Tafelwerkes von Thoramanian sollte dann das in Wien zusammengetragene Material fortlaufend durch neue Reisen ergänzt werden, vor allem durch jahrelange Arbeiten Thoramanians und Lissitzians an Ort und Stelle. Auch ich gedachte zurückzukehren, um nach Fertigstellung der vorliegenden Arbeit vor deren Drucklegung noch einmal im Einzelnen alles nachzuprüfen, manches richtigzustellen und vor allem zusammen mit Thoramanian genaue Untersuchungen über Baustoff und -werk anzustellen. Leider hat der Krieg diese Hoffnungen ungeahnt und wahrscheinlich für lange Zeit vernichtet. Die Arbeit muß ohne den Nachschub von seiten der armenischen Freunde erscheinen, so gut es eben geht. Sie ist nicht bestimmt, die altarmenische Denkmälerwelt erschöpfend vorzulegen. Das bleibe Thoramanian vorbehalten. Wohl aber will sie zeigen, welch unendlich wichtige Schätze die Kunstforschung dort zu heben hat. Der Hauptnachdruck ist auf die Bearbeitung gelegt. Sie soll versuchen, über Zeitstellung und Grundformen klaren Aufschluß zu geben, wird dann den Ursprungsfragen nachgehen und schließlich versuchen, die Geschichte in Armenien selbst und die Ausbreitung über Europa darzulegen. Auf diese Weise hoffe ich auch den Weg für Thoramanian, der mit der genauen Veröffentlichung der einzelnen Denkmäler vorgehen soll, freigemacht zu haben. Wie in meinen Werken über Kleinasien, Mschatta, Amida und Altai-Iran liegt mir daran, auch hier die Wichtigkeit einer örtlich begrenzten Denkmälergruppe

[1]) Mitteilung der anthropologischen Gesellschaft in Wien, N. F. XII (1892), S. 136 f.



Abb. 26. Agrak, Vierpaß: Ostansicht. Aufnahme Smirnov.

in altchristlicher Zeit für einen geographisch auf den Gesamtkreis Eurasiens eingestellten Neubau der Kunstgeschichte des »Mittelalters« zu liefern. Die Denkmäleraufnahmen selbst sind nicht Selbstzweck — dazu fehlen meinem Institute die Mittel — sondern lediglich Unterlage der Bearbeitung. Sie sind von verschiedenen Händen zusammengetragen. Die altchristlichen Kirchen Armeniens sind seit mehr als einem halben Jahrhundert, so lange eben der philologisch-historisch auf Europa beschränkte Gesichtskreis die Kunstforschung einseitig lahm legt, unbeachtet beiseite geschoben worden und sollen jetzt ihre Auferstehung als ein für die Entwicklung der christlichen Baukunst seit dem 4. Jahrhundert maßgebender Einschlag feiern.

4. Die Zeitstellung der ältesten Denkmäler Armeniens.

Es hat Kampf gekostet, die Fachgenossen von dem hohen Alter der im Orient auftretenden Bauformen der altchristlichen Zeit zu überzeugen[1]). Da es auch heute noch nicht an Versuchen fehlt, meinen Aufstellungen gerade in dieser Richtung den Boden zu entziehen, so erscheint es wünschenswert, die Fragen der Zeitstellung obenan zu behandeln, damit die ernster Arbeit auf diesem Gebiete Nachgehenden von vornherein und unzweifelhaft sicher wissen, mit welch wertvollen Denkmälern sie es in der vorliegenden Arbeit zu tun haben.

An die Spitze ist die Tatsache zu stellen, daß die altarmenischen Kirchen entweder durch monumentale Bauinschriften oder aus geschichtlichen Quellen zeitlich festgelegt werden können. In einer ähnlich ausgezeichneten Lage — freilich zugleich einer für die Selbständigkeit des Faches gefährlichen Eselsbrücke — befindet sich der Kirchenforscher sonst nur noch, soweit Bauinschriften

[1]) Vgl. zuletzt Repertorium für Kunstwissenschaft XL (1918). Dazu auch Baumstark, »Oriens christianus« V (1915), S. 111 f.

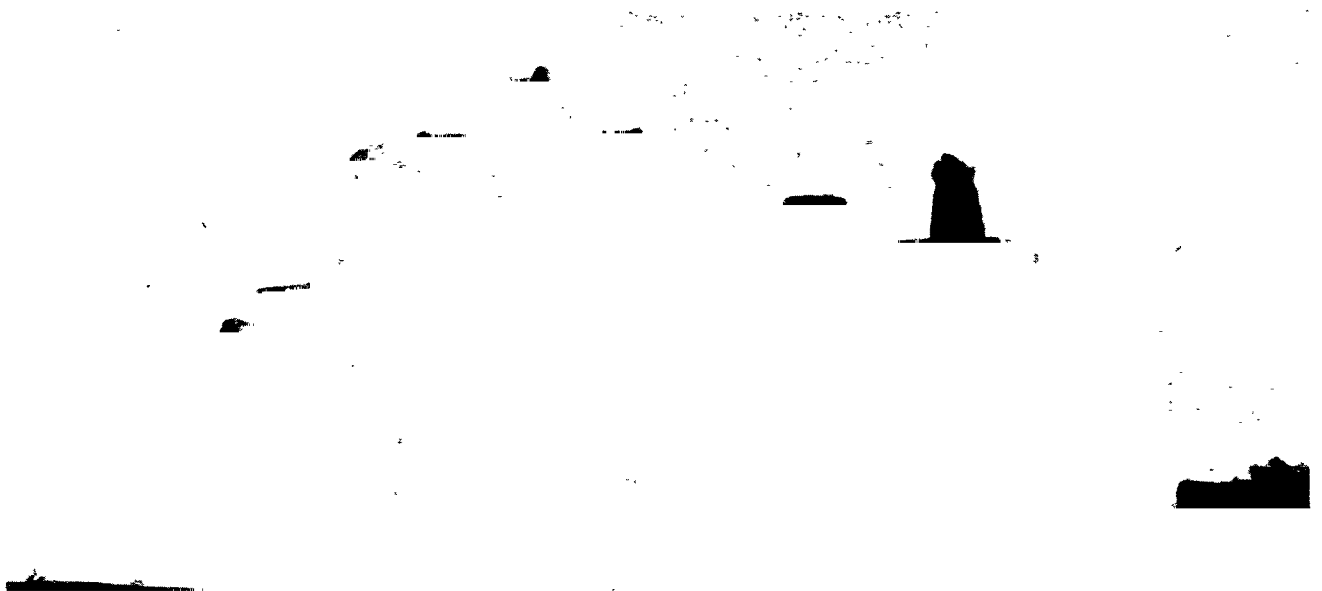


Abb. 27. Bagaran, Kathedrale: Ansicht von Süden.

in Betracht kommen, in Syrien[1]) und mit Bezug auf mittelbare Quellen im Abendlande. Armenien vereint die Vorzüge beider Forschungsgebiete insofern, als die Inschriften gewöhnlich auch noch durch mittelbare Nachrichten geprüft, bzw. wo inschriftliche Belege fehlen, aus den geschichtlichen Quellen zeitlich festgelegt werden können. Wir sind also in Armenien in ganz anderer Lage als zum Beispiel in Kleinasien, wo Inschriften fast ebenso fehlen wie geschichtliche Nachrichten, und jedenfalls besser daran als in Mesopotamien, wo ebenfalls Inschriften zumeist fehlen, dafür aber doch wenigstens die syrischen Geschichtschreiber einige Ausbeute bieten[2]).

Die erste Aufgabe dieser Arbeit muß nun sein, zunächst die wichtigsten Inschriften und dann die alten Geschichtschreiber der Armenier auf ihre Glaubwürdigkeit hin zu prüfen. Diese Arbeit ist bereits von den Armeniern selbst — ich nenne Ter-Mowsessian, Kostanian und Garegin Howsepian — dann aber besonders eingehend von russischen Forschern, wie Marr und seinem Schüler Orbeli, in Angriff genommen worden. Ich könnte einfach auf die Arbeiten dieser Forscher verweisen. Da aber die Fachgenossen sich schwerlich so bald mit dem Armenischen und Russischen zurechtfinden werden und außerdem einige grundsätzliche Fragen nur bei Einzelbetrachtung der Quellen behandelt werden können, so habe ich Leon Lissitzian, einen jungen Historiker, der sich in Wien vor dem Kriege der Kunstgeschichte im besonderen zugewendet hatte, mit der Vorlage einiger der ältesten und wichtigsten Inschriften betraut. Leider unterbrach der Krieg vorzeitig seine Arbeiten, so daß nur die Behandlung einzelner Bauten fertig wurde und die allgemeine Einkleidung dieser lückenhaften Untersuchungen ich selbst übernehmen mußte.

[1]) Vgl. Butler, »Architecture and other arts« und dessen darauf folgende Werke, dazu H. Glück, »Der Breit- und Langhausbau in Syrien« (Arbeiten des Kunsthistorischen Instituts der k. k. Universität Wien [Lehrkanzel Strzygowski], Band VI, Zeitschrift für Geschichte der Architektur, Beiheft 14).

[2]) Vgl. darüber mein »Kleinasien« und »Amida«.



Abb. 28. Bagaran, Kathedrale: Innenansicht der Strebenische im Norden.

A. Die wichtigsten Bauinschriften.

Die Erfindung der armenischen Schrift ist um ein halbes Jahrhundert jünger als die der gotischen des Kappadokiers Wulfila. Während diese zum Schaden der Germanen dem Lateinischen wich [1]), blieb das armenische Alphabet aus dem Anfange des 5. Jahrhunderts (407) bis heute in Übung. Unter den Kultursprachen, die für Armenien vor dieser Zeit in Betracht kommen, stehen Griechisch und Syrisch neben der persischen Reichssprache (Pehlewi) obenan. Wie später Karl der Große die Evangelien mit Hilfe von Griechen und Syrern richtigstellte, so erfolgte auch in Armenien von ihnen aus im 5. Jahrhundert der kirchliche Einschlag in das vorausgehende Christentum. Es war der syrische Bischof Daniel, der zuerst auf den Gedanken eines eigenen Alphabetes kam und dieses dem unabhängig von ihm danach strebenden, aus der griechischen Einflußsphäre stammenden Maschtotz (Mesrop) überließ, der es zusammen mit dem Katholikos Sahak (403 bis 438) und dem König Wramschapuh (391 bis 414) ergänzte und verbreitete [2]). Lazar von Pharpi berichtet am Ende des 5. Jahrhunderts, daß das geschah, um mit eigenem Laut und nicht in fremder Sprache die Gemüter der Männer und Frauen insgemein zu gewinnen, ferner aus dem Verlangen nach geistigem Leben des Volkes, das bis dahin an die syrischen Schulen gebunden, der »syrischen Qual« (wie wir

[1]) Zum Schaden schon darum, weil diese Schrift ihren Buchstabenvorrat dem Lauterfordernis der Sprache angepaßt hatte, indem sie neue Zeichen schuf, wo die griechischen nicht ausreichten. Und doch war schon die griechische Schrift der Lateinischen an Lautzeichen überlegen. Viel größer war natürlich der rein geistige Schaden, der den germanischen Völkern aus der Verwendung einer fremden Schriftsprache entstand; die Entwicklung der Eigenart wurde dadurch unabsehbar gehemmt.

[2]) Vgl. darüber Marquart in der Zeitschrift »Handes Amsorya«, 1911, Spalte 529 f und 1912, Spalte 42 f.



Abb. 29. Zwarthnotz, Kirche: Keilinschrift.

der lateinischen!) unterworfen war[1]). Marquart glaubt, daß Daniel, den er dem Bischof von Arzon der Synoden von 410 und 424 gleich setzt, eine linksläufige Schrift aus älteren syrischen, sasanidischen und selbst parthischen Zeichen geschaffen habe, die Maschtotz dann unter Mitarbeit eines griechischen Kalligraphen in eine rechtsläufige umwandelte. Auch sei die ganze Bewegung nicht so sehr auf die Festigung des Christentums gegen den Mazdaismus gerichtet gewesen als auf die Verteidigung der Selbständigkeit der armenischen Nationalkirche gegenüber den Ansprüchen des Katholikos von Seleukeia. Ich hebe diese Dinge gleich hier hervor, weil die nachfolgende kunstgeschichtliche Untersuchung — unabhängig von Marquart — zu dem Ergebnis gelangt ist, daß auch die Baukunst der Armenier eher gegen das Eindringen sasanidisch-christlicher Elemente und ebenso übrigens ursprünglich auch gegen das Syrische und Römisch-Griechische Stellung nimmt. Ihr Ursprung ist vielmehr, wie dieses Buch zeigen soll, in anderer, bisher von der Kunstforschung nicht beachteter Richtung zu suchen: im nordöstlichen Iran.

Die älteste, heute noch erhaltene armenische Bauinschrift dürfte aus der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts stammen. Garegin Howsepian hat in seinem Werke über »Die Kunst des Schreibens bei den alten Armeniern« (3. Teil: Armenische Papierhandschriften, Wagharschapat 1913) freilich erst mit der Inschrift von 622 an der Burgkirche von Ani begonnen — von den Mosaikinschriften bei Jerusalem abgesehen. Es ist aber Tatsache, daß gleichzeitig und bis tief in das 7. Jahrhundert hinein auch noch syrische, griechische und wahrscheinlich auch Pehlewi-Inschriften verwendet wurden. Wir kennen nur das Material noch viel zu wenig, um in solchen Dingen Urteile abgeben zu können. Das persische Armenien ist fast unbekannt, das syrisch-türkische ebensowenig erschlossen. In diesem Buche wird aus eigener Anschauung nur ein russischer, freilich der entscheidende Hauptteil behandelt. Da wir aber schon hier auf mehrere griechische und zum mindesten eine syrische Inschrift[2]) stießen, so läßt sich erwarten, daß in den Kleinasien, Mesopotamien und Persien zugewandten Gebieten wohl eine größere Zahl von Inschriften in den benachbarten Landessprachen nachzuweisen sein wird.



Abb. 30. Zwarthnotz, Kirche: Griechische Gründerinschrift.

Ich möchte hier aus den Ausgrabungen von Zwarthnotz eine Vorstellung geben von der Verschiedensprachigkeit der Inschriften, denen man in den ältesten armenischen Bauten zu begegnen erwarten darf. Die Abbildungen 29—31 zeigen drei bei den Ausgrabungen gefundene Inschriften. Abbildung 29 eine Stele mit Keilinschrift, die natürlich beim Bauen nur als einfaches Stein-

[1]) A. a. O., 1912, Spalte 213 und Spalte 748.

[2]) Vgl. Alischan, »Airarat«, S. 530 f.

material wieder verwendet worden sein kann[1]).

Abbildung 30 gibt eine griechische Inschrift, die heute auf der östlichen Umfassungsmauer aufgestellt ist. Sie lautet: Ναρσῆς ἐποίησεν μνημονεύσατε. Es ist eine Bau- und Gedenkschrift jenes Narses, den ich schon an der Hand der griechischen Monogramme auf den Säulenkapitellen[2]) als Erbauer erkannte, das heißt des dritten Katholikos dieses Namens (640 bis 661), auch Schinogh, der Erbauer, genannt. Abbildung 31 gibt die armenische Inschrift einer Sonnenuhr, die heute rechts an der Seite des Altarpodiums angebracht ist. Oben liest man einen heiligen Spruch, unten im Halbkreise die ersten zwölf Buchstaben des armenischen Alphabets als Zahlenzeichen.

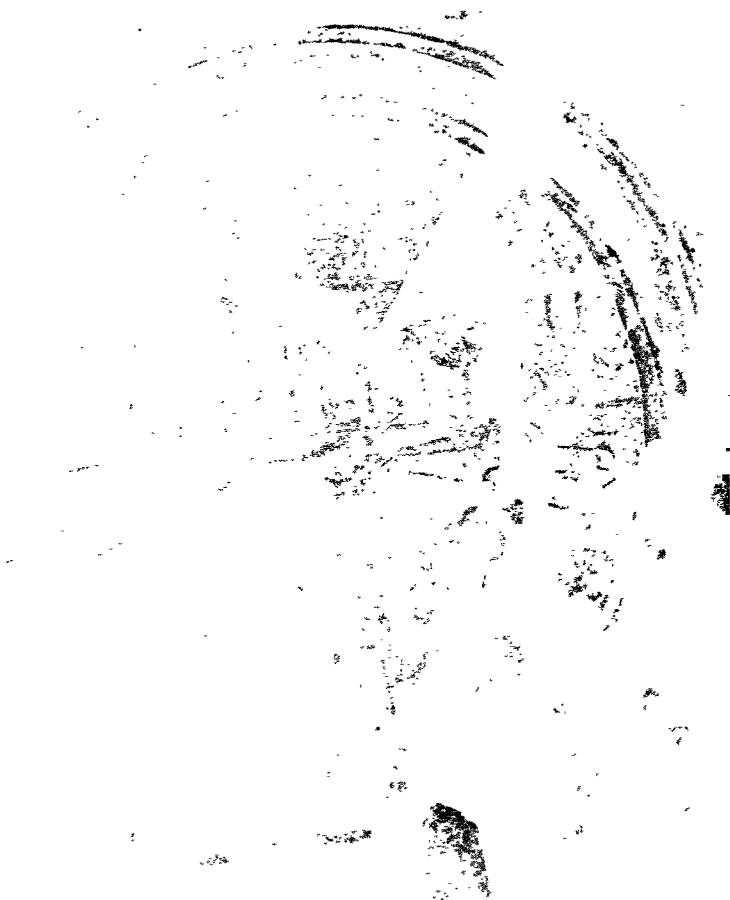
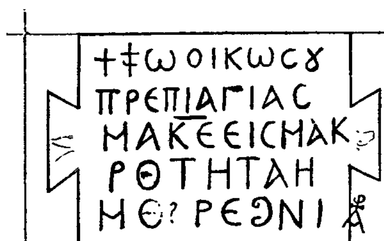


Abb. 31. Zwarthnotz, Kirche: Sonnenuhr. Aufnahme Thoramanian

Die Belege für das Vorkommen der griechischen Schrift in Großarmenien ließen sich leicht vermehren, sowohl aus den Schriftstellern wie nach vorhandenen Inschriften (Awan). Aber das ist nicht meine Sache[3]). Hier seien nur einige Belege zusammengestellt, wie sie mir an Bauten unterkamen. Über die Paulus und Thekla-Darstellung und die Inschrift mit dem Kreuze und den Tauben an der Kathedrale zu Edschmiatsin habe ich ausführlich schon im »Edschmiatsin-Evangeliar«, Seite 5 f. gehandelt. Am östlichen Ende der Südseite der Basilika von Ereruk findet sich auf einer Tabula ansata eine kleine Inschrift (Abb. 32), die man vielleicht wird lesen können: † ὁ οἶκος.. ἅγιασμα κ(ύρι)ε εἰς μακρότητα ἡμερῶν (Dein Haus gebührt Dir als Heiligtum, o Herr, für die Länge der Tage?). In einen der Steine der Außenwand von Mastara (Abb. 17) ist eine Inschrift geritzt (Abb. 33): Περοz coνταx. Auch wird zu erinnern sein an die Säule mit griechischer Inschrift, die Stephan von Taron (ed. Gelzer-Burckhardt, S. 36, nach Moses von Chorene III, c. 65) erwähnt, der bezüglich der griechischen Sprache dazu bemerkt, sie sei gebraucht worden, »damit offenbar werde, daß das Land unter römischer Herrschaft stehe«. Daß neben



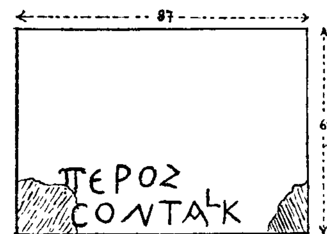


Abb. 32. Ereruk, Basilika. Abb. 33. Mastara, Kirche.
Griechische Inschriften.

1) Die Keilinschriften sind gesammelt von Lehmann-Haupt, Sitzungsberichte der Berliner Akademie der Wissenschaften 1900, S. 619 f. (bis heute unvollständig. Vgl. Materialien zur älteren Geschichte Armeniens und Mesopotamiens), soweit der südliche Teil um den Wansee und die chaldisch-urartäische Kultur in Betracht kommt. Der nördliche bzw. russische Teil ist nach dieser Richtung hin bearbeitet von Alischan in seinen S. 55 aufzuzählenden Werken, dann von M. W. Nikolsky, »Keilinschriften der Könige von Wan im russischen Gebiete«, bei Uwarov, »Materialien zur Archäologie des Kaukasus«, V, Moskau 1895.

2) »Das Edschmiatsin-Evangeliar«, S. 10 f.

3) Ich erwähne die Tatsache nur, weil das Vorkommen griechischer Inschriften von Marquart, »Handes Amsorya«, 1911, Spalte 541, bezweifelt wird.

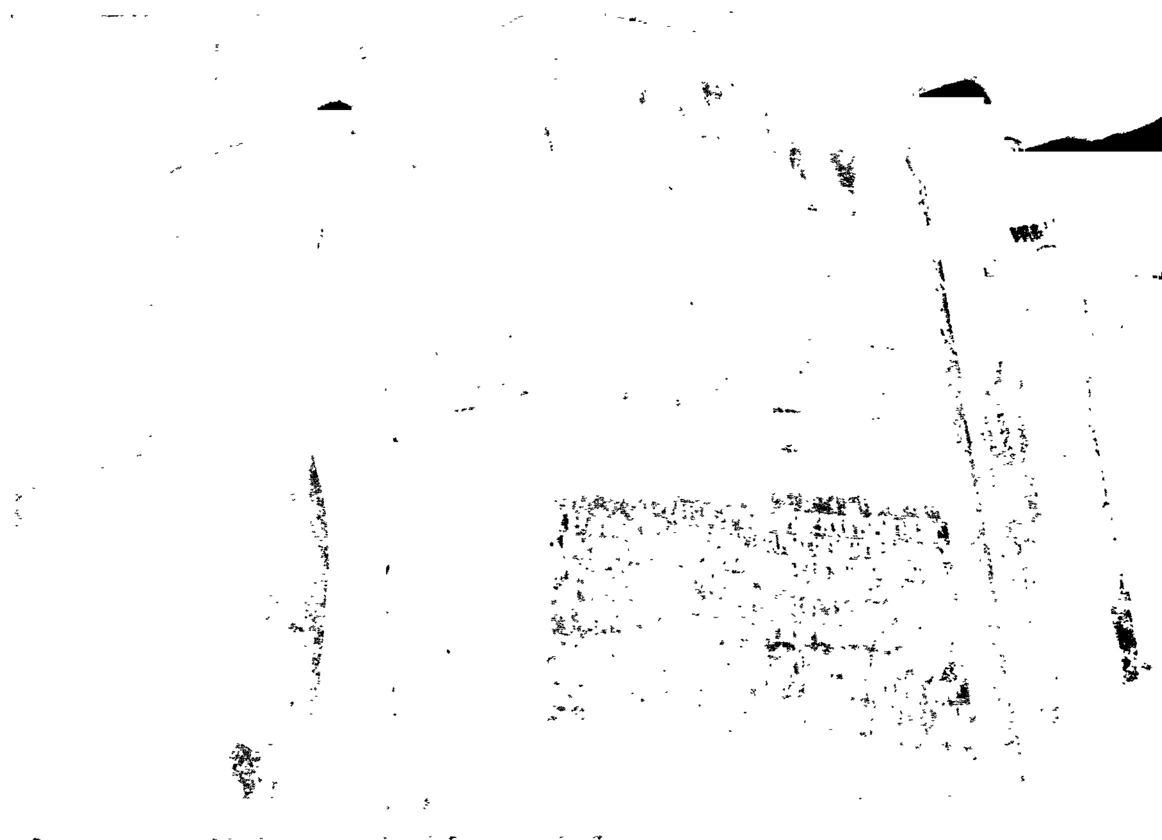


Abb. 34. Bagaran: Inschriften an der südlichen Strebenische.

solchen griechischen und wieder verwendeten Steinblöcken mit Keilinschriften auch Pehlewi-Inschriften vorkommen konnten, belegt Agathangelos (Langlois, S. 133 A). Moses Chorenatzi I, 3, bestätigt ausdrücklich die Verwendung der persischen Schrift[1]). Natürlich trat sie und ebenso die griechischen Texte bald neben den armenischen zurück.

Die armenischen Inschriften der ältesten Zeit sind entweder richtig monumental angebrachte Bauinschriften oder sonstige Urkunden, die eingemeißelt sind, weil die Kirchen geradezu als Ortsarchive betrachtet wurden. In der Gruppe der eigentlichen Bauurkunden gibt es überdies Inschriften, die nicht im Original, sondern nur in einer zum Ersatz ausgeführten Abschrift aus alter Zeit erhalten sind. Alle drei Arten nebeneinander kommen an der Kathedrale von Bagaran vor. Abbildung 34 zeigt ein Stück des oberen Teiles der Westkonche. Oben am Rande läuft unter dem Zahnschnitt-Kranzgesimse die Gründungsinschrift in großen Buchstaben hin. Sie ist leider an den Ecken des Quadrates, die neben der Konche links sichtbar sind, verloren gegangen und wurde dort an einzelnen Stellen durch spätere Abschrift ersetzt. Die dritte Gattung von Inschriften-Urkunden, die nicht Gründungsinschriften sind, sieht man in Abbildung 34 an der schrägen Wand rechts unten. Sie sind in kleinerer Schrift, aber zumeist auch noch sehr sorgfältig ohne Umrahmung in ein rechteckiges Feld gebracht. Ich will hier von jeder Art einige Beispiele in der Bearbeitung Lissitzians vorführen.

Unter den Bauinschriften sind zu unterscheiden: 1. Streifen- oder Gürtelinschriften, 2. Ersatzinschriften für solche und 3. Flächen- oder Felderinschriften.

a) Gürtelinschriften.

Einige von diesen in großen Buchstaben als Gürtel oder Streifen um Teile des Baues herumgeführten Inschriften hat Orbeli in der von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Petersburg herausgegebenen Zeitschrift »Christjanskij Wostok« (Christlicher Osten), Band II, Seite 105 bis 142 mit 8 Tafeln, besprochen. Von diesen konnten wir die im türkischen Gebiete gelegene Inschrift von

[1]) Vgl. Marquart, a. a. O., 1911, Spalte 539.

Bagaran aus dem Jahre 639 nicht selbst besichtigen. Die übrigen behandelt Lissitzian neu nach seinen Aufnahmen an Ort und Stelle. Es finden sich darunter einige, die Orbeli nicht kannte. So die älteste von Eghiward, die zur zweiten Gruppe mit der Inschrift um die Mitte des Baues gehört.

Inschriften unter dem Dachrande. Sie sind nicht um die Mitte des Baues, sondern an das obere Ende der Wände gelegt.

Bagaran, Vierpaß mit Mittelstützen, Bauinschrift von 624—631 (Abb. 34).

Sie wurde zuerst von N. Marr in ihrem wesentlichen Teil in einem Aufsatze »Der Name But oder Bud in der armenischen Inschrift des 7. Jahrhunderts« veröffentlicht[1]). J. Orbeli gibt sie auf Grund des Tagebuches von Marr (Reise 1892) und Photographien in vollständiger Lesung der erhaltenen Teile wieder[2]).

Die Inschrift läuft gürtelartig mit Intervallen unter dem Kranzgesims am oberen Mauerrande in großer Eisenschrift hin, meist in einer Zeile (Abb. 34). Nur der Schluß und eine Stelle in der Mitte sind zweizeilig, doch kaum aus Mangel an Platz, sondern, wie wir sehen werden, eher aus anderen Gründen. Sie beginnt auf dem zweiten Steine des nördlichen Randes der Westseite;[3]) die Schrift befindet sich jetzt auf der ganzen Westfassade, auf den Süd-, Ost- und Nordapsiden und schließt auf der Westseite der Nordapsis. Sie ist entstellt und lückenhaft.

Westseite: ԵՐԵՍՈՒՆ ԵՒ ՉՈՐՐՈՐԴ ԱՄԻ ԽՈՍՐՈՎԱՑ ԱՐՔԱԻ ԵՐԱՆԵԼԻ ՏԵՐ ԲՈՒՏ ԱՌՈՒԵՂԵԱՆ ՉԴԵԱՑ ՋՀԻՄՈՒՆՍ ՍՈՒՐԲ ԵԿԵՂԵՑ[ԻՈՅՍ] ԵՐԵՍ von hier zweizeilig[4]); unten: ՈՒՆ ԵՒ ՈՒԹ ԱՄՈՑՆ ԿՈՐՈՒՍԻՆ oben: ԳՈԲԹԻ ԵՒ ԽՈՒՄԱԹ Ա · ·[5])

Südapsis: ՋԲՈՒՏՆ ԵՒ ՑԵՏ ԵՐԻՑ ԱՄԱՑ ՄԱՀՈՒԱՆ ԲՏԻՆ ԿԱՏԱՐԵԱՑ ՍՈՒՐԲ ԵԿԵՂԵՑԻՍ ԱՆՆԱՑ ԲՏԻՆ ԱՄՈՒՍԻՆ ՏՐԷ ԱՄՍԵՆ Ի Ք

Ostapsis: Auf den zwei ersten Steinen etwa sechs Buchstaben unlesbar; die ersten drei vielleicht ՍԱՆ zur Ergänzung des Wortes *քսան*, die letzten drei Ի ՄԱ] ՐԶՊԱ-ՆՈՒԹԵԱՆ ՎԱՐԱԶՏԻՐՈՑԻ ՀԱՅՈՑ ԱՍՊԵՏԻ ՅԱՌՈՒԵՂԵԱՆ[6]) ՏԵՐՈՒԹԵԱՆ ՎԱ-ՀԱՆԱՑ Ի ՀՈԳԱԲԱՐՁՈՒԹԵ · · ·

Nordapsis: ՑՐԿԱՆ ՈՐԴԻՈՑ[7]) **ԵԻՍԵՐԿԱՑ ԿԱՄՍԱՐԱԿԱՆԻ** ԱՇԱՆՈՒՇԱՑ . . .[8]) ԳՐԻԳՈՐԻ ՎԱՆ[9]) **ԱՆԴԱՑՈՅ ԴՍՏԵՐՔ ԱՆՆԱՑ** ԵՒ ՈՐԴԵԱԿՔ ԳՈՒԱՀԱՆ ՀՐԱՀԱՏ **ԵՒ ՏԻԱՐԻԱՆԴ** ԴԺԻՈՅ ՍԱՀԱԿԻ **ՌԱՅԱՍԻ** ՇՈՒՇԱՆ **ՅԻՇԵՑԻ** ԱԾ ԵՒ **ՈՂՈՐՄԵՑԻ**

»Im 34. Jahre des Königs Chosrav hat der selige Ter (Herr) But Araweghian den Grund der heiligen Kirche gelegt. Im 38. Jahre haben Gobthi und Chumath den But getötet und drei Jahre nach dem Tode Buts hat Anna, Buts Gemahlin, die heilige Kirche vollendet im Monate Tre am zwan[zigsten . . . zur] Marzpanenzeit des Waraz-Tirotz, Aspet von Armenien, zur Tanuter-Zeit von Araweghian Wahan, zur Bischofszeit . . .«[10])

Von den durch diese Inschrift gegebenen Daten ist zunächst das Jahr der Vollendung sicher nachzuweisen. Die Kirche wurde zur Zeit des Waraz-Tirotz, der 628 von Kavad II. Scheroë zum Marzpan von Armenien ernannt wurde und drei Jahre nach dem Tode Buts, also nach dem 38. Jahre

[1]) Имя Бутъ или Будъ въ арм. надписи VII-го в. по Р. Х. ЗВО, Band VII, S. 322 f., St. Petersburg 1892.

[2]) A. a. O. S. 126—130, Tafel V.

[3]) Auf dem ersten Stein ist vielleicht ein Ց oder ein Kreuz zu vermuten.

[4]) Die Inschrift geht hier auf die Eckmauer rechts von der Westapsis über und ist mit großen Buchstaben von derselben Art geschrieben, obwohl eine Abwechslung in der Schrift an dieser Stelle und sonst in der Inschrift auffällt.

[5]) *Խումաթ* kann auch *Խումար* gelesen werden. Buchstabe Ը und die beschädigte Steinoberfläche deuten auf eine Fortsetzung.

[6]) Geschrieben als Ligatur ՌՒ, zu lesen ՌՈՒ.

[7]) ԻՈ als Ligatur; von hier in zwei Zeilen, das Fettgedruckte bedeutet die obere Zeile.

[8]) Orbeli liest ԱՌՆ; doch sind es vier Buchstaben. Es wäre auch nicht gut möglich, daß Grigor nach der Frau gestellt und als ihr Mann bezeichnet wird (und nicht umgekehrt). Ich lese ՍՈՒՐԲ *սուրբ*, allerdings unter Fragezeichen.

[9]) Von hier ab bringe ich den Schluß der Inschrift nach J. Orbeli, da meine Abschrift weiter fragmentarisch ist und keinen Sinn ergibt. Bei der schweren Lesbarkeit dieses letzten Teiles und äußerst knapper Zeit (es begann dazu ein Gewitter) war es mir unmöglich, den Schluß vollkommen zu entziffern.

[10]) Den Schluß der Inschrift, der entstellt und an vielen Stellen fraglich erscheint, daher für die Datierung belanglos ist, lasse ich in der Übersetzung weg.

des König Chosrav II. Parviz (590—628) vollendet. Der Tod Buts fällt somit in das Jahr 628 zusammen mit dem Todesjahre des Chosrav, und die Vollendung der Kirche in das Jahr 631, als Waraz-Tirotz noch Marzpan war. Daß das Gründungsjahr der Kirche durch das 34. Regierungsjahr desselben Chosrav Parviz und nicht des Chosrav I. Anuschirvan (531—579) bezeichnet wurde, ersieht man daraus, daß die Differenz zwischen 565 — dem 34. Jahre des Chosrav – und 628 dem Todesjahre Buts eine zu große ist, um möglich zu erscheinen[1]). Die Kirche von Bagaran wurde also im 34. Jahre Chosrav II. Parviz 624 von But gegründet, 628 starb But und drei Jahre später, im Jahre 631, vollendete seine Frau Anna den Bau, welcher im ganzen sieben Jahre dauerte. Somit stehen die Jahreszahlen fest.

N. Marr hat a. a. O. die Frage aufgeworfen, ob But in unserem Falle ein Name oder ein Titel sei. Im Gerichtsbuche des Mchithar Gosch († 1207, Edschmiatsin, 1880), im Kapitel »Über das Recht, Kirchen zu gründen« (I. Teil, Kap. 45, S. 141 f.) heißt es: »nach der Rechtgläubigkeit kann den Grund einer Kirche nur ein Bischof aufzeichnen, oder auf seinen Befehl ein Chorepiskopos oder Perebut«. Weiter erklärt Mchithar Gosch, daß »Perebut dasselbe ist, was jetzt But«[2]). Marr neigt jedoch dazu, in unseren But einen Personennamen zu sehen. Es wäre unwahrscheinlich, daß man sich mit dem Titel des Erbauers der Kirche begnügte, ohne seinen Namen zu nennen. Den Namen Bud kennen wir im Syrischen (a. a. O. S. 325). But kann außerdem als Abkürzung der persischen, mit But gebildeten Namen, wie zum Beispiel Chorohbut (Moses von Chor., II. Buch, Kapitel 69 und 70) betrachtet werden (a. a. O. S. 324, Anmerkung 2). Der Name But ist sonst als Name eines Architekten [Բուտ վարպետ Meister But] aus einer Inschrift der Kirche Spitakawor-Astwatsatsin (in Wajotz-dzor; 1301 erbaut) bekannt[3])

Bei der Inschrift von Bagaran fällt der Umstand auf, daß die Lücken, die sie aufweist, immer auf die zwischen den Apsiden vorspringenden Ecken des Vierecks (Grundriß, S. 95) fallen, wobei es sich nicht um Unlesbarkeit, sondern, da die Oberfläche der Steine meist gut erhalten ist, um das vollkommene Fehlen der Schrift handelt. Es könnte der Eindruck erweckt werden, als ob man die Inschrift nur auf den Apsiden anbringen wollte, doch widerspricht dem die Tatsache, daß die Inschrift lückenhaft ist und daß auf der Westseite die ganze Fassade beschrieben ist.

Das erste Intervall entsteht auf der südwestlichen Ecke. Auf der Mauer rechts von der Westapsis wird die Inschrift plötzlich zweizeilig und ihre Fortsetzung befindet sich erst auf der Südapsis. Die Mauer westlich von der Südapsis zeigt glatte Steinfläche. Dieser Teil der Inschrift lautet: untere Zeile: երեսուն եւ ութ ամոյն կորուսին . . . (զԲուան), obere Zeile: Գորթի եւ Խոսմաթ ա . . . Dem Sinne des Contextes nach könnten wir hier etwa folgendes erwarten: յերեսուն եւ ութ ամի Խոսրովայ արքայի, (bzw. Նորին խոսրովայ) կորուսաք զբուան, was sich ganz gut in einer Zeile auf der ganzen südwestlichen Ecke bis zur Südapsis ohne jedes Intervall anbringen läßt. Der ganze Satz կորուսին գորթի եւ խոսմաթ զբուան ist ja an sich schon verdächtig. Die beiden Namen sind sonst unbekannt und die Wendung Կորուսին klingt fremdartig. Es liegt daher die Vermutung nahe, daß wir es hier mit einer Entstellung des Textes bei der Abschrift des beschädigten Teiles, von welchem dem Abschreiber vielleicht nur Fragmente vorlagen, zu tun haben. Wir müssen uns also vorstellen, daß die Inschrift auf der ganzen südwestlichen Ecke zugrunde ging und restauriert wurde, wobei auch die unregelmäßige Form ամոյն (am Anfang der Inschrift steht richtig ամի), կորուսին anstatt կորուսաք und die beiden unverstandenen Namen eingeschmuggelt wurden. Daß die ganze Westseite dieser Ecke neu beschrieben ist, geht außerdem noch daraus hervor, daß der Eckstein nur auf seiner westlichen Oberfläche Buchstaben trägt, die südliche aber ganz rein ist. Er gehört also nicht der ursprünglichen, sondern der restaurierten Inschrift an.

Auf der Südapsis läuft die Inschrift wieder regelmäßig in einer sicheren, mit anderen Schriftproben aus den Inschriften des 7. Jahrhunderts übereinstimmenden Schrift hin. Die Form Բուտին ամուսին, welche J. Orbeli (S. 130) als einen Neologismus bezeichnet, erscheint mir mit ihrem vorgestellten Genitiv echt und alt. In ամնեն ist etwas ausgelassen (vielleicht eine Ligatur). Nach dem Abschluß der Südapsis entsteht wiederum eine Lücke. Die Schrift fehlt auf der ganzen südöstlichen Ecke. Der Text lautet hier: Տրէ ամնե(ա)ն ի ք . . . [ի մա]րձպանութեան etc. Eine nähere wieder-

1) Darauf wies schon N. Marr a. a. O. S. 323 hin.

2) Perebut ist das griechische περιοδεύτης und ist über Syrien ins Armenische gekommen (N. Marr, a. a. O. S. 324, Anm. 1).

3) Garegin Ward. Howsepian in »Христіанскій Востокъ«, Band II, St. Petersburg 1914, S. 241.

holte Datierung durch das Königsjahr[1]) ist hier nicht zu vermuten, da das Todesjahr des But als Datierungspunkt genommen wird; außerdem fängt dieses Datum direkt mit der Monatsbezeichnung Tre und der Tagesbezeichnung քսան = 20 an, die übliche Reihenfolge aber ist eine umgekehrte: Königsjahr, Monat, Tag. Daß zwei von den von Marr bei der Kirche gefundenen Fragmenten einer Inschrift[2]) իկ — իկոս was Orbeli zu ի կ[աթող]իկոս[ութեան] ergänzt in diese Lücke zu denken sind, daß also eine Datierung durch den Katholikos vor dem Marzpan zu vermuten sei, erscheint fraglich, da der Vertreter der Geistlichkeit, ein Bischof, später erwähnt ist. Auch die uns sonst bekannten Inschriften des 7. Jahrhunderts gerade aus diesem Gebiet, wie die von Mren, Alaman, auch die von Thalin und Mastara erwähnen den Katholikos nicht, sondern lediglich den Bischof jener Gebiete, neben dem König, Statthalter und Tanuter. Am geeignetsten wäre es, in diese Lücke nach dem Monatstage die Bezeichnung des Wochentages zu setzen. Der Text würde dann etwa folgendermaßen zusammengesetzt: Տրէ ամսե(ա)ն ի քսան եւ չորրորդի (beispielsweise) յաւուր կիւրակէի ի մարզպանութեան u. s. w. Auch die Form քսաներորդի չորրորդի ist möglich, wobei die ganze südöstliche Ecke in einer Zeile ausgefüllt werden sollte. In dem jetzigen Bestande der Inschrift möchte ich auf den zwei ersten Steinen der Ostapsis — wo sechs Buchstaben Platz finden können (unlesbar) — սան ի մա denken, so daß diese Stelle einfach Տրէ ամսե[ա]ն ի քսան ի մարզպանութեան restauriert wurde, indem das übrige wegfiel.

Eine dritte Lücke entsteht mit dem Abschluß der Ostapsis, die Inschrift fehlt auf der ganzen nordöstlichen Ecke. Der Text wird bei dem Worte ի Հոգաբարձութե[ան] unterbrochen. Es fehlt der Name des Bischofs. Die Fortsetzung findet auf der Nordapsis statt, auf deren Westseite die Inschrift schließt. Hier ist sie wieder zweizeilig, wobei der Text ganz willkürlich zwischen den beiden Zeilen gebrochen und zerteilt ist. Eine Reihe von Merkmalen deuten darauf, daß wir es hier wiederum mit einer Entstellung des ursprünglichen Textes zu tun haben . . . յրկան ist Endung eines Personennamens, zum Beispiel Եղբայրկան, Ըյրկան. Der griechische Name Եւսերկ (Eusercius) ist bei den Kamsarakanen sonst nicht bekannt und überhaupt fremd. Vielleicht liegt hier eine Verwechselung mit Nerseh vor, was gerade für einen Kamsarakanen geeignet wäre. Über Աշանուշայ տան Գրիգորի vgl. oben (Seite 33, Anmerkung 8). Die Formen wie Գնուահան (neben Վահան auf der Ostapsis), Տիարւանդ Name wie Սահակի Սնահաւի, schließlich das unregelmäßige յիշեցի Տծ եւ ողորմեցի, anstatt յիշեսցէ und ողորմեսցի bezeugen, daß wir es mit einem verdorbenen Texte, wahrscheinlich einer Rekonstruktion der Inschrift und Wiederherstellung des beschädigten Teiles zu tun haben. Dagegen spricht natürlich die unergänzt gebliebene Lücke des Textes mit dem Fehlen der Endung von Հոգաբարձութե und des Namens des Bischof (vielleicht gehört յրկան = Husik (?), nach Alischan, »Airarat«, S. 55, Bischof von Arscharunik dazu). Doch gilt ja dieser Einwand auch gegen die Annahme, daß die ganze Inschrift neu kopiert wurde,[3]) denn auf der ganzen südöstlichen Ecke ist tatsächlich keine Spur von Schrift vorhanden[4]).

Wir müssen also annehmen, daß die Erbauungsinschrift der Kathedrale von Bagaran ursprünglich fortlaufend und einzeilig sich am oberen Mauerrande unter dem Gesimse hinzog. Die Teile, welche sich an den Ecken zwischen den Apsiden befanden, gingen aus diesem oder jenem Grunde verloren und wurden ergänzt, wobei die zweizeiligen Stellen mit dem verworrenen Text entstanden. Für die Annahme, daß die Ecken erneut wurden, spricht auch der Umstand, daß die Gesimse dieser Ecken, wie von dem Zahnschnitt der Apsiden, ebenso auch untereinander (vgl. Süd- und Nordfassaden) verschieden sind, wenn auch sehr einfach und altertümlich[5]). Die Schrift der ergänzten Teile könnte nachgeahmt sein, um die Einheit der Inschrift nicht zu stören[6]). Für die Annahme dagegen, daß die ganze Inschrift später neu in dieser Schrift, welche typisch für die sonst bekannten monumentalen Inschriften des 7. Jahrhunderts ist, abgeschrieben wurde, fehlt jeder

[1]) Es wäre das erste Jahr des Hormizd; vgl. J. Orbeli, a. a. O., S. 129, Anmerkung.

[2]) J. Orbeli, a. a. O., S. 128 f. N. Marr hat drei Steine mit Buchstaben, die der Schrift unserer Inschrift entsprechen aufgefunden: 1. ԻԿ; 2. ein Eckstein mit zwei beschriebenen Flächen ՑՈ ՍԵԻ; 3. ԻԿՈՍ.

[3]) Zu diesem Schlusse kommt J. Orbeli, a. a. O., S. 130.

[4]) Auf der Ostseite fehlen ein oder zwei erste Steine; doch könnten sie kaum beschrieben gewesen sein, da die erhaltenen folgenden Steine ganz rein sind. Vgl. unten Abb. 85, S. 96.

[5]) Vgl. Ereruk und Kassach; Dem entspricht die Ansicht Thoramanians, daß diese Kirche von Bagaran in den vier Ecken einst vier Zimmer gehabt habe. Գաւիթ եւ ժամատուն etc. S. 15.

[6]) Gewisse Unterschiede in der Schrift, die gerade den ergänzten Teilen zu entsprechen scheinen, sind mir aufgefallen. Die Inschrift muß in dieser Hinsicht an Ort und Stelle mit Hilfe von Gerüsten genau nachgeprüft werden.

Grund. Dagegen spricht schon die Tatsache, daß die Inschrift nicht kontinuierlich verläuft und Lücken aufweist. (Vgl. Anmerkung 2, S. 35.) Man kann natürlich fragen, warum man bei der Ergänzung der Inschrift die Anbringung an den Ecken vermieden hat und bei vorhandenem freien Raum zweizeilig schrieb. Wahrscheinlich waren da dieselben Gründe geltend, welche den Untergang dieser Teile der Inschrift bedingt hatten. Als ursprünglich sehen wir also an: den ganzen Anfang auf der nördlichen Seite der Westfassade und auf der Westapsis bis zu der Mauer, rechts von ihr und die Teile auf den Süd- und Ostapsiden.

Das *է* kommt in der Inschrift nur einmal am Schlusse des Wortes Տրէ vor (dagegen *տեր, տերութեան*). Verkürzung nur bei Ա͡Ծ (Gott). Kleine Inkonsequenzen in der Rechtschreibung, wie *Խոսրովայ* und daneben *արքաի*, Fehler wie *ամնէն* anstatt *ամենան, կատարեաց սուրբ եկեղեցիս*, anstatt *զսուրբ* kommen vor, Ligaturen mit Ո (Vgl. wie oben) sind vorhanden. Die Form *յառաւեղեան տերութեան* Ս *աշանայ* (*առաւեղեան* als Adjektiv) ist ungewöhnlich; die übliche Formel ist: Ի *տերութեան* Ա*ռաւելենից* Ս *աշանայ։* Տ*իարուանդ* und Վ*ռահան*[1]) gehören dem entstellten Teile der Inschrift an und stehen daher unter Frage.

Sonstige Inschriften der Kathedrale von Bagaran[2]): Aus dem Jahre 956, 1034, 1211 über die Erneuerung »der veralteten (baufälligen) heiligen Stätte, eigentlich Kloster (*ուխտ*), 1234, 1233, 1235 und andere undatierte. In allen diesen Inschriften wird die Kirche »heilige Kathedrale« genannt. Jetzt nennt man sie »heiliger Theodoros«, was mit der alten Überlieferung nichts zu tun hat.



Abb. 35. Eghiward, Dreischiffige Längskirche: Südtor und Inschrift.

Auf der Nordapsis steht mit ziemlich großen und schönen Buchstaben ՊԱՒՂՈՍ (Paulus) und ՊԵՏՐՈՍ (Petrus). Darunter fehlen zwei viereckige Steine. Hier befanden sich wahrscheinlich Reliefplatten mit Darstellung des hl. Petrus und Paulus.

Eigentliche Gürtelinschriften. Sie laufen in halber Höhe, also um die Mitte des Baukörpers herum.

Eghiward. Dreischiffige Tonnenkirche, Bauinschrift vom Jahre 574 f. Sie zieht sich in mittlerer Höhe außen die Südwand der Kirche entlang. Man sieht einige Buchstaben in Abbildung 35. Lissitzian hatte viel Mühe mit der Abschrift und Entzifferung. Er hat seine Arbeit leider bei Ausbruch des Krieges mitgenommen. Archimandrit Chatschik besitzt einen Abklatsch davon. Es ist die Gründungsinschrift des Katholikos Moses II. (574 bis 604). Garegin Howsepian, dem wir die Bearbeitung auf seiner Durchreise in Wien 1914 vorlegen konnten, meinte, die Inschrift könne nach Schriftcharakter und Art der Anbringung nicht später als das 7. Jahrhundert sein. Vgl. über die Kirche unten Seite 144 f.

Alaman, Ananiaskirche. Erbauungsinschrift vom Jahre 637. Die Inschrift befindet sich außen in mittlerer Mauerhöhe und zieht sich gürtelartig über die ganze Südseite bis zur nördlichen Kante der fünfseitig vorspringenden Ostapsis (Abb. 184). Die großen Majuskeln der »Eisenschrift« sind deutlich lesbar. Die Inschrift ist gut erhalten und lautet:

ՔՍԱՆ ԵՒ ԵՒԹՆԵՄԻՈՑ ՀԵՐԱԿՂԻ ԲԱՐԵՊ[ԱՇ]Տ ԹԱԳԱՒՈՐԻ ՆԵՐՍԵՀԻ ՇԻՐԱ-ԿԱՑ ԵՒ ԱՇԱՐՈՒՆԵԱՑ ՏԵ (Fenster) **ԱՌՆ ԵՒ ԹԵՈ** (zwei ganz reine Steine) **ՓԻՂՈՍ [ԱՇ]ԱՐՈՒՆԵԱՑ ԵՊԻՍԿՈՊՈՍ ԵՍ ԳՐԻԳՈՐ ԵՂՈՒՍՏՐ ԵՒ ՄԱՐԻԱՄ ԻՄ ԿԻՆ ՇԻՆԵՑԱՔ ԶՍՈՒՐԲ ԵԿ** (Fenster) **ԵՂԵՑԻՍ ՎԱՍՆ ՄԵՐ ՀՈԳԻՈՑ·**

[1]) P. N. Akinian schlägt vor *գ Ուահան* zu lesen, d. h. drei Söhne: Vahan u. s. w.

[2]) P. N. Sargissian, Topographie etc., S. 200—205; Alischan, »Airarat«, S. 64—69.

»Im 27. Jahre des frommen Kaisers Heraklius, des (!) Nerseh, Herrn von Schirak und Arscharunik und Theophilos Episkopos (!) von Arscharunik, ich Gregor Illustris und meine Frau Mariam haben die heilige Kirche unserer Seelen willen erbaut.«

Die Inschrift wurde mit Fehlern zuerst von Bischof S. Djalaliantz[1]) und dann richtiger von Alischan[2]) veröffentlicht. J. Orbeli bringt sie auf Grund einer Photographie mit anderen Inschriften des 7. Jahrhunderts in richtiger Lesung[3]).

Das erste Wort *քան* ist mit bedeutend kleineren Buchstaben geschrieben als die ganze folgende Inschrift, obwohl sie vollkommen gleich in Charakter und Ausführung sind. Man hat wahrscheinlich klein angefangen und größer fortgesetzt. In dieser Inschrift von Alaman fällt die unregelmäßige Bildung des Satzes auf. Der Satz ist so konstruiert, als ob das 27. Jahr des Heraklius auch dasjenige des Nerseh wäre. Theophilos Episkopos . . . steht im Nominativ statt im Genitiv. Es ist offenbar ausgelassen: vor Nerseh — »zur Zeit der Tanuterschaft« und vor Theophilos — »zur Bischofszeit«. J. Orbeli meint, diese unregelmäßige Konstruktion der Inschrift wäre zustande gekommen durch die Verkürzung einer größeren ursprünglichen Urkunde (nicht Inschrift), um sie auf der Mauer anzubringen. Doch muß dieser Umstand anders erklärt werden, da die Art der Anbringung der Inschrift von Alaman und ihre Schrift die Inschrift direkt in das 7. Jahrhundert verweisen und auch sonst kein Grund vorliegt, sie in eine spätere Zeit zu setzen.

Die Form *քան եւ եւթնեմնոյ* bildet eine Eigentümlichkeit dieser Inschrift. Die Kirche heißt jetzt heiliger Ananias.

Andere Inschriften der Kirche von Alaman[4]): Zwei Inschriften von Sophie, Tochter des Königs Aschot des Barmherzigen (951 bis 977), sehr schlecht erhalten, über Befreiung von gewissen Steuern. Aus einer von diesen Inschriften geht hervor, daß die Kirche dem heiligen Ananias gewidmet war. Wir kennen von Sophie eine Inschrift aus dem Jahre 992 in Mren. Dazu eine 1041 datierte Inschrift über eine Steuer[5]):

1. **† ՅԱՆՈՒՆ Ա̃Յ | Ն· Ղ· | Ի ԹՒԱ** (fehlt ein Stein) **ԵՒ Ի ԹԱԳԱՒՈՐՈՒԹԵԱՆ**
2. **ԳԱԳԿԱՅ ԵՍ ԽՈՍՐՈՎ ԱՆՈՒՆ? ··· ՋԱԼՄԱՆԱ ՀԱՐԿՍ ԵՒ**
3. **ԹԱՍՏԱԿՍ ՎԱՍՆ ԳԱԳԿԱ ԱՐ[ԵՒՇԱՏՈՒԹԵԱՆ] ՀԱԿԱՌ? ԿԱ Յ ԵՒ ԺԸ Ի? Ջ? ՆԻՋՈՎ**
4. **ԵՒ ԵՂԻՑԻ ՄԱՍՆ ՈՂՈՐՄՈ[ՒԹԵԱՆ]···**

Nachidschewan (Schirak), Längskirche. J. J. Smirnov hat mir freundlich eine wertvolle Aufnahme überlassen, die ich in Abbildung 36 gebe und die eine Vorstellung von einer Gürtelinschrift in halber Wandhöhe vermitteln kann. Sie stammt von einer Kirche in Nachidschewan, an der wir bei der Fahrt von Agrak nach Bagaran vorüberkamen, die wir aber nicht aufnehmen konnten. Man sieht das Ende der Inschrift undeutlich ganz links am Rande der Abbildung auf dem vierten Stein von unten. Ich komme darauf unten zurück.

Ursprung. Die großen Gürtelinschriften dürften die ursprüngliche Form der armenischen Gründungsurkunde darstellen. Woher diese Gattung zu leiten ist? Ich gab in Abbildung 34 ein Beispiel, in dem der Buchstabengürtel oben unter dem Dach hinläuft. Es handelt sich dort um einen reinen Kuppelbau. Alle Gürtelinschriften, die um die Mitte der Wand laufen, gehören zu Längsbauten, entweder reinen oder solchen mit einer Kuppel. Ob es Zufall ist, daß ich keinen reinen Längsbau mit einer Dachinschrift und keinen reinen Kuppelbau mit einer Gürtelinschrift um die Mitte unter den erhaltenen, bzw. mir bekannt gewordenen Belegen fand, oder ob darin eine Entwicklungsspur von Bedeutung vorliegt, muß vorläufig dahingestellt bleiben. Jedenfalls wird damit zu rechnen sein, daß solche Gürtelinschriften sowohl an Kuppelkirchen wie an Längsbauten vorkommen. Ihre Schrift ist ja bodenständig, keine Einfuhr von außen. Die Anbringung von Inschriften unter dem Dach oder in der Mitte der Wand begegnet später häufig an islamischen Denkmälern, vor allem auch solchen des nordöstlichen Iran[6]); es wäre also nicht unmöglich, daß da in Armenien wie im

1) *Ճանապարհորդութիւն ի Մեծն Հայաստան*, Tiflis 1858, S. 52.
2) »Schirak«, S. 125.
3) A. a. O., S. 131 f., Tafel VI und VII.
4) Djalaliantz, II, S. 52; Alischan, »Schirak«, S. 125; Kostaniantz, Corpus, S. 1.
5) N. Marr, Neue Materialien, S. 76 f. Eine arabische Inschrift nennt den Namen ʿAlî Kalîchân.
6) Vgl. Diez, »Die Kunst der islamischen Völker«, S. 68 f.



Aufnahme Smirnov.
Abb. 36. Nachidschewan (Schirak), Längskirche: Gürtelinschrift um die Mitte.

Islam ein älterer iranischer Brauch hereinspielt. Erhaltene Bauinschriften in Pehlewi sind mir nicht bekannt geworden.

b) Ersatzinschriften.

Inschriften die nicht den Gürtelcharakter haben und in der bei uns üblichen Art in mehreren Zeilen übereinander in rechteckigem Felde erscheinen, könnten leicht, auch falls sie Daten des 7. Jahrhunderts enthalten, als späterer Ersatz alter Gürtelinschriften zu betrachten sein. Wie solche im Laufe eines oder mehrerer Jahrhunderte verschwinden konnten, zeigt Bagaran, wo die Inschrift unter dem Kranzgesimse bei Änderungen des Oberbaues — in Bagaran nimmt Thoramanian Kammern über den Quadratecken an — mit den Platten verworfen wurde. Dafür traten dann Ersatzinschriften ein, die nicht mehr den alten Gürtelcharakter haben, sondern nach (der griechischen?) Art der späteren epigraphischen Urkunden ausgeführt sind. Ein Beispiel habe ich bereits oben, Seite 30, gegeben. Ohne in die paläographischen Fragen einzugehen, möchte ich bei der nachfolgend besprochenen Gründungsinschrift von Mren annehmen, daß sie eine solche, sehr frühe Ersatzinschrift ist. Eine gute Abbildung findet man in dem Werke von Howsepian Nr. 6. Aber sowohl bei Mren wie in anderen Fällen, zum Beispiel gleich bei der von Howsepian unter Nr. 2 gebrachten Inschrift von der Zitadellenkirche von Ani, die das Jahr 622 nennt, muß die Entscheidung, ob solche Felderinschriften nicht auch schon im 7. Jahrhundert neben den Gürtelinschriften üblich waren, eingehenderen Studien vorbehalten bleiben. Ich möchte das von der Inschrift von Thalisch glauben, die ich übrigens schon deshalb von den gewöhnlichen Ersatzinschriften trenne, weil sie statt über mehrere Steine ohne Rahmung hinwegzulaufen — wie das für die Ersatzinschriften artbezeichnend zu sein scheint — gerahmt und auf eine Tafel gebracht ist. Eine Ausnahmsstellung nimmt in der Gründungsinschrift auch Tekor ein, dessen Kathedrale ich im Typenkataloge ausschalten muß, weil sie eine Basilika war, die dann, wie S. Marco, aber schon im 6. oder 7. Jahrhundert in eine Kreuzkuppelkirche umgebaut

wurde, also keine reine Bauform vertritt. Ihre Gründungsurkunde ist so nachlässig und an so unpassendem Orte erneut, daß man sieht, nur die Eigenliebe der in den Bauurkunden Genannten hat bewirkt, daß man den Inschriften zu Lebzeiten der darin genannten Persönlichkeiten die in die Augen fallende Ehrung in der Art einer Gürtel- oder Tafelinschrift gönnte. Ich stelle die Tekorinschrift nur wegen ihres ursprünglichen Alters an die Spitze.

Tekor. Erbauungsinschrift von rund 486 des aus einem dreischiffigen Längstonnenbau umgebauten Kuppelmartyrions des heiligen Sergius. Sie befindet sich außen auf dem Türsturz des Westtors, in vier Zeilen auf zwei oben und unten von Schmuck freigebliebenen Streifen und in ungleich großen Buchstaben (Abb. 37)[1]). Der Anfang der Inschrift fehlt[2]).

1. **ՊԻՍԿԱ[Պ]ՈՍԻ ԵՒ Տ · · ՅԲՈՆԻ**[3]) **ՏԵԿՈՐՈՅ ՎԱՆԱՑ ԵՐԻՑՈՒ ԵՒ ԻՄ[Ա] ՆԱՆ · · Յ**[4]) **ՀԱԶԱՐԱՊԵՏԻ ՈՒՐԱՆԵԱՅ**[5]) **ՀՈՌՈՄԻ ՈՐ·**
2. **ԵՒ ՀԻՄՆԱՐԿԵՑԱՒ ՏԵՂԻՍ Ի ՁԵՌՆ ՅՈՀԱՆՈՒ ՀԱՅՈՑ ԿԱԹՈՂԻԿՈՍՈՒԹԵԱՆ ԵՒ ՅՈՀԱՆՈՒ ԱՐՇԱՐՈՒՆԵԱՑ**
3. **ՅԻՒՐ ԲԱՐԵԽԱՒՍՈՒԹԻՒՆ ԵՒ ԲՈԼՈՐ ԱԶԳԻՆ ԵՒ ԱՄՈՒՍՆԻ ԵՒ ՈՐԴԵԿԱՑ ԵՒ ՍԻՐԵԼԵԱՑ ԵՒ**
4. **ՍԱՀԱԿ ԿԱՄՍԱՐԱԿԱՆ ՇԻՆԵԱՑ ԶԱՅՍ ՎԿԱՅԱՐԱՆ ՍՐԲՈՅ ՍԱՐԳՍԻ** (die letzten zwei Worte aus Mangel an Platz über dem Worte *վկայարան* geschrieben).

1. ». . . des Episkopos und des Klostervorstehers von Tekor, T . . jbon, und des Hazarapet von Manani Uran, des Horom's (Römers) . . . . .
2. und die Stätte wurde durch die Hand des (der Name fehlt) zur Katholikoszeit von Armenien des Hohan's und (zur Zeit) des Hohan von Arscharunik
3. um der Fürbitte willen für sich und für das ganze Volk und für die Gemahlin und für die Kinder (Söhne) und die Lieben und (?)
4. Sahak Kamsarakan hat dieses Martyrion des heiligen Sargis (Sergius) erbaut«

Die Ursprünglichkeit der Inschrift von Tekor wurde mehrmals in Frage gestellt[6]). Die Art der Anbringung auf dem Türsturz und die Verworrenheit des Textes (den man von unten nach oben lesen muß. Strz.), sind genügende Beweise dafür, daß die Inschrift nicht aus der Bauzeit stammen kann, sondern in einer viel späteren Zeit — ob als Ersatz der ursprünglichen, zugrunde gegangenen Erbauungsinschrift, kann man nicht sicher sagen — etwa bei einer Renovierung der Kirche geschrieben wurde. Sahak Kamsarakan — der Erbauer dieser Kirche[7]) und Katholikos Johannes (Hohan), zu dessen Zeit die Kirche erbaut wurde, sind Zeitgenossen des Wahan Mamikonian und spielten in seinem Aufstande eine große Rolle. Sahak Kamsarakan, Sohn des Arschawir und Bruder des Nerseh und Hrahat erwähnt Lazar von Pharpi (S. 162). Johannes Katholikos ist Mandakuni (478 bis 504). Die Kirche wurde wahrscheinlich nach 486 erbaut, als das Land nach zwei großen religiösen Aufständen eine Zeitlang sich erholen konnte.

[1]) Die Tür ist heute vermauert.

[2]) Sargissian, S. 206; Alischan, »Schirak«, S. 132 f; Kostaniantz, Corpus S. 1; M. W. Ter-Mowsessian, a. a. O., S. 40 f; G. W. Howsepian, a. a. O., S. 5 f., mit Photographie auf Tafel 2, Abb. 2; sonst über Tekor: Texier, Descr. de l'Arménie etc., p. X., S. 120 f.; »Archit. Byzantine«, S. 174; Thoramanian, »Die Kathedrale von Tekor«, Tiflis 1911, S. 98 ff; armenische Zeitschrift »Achurean«, 1909, Nr. 39; Atrpet, »Achurean«, 1909, Nr. 23; G. Ter-Mkrtschian in »Ararat«, S. 16 und 17, Anmerkung; P. J. Katerdschian, Պատարագամատոյցք etc., Wien 1897, S. 725 und sonst.

[3]) Zwischen Տ und Յ ist Raum für zwei verwischte Buchstaben vorhanden, von denen der erste auch ein Ե sein kann; der Buchstabe nach Յ hat einen wagrechten Strich, es ist somit ein Բ; das Wort kann also unmöglich Տայրոնի sein. Vielleicht ist diese Stelle zu lesen: եպիսկոպոսի Եւ դեայբ ոնի Տեկորոյ վանաց երիցու. Der Name Բոն ist allerdings unbekannt, ebenso wie Տ...յբոն.

[4]) Es ist nicht ausgeschlossen, daß zwischen Մ und Ն zwei Buchstaben waren, von denen der erste als Ա noch zu erkennen ist. Zwischen Ն und Յ scheint eine verwischte Ligatur von Ե und Ա sich befunden zu haben; auf unserer Photographie sieht man den wagrechten Strich des Բ; auch hier könnten zwei Buchstaben Platz finden. Ich lese Մանանեայ; es ist kein Personen- sondern ein Orts- beziehungsweise Gebietsname.

[5]) Innerhalb des zweiten Ա ist das Wagrechte des Բ zu sehen, also ligiert եա, und das Wort ist ուրանեայ zu lesen.

[6]) N. Marr, Einleitung, S. 7; Kostaniantz, Corpus, S. IX.; Thoramanian, a. a. O., S. 18 ff.

[7]) Daß die Kirche schon vom Erbauer selbst dem heiligen Sergius geweiht wurde, ist sehr fraglich. Das ist auch einer der Beweise gegen die Ursprünglichkeit der Inschrift. Sogar für das 7. Jahrhundert wäre das ein Anachronismus, der nur in Verbindung mit einem Namen wie Uran der »Römer« (»Horom«) zugelassen werden kann.



Abb. 37. Tekor, Sergiuskirche: Westtor mit seinen Inschriften

Aufnahme Thoramanian.

Die Portallünette ist jetzt durch die Inschrift der Königin Katramide und des Königs Gagik-Aschot von 1008 und 1014 über Befreiung von Steuern und Renovierung der Kirche gefüllt (Abb. 37). Da der Anfang der Erbauungsinschrift, die sich unmittelbar darunter auf dem Architrav befindet, fehlt (?), und ihre Schriftform bedeutend älter ist, als die der Inschrift von 1008 und 1014, könnten wir annehmen, daß die Lünette ursprünglich mit dem Anfang der Bauinschrift gefüllt war (? Strz.), die Steine dann bei der Renovierung von 1014 neu ersetzt und beschrieben wurden und nur der Schlußteil der alten Inschrift auf dem Architrav erhalten ist. G. W. Howsepian (a. a. O.) datiert die Erbauungsinschrift der Schrift nach in das 6. bzw. 7. Jahrhundert, in welcher Zeit auch die Namen wie T . . jbon, Uran (Uranos) »der Römer« gut zu denken sind.

In der zweiten Zeile fehlt nach *Հիմնարկեցաւ ի ձեռն*[1]) der Name des Gründers der heiligen Stätte, offenbar desselben Sahak Kamsarakan. Daß der Gründer ein weltlicher war und nicht ein Katholikos sein konnte, folgt aus der dritten Zeile.

Sonstige Inschriften der Kirche von Tekor[2]): 971, von Königin Chosrowanusch über Befreiung von Steuern. In dieser Inschrift wird die Kirche »heilige Dreieinigkeit« genannt; 989; 1008, von Königin Katramide; die Kirche wird auch hier »heilige Dreieinigkeit« genannt; 1014, von Gagik Aschot, hier heißt die Kirche »heiliger Sergius«; 1018, über Befreiung von Steuern, 1036, über Verteilung des Wassers zwischen Tekor und Agarak; 1042, über Befreiung von Steuern.

Im Innern der Kirche auf der nördlichen Mauer und einem Stein, der sich im gefüllten Fenster befindet, die Inschrift eines gewissen Stephanos aus dem Jahre 1049 über die Schenkung eines Evangeliums an die Kirche des heiligen Sergius.

Mren, Kathedrale[3]). Ersatzinschrift von 638—640 (Abb. 38).

1. **Ի ՆՂԸ Թ ՅԱՆՈՒՆ Ա̃Յ ԵՍ ՍՏԷՓԱՆ**
2. **ՈՍ ԵՏՈՒ ՋՄԵՐ ԱՒԵՏԱՐԱՆՍ Ի Մ̃Թ ՍԱՐ**
3. **ԳԻՍ ՎԱՍՆ ՍԻՄԵՈՆԻ ԵՒ ՍԱՐԳՍԻ ԵՒ Դ**
4. **ԱՒԹԻ ՀՈԳԵԱՑՆ ԵՒ ԹԷ ՈՔ ՀԱԿԱՌԱԿ**
5. **ԳԱՅ (Յ)ԱՄԵՆԱԿԱԼ ԲԱՆԷՆ ՎՅ? ՅԺԸ ՆԶՈՎԵ**
6. **ԱԼ ԵՂԻ ՋԱՒՉԻՆ ԿԱԷՆԻ ԱՉԱՀԱՆՎԱՑՆ ԵՂԻՑԻ ԴԱՏՈՂ ՆՈՐԱ**
7. 8. und 9. Zeile unlesbar.

Sie befindet sich außen hoch in der Mitte der Westmauer in drei Zeilen auf neun Quadern und ist nicht vollständig erhalten; es fehlen je ein Stein vom Anfang und vom Schlusse und außerdem noch ein Stein in der Mitte rechts vom Fenster, welches die Inschrift genau in der Mitte unterbricht. Der untere Teil des Fensters ist jetzt durch einen Kreuzstein gefüllt. Die mangelnden Steine der Inschrift sind ebenfalls durch Kreuzsteine und durch einen schmalen ornamentierten Stein ersetzt. Die großen Majuskeln der Unzialschrift sind deutlich zu lesen.

Zur Ergänzung der Inschrift, die wohl keine Gürtelinschrift war, verhelfen uns sehr die historischen Berichte über die Erbauung der Kathedrale von Mren. Katholikos Johannes, Seite 46: »Und auf eben seinen Befehl (des Kuropalaten David Saharuni) wurde die schöne Kirche im »Stadt-Dorfe« (*քաղաքագեղ*) Mren erbaut.« Samuel von Ani, Seite 77: »ՈԺԱ (ԾԸ) = 611 n. Chr. und 58 der armenischen Aera (wobei die beiden Daten nicht übereinstimmen). Nach der Ermordung des persischen Marzpan David Saharuni (verwaltet) 30 Jahre«, und weiter auf Seite 78: ՈԺԵ (= 615). Erbauung der Kathedrale von Mren«. Wardan, Seite 62: »Heraklius ernennt zum Feldherrn von Armenien Mžež, welchen David Saharuni tötet und selbst zum Fürsten (von Armenien) auf Befehl des Heraklius wird, drei Jahre lang. Er hat die Kirche von Mren erbaut; und dann wird er von

[1]) *Հիմնարկեցաւ* betrachtet Marr (a. a. O.) als einen Anachronismus für das 6. und 7. Jahrhundert (auch in der Inschrift von Arudsch). Diese stylistische Form ist jedoch nicht ausgeschlossen. Im Styl und den Sprachformen der Inschriften müssen wir von vornherein volkstümlichere und weniger strenge Formen erwarten, als bei den Schriftstellern jener Zeit.

[2]) Sargissian, S. 206 bis 208; Alischan, »Schirak«, S. 132 bis 135.

[3]) Diese Inschrift wurde zuerst von Alischan, »Airarat«, S. 114 mit Fehlern publiziert; Von J. Orbeli, a. a. O., S. 132—138, Tafel VIII, auf Grund einer Photographie und des Tagebuches von Professor N. Marr, (Reise im Sommer 1892) besprochen und rekonstruiert. Aufgenommen im Corpus der armenischen Inschrift von K. Kostaniantz; schließlich bei Garegin W. Howsepian, »Die Kunst des Schreibens«, S. 7, Tafel III, in einer sehr guten Photographie (danach Abb. 38) mit Bemerkungen erschienen; über die Kathedrale auch M. W. Ter-Mowsessian, a. a. O., S. 42.

den Fürsten (Nacharars) seiner Würde entkleidet und verbannt.« Kirakos von Gandzak, Seite 30: »Nach der Ermordung der Marzpanen war David Saharuni Marzpan (von Armenien) 30 Jahre lang. Zu seiner Zeit im Jahre 61 (612/3) wurde die Kathedrale von Mren errichtet« (z. Z. des Heraklius.)

David Saharuni ist also als Erbauer der Kathedrale von Mren bezeichnet[1]). Sein Name ist bekannt. Sebeos, sein jüngerer Zeitgenosse, erzählt (S. 102 f.), daß er als einer der Teilnehmer an der Verschwörung des Athalarikos gegen seinen Vater Heraklius von Mžež Gnuni (Μεζέζιος der griechischen Quellen) verhaftet und an den Hof geschickt wurde. Es gelingt ihm jedoch, unterwegs seine Fesseln zu zerreißen und die Leute, die ihn führten, zu töten. Er kehrt zurück, gewinnt die armenischen Truppen, tötet Mžež Gnuni (den byzantinischen Feldherrn und seit 630—631 Verwalter von Griechisch-Armenien[2]) und seinen Verwandten Waraz Gnel Gnuni. Auf die Gunst der Soldaten gestützt, reißt er das Kommando an sich. Auf Bitten der Feudalfürsten ernennt ihn Kaiser Heraklius zum Fürsten jener Länder, das heißt, wie aus der Inschrift folgt, von Armenien und Syrien und verleiht ihm den Titel (պատիւ) des Kuropalaten. Er waltet drei (!) Jahre »in voller Pracht und Gewalt« seines Amtes, bis sich das Heer gegen ihn empört. Es entsteht Zwiespalt unter den Nacharars (Feudalfürsten) und Theodoros Rschtuni fängt an, die führende Rolle in Armenien zu spielen.

Durchaus in demselben Sinne berichtet Katholikos Johannes (S. 46), daß zu der Zeit der Flucht des Waraz-Tirotz zum Kaiser[3]) Heraklius den David Saharuni zum Kuropalaten und zum Fürsten von Armenien ernennt. Er führte die Verwaltung drei Jahre lang siegreich und mit großer Pracht.

A. Pernice bestimmt die Zeit der Verschwörung des Athalarikos zwischen dem Anfang 637 und Juli 638[4]). Die Bestrafung der Verschwörer geschieht nach der Rückkehr des Heraklius nach Konstantinopel im Juli 638. David Saharuni ist also nach diesem Zeitpunkte, etwa im Herbst 638 ernannt worden und hatte seinen Posten bis 641 inne[5]).

Viel Verwirrung haben in unser Wissen über David Saharuni, wie in so manches Andere, die Angaben der späteren Historiker, zuerst des Assoghik[6]), dessen Geschichte bis 1004 reicht, gebracht. Assoghik sagt (S. 86, 88): »David Saharuni war auf Befehl des Hormizd 30 Jahre »Hazorapet« (hier identisch mit Statthalter) von Armenien; nach ihm folgt Theodoros Rschtuni. In seinem (des Davids) 12. Jahre erschien Mahmed, Sohn des Abdula im Jahre ԿԸ = 619? Die noch späteren Berichte von Kirakos und Samuel sind schon erwähnt. Es hat viel Mühe gekostet, mit diesen Zeugnissen jenes, das wir von Sebeos besitzen, mit dem auch Katholikos Johannes und Wardan überein stimmen, in Einklang zu bringen[7]).

Schon in der Aussage des Assoghik selbst sind genug Widersprüche verborgen. Hormizd, Sohn Chosroes I. Anuschirwan regierte 579—590; das erste Jahr des David Saharuni als Marzpan sollte aber, wenn das 12. Jahr 619 ist, 608 fallen. Dreißig Jahre konnte er nicht verwalten, da schon 628 Waraz-Tirotz Marzpan von Persisch-Armenien war. Es unterliegt außerdem keinem Zweifel, daß zur Zeit Smbat des Siegreichen[8]) und besonders im Jahre 607—608, Perser Marzpanen von Persisch-Armenien waren[9]). Ein zweiter Fehler von Assoghik und anderen späteren Historikern liegt eben darin, daß sie den Smbat, Marzpan von Hyrkanien, als Marzpan von Armenien, und zwar nach Suren und vor David Saharuni angeben. Sebeos und der Briefwechsel des Smbat mit Kyrion und den anderen Zeitgenossen lassen keinen Zweifel darüber, daß er nie Marzpan von Armenien gewesen ist, wenn er auch in der damaligen Geschichte Armeniens eine große Rolle gespielt und 607—608 an ihr

[1]) Diesem David Saharuni werden auch etliche Bauten auf der Insel Achthamar am Wansee zugeschrieben. Thomas Artsruni, Geschichte, S. 293.

[2]) Er wurde zum Verwalter des byzantinischen Teiles von Armenien nach der Zurückeroberung des hl. Kreuzes (14. Sept. 629), als Ezr schon Katholikos war, das heißt 631; vgl. Sebeos, S. 101. Die Grenzen von 591 wurden abermals anerkannt.

[3]) Dies geschah, nach Sebeos, als Heraklius noch in Syrien war. Auch Waraz-Tirotz wurde wegen der Verschwörung des Athalarikos vor Gericht gestellt, obwohl sich für ihn mildernde Umstände herausstellten.

[4]) A. Pernice, L'imperatore Eraclio, Firenze, 1905, S. 292,

[5]) Vgl. J. Orbeli, a. a. O., Inschrift aus dem Jahre 639—640 über die Erbauung der Kathedrale von Mren, S. 135 f.

[6]) So heißt Stephan von Taron, der hier nach der armenischen Ausgabe angeführt ist (Vgl. unten S. 55).

[7]) Vgl. Tschamtschiantz, Armenische Geschichte, II, S. 307 und Anmerkung auf Seite 528 f.; Sebeos, diese wichtigste Quelle für jene Epoche, kannte Tschamtschiantz noch nicht; Patkanian, Geschichte der Kalifen des Wardapeten Ghewond, St. Petersburg 1862, S. 121, Anmerkung 14; J. Orbeli, a. a. O., S. 134 f.

[8]) Marzpan von Hyrkanien, »Chosrow-schnum«, das heißt »Freude des Chosroav« genannt, Vater des Waraz-Tirotz, gestorben 617—618 im 28. Jahre Chosroav II.

[9]) Sebeos, S. 64.

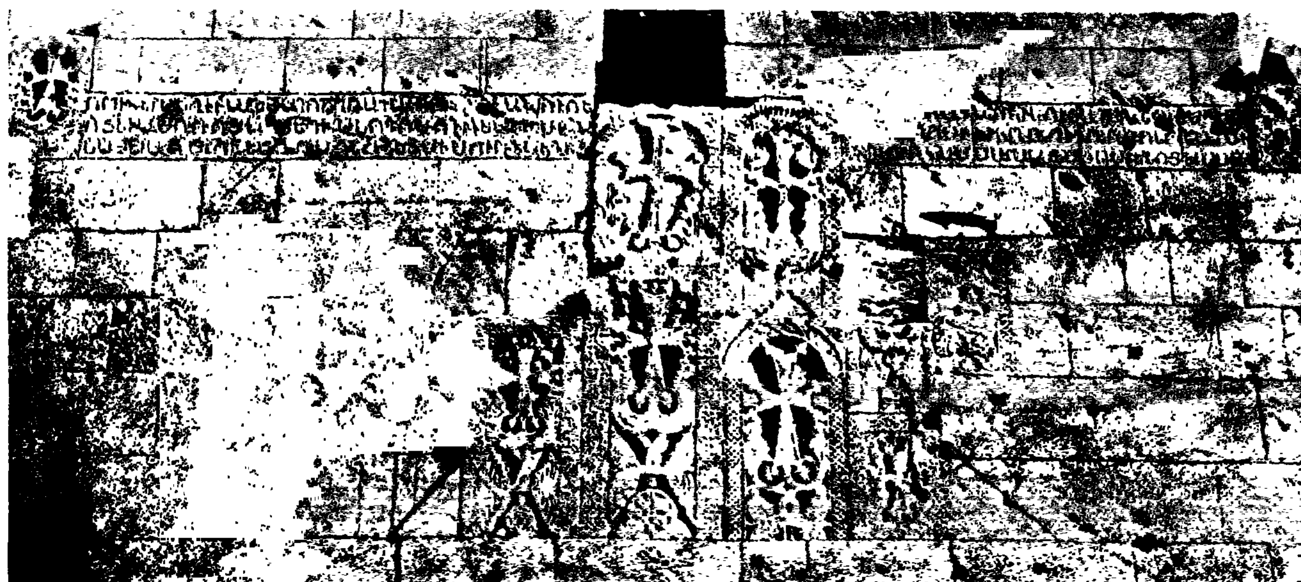


Abb. 38: Mren, Kathedrale: Bauinschrift der Westseite. Aufnahme Garegin Howsepian

sogar aktiv teilgenommen hatte [1]). Eben diese seine Bedeutung und der Titel »Marzpan« könnten in späteren Zeiten Anlaß zu dieser Verwechslung gegeben haben.

David Saharuni, wie aus Sebeos deutlich folgt und durch spätere widerspruchsvolle Berichte nicht entstellt werden darf, ist Statthalter des Kaisers Heraklius zwischen 638—641, also bis zu den ersten arabischen Zügen nach Armenien und bis Theodoros Rschtuni gewesen. Daß Assoghik und andere ihm dreißig Jahre zuschrieben, könnte man vielleicht durch die Verwechslung von drei *երէք* und dreißig *երեսուն* erklären. Samuel von Ani, der für sein erstes Jahr 611 angibt (und daneben dem widersprechend 58 der armenischen Aera = 609) hat wahrscheinlich, wie es schon J. Orbeli bemerkt hat, [2]) sein letztes Jahr 641 gekannt und aus ihm dreißig einfach abgezogen.

Die Erbauungsinschrift der Kathedrale in Mren wurde durch das Jahr des byzantinischen Kaisers Heraklius datiert. Doch fehlt am Anfange der Inschrift gerade das Zahlwort des Datums, wovon nur die Endung des Ordinalzahlwortes *որդի* geblieben ist. Es können nur die Jahre 28, 29 und 30 seiner Regierung, die den Jahren 638, 639, 640 entsprechen, in Betracht kommen [3]). Für das 31. Jahr besteht wenig Wahrscheinlichkeit, weil die Form *առաջներորդ*, welche später üblich wird, für das 7. Jahrhundert kaum möglich wäre Am besten passen das 29. und 30. Regierungsjahr des Heraklius, da David Saharuni kaum vor dem Herbst 638 zum Kuropalaten ernannt wurde. Die ergänzte Inschrift lautet: [4])

1. [ԱՄԻՈՑՆ [5]) ՔՍԱՆ ԵՒ ԻՆՆԵՐ (oder ԵՐԵՍՆԵՐ)] ՈՐԴԻ ՀԵՐԱԿՂԻ ԲԱՐԵՑԱՂԹՈՂ ԹԱԳԱՒՈՐԻ Յ[ԻՇ]ԽԱՆՈՒԹԵ[ԱՆ ԴԱՒԹԻ Ա]ՄԵՆԱԳՈՎ ՊԱՏՐԿԻ ԿՈՒՐԱՊԱՂԱՏԻ ԵՒ ՍՊԱՐԱ[ՊԵՏԻ ՀԱՅ]
2. ՈՅ ԵՒ ԱՍՈՐԻՈՅ ԵՒ ՑԵՊԻՍԿՈՊՈՍՈՒԹԵԱՆՆ ՍՐԲԱ[ՍԻՐԻ ՏԵԱՌՆ ԹԷ]ՈՎՓԻՂՈՍԻ ԵՒ Ի ՏԱՆՈՒՏԵՐՈՒԹԵԱՆ ՆԵՐՍԷ[ՀԻ ՇԻՐԱ]
3. ԿԱՑ ԵՒ ԱՇԱՐՈՒՆԵԱՑ ՏԵԱՌՆ ՇԻՆԵՑԱՒ ՍՈՒՐԲ ԵԿԵՂԵՑ[ԻՍ Ի ԲԱՐԵԽԱՒՍ]ՈՒ-ԹԻՒՆ ԿԱՄՍԱՐԱԿԱՆԱՑ ԵՒ ՄՐԵՆՈՅ ԵՒ ԱՄԵՆԱ.. [ՅՆ ԵՐԿՐԻ?]

[1]) Darüber näher bei Dwin; vgl. auch P. N. Akinian, Kyrion, Katholikos von Georgien, Geschichte der Beziehungen zwischen Armenien und Georgien im 7. Jahrhundert, Wien, 1910, S. 157—164 (armenisch).

[2]) A. a. O. S. 134, Anmerkung 7; vgl. auch Tschamtschiantz. II, S. 529.

[3]) Hier und im Folgenden folge ich J. Orbeli.

[4]) Freilich bleibt die Art der Anbringung des Datums auf dem ersten Stein, wie es sich Orbeli S. 137 vorstellt, in drei Zeilen unabhängig vom folgenden Teil, lediglich eine wahrscheinliche Vermutung. Es muß auch in Betracht gezogen werden, daß der erste und der letzte erhaltene Stein verkürzt sind, so daß die vertikalen Fugen von drei Schichten auf einer Linie liegen, um die Einsetzung der Kreuzsteine zu ermöglichen. Die Fuge des ersten Steines ist abgehauen und am letzten Stein schneidet sie die letzten Buchstaben ab.

[5]) Es konnte ebensogut die Form *յամին* verwendet sein.

»[Im 29. (oder 30.) Jahre] des siegreichen Kaisers Heraklius, zur Verwaltungszeit des allgelobten Patriziers Kuropalaten und Sparapeten[1]) von Armenien und Syrien [David] und zur Bischofszeit des φιλάγαθος = das heilige Werk liebenden Herrn Theophilos und zur »Tanuter«schaftszeit des Nerseh — Herrn von Schirak und Arscharunikh — wurde die heilige Kirche wegen der Fürbitte für die Kamsarakanen und für Mren und [für das ganze Land?] erbaut.«

Die Namen des Bischofs Theophilos und des Nerseh begegnen uns auch in der Inschrift von Alaman aus dem Jahre 637 (S. 36).

In der Inschrift von Mren, welche wir also 639 bis 640[2]) datieren müssen, fällt ihre passive Form auf. Der Erbauername fehlt. Da die Fürbitte der Kirche den Kamsarakanen, dem Orte Mren [und dem ganzen Lande?] gelten soll, können wir schließen, daß hauptsächlich diese Fürstenfamilie, in deren Besitze Mren damals war und der auch genannter Nerseh angehörte, dann die Gemeinde von Mren und schließlich auch das ganze Land, dessen Vertreter David Saharuni war, die Erbauungskosten dieser mächtigen Kathedrale getragen haben[3]).

Andere Inschriften der Kathedrale von Mren[4]). Drei Schenkungsinschriften aus dem Jahre 992; 1041, über eine Steuer; 1063; 1251; 1273, ebenfalls über Steuern; 1284; 1288; 1295. Wichtig ist ein Stein mit dem Fragment einer Schenkungsinschrift am westlichen Ende der Südmauer, fast in der Mitte der gesammten Mauerhöhe. Dieser Stein, der sich in fremder Umgebung befindet, beweist, daß die Kathedrale von Mren renoviert wurde. Die Form der Buchstaben — runde Majuskeln, kommen in den Inschriften des 12. und 13. Jahrhundert nicht vor, sondern nur in der früheren Periode[5]). Dasselbe beweist ja schon die Betrachtung der Westmauer mit der lückenhaften Erbauungsinschrift und eingemauerten Kreuzsteinen, welche ziemlich frühe Formen (um das 11. Jahrhundert) zeigen. Aus dem Jahre 1320 stammt eine Inschrift am westlichen Ende der Südmauer, tief unten, interessant wegen der administrativen Bezeichnungen, welche in ihr vorkommen[6]).

Es wird unten noch zu reden sein von einem Flachbilde, das sich unter der Bauinschrift im Türbogen befindet und die in der Inschrift genannten Persönlichkeiten darstellen soll. Die Kreuzsteine, die sich (Abb. 38) unter der Inschrift und über der Tür häufen, zeigen, wie sehr diese Stelle auch noch später geschätzt worden ist.

Mastara. Ersatzinschriften des um 640 entstandenen tetrakonchen Kuppelquadrates. Die Kathedrale von Mastara weist sieben Inschriften mit dem Namen des Erbauers, Grigoras, auf[7]). Die wichtigste von ihnen für die Datierung, über dem Fensterbogen auf der Südapsis, außen, bringe ich in der Übersetzung, da die Inschrift samt der Photographie bei G. W. Howsepian, a. a. O., Nr. 7, schon photographisch veröffentlicht ist (Abb. 39).

»Zur Zeit des Herrn Theodoros Bischofs von Gnunikh, wurde das göttliche Haus erbaut um den unwürdigen Grigoras zu erlösen«[8]).

Bischof Theodor von Gnunikh ist als Teilnehmer des Konzils von Dwin zur Zeit des Nerseh III. im Jahre 645 (648?) bekannt. Die Erbauungsinschrift der Kathedrale von Mastara ist daher in die Mitte des 7. Jahrhunderts zu setzen. Auf der Westseite, außen, innerhalb der kleinen Arkade über dem Fenster befinden sich zwei Inschriften (Abb. später), welche noch nicht gelesen worden sind (vgl. Alischan, a. a. O., S. 135 und Bischof A. Mchithariantz a. a. O.): die erste auf einer, mit dem Kreuz in der Mitte geschmückten Quader, rechts und links vom Kreuz (vgl. die Abb. unten), die zweite auf der langen Quader darunter.

[1]) Hier gleich Strateg.

[2]) Streng genommen ist das Jahr 638, daß heißt das 28. Jahr des Heraklius, wie wir gesehen haben, auch nicht ausgeschlossen.

[3]) Unter երկիր-Land kann allerdings auch ein bestimmtes Gebiet, das einer Fürstenfamilie angehört und als »տուն-Haus« dieser Nachararenfamilie bezeichnet wird, so in diesem Falle Schirak und Arscharunik, dessen »տանուտէր-Hausherr« Nerseh Kamsarakan war — verstanden werden; vgl. J. Djawachow, Staatsorganisation des alten Gruzien und alten Armenien, Band I, S. 83 ff., in »Texten und Unters. für armenisch-georgische Philologie« (russisch), Band VIII, St. Petersburg, 1905.

[4]) S. Djalaliantz, »Reise in Groß-Armenien«, II, S. 47; N. Sargissian, S. 197; Alischan, »Schirak«, S. 137—141; N. Marr, Новые матеріалы по арм. эпиграфикѣ, Зап. Вост. Отд., Band VIII, St. Petersburg 1893, S. 87 ff.; K. Kostaniantz, Corpus S. 10 f. (Die von N. Marr gesammelten Inschriften fehlen im Corpus.)

[5]) N. Marr, a. a. O, S. 88.

[6]) N. Marr, a. a. O., S. 89 f.

[7]) Vgl. Schahchathuniantz, II, S. 46 f.; Alischan, »Airarat«, S. 134 ff.; Bischof Abel Mchithariantz in »Ararat«, 1870, S. 122; Kostaniantz, Corpus S. 3; G. W. Howsepian, a. a. O., S. 8 f., Tafel 4 und 5.

[8]) Die Inschrift darunter auf dem Fensterbogen betrachte ich nicht als 6. Zeile der ersten, wie G. W. Howsepian, sondern als einen unabhängigen Text.



Abb. 39. Mastara, Kuppelquadrat mit Strebenischen in den Achsen: Südkonche mit Inschriften über dem Fenster.

1. ԱՅ ԱՋՈՂ (ԵՂ?)
2. ՈՎ[1] ԳՐԻԳՈ
3. ՐԱՍ ՎԱՆ
4. ԱԿԱՆԻ ՇԻՆ
5. ԵՑ[ԱԻ] ԱՊԱԻ
6. ԷՆՍ · ? ԴԱ(?)Ը(?)ԱԻ

»Durch Gottes Hilfe an dem Mönche Grigoras wurde der Zufluchtsort erbaut.«

1. ԱՅՍ ԿԱԹՈՂԻԿԷ (Է) ՀԱՐՍՆ Խ[Ա]Չ
2. Ի · [Ն]ՇԱՆ ԹԱԳԱԻ ՊՍԱԿԵԱԼ ՈԻՆԻ
3. [ՓԵ]ՍԱ ԶՔՍ ՓԵՍԱԻԷՐ ԶԱՌԱՔԵԱԼՍ
4. ՄԱՐԳԱՐԷՍ ԶՎԿԱՅՍ ՍԱ ԲԱՐԵՇԷ
5. Ն ՈԻՆԻ ԶՄԵԶ (Ի)ԴԱՐՍ ԵԻ ՓՐԿԷ ԶԳՐԻԳՈՐԱՍ

»Diese Kathedrale ist eine Braut mit dem Kreuze als Krone bekränzt, sie hat als Bräutigam Christus, als Brautgäste die Apostel, Propheten und Märtyrer, sie beschützt uns durch Jahrhunderte und erlöst den Grigoras.«

Grigoras, welcher in allen diesen Inschriften als Erbauer der Kathedrale genannt wird, ist unbekannt. Man beachte die griechische Endung des Namens. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß

[1]) Kann auch բով gelesen werden; geschrieben als Ligatur.

der Erbauer ein Grieche war. Keine dieser Inschriften, die sich auf die Erbauung beziehen, hat jene monumentale Art, welche den Erbauungsinschriften des 7. Jahrhunderts eigen ist. Dieser Umstand in Verbindung mit der Tatsache, daß die Kathedrale von Mastara im ganzen sieben Inschriften hat, welche sich im Grunde genommen auf ein und dasselbe beziehen und den Namen Grigoras wiederholen, beweist, daß diese Inschriften mit dem Erbauernamen einer späteren Zeit angehören. Die Mauer um diese Inschriften zeigt deutliche Spuren der Renovierung und einer neuen Legung. Die Schrift ist altertümlich und kaum jünger als das 10. Jahrhundert. Ob diese Inschriften den Inhalt einer ursprünglichen Erbauungsinschrift oder einer Urkunde wiedergeben, oder eine Überlieferung als ihren Grund haben, ist mit Sicherheit nicht zu beantworten. Daß Theodor, Bischof von Gnunikh, und ein anderer von Apahunikh[1]), deren Diözesen ja weit im Süden in Waspurakan lagen, in Mastara genannt werden, bedarf noch einer Erklärung.

Andere Inschriften der Kathedrale von Mastara stammen aus dem Jahre 1010 und 1015 und handeln über Steuern. Die Kirche ist jetzt Johannes dem Täufer geweiht. Sie ist bereits oben S. 19 in einer Gesamtansicht gegeben, in der gerade die Süd- und Westkonche mit den besprochenen Inschriften erscheinen. Über Erneuerungen vgl. unten S. 74 f. und spätere Abschnitte.

c) Mehrzeilige Flächen- (oder Felder-)inschriften mit ursprünglicher Schrift.

Diese Inschriften unterscheiden sich von den bisher vorgeführten Ersatzinschriften verwandter Art dadurch, daß sie schon im Original in Felder-Form auf uns gekommen sind. Die Rahmung und Zusammenfassung auf einer Platte, also einer richtigen Inschriftplatte, die an hervorragender Stelle, über dem Eingang etwa, angebracht wird, ist in dieser Gruppe freilich Ausnahme. Ein Beispiel aus dem 7. Jahrhundert bietet die nachfolgend besprochene Gründungsinschrift der Kathedrale von Thalisch, ein anderes aus dem 10. Jahrhundert befindet sich an der Kirche Gregor Abughamrentz in Ani. Im allgemeinen aber werden diese Inschriften ohne Rahmung irgendwo untergebracht, so in der nachfolgend besprochenen Bauinschrift der kleinen Kirche von Thalin quer über dem Unterteil eines Fensters, zumeist allerdings über einem der Portale.

Thalisch (Arudsch), Kuppelhalle. Die Gründungsinschrift von 668 befindet sich außen auf der Südseite der Kirche unter dem mittleren Apsisfenster und ragt jetzt kaum über die Erde. Sie ist auf einer 1·27 × 0·62 m[2]) großen Tafel, innerhalb eines profilierten Rahmens in ausgeprägter Unzialschrift (Majuskel, armenische »Eisenschrift« — *երկաթագիր* — genannt) in acht Zeilen angebracht. Die Buchstaben, 4, 2 bis fast 5 cm hoch, sind flach und ziemlich tief eingeschnitten. Ihre Breite wechselt mit der Form, doch wird sie bei Ը, Ծ und anderen der Höhe fast oder ganz gleich. Breite der Stäbchen (hasta) bis 4 mm. Die sehr gut erhaltene Inschrift (Abb. 40) lautet:



Abb. 40. Thalisch, Kathedrale: Gründungsinschrift.

1. Է̅ ԵՒ Ժ̅ ԱՄԻ ԿՈՍՏԱՆՏՆԻ ՄԱՐԵ
2. ՐԻ ԱՄՍՈՑ ՈՐ ԱՒ(Ր) Փ̅ ԵՒ Է̅ ՀԻՄՆ
3. ԱՐԿԵՑԱՒ ՍՈՒՐԲ ԿԱԹՈՂԻԿԷՍ
4. Ի ՁԵՌՆ ԳՐԻԳՈՐԻ ՄԱՄԻԿՈՆԵՆԻ
5. ՀԱՑԻՈՑ ԻՇԽԱՆԻ ԵՒ ՀԵՂԻՆԷ
6. Ի ՆՈՐԻՆ ԶՈՒԳԱԿԸՑԻ
7. Ի ԲԱՐԵԽԱՒՍՈՒԹԻՒՆ ՇԻՆԱՒ
8. ՂԱՑ ԶՍԱ

Unten im Felde in vollkommen anderer Schrift, zweifellos später hinzugefügt: .Գ.. ՙՔՍ ԸՆՕ

[1]) Vgl. G. W. Howsepian, »Die Kunst des Schreibens«, S. 8 f.

[2]) Nach Garegin Howsepian, a. a. O., S. 9. Er nennt die Kirche, die sonst einfach Kathedrale genannt wird, heilige Gregorskirche, wahrscheinlich auf Grund neuer Überlieferung.

»Im 29. Jahre Konstantins, am 15. Tage des Monats Mareri, wurde die heilige Kathedrale Կաթողիկէ durch Gregor Mamikonian, Fürsten von Armenien, und Helene, seine Gattin — als Fürbitte für ihre Erbauer — gegründet.«

Das unten Zugeschriebene heißt: »Erbarme dich (ողորմեա) Gott Christus.«

Die Erbauungsinschrift wurde zuerst vom Mesrop Ter-Mowsessian (a. a. O. S. 45) und kurz darauf mit einigen Abweichungen vom Mchithar Ter-Mkrtschian[1]) veröffentlicht. Sie wurde dann von N. Marr[2]) und J. Orbeli (a. a. O., S. 138—142) besprochen, in das Corpus von K. Kostaniantz aufgenommen und liegt schließlich in guter photographischer Aufnahme vom Garegin Howsepian (a. a. O., S. 9, Tafel 6) vor. Abbildung 40 gibt eine eigene Aufnahme, die die Einfügung der gerahmten Platte in die umgebenden Verblendungsplatten gut zeigt.

In der ersten Zeile vor den Zahlen fehlt das Präfix ի, das wir hier erwarten müssen. Der Raum ist freigelassen, da der Anfang der ersten Zeile nicht demjenigen der zweiten, sondern erst dem zweiten Buchstaben entspricht. Die Umrisse des fehlenden ի scheinen hier tatsächlich angedeutet zu sein, wenn es kein Kreuz ist. Der Schreiber hat sich hier wahrscheinlich die Arbeit erspart, da das nachstehende Zeichen wiederum ein ի (= 20) ist, wie wir es bei armenischen Inschriften oft beobachten können. In der zweiten Zeile fehlt das Hilfszeitwort էր nach den Monatstagen. Die vollkommene Konstruktion der Phrase wäre: մարերի ամսոյ որ աւր ժ եւ ե էր ամսոյն,[3]) wobei էր zur regelmäßigen Satzbildung unbedingt notwendig ist. Die Worte Կաթողիկէ und Հեղինէ sind durch է umschrieben, Բարեխաւսութիւն und Շինաւղաց durch աւ. Die Zahlen sind durch zwei Striche (պատիւ) oben und unten gekennzeichnet. Verkürzungen, außer der späteren Zuschrift, kommen nicht vor.

Die Persönlichkeit des Gregor Mamikonian ist aus der Geschichte wohlbekannt. Im letzten Lebensjahre des Katholikos Nerseh III. (661) wurde er bei den Arabern als Geisel gehalten. 662 ernennt ihn Moawija zum »Fürsten von Armenien« (Statthalter), worüber Ghewond (S. 14 ff.) berichtet, indem er die Zeit seiner Verwaltung als eine Epoche des Friedens und der Wohlfahrt bezeichnet. 685 wird er im Kriege gegen die vom Norden herziehenden Chazaren getötet.[4])

Diesem Fürsten Gregor Mamikonian schreiben in der Tat auch die armenischen Geschichtschreiber die Erbauung der Kathedrale von Arudsch in der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts einstimmig zu. Darüber besitzen wir eine Reihe historischer Berichte, auf Grund deren Schahchathuniantz[5]) und Alischan,[6]) ohne die Erbauungsinschrift noch zu kennen, die Kirche sogar genau zu datieren versuchten. Der erstere — Samuel von Ani folgend — setzte die Erbauung der Kathedrale in das Jahr 671. Alischan bestimmte dafür das Jahr 670.

Es liegen uns folgende historische Berichte über die Kirche von Arudsch vor: Ghewond (S. 15): »und er (Gregor Mamikonian) hat das Haus des Gebetes im Gebiete Aragatsotn im Dorfe (աւան) Arudsch, ein Ruhmestempel des Namens des Herrn, mit holder Pracht erbaut, indem er es zum Andenken seines Namens schmückte.« Katholikos Johannes (S. 52): »Zu dieser Zeit (zur Zeit des Katholikos Anastas 662—668) hat der fromme Fürst Gregor Mamikonian durch den göttlichen Besuch (des Geistes) die prachtvolle Kirche im großen Dorfe (մեծ դաստակերտ) Arudsch gegründet, (er) baut sie eilig, etwa einen himmlischen Versammlungsraum auf der Erde. Und auf der südlichen Seite errichtet er seinen Palast am Rande der steinigen Schlucht, in welcher eine schimmernde Quelle entspringt. Und dann ordnet er sein Wohnhaus und ummauert es mit (einer Mauer aus) großen Steinen und Mörtel«. Weiter erzählt Katholikos Johannes, daß Gregor Mamikonian auch in Eghiward Kirchen und Klosterbauten errichtet habe. Assoghik (S. 99): Gregor, Bruder von Hamazasp »erbaute die Kathedrale in Arudsch«. Samuel von Ani (S. 84): »672 Erbauung der Kathedrale in Arudsch, in welcher der Märtyrer Christi David getauft wurde.« Der Text des Samuel von Ani scheint hier verschiedene Lesungen zu finden: Schahchathuniantz (II, S. 60) zitiert das Jahr 671 und 118 der armenischen Ära; Mchithar Ter-Mkrtschian (a. a. O. S. 42) bringt 672 und 119 der armenischen Ära. In beiden Fällen stimmen die Daten n. Chr. und diejenigen der arme-

1) Zeitschrift für armenische Philologie, 1904, II, S. 41 f.

2) Арм. церковь въ Аручѣ, in ИАК, 1904, Lieferung 12, S. 61—64, T. XVIII, Ansicht der Kirche.

3) Beispiele dazu zusammengestellt bei J. Orbeli, a. a. O., S. 119.

4) Ghewond, S. 14 ff.; für das Todesjahr vgl. Ընդհանուր Ժամանակագրութիւն, S. 80, auch Marquart, Entstehung der gruz. Bagratiden, erweiterte armenische Übersetzung, Wien, 1914, S. 11 f.

5) II, S. 58—62.

6) »Airarat«, S. 143—145.

nischen Zeitrechnung nicht überein. Wardan (S. 70): »Zu seiner (des Katholikos Anastas) Zeit erbaute Gregor Mamikonian die Kathedrale von Arudsch und das Kloster von Eghiward.« Kirakos von Gandzak (S. 35): »Im fünften Jahre des Anastas vollzog sich die Erbauung der Kathedrale im Dorfe (գւղն) Arudsch, welche Gregor Patrik erbaute, in welcher der Märtyrer Christi David getauft wurde«. Ob Gregor, der ja ein arabischer Statthalter war, auch den byzantinischen Titel eines Patriziers trug, wie es Kirakos angibt, ist fraglich. Alle früheren Historiker, ebenso wie seine Inschrift, kennen ihn nur als »Fürst von Armenien«. Wahrscheinlich ist, daß Kirakos diesen Titel, den wir zu jener Zeit in Armenien oft treffen, irrtümlich auch auf Gregor bezogen hat. Mchithar von Ajrivank (S. 50): Zwischen dem Jahre 641 und 690 »Fürst Gregor baut die Kirche von Arudsch und Herr Nerses die von Bagaran«.

Somit stimmen diese geschichtlichen Zeugnisse mit der Gründungsinschrift überein. Doch ist in der Inschrift eine Schwierigkeit vorhanden, die ihre Datierung nicht ohne weiteres klar erkennen läßt und Anlaß zu verschiedenen Vermutungen gegeben hat. Die Inschrift nennt das 29. Regierungsjahr des Konstantin. Es steht aber fest, daß Konstantin-Konstans, Enkel des Kaisers Heraklius, vom Herbst 641 bis 668, als er in den Bädern von Syrakus ermordet wurde, im ganzen also 27, oder falls man das begonnene letzte Jahr mitzählt, 28 Jahre regiert hat[1]). Dieser Umstand hat zu zwei Vermutungen verleitet. Die erste wäre die, daß es dem Verwalter von Armenien, wenn er auch Vertreter nicht der byzantinischen, sondern der arabischen Macht war, der Tod des Kaisers, der dazu noch den Charakter eines Gewaltaktes trug, lange unbekannt bleiben konnte, was ja fast unmöglich erscheint.[2]) J. Orbeli meint, die einzige Erklärung, die man dem merkwürdigen Datum der Inschrift von Arudsch geben könnte, sei die, daß sie beim Abschreiben dieser Urkunde entstellt worden sei[3]). Zur zweiten Annahme, zu der beide Forscher mehr neigen, daß die Inschrift von Arudsch nicht ursprünglich, sondern abgeschrieben und dabei entstellt worden sei, muß aber bemerkt werden, daß weder die Schriftart, noch die sonst seltene Anbringung auf einer Tafel (ein zweites Beispiel dazu bildet die Inschrift des Gregor Hamze Pahlawuni aus der zweiten Hälfte des 10 Jahrhunderts auf der Gregor-Abughamrentz-Kirche in Ani), noch die Sprache diese zweite Annahme unterstützen können, sondern eher geeignet sind, die Ursprünglichkeit der Inschrift und ihre Zugehörigkeit zum 7. Jahrhundert zu bestätigen. Was aber die erste Annahme anlangt, so führt sie außer allem noch zu einem Widerspruch mit den geschichtlichen Zeugnissen von Ghewond, Johannes Katholikos, Wardan und Kirakos, welche die Erbauung der Kirche in die Zeit des Katholikos Anastas setzen. Wenn wir als mögliches 29. Regierungsjahr des Konstantin 670 bezeichnen, so entspricht das dem Todesjahre des Anastas 668 nicht.

Um das merkwürdige Datum der Inschrift von Arudsch zu erklären, kann man noch eine dritte Vermutung aufstellen: nicht das Todesjahr, sondern der Regierungseintritt Konstantins könnte falsch bezeichnet oder gezählt worden sein. Die Inschrift muß aber aus der letzten Lebenszeit Konstantins stammen, beziehungsweise mit seinem Tode zusammenfallen. Diese Annahme gewinnt noch mehr an Wahrscheinlichkeit, wenn wir außer Wardan, wie es Mchithar Ter-Mkrtschian a. a. O. Seite 42, um irgend eine Erklärung zu finden, gemacht hat,[4]) die entsprechenden Stellen über die Regierungsjahre Konstantins bei Sebeos, welcher seinen Tod noch nicht kennt, und bei dem unbekannten Autor (nach P. B. Sargissian, Anania aus Schirak; vgl. seine Vorrede) der »Anonymen Chronik«, beide aus dem 7. Jahrhundert, also Zeitgenossen der Inschrift von Arudsch, in Erwägung ziehen.

In der echten Geschichte des Sebeos am Anfange des 35. Kapitels (S. 137) steht: im 20. Jahre des Jazdigerd . . ., im 11. Jahre des Kaisers Kostas (Konstantin) . . . und im 29. Jahre der Ismaeliten . . ., also 651; dasselbe im Buch II, Seite 21. Das Ende des sasanidischen Reiches (652) setzt Sebeos in das 12. Jahr des Konstantin (S. 137, 21), was dem 30. Jahre d. H. entspricht. Im II. Buche, Seite 21, steht: Jazdigerd — 7; Kostas (Konstantin) 1; das 7. Jahr von Jazdigerd ist 639/40. Aus diesen Stellen bei Sebeos ergibt sich also als erstes Jahr des Konstantin 640.

[1]) Daß für uns nur dieser Konstantin (Konstans) in Betracht kommen kann, geht schon aus den vorgeführten Quellen hervor. J. Orbeli hat es a. a. O. S. 139 f. klar dargelegt.

[2]) N. Marr, a. a. O. S. 62; J. Orbeli, a. a. O. S. 141.

[3]) J. Orbeli ebenda; N. Marr, a. a. O. S. 63 sagt: »der datierten Inschrift dieser Kirche kann man nicht die entscheidende Stimme zuerkennen. Armenische Inschriften wurden oft nach dem Umbau der Kirche abgeschrieben.«

[4]) Wardan (S. 114) berichtet: Konstantin, Enkel des Heraklius (regierte) 29 Jahre. Diesen Bericht bezeichnet J. Orbeli als einen sehr späten (13. Jahrhundert) als belanglos. Schon M. Ter-Mkrtschian (ibidem) hat hingewiesen, daß Wardan sein Datum wahrscheinlich aus dem »Buche der Kaiser« des anonymen Autors entlehnte.

Dem widerspricht allerdings die Stelle, wo über den Angriff der Araber auf die Festung Artsaph erzählt wird (S. 117): »Im 2. Jahre des Konstantin, am 23. Tage des Monats Hori, am Sonntag . . .« Nur im Jahre 643 ist der 10. August (23 Hori) ein Sonntag [1]). Hier ist also das erste Regierungsjahr Konstantins richtig 641 angegeben. Es frägt sich natürlich, ob wir daher nicht mit einem Zufall oder einem Schreibfehler (*երկրորդ* — zweite und *երրորդ* — dritte lassen sich leicht verwechseln), zu tun haben [2]). Es ist übrigens bemerkenswert, daß Sebeos für Kaiser Heraklius (610—641) 30 Jahre der Regierung, anstatt 31 angibt (S. 108, 20).

Die »Anonyme Chronik« [3]), Seite 77, gibt an: Konstantin, Sohn des Konstantin, Enkel des Heraklius — 29 Jahre. In seinem zweiten Regierungsjahre wurde Dwin von Arabern erobert (ebenso Ghewond: »im Jahre 90 = 641«). Dies geschah nach Sebeos (S. 109) am 6. Oktober 642 [4]).

Für Heraklius sind in dem ersten Kaiserverzeichnis wie bei Sebeos 30 Jahre angegeben. In dem zweiten dagegen 31. Die armenischen Quellen des 7. Jahrhunderts haben also fast durchwegs für den Regierungsantritt Konstantins, nicht 641 sondern 640 angenommen. Die Umstände, die den Regierungsantritt Konstantins begleitet haben, der Unterschied zwischen der armenischen und byzantinischen Zeitrechnung und die Einfälle der Araber könnten vielleicht diesen Fehler verständlich machen.

Wir datieren also die Inschrift mit Garegin Howsepian [5]) in das Jahr 668, 23. März (= 15. Mareri), Donnerstag [6]), wobei sich dieses Jahr als 29. der Regierung Konstantins ergibt, falls wir 640 als Regierungsantritt annehmen und das angefangene letzte Jahr mitrechnen, wie es in den armenischen Chroniken ja oft zu beobachten ist. Das Jahr 668 würde auch mit dem Zeugnis der Historiker übereinstimmen, daß die Kirche zur Zeit des Katholikos Anastas (662 bis 668) erbaut sei. 668 ist das Vollendungsjahr der Kathedrale. Das Wort *հիմնարկեցաւ* der Inschrift, das heißt »wurde gegründet«, muß man hier so deuten, daß die Kirche von Gregor Mamikonian vom Grunde aus neu erbaut und nicht etwa eine alte umgebaut oder restauriert wurde, *հիմնարկեցաւ* also im Gegensatze zu den unbestimmteren Ausdrücken wie *շինէ*, *յարդարէ*, *կառուցանէ* und andere gesetzt ist.

Interessant ist noch zu bemerken, daß Gregor Mamikonian, obwohl er ein Vertreter der arabischen Macht ist, die Inschrift durch das Jahr des byzantinischen Kaisers datiert. Die Sasaniden hatten eben ihr Ende erlebt und die neue Macht stand auf.

Die Kathedrale von Arudsch besitzt außer der Gründungsinschrift noch drei andere, publiziert bei Schahchathuniantz, II, Seite 61; Alischan, »Airarat«, Seite 144; Kostaniantz, Corpus, Seite 2. Die erste aus dem Jahre 867 liegt uns außerdem in der photographischen Aufnahme und richtiger Lesung bei Garegin W. Howsepian, a. a. O., Seite 11, Tafel 10, Abbildung 12, vor. Sie stammt von Gregor, Sohn des Wa(h)ram, ist auf der südlichen Seite des linken Pilasters vor der Apsis angebracht und bezieht sich auf die Regulierung der Wasserbenützung zwischen Arudsch und benachbarten Dörfern.

Die zweite Inschrift aus dem Jahre 987 des Königs Smbat II. (977 bis 990) auf der Südmauer, außen, mit schöner Unzialschrift, berichtet über eine Steuer. Sie lautet: [7])

1. ՅԱՆՈՒՆ Ա̃Ծ ԻՆՉ (?) ԹՈՒԱԿԱՆ · ՆԼԶ · ԵՍ ՍՄ[Բ]ԱՏ ՇԱՀԱՆ (über der Zeile hinzugefügt ՇԱՀ) ՈՐԴԻ ԱՇՈՏՈ
2. ՇԱՀԱՆՇԱՀԻ ԱԶԱՏԵՑԻ ՎԱՍՆ ԻՄ ՀԱԻՐՆ ՀԱԻԳՈՑՆ ԵՒ ԻՄ ԱՐԵՒՇԱՏՈՒԹԵԱՆ ԵՒ
3. ՄԵՂԱՑ ԹԱՒՂՈՒԹԵԱՆ ԶՇԱԼԱԿԱՒՈՐԻ ԲԱԺԷ ՇՆՈՐՀԻՒՆ Ա̃Ծ ԵՒ ԷԹԵ ՈՔ ԻՄ ՎՃՌԻՍ
4. ԴԻՄԱԴԱՐՁ ԼԻՆԻ ՆԶՈՎԵԱԼ (Լ)ԻՑԻ ՅԱ̃Ծ Յ̅Ը̅Ժ̅ ԵՒ ՅԱՄԵՆԱՑՆ ՍՐԲՈՑ ԵՒ ԻՄ (Մ)ԵՂԱՑՍ Տ̃Ր Է.

[1]) Ed. Dulaurier, »Recherches sur la chronologie arménienne technique et historique«, Paris, 1859, p. 231 f.

[2]) Solche chronologische Fehler kommen bei Sebeos, obwohl nicht so oft wie bei anderen, vor. So z. B. in dem Widerspruch zwischen S. 137 und 138, wo offenbar eine zusammenhanglose Wiederholung des früher Gesagten eingeschoben ist; S. 145, wo der Angriff der arabischen Flotte auf Konstantinopel (655) im 13. Jahre Konstantins, das heißt 654, angesetzt ist; S. 21, wo durch einen Schreibfehler bei der Jahreszahl der Araber ժ (10) ausgelassen ist.

[3]) *Անանուն ժամանակագրութիւն* Venedig, 1904.

[4]) Siehe Dulaurier, »Recherches sur la chronologie armén.«, p. 231; H. Thopdschian, »Armenien vor und während der Araberzeit«, Zeitschrift für armenische Philologie, B. II, S. 64, Anmerkung 65.

[5]) A. a. O., S. 9, datiert die Inschrift 668 und anerkennt »im 29. Jahre des Konstantin«, Orbeli entgegen, als richtig.

[6]) Mchithar Ter-Mkrtschian datiert 24. März 669, wobei er auf Grund falscher Berechnung diesen Tag als Ostersamstag bezeichnet, an welchem Tag die Kirche eingeweiht sei. Ostern des Jahres 669 fällt auf den 25. April und nicht auf den 25. März; vgl. Dulaurier, Tabl. G.

[7]) Ich bringe sie, weil sie noch nicht genau publiziert ist.

Eine dritte Inschrift aus dem Jahre 1285, wiederum über eine Steuer. Übergangsschrift mit vielen neuen Formen. Das große Չ hat die Form eines Ր der Eisenschrift, nur nach rechts gewendet. Neben den Majuskeln kommen Minuskeln von չ, յ, մ vor. Auch die Sprache zeigt mehrere volkstümliche Formen.

1. † Ի ԹՈՒԻՍ ՀԱՅՈՑ : ՉԼԴ : Ի ՓԱԹՇԱՀՈՒԹԵՆՆ
2. ԱՐՂՈՒՆ ԽԱՆԻՆ Ի ԹԱԳԱՒՈՐՈՒԹԵՆՆ ԴԷՄ-
3. ԷՏՐԷԻ (ausgelassen Ի) ՊԱՐՈՆՈՒԹԵՆՆ ՍՊԱ[ՍԱ]ԼԱՐ ԽԱՐԿՐԾ-
4. ԵԱԼԻՆ ԵՂԲԱՒՐՆ ԻՎԱՆԷԻ ՈՐԴՈՅՆ ՄԵԾԻՆ ՇԱ-
5. ՀՆՇԱՀԻ ԵՍ ՄԱ (hingeschrieben Ն) ԿԼԻ ԽՈՒՍԱՆ ԱՂԱՑԻՍ ՈՐԴԻՍ ԵԿԻ
6. ԱՐՈՒՃ ԻՄ ՀԱՒՐՆ ԳԱՆՁԱ[Յ]ԳԻՆ ԳԵՂՍ ԵՒ ԹՈՂԻ ՋՀԱՑԻ-
7. Ն ՇԱՐԻԱՏՆ ՀԱՍՏԻՑ (ein Buchstabe unlesbar; vielleicht Ի) : Ռ : ՏԱՐԻ ՊԱՐՈՆ
   ՈՐ ԱՅՍ Գ
8. ԵՂԻՍ ՏԷՐ ԳԱՅ ԻՄ ԱՂԲ .. (zwei Buchstaben undeutlich; vielleicht ԵՐ) ԱՑ Է
   ԿԱՄ ԻՄ ՈՐԴԻՑ ԿԱՄ ՀԱՅ
9. ՈՒ ԿԱՄ ՎՐԱՑԻ ՈՐ ՋԱՅՍ ԳԻՐՍ ԽԱՓԱՆԷ ԵՒ ԱՑԼ ՇԱՐԻԱՏ ԱՌՈՒ ՅԱ̃Յ
10. ԵՒ ԱՅՍ ԵԿԵՂԵՑՈՅՍ ՆՋՈՎԱԾ Է ԵՒ ՋՎԱՉՍՈՒԳԱԴՈՒ (?)[1] ԵՒ Ի : Գ : Ճ : ՈՒ :
    ԺԸ : ՀԱՅՐ-
11. ԱՊԵՏԱՑՆ ՆՋՈՎԱԾ Է ԵՒ ԱՄԷՆ ԱԶԳԻՆ ԱԼ
12. ԱՄԷՆ (das letzte Wort fraglich).

Die Inschrift befindet sich außen auf der Südseite in der Türlünette[2].

Thalin. Erbauungsinschrift von etwa 690 der kleinen einschiffigen Kreuzkuppelkirche[3]. Sie befindet sich außen auf der Westseite und ist in großer und schöner (runder) Eisenschrift auf vier kleinen Steinen geschrieben. In der Mitte fehlt ein Stein, welcher zum Fenster gehörte, doch sind die fehlenden Teile leicht zu ergänzen.

1. † ԵՍ ՆԵՐՍԵՀ ԱՊՈՀԻՊԱՏ ՊԱ[ՏՐԻԿ ՇԻ]ՐԱԿԱՑ ԵՒ ԱՇԱՐՈՒՆԵԱՑ ՏԵՐ ՇԻ
2. ՆԵՑԻ ԶԵԿԵՂԵՑԻՍ ՅԱՆՈՒՆ ՍՐԲ[Ո]Յ ԱԾԱԾՆԻՆ Ի ԲԱՐԵԽԱՒՍՈՒ
3. ԹԻՒՆ ԻՆՉ ԵՒ ՇՈՒՇԱՆԱՅ ԱՄՈՒՍՆՈՅ ԻՄՈՅ ԵՒ
4. ՀՐԱՀԱՏԱՅ ՈՐԴԻՈՅ ՄԵՐՈՅ

»Ich Nerseh Apohypat Patrik (Exkonsul und Patrizier) — Herr von Schirak und Arscharunik — habe die Kirche im Namen der heiligen Mutter Gottes, der Fürbitte willen, für mich und für Schuschan — meine Gattin und für Hrahat — unseren Sohn — erbaut.«

Die Kamsarakanen, welche den Namen Nerseh tragen, sind verzeichnet bei Alischan, »Schirak« (S. 4 f.)[4]. Für uns kommen nur zwei Fürsten dieses Namens, beide im 7. Jahrhundert, in Betracht. Erstens, Nerseh Kamsarakan, Herr von Schirak und Arscharunik, welcher in den Inschriften von Alaman (637) und von Mren (638 bis 641) erwähnt ist. Zweitens, Nerseh Kamsarakan, Exkonsul und Patrizier, Herr von Schirak und Arscharunik, der vom Kaiser Justinian II. zum Fürsten von Armenien (688/89 bis 691/92) ernannt wurde. Ihn kennt Assoghik und die Narratio de rebus Armeniae[5], Ghewond und Johannes Katholikos kennen dagegen diesen Nerseh nicht. Seine Existenz wird aber durch die Denkschrift der kurzen Redaktion der Kirchengeschichte des Sokrates (armenische Übersetzung) bestätigt. Der erste Nerseh ist um 640 schon Tanuter, der Älteste in der Familie, also kaum unter

[1]) Kann auch զվահսուգադու gelesen werden; der Sinn unklar.

[2]) Lynch, »Armenia«, I, S. 320, nennt eine Inschrift im Innern der Kirche aus dem Jahre 876 der armenischen Ära = 1427 nach Christi Geburt, was ein Irrtum ist.

[3]) Schahchathuniantz, II, S. 50; Alischan, »Airarat«, S. 137 f; Kostaniantz, »Corpus etc.«, S. 2; Garegin W. Howsepian, a. a. O., S. 7, Tafel I, Abb. 5.

[4]) Vgl. Mesrop W. Ter-Mowsessian, Sokrates Scholastikos »Kirchengeschichte«, Einleitung, S. 20 (88) (armenisch), Wagharschapat, 1897.

[5]) J. Marquart, »Die Entstehung der grusinischen Bagratiden«, autorisierte, erweiterte armenische Übersetzung, Wien, 1914, S. 10 ff.

40 Jahren. Daher ist es unwahrscheinlich, daß wir es in dem 688/89 zum Fürsten von Armenien ernannten Nerseh mit derselben Persönlichkeit zu tun haben, obwohl das nicht ausgeschlossen ist.

Die Inschrift von Thalin kann einem dieser beiden Nerseh — falls wir annehmen, daß es zwei verschiedene Persönlichkeiten sind — zugeschrieben werden. Für jeden von ihnen kann man Gründe geltend machen, doch fehlen uns genügende Tatsachen zur vollständigen Lösung der Frage. In der Denkschrift am Schlusse der kurzen Redaktion des Sokrates (a. a. O., S. 689 f.), welche dem Nerseh Kamsarakan geweiht ist, steht: »O, Herr Nerseh Kamsarakan, Exkonsul und Patrizier, der du Erbauer der Kirchen bist... es soll der Frieden Christi in dir und in deinen Kirchen und im Lande reichlich gedeihen«. Die Denkschrift ist so abgefaßt, daß wir den Nerseh noch lebend voraussetzen müssen. Der »große Sokrates« ist durch eine Denkschrift in das Jahr 696 datiert[1]), die verkürzte Redaktion aber soll später, frühestens also in den ersten Dezennien des 8. Jahrhunderts entstanden sein. Die Ursprünglichkeit und Zuverläßlichkeit der Denkschrift von 696 ist jedoch nicht einwandfrei. Sie ist nur in der Jerusalemer Handschrift des »großen Sokrates«, am mangelhaften Anfang, unter der Zierleiste — also an einer ungeeigneten Stelle — geschrieben. Datiert ist sie zugleich nach verschiedenen Zeitrechnungen: der Weltentstehung, nach Christus, der armenischen Ära, der Indiktion des byzantinischen Kaisers, was zwar nicht unmöglich, aber verdächtig erscheint. Jedenfalls stammt sie nicht vom Übersetzer selbst, wie M. W. Ter-Mowsessian nachzuweisen sucht. Es wird nicht nur vom Übersetzer Philon aus Tirak in dritter Person gesprochen, sondern auch die Worte *առաջին ձեռնարկութեամբ* beweisen, daß die verkürzte Redaktion des Sokrates bei der Abfassung dieser Denkschrift schon bekannt war. Assoghik (S. 99) setzt die Übersetzung der Kirchengeschichte von Sokrates durch Philon aus Tirak in die Zeit des Katholikos Anastas, 661 bis 667. Diese Angabe würde besser passen. 676 ist vielleicht das Datum für die kurze Redaktion des Sokrates, was auch mit dem Namen des Nerseh Kamsarakan besser zusammengeht. Wie es auch sei, die Denkschrift des »kleinen Sokrates« (kurze Redaktion) kann sich nur auf den zweiten Nerseh (688 bis 691) beziehen. Dieser Nerseh wird Erbauer der Kirchen genannt. (Die Namen der von ihm erbauten Kirchen sind leider nicht angegeben.) Dieser Umstand spricht dafür, daß wir die Inschrift der kleinen Muttergotteskirche von Thalin ihm zuschreiben. Umsomehr als Schuschan, Fürstin Kamsarakan, bei Ghewond (S. 25 f.) nach der Schlacht von Wardanakert (695) als Retterin der flüchtigen, am Leben gebliebenen Araber genannt wird.

Assoghik erzählt (S. 101, 103), daß Bischof Grigoris von Arscharunik, der auch am Konzil von Manazkert (726) teilnahm, auf die Bitte des Fürsten Nerseh sein Buch *Ընթերցուածոց մեկնութիւն* geschrieben hat. Dem widerspricht aber die Denkschrift dieses Buches, in welcher der Besteller nicht Nerseh sondern Wahan Kamsarakan heißt[2]). Demselben Fürsten Nerseh Kamsarakan schreibt M. W. Ter-Mowsessian die Bestellung der Übersetzung »des Lebens des heiligen Silvester« zu[3]). Dem entgegen hat Gr. Chalathian ganz richtig auf den Wortlaut der Denkschrift hingewiesen, wo die Rede ist von dem grusinischen Fürsten Nerseh, dem Schwager der Kamsarakanen, welcher von Johannes Katholikos (S. 53) zur Zeit des Katholikos Israel, 668 bis 678, erwähnt wird[4]). Von einer Bestellung dieser Übersetzung durch den grusinischen Fürsten Nerseh ist da auch nichts gesagt[5]), sondern lediglich: *Աբաս Գրիգոր Ձորոփորեցին թարքման ընդ փառաւորս յիշելոյ Ներսեհի Վրաց իշխանի փեսայի Կամսարականաց.* Abas Grigor von Dzoropor war also Übersetzer für das Armenische und vielleicht Griechische (am Hofe) des grusinischen Fürsten Nerseh.

Anania aus Schirak erzählt in einer seiner mathematischen Aufgaben:[6]) Nerseh Kamsarakan, Herr von Schirak und Arscharunik stellte die Falle am Fuße des Berges, den man Artin nennt. Und in einer Nacht kamen viele Herden von Wild. Und da die Jäger nicht imstande waren (sie zu überwältigen), kamen sie und erzählten (es) ihm im Dorfe Thalin. Und er kam selbst mit seinen Brüdern und den Azaten u. s. w.

Hier wird offenbar von dem ersten Nerseh, der im 40. Jahre des 7. Jahrhunderts Tanuter war,

[1]) A. a. O., S. 8.
[2]) M. W. Ter-Mowsessian, »Sokrates etc.«, Einleitung, S. 87.
[3]) A. a. O., S. 85.
[4]) Gr. Chalathian, Über die neuen Quellen des Moses von Chorene (armenisch), Wien 1898, S. 5 f.
[5]) Es wäre auch merkwürdig, falls ein grusinischer Fürst die Übersetzung in der armenischen Sprache bestellt hätte.
[6]) Herausgegeben von G. Ter-Mkrtschian in »Ararat«, 1896, 20. Frage. Deutsche Übersetzung von Kokian, Wiener Studien 1918.

4*

erzählt. Er wird einfach Herr von Schirak und Arscharunik genannt, ohne den Titel Exkonsul und Patrizier. Aus dem Vergleiche mit der folgenden 21. Frage ergibt sich dasselbe, daß nämlich Anania diesen Nerseh kennt und von ihm und nicht vom »Fürsten« Nerseh, Exkonsul und Patrizier, berichtet. Denn den Nerseh, Sohn des Artaschir bezeichnet er als den gleichnamigen Vorgänger und Vorfahren von diesem. Die Anwesenheit des ersten Nerseh in Thalin im 40. Jahre ist also bezeugt.

G. W. Howsepian (a. a. O., S. 7) neigt mehr dazu, die Inschrift der Muttergotteskirche von Thalin diesem (ersten) Nerseh (um 630) zuzuschreiben und datiert die Erbauung der Kirche daher in die erste Hälfte, etwa in die Dreißigerjahre des 7. Jahrhunderts.

Im Innern der Kirche befindet sich eine spätere Inschrift aus dem Jahre 1688[1]).

d) Inschriften, die sich nicht auf den Bau selbst beziehen.

Es ist gesagt worden, daß die armenischen Kirchen die richtigen Stadtarchive waren. Steuer- und Schenkungsurkunden, die an ihnen außen und innen eingemeißelt sind, wurden wiederholt erwähnt[2]). Daneben kommen alle möglichen Rechtsurkunden vor. Ich kann mir ersparen, auf diese Art von Urkunden einzugehen, weil sie baugeschichtlich ja nur den Wert der ersten Zeitangabe haben, der Gegenstand der Inschrift aber den Kunstforscher in keiner Weise berührt. Ich nehme als Beispiel die große Kirche von Thalin. Eine Erbauungsinschrift fehlt. Die erste Zeitangabe ist 783, aus welchem Jahre die Inschrift des Mönches Uchtatur auf dem südöstlichen Pfeiler über die Herleitung von Wasser stammt[3]). Es gibt auch eine Schenkungsinschrift aus dem Jahre 1040. Die eigentliche Bauzeit kann natürlich aus diesen Rechtsurkunden nicht erschlossen werden. Mesrop Ter Mowsessian stellt die wahrscheinliche Vermutung auf, daß diese Kathedrale von demselben Nerseh Kamsarakan, dem »Erbauer der Kirchen«, von welchem die Inschrift der Muttergotteskirche herrührt, erbaut wurde[4]), entweder in der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts in den Achtziger- oder Neunzigerjahren oder es könnte der andere Nerseh Kamsarakan (um 640) der Erbauer dieser Kirche gewesen sein. (Vgl. die Erzählung des Anania aus Schirak.)[5])

Aber wir wollen hier nicht weiter von der großen Kirche von Thalin sprechen. Schon oben (Abb. 34) wurde eine Urkunde an der Kathedrale von Bagaran abgebildet. Sie hätte kunstgeschichtlich um ihres Datums willen Wert, wenn wir nicht die Bauinschrift selbst hätten. Es gibt Kirchen, deren Äußeres mit Urkunden tatsächlich überschüttet ist, so daß die Behandlung des Themas »Die armenischen Kirchen als Stadtarchive« gewiß zu beachtenswerten Ergebnissen führen würde. Ich mache nur aufmerksam auf die Abbildung der Fassade von Awan (Abb. 77), die Massen solcher Inschriften zeigen würde, wenn sie größer wäre.

Die Zeitrechnung der Bauinschriften ändert sich im Laufe der Zeit. Die ältesten Inschriften sind einmal wie in Bagaran durch das Regierungsjahr des Chosraw, das andere Mal wie in Alaman und Mren durch das Regierungsjahr des byzantinischen Kaisers datiert. Es folgen dann die lokalen Feudalherren und Bischöfe. Der Katholikos wird merkwürdigerweise in diesen ältesten armenischen Inschriften nicht genannt. Dann folgt, wenn der Stifter nicht unter den angeführten Persönlichkeiten ist, dieser selbst für sich allein oder mit seiner Frau. Bisweilen ist auch nur eine oder die andere dieser Persönlichkeiten genannt. In allen solchen Fällen muß die feste Gründungszeit mittelbar durch Heranziehung geschichtlicher Quellen erschlossen werden. Unmittelbare Jahresangaben erfolgen in der armenischen Ära, aber nicht vor dem 8. Jahrhundert[6]).

[1]) N. Marr, Новые матер. по арм. эпиграфикѣ, С.-Пб. 1893, S. A. aus ЗВО, B. VIII, S. 102.

[2]) Vgl. auch alle Bände von Alischan. Sie werden unten, S. 58, aufgezählt.

[3]) Garegin Howsepian, a. a. O., S. 10, Tafel 7; Schahchathuniantz II, S. 44 bis 52; Alischan, »Airarat«, S. 137f.; Kostaniantz, Corpus, über Thalin auch Lynch, »Armenia«. I, S. 322f, Figur 61 bis 63.

[4]) Izvjestija der kaiserlich russischen archäologischen Kommission (russisch), VII, St. Petersburg 1903, Seite 43f.

[5]) Bischof Gregor von Arscharunik (erwähnt 726 auf der Synode von Manazkert) hat auf Verlangen des Fürsten Wahan die Erklärung des Lectionariums geschrieben. P. Akinian ist der Meinung, daß Nerseh ein Bruder des Fürsten Wahan sei.

[6]) P. Akinian von den Wiener Mechitaristen teilt mir mit, daß seines Wissens die erste Verwendung einer zahlenmäßigen Zeitangabe in der armenischen Ära in dem Synodalbriefe vom Jahre 726 gegeben ist (aufbewahrt in der Chronik Michael des Syrers, ed. Chabot II, S. 458 f. der syrischen Ausgabe, S. 494 f. der französischen Übersetzung. Vgl. »Handes Amsorya«, 1905, S. 205, Anmerkung 3, »Handes Amsorya«, 1904, S. 97f. und 218f.

B. Die altarmenische Literatur.

Neben den Bauinschriften kommen die Erwähnungen der hervorragendsten Kirchenbauten durch die armenischen Geschichtschreiber in Betracht, und zwar sowohl für die Zeitstellung wie für das Künstlerische an sich. Leider aber ist auch der Glaube an die Verläßlichkeit dieser Quellen erschüttert worden durch die Erfahrung, die man mit dem einst als Hauptquelle eingeschätzten Moses von Chorene machen mußte. Man zählte ihn unter die ältesten Quellen, während er einer weit jüngeren Zeit, frühestens dem 7. Jahrhundert, angehört. Aber die Schuld trifft hier nicht nur die Quelle, sondern vor allem ihre falsche Einschätzung. Hat man erst einmal in dieser Hinsicht Ordnung gemacht, dann erweisen sich die Quellen — soweit sie nicht einen bestimmten Parteistandpunkt vertreten — als zumeist verläßlich. Für die Anfänge müssen Agathangelos und Faustus von Byzanz unsere Führer sein, in deren Auffassung Gelzer überzeugend einführt[1]). Schon da freilich gibt es Einseitigkeiten zu berücksichtigen, die sich aus der Zugehörigkeit zur nationalen oder griechischen Partei erklären. Die Nachrichten über Kunst fließen fast ausgiebiger als im zweiten Abschnitte, in dem die Übersetzer sich mehr auf den Wetteifer mit griechischer Rhetorik und Grammatik einlassen und weniger Tatsachen, wie solche über Kirchenbauten, mitteilen.

Gleich nach Begründung des Schrifttums am Anfang des 5. Jahrhunderts setzt diese Literatur ein und die Wiener Mechitaristen bezeichnen sogar seit 1840 diese Jahrhunderte als das goldene Zeitalter, was inzwischen allgemein angenommen wurde.[2]) Leider sind die Nachrichten über Bauten aus dieser wichtigsten Zeit des Werdens wie gesagt sehr spärlich. Wenn man schon sagt: »die älteren armenischen Schriftsteller, deren Interesse nur den politischen und kirchlichen Vorgängen, dem Adel und dem Klerus zugewandt ist, kümmern sich um das gemeine Volk und seine Verhältnisse überhaupt nicht und schweigen gänzlich über seine Sprache und Nationalität«[3]), so gilt das in erster Linie auch für das Bauen. Im 10. und 11. Jahrhundert, bei Thomas Artsruni und Stephan von Tharon, fließen die Nachrichten reichlicher und man beginnt mit Stolz zu verkünden, was der Held der Zeit des Autors alles gebaut und mit welcher Pracht er seine Schöpfungen ausgestattet habe. Ich brauche mich bei diesen geschichtlichen Quellen nicht aufzuhalten. Wir haben schon im ersten Abschnitte über die Inschriften zu deren Nachprüfung ausgiebig Gebrauch von ihnen gemacht. Es wird den meisten nicht möglich sein, sie im Originale zu lesen. Daher seien nachfolgend nach einer chronologischen Zusammenstellung des Wiener Mechitaristen P. Mesrop, in der Korrektur erweitert von P. Nerses Akinian, wenigstens die Schriften verzeichnet, die in eine europäische Sprache übersetzt sind.

5. Jahrhundert.

Agathangelos, »Geschichte Armeniens«, d. h. der Bekehrung Armeniens 290—340. In der armenischen Bearbeitung erst um die Mitte des 5. Jahrhunderts veröffentlicht. Langlois, V., Agathange, Histoire du règne de Tiridate et de la prédication de St. Gregoire. Coll. d. hist. arm., Tome I (Paris 1867), S. 97f. Tommaseo N., Storia di Agatangelo. Venezia 1843.

Faustus von Byzanz, Geschichte Armeniens in vier Büchern als Fortsetzung des Agathangelos, die Zeit von 340—392 umfassend. In der armenischen Bearbeitung ebenfalls erst gegen Mitte des 5. Jahrhunderts hergestellt, wahrscheinlich auf Grund einer griechischen Chronik und volkstümlicher Überlieferungen. Lauer, Dr. M., Des Faustus von Byzanz Geschichte Armeniens, Köln 1879. Emine, J. B., Faustus de Byzance, Bibliothèque historique en quatre livres, in Langlois' Coll. d. hist. arm. (Paris 1867), I, S. 201 f.

[1]) Die Anfänge der armenischen Kirche. Berichte der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, Phil. hist. Cl. XLVII(1895), S. 109 f.

[2]) Eine kurze chronologische Vorführung der armenischen Literatur findet man bei Finck, Geschichte der armenischen Literatur in »Die Literaturen des Orients«, VII, 2. Eine solche nach Literaturgattungen bei Baumstark, »Die christlichen Literaturen des Orients« (Sammlung Göschen), II, S. 61 f. Vgl. Krumbacher, »Geschichte der byzantinischen Literatur«, 2. Auflage, S. 406f. K. F. Neumann machte den ersten Versuch einer Geschichte der armenischen Literatur, nach den Werken der Mechitaristen frei bearbeitet, Leipzig 1836; Hübschmann, »Indogermanische Forschungen«, XVI (1904), S. 197 f. und Lynch, II, S. 488f. sind nicht zu übersehen. Die beste, kritisch kurze Auseinandersetzung wohl von Gelzer, R. E. f. prot. Theol., II, S. 67 f. Leider fehlt eine deutsche Gesamtausgabe der ältesten Schriftsteller, wie sie Langlois schon 1867 in seiner »Collection des historiens anciens et moderns de l'Arménie« (zwei Bände, französisch) geboten hat.

[3]) Hübschmann, a. a. O., S. 237 f.

Eznik, geschrieben um 450. Schmid, J., Des Wardapet Eznik von Kolb, »Wider die Sekten«, Wien 1900.

Koriun. Ein Schüler des Erfinders der armenischen Schrift Maschtotz. Gilt als die einzig verläßliche Quelle von 390—440. Als Zeit der Abfassung ist 450 anzunehmen. Welte, B., Goriuns Lebensbeschreibung des hl. Mesrop. Tübingen 1841. Emine, J. B., Gorioun, Biographie du bienheureux et saint docteur Mesrob, in Langlois' Coll. d. hist. arm., Tome II., Paris 1869 (dieses ist der Pseudo-Koriun), S. 1 f.

Lazar v. Pharpi, Geschichte Armeniens von 388—485 im Anschluß an Faustus v. Byzanz. Entstanden um die Wende des 5. Jahrhunderts. In den letzten beiden Büchern, worin er den Befreiungskrieg der Armenier gegen die Perser (450—484) schildert, ist er eine unentbehrliche Quelle. Von ihm auch ein Brief an Vahan den Mamikonier. Ghésarian, P. Samuel, Lazare de Pharbe, Histoire in Coll. d. hist. arm., Tome II (Paris 1869), S. 253 f.

6. Jahrhundert.

Eliseus Wardapet, mehr Bewunderer als Augenzeuge der Kämpfe des Feldherrn Wardan gegen die Perser (450 f.). Neumann, C. F., The history of Vartan and of the battle of the Armenians. London 1830. Langlois, V., Élisée Vartabed, Histoire de Vartan et de la guerre des Arméniens, in Coll. d. hist. arm., Tome II (Paris 1869), S. 177 f. — Unten bisweilen als Eghische angeführt.

7. Jahrhundert f.

Sebeos, Bischof von Bagrevand, um die Wende des 7. Jahrhunderts, »Geschichte des Kaisers Heraklius«, worin er die Verhältnisse Armeniens vom Ende des 5. Jahrhundert bis zum Jahre 661 genau schildert, besonders die Streifzüge Heraklius' gegen Chosraw II. Macler, Fr., Histoire d'Héraclius par l'évêque Sebèos. Paris 1904.

Moses Kaghankatuatzi, »Geschichte der Albaner« (Aghuank). Die beiden ersten Bücher haben den Verfasser wahrscheinlich in der 2. Hälfte des 8. Jahrhunderts. Das 3. Buch ist erst im 10. Jahrhundert verfaßt. Interessant ist besonders das 2. Buch, worin die Verhältnisse Persiens und Armeniens im 7. Jahrhunderte erörtert werden. Brosset, M., Extraits de l'histoire des Aghovans, im Werke Additions et Eclaircissements à l'hist. de la Géorgie, Seite 468—494, St. Pétersbourg 1851. (Vollständige Übersetzung fehlt.) Vgl. A. Manandian, Beiträge zur albanischen Geschichte. Leipzig 1897.

Moses v. Chorene, »Geschichte von Armenien« von der Genesis bis auf das Jahr 439. Obwohl er sich für einen Schüler Mesrop' ausgibt, ist sein Werk doch erst um die Mitte des 7. Jahrhunderts veröffentlicht. — Als Geschichtschreiber ist er unglaubwürdig. Langlois, V., Moïse de Khorène, Histoire d'Arménie. Coll. d. hist. arm., Tome II, Paris 1869, S. 45 f. Lauer, M., Des Moses von Chorene Geschichte Groß-Armeniens. Regensburg 1869.

Zenob, »Geschichte von Taron«. Der Verfasser, der sich unter dem Namen Zenob des Syrers versteckt, ist Johannes der Mamikonier (siehe diesen). Er beschreibt die Kämpfe der Armenier gegen die Heiden im 3. Jahrhundert und die Gründung des Klosters Surb Karapet. Langlois, V., Zénob de Glag, Histoire de Daron, in Coll. d. hist. arm., Tome I (Paris 1867), S. 333 f. Prud'homme, Ev., Histoire de Taron par Zenob de Klag. Paris 1864.

Johann Mamikonian, »Geschichte von Taron«, oder der Kämpfe der Mamikonier-Fürsten gegen die Perser in Taron (ungefähr von 590—660) in romanartiger Form. Er ist zugleich der Verfasser des unter dem Namen »Zenob« gehenden Werkes. Obwohl er sich ins 7. Jahrhundert setzen will, fällt er doch ins 9. Jahrhundert. Emine, J. B., Jean Mamigonien, Continuation de l'histoire de Daron, in Coll. d. hist. arm. Tome I (1867), S. 355 f.

8. Jahrhundert.

Johannes der Philosoph, Katholikos 717—728, Verfasser einiger homiletischen und polemischen Schriften. Aucher, J. B., Johanis Osensis Opera. Venedig 1833.

Ghevond Wardapet (Leontius Presbyter), »Geschichte der Nachfolger Mohammeds«, schreibt in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts die Geschichte der Zeit von 632—788. Chahnazarian, G. V., Histoire des guerres et des conquêtes des Arabes en Arménie par l'éminent Ghévond. Paris 1856.

10. Jahrhundert.

Johannes Katholikos (897—925). — »Geschichte Armeniens« von den Anfängen bis auf das Jahr 920. Sehr ausführlich ist sein Werk für die Geschichte der Bagratiden-Dynastie. Saint-Martin, M., Histoire d'Arménie par le patriarche Jean (VI.) dit Jean Catholicos. Paris 1841.

Thomas Artsruni, »Geschichte der Ardzrunier« in der Provinz Waspurakan (Wangebiet) bis auf des Jahr 936, d. h. die Zeit, in der er lebte. Ein Landsmann hat sein Werk fortgesetzt bis auf 1326. Brosset, M., Histoire des Ardzrouni par le Vartabied Thoma Ardzrouni. St. Pétersburg 1874 (Coll. d'historiens arméniens, I, S. 1 f.).

11. Jahrhundert.

Stephan von Taron, Weltgeschichte bis auf das Jahr 1004. Für die letzten dreißig Jahre ist er Augenzeuge. Gelzer und A. Burckhardt, Des Stephanos von Taron Armenische Geschichte. Leipzig 1907. Dulaurier, E., Histoire universelle par Étienne Açoghig de Daron. Paris 1883.

Uchthanes, Bischof von Sebasteia, gegen Ende des 10. Jahrhunderts. Um 980 verfaßte er eine Geschichte Armeniens in 3 Teilen, die uns in Bruchstücken aufbewahrt ist. Der 1. Teil gibt in kurzer Darstellung eine Weltchronik bis auf das Jahr 340 (sollte bis auf das Jahr 980 reichen). Im 2. Teil behandelt er die Trennung der Georgier von der armenischen Kirche (608). Der 3. Teil, Geschichte der Bekehrung des Volkes »Tsaith«, ist verloren gegangen. Brosset, M., Histoire en trois parties composée par l'évêque Ter-Oukthanes. St. Petersburg 1870.

Mesrop Eretz. Emine, J. B., Généalogie de la famille de St. Grégoire Illuminateur de l'Arménie et Vie de St. Nersès. In Langlois' Coll. d. hist. arm. (Paris 1869), II, S. 17 f.

Aristakes Lastivertatzi. Geschichte der Zeit 989—1071, worin besonders der Zusammenbruch des Bagratidenreiches in Ani erzählt wird. Prud'homme, Ev., Histoire d'Arménie par Aristaces de Lasdiverd. Paris 1864.

12. Jahrhundert und später.

Mattheus von Edessa. Seine Chronik vom Jahre 952—1136 umfaßt die Geschichte Westarmeniens, angrenzend an die Gebiete der byzantinischen und arabischen Reiche und die Länder der Kreuzfahrer. — Seine Chronik setzte der Priester Gregor fort bis auf das Jahr 1168. Dulaurier, Ed., Chronique de Matthieu d'Édesse, avec la continuée par Grégoire le Prêtre. Paris 1858.

Samuel von Ani, blüht gegen die Wende des 12. Jahrhunderts, verfaßte eine Chronik von der Weltschöpfung bis zum Jahre 1179. Ein Anonymus setzte sie bis auf das Jahr 1340 fort. Brosset, M., Samuel d'Ani, Tables chronologiques, in Coll. d. hist. arm., Tome II, St. Petersburg 1876, S. 339 f.

Vardan Wardapet Areveltzi († 1271), ein Schüler von Joh. Wanakan, schrieb eine Weltgeschichte bis zum Jahre 1267 in kurzer und verläßlicher Darstellung. Dulaurier, Ed., Extrait de l'Histoire de Vartan. Im Receuil des Croisades. Documents arm. I. Paris 1869.

Kirakos v. Gandzak († um 1272), ein Mitschüler von Wardan, ist der Verfasser einer Geschichte Armeniens vom 4. Jahrhundert bis zum Jahre 1265. Brosset, M., Histoire d'Arménie. St. Petersburg 1871.

Sembat, Großstallmeister Armeniens, Herr von Babaron, († 1275), gab eine verkürzte Ausgabe der Chronik von Mattheos aus Edessa (952—1165), die er bis auf das Jahr 1274 ergänzte. Ein Unbekannter setzte sie bis 1331 fort. Dulaurier, Ed., Chronique de la Petite-Arménie par connétable Sembat. Im Recueil des hist. des Croisades. Documents arm. I. Paris 1869.

Mkhithar von Airiwank (Geghard), Weltchronik bis zum Jahre 1289. Brosset, M., Histoire chronologique par Mkhithar d'Airiwank, St. Petersburg 1869.

Stephanos Orbelian, Metropolit von Siunik († 1304), Geschichte der Provinz Siunik auf Grund der älteren Nationalschriftsteller, Archivalien und Inschriften. Sie umfaßt die Geschichte von den Anfängen bis 1297. Brosset, M., Histoire de la Siounie par Stéphanos Orbelian. St. Petersburg 1864.

Unter den neueren Geschichtswerken über Armenien seien hervorgehoben Tschiamtschiam, Geschichte von Armenien, Venedig 1786 in 3 Bänden (arm.) Englische Übersetzung von Avdall »History of Armenia by father Michael Chamich« 1827. Ferner Tournebize »Histoire politique et religieuse de l'Arménie« 1900.

C. Das Mißtrauen gegen die Inschriften.

Die Seite 6 genannten Werke von Dubois de Montpéreux und Grimm, neuerdings auch Thoramanian und Ter-Mowsessian, haben von den Inschriften sowohl wie von den Nachrichten der altarmenischen Schriftsteller ausgiebig Gebrauch gemacht. Man kann sagen, daß die ältere Literatur über armenische Kunst von diesen Quellen ausgegangen ist, und wie es in der »Kunstgeschichte« üblich war, darüber die Kunst selbst eigentlich vernachlässigt wurde. Nur so ist es zu begreifen, daß man heute auf diesem Gebiete noch Entdeckungen machen kann. Was not tut, ist gerade, daß endlich einmal die Denkmäler selbst zu Worte kommen. Wenn ich überhaupt ausführlicher auf die Schriftquellen eingegangen bin, so geschah es nur, weil die Glaubwürdigkeit der ältesten Inschriften und Nachrichten gern in Zweifel gezogen und damit der ganzen Forschungsrichtung ohne genaueres Eingehen auf die Hauptsache, die Denkmäler selbst, leichtfertig der Boden entzogen wird. Die Inschriften sind echt und die Nachrichten der Historiker sind — von Moses von Chorene abgesehen — mit wenigen Ausnahmen und bei kritischem Auseinanderhalten verläßlich, besonders wenn sie durch die Inschriften bestätigt werden, vom kunstgeschichtlichen Befunde ganz zu schweigen.

Pitzunda. Das Mißtrauen gegen die schriftlichen Quellen hat — soweit nicht die klassisch-philologische Richtung an sich mißtrauisch gegen alles Nichtgriechische oder -lateinische ist — in erster Linie Kondakov geweckt. In seiner Schrift über die alte Architektur Grusiniens beschäftigt er sich 1876 vornehmlich mit der Datierung der Kirche von Pitzunda[1]).

Dubois[2]) hatte bei seiner Veröffentlichung des Baues die Überzeugung ausgesprochen, daß die Meinung der Mönche von Gelati auf Richtigkeit beruhe, das heißt die Kirche eine Gründung Justinians sei. Die Grundlage für diese Behauptung bildet die Prokopstelle bell. Goth., IV, 3, 21: τότε δὴ Ἰουστινιανὸς βασιλεὺς καὶ ἱερὸν τῆς θεοτόκου ἐν Ἀβασγοῖς οἰκοδομησάμενος, ἱερεῖς κτλ. Kondakov findet nun mit Recht, daß es nur dann anginge, die erhaltene Kirche von Pitzunda in Abkhasien mit dieser Schöpfung des Justinian zusammen zu bringen, wenn die Kirche dem Stil nach in die Zeit Justinians gehöre und sonst alle Voraussetzungen erfülle, wie zum Beispiel, daß sie eine Muttergotteskirche sei. Das ist nun nicht der Fall. Ich will auf diese Armenien fernliegende Kirche hier nicht eingehen[3]). Kondakov schüttet bei dieser Gelegenheit gleich das Kind mit dem Bade aus, indem er Epochen der Kunstentwicklung in Georgien und Armenien aufstellt und als die älteste die Zeit der Bagratiden vom 8. bis 10. Jahrhundert bezeichnet. Dieser Periode rechnet er nicht nur die georgischen Kirchen von Ateni und die Kreuzkirche in Mzchet, sondern auch die Hripsime von 618 u. a. zu. Damit hat nun Kondakov dem Zweifel in die hohen Zeitansätze Tür und Tor geöffnet. Die kunsthistorischen Gründe, die man gegen das hohe Alter der armenischen und grusinischen Kirchen vorbringt, sollen in dem Geschichtsabschnitte widerlegt werden. Es ist nur zu bedauern, daß sich Kondakov in seiner Jugendarbeit von Schnaase hat ins Schlepptau nehmen lassen, ja ihn noch weit überbot. Seine Stellungnahme wirkt jetzt noch nach, z. B. bei Millet[4]). Dieser ausgezeichnete Forscher fühlt sich der Zeitstellung der armenischen Kirchen gegenüber durchaus unsicher. Er möchte die ältesten Bauten auch lieber erst dem 10. Jahrhundert, als jener Zeit zuweisen, der sie tatsächlich angehören. Aber nicht genug damit; das bezeichnendste Beispiel der Art, wie die Herren mit der Chronologie umspringen, ist wohl ihre Stellungnahme zu einem der bedeutendsten Denkmäler Armeniens, dem Hauptwerke des Baumeisters Trdat, das um 1000 entstanden ist.

Ani, Kathedrale. Schnaase (III, S. 338) nahm geharnischt Stellung gegen Texier, der nach reiflicher Überlegung die Angaben der Gründungsinschrift anerkannt hatte, aber daraufhin einen Einfluß auf das Abendland annehmen zu müssen glaubte, was Schnaase in das Gegenteil verkehrt. Auch Kondakov hilft sich, indem er die Inschrift für den Ersatz eines Originals aus dem Jahre 1010 an einer Kirche des 12. oder 13. Jahrhunderts ansieht[5]). Es sei daher auf diese Inschrift, die ja Schnaase und Kondakov nur anzweifeln mußten, wollten sie nicht die abendländische Gotik von Armenien abhängig sehen, gleich hier etwas näher eingegangen.

[1]) Vgl. auch Schnaase, 2. Auflage, III., S. 325 f.

[2]) »Voyage autour du Caucase« I, 223 ff. und Atlas III., Tafel 1 bis 2.

[3]) Vgl. Uwarov, »Materialien zur Archäologie des Kaukasus« IV, S. 9 f. Tolstoi-Kondakov, Russische Altertümer, (russ.), IV, S. 59 f.

[4]) »L'école grecque dans l'architecture byzantine«, 1916. Vgl. übrigens Diehl, »Manuel d'art byz.«, S. 441.

[5]) Vgl. über einen ähnlichen Fall Karabacek, Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Klasse der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien 178. Bd., 5. Abt., S. 25; dazu mein »Altai-Iran und Völkerwanderung«, S. 174.

Die Inschrift, die in 21 Zeilen die Vollendung der von König Smbat II. (974 bis 989) begonnenen Kathoghike von Ani durch die Königin Katramide im Jahre 1001 meldet, befindet sich auf der Südseite neben einer Sonnenuhr[1]). Sie lautet in deutscher Übersetzung:

»450 der Armenier. 219 der Römer........ (Ligaturen).

In den Zeiten des gottgeehrten und geistlichen Herrn Sargis, Katholikos der Armenier, und der glorreichen Regierung Gagiks, Schachinschach der Armenier und Georgier, ich Katramide, Königin der Armenier, Tochter Wasaks, des Siunikkönigs, nahm zu Gottes Erbarmen Zuflucht und baute auf Befehl meines Gatten Gagik, des Schachinschach, diese hl. Kathoghike, deren Grund der große Smbat gelegt hatte und wir errichteten das Haus Gottes (als) neue und lebendige geistliche Geburt und (als) ewiges Denkmal verzierte ich sie auch mit kostbarem Schmuck, (als) Gabe für mich an Christus und für mein Geschlecht und meine Söhne Smbat, Abas und Aschot.

Ich, Ter-Sargis, habe den Dienern der Kirche befohlen, nach dem Hingange der frommen Königin ihr Andenken während der fünfzig Tage nach (dem Feste) der Verklärung vierzig Tage hindurch ohne Unterlaß bis zur Wiederkunft Christi zu feiern. Wenn jemand, was hier geschrieben steht, vernachlässigt, sei er von Christus verdammt.

6433 Jahre nach Adam, im Jahre 1012 der Fleischwerdung des Gotteswortes, im Jahre 711 des Christusglaubens der Armenier wurde diese Denkschrift geschrieben durch meine Hand... (Ligatur: Bene?« [2])

Es liegt gar kein Grund vor, diese zur Zeit Gagiks (989—1020) und des Katholikos Sargis (992—1019) einige Zeit nach der Vollendung des Baues geschriebene Inschrift anzuzweifeln. Auch die außer dem Jahre der Vollendung 450 (1001—1002) und der Schriftsetzung 1010 f. angegebenen Daten stimmen mit diesen Jahren überein. Vor allem stammt die Schrift ihrem paläographischen Charakter nach nicht erst aus dem 13. oder 14. Jahrhundert, wie Schnaase und Kondakov annehmen, sondern nach dem Urteil der sachverständigen Mechitaristen in Wien wahrscheinlich aus der angegebenen Abfassungszeit. Dazu kommt aber überdies, daß die Angaben der Inschrift wörtlich geradezu bestätigt werden durch den gleichzeitig lebenden Historiker Stephan von Taron, der uns auch den Namen des Architekten Trdat nennt. Ich werde davon unten bei Besprechung dieses Meisters ausführlich zu reden haben. Es wird also wohl nichts übrig bleiben, als die Echtheit der Gründungsinschrift und damit anzuerkennen, daß die Armenier etwa anderthalb Jahrhunderte früher in gotischer Art gebaut haben als das Abendland. Davon am Schlusse des Buches. Hier sei nur kurz bemerkt, wie nach den Untersuchungen der vorliegenden Arbeit nicht der geringste Zweifel daran möglich ist, daß die Entwicklung der armenischen Baukunst den Bau der Kathedrale von Ani um das Jahr 1000 fordert. Schnaase ist noch zu entschuldigen, weil er glaubte, aus Dubois und Texier entnehmen zu müssen, daß die Formen der Kathedrale von Ani in anderen armenischen Bauten nicht vorkämen. Millet, Seite 300 und 155 f., setzt die wichtigsten Denkmäler des 10. und 11. Jahrhunderts daraufhin ins 13. Jahrhundert zurück, z. B. Marmaschen, einen der bestbeglaubigten Bauten aus der Zeit um 1000, ähnlich die Gregorkirche in Ketscharus.

[1]) Vgl. Brosset, »Ruines d'Ani«, Tafel XLII. Ebenda französischer Text, S. 23 f. Bull. de l'Academie, de St.-Pétersbourg, I, S. 400, Alischan, »Schirak«, S. 67 f.

[2]) Vielleicht Benik, ein Name, der als Mönchsname vorkommt. Über die in dieser Inschrift gebrauchten Daten teilt mir P. N. Akinian mit:

1. Das am Anfange erwähnte Datum »450 der Armenier« ist nach der bekannten armenischen Aera (Ausgangspunkt 551, 12. Juli gerechnet und gibt das Jahr 1001, 21. März — 1002, 20. März. Es kann auch 459 (= 1010) gemeint sein, wenn der folgende Buchstabe th für eine Jahreszahl und nicht für Verkürzung von thwin, »der Aera« gehalten wird, wie dies Kostaniantz annimmt (Corpus, p. 13), was aber unrichtig scheint (vgl. Alischan, a. a. O,) nach der folgenden Aera.

2. Unter der »römischen Aera« verstehen die Armenier eine Zeitrechnung, die von der Feier des tausendjährigen Bestehens der Stadt Rom (21. April 248) ausgeht und mit dem 532jährigen Osterzyklus in der Weise verknüpft wird, daß nach dessen Ablauf eine neue Zählung beginnt; in unserem Falle wäre daher das Jahr 780 Ausgangspunkt. Da wir aber auf diese Weise mit »219 der Römer« auf 998/99 statt auf 1001/02 kämen, so dürfte hier der Ausgangspunkt 3 Jahre später (also 783) angenommen sein.

3. Für die Weltaera »6433 Jahre nach Adam« ist das Jahr 5420 als Ausgangspunkt angenommen nach dem Chronisten Andreas, das bei manchen zwischen 5420—25 beweglich ist (vgl. Dulaurier, a. a. O. p. 290, 299 u. s. w.). Hier ist ungefähr das Jahr 1013 n. Chr. gemeint.

4. »Im Jahre 1012 der Fleischwerdung Christi«. Gewöhnlich rechnen die Armenier die christliche Aera um 2 Jahre früher als die von uns angenommene Rechnung, so daß hier unter 1012, lieber 1010/11 zu verstehen ist.

5. »Im Jahre 711 des Christusglaubens der Armenier«. Der Ausgangspunkt ist gewöhnlich das Jahr 304 (vgl. Dulaurier, p. 290), oder 301 (vgl. Tschamtschian, Geschichte, III, Anhang, S. 2) beweglich zwischen 301—304. Hier haben wir wieder ungefähr das Jahr 1012/15.

Was die älteren Kunstforscher, wie Schnaase, Kondakov u. a. nicht kannten, ist eben die Tatsache, die meine Arbeit erweisen wird, daß die Armenier die Schöpfer der wichtigsten Art des Kuppelbaues und einer darauf fußenden großzügigen Entwicklung sind, die ihre Blüte nicht erst nach 1000, sondern im Gegenteil schon im 7. Jahrhundert hatte, wie erhaltene Bauten erweisen, während die Entwicklungskämpfe sich bereits im 4. bis 6. Jahrhundert abgespielt haben müssen. Die Kathedrale von Ani ist also ein verhältnismäßig später Zeuge einer Kunstblüte, deren Höhe Byzanz erst im 6. Jahrhundert übernahm, Europa aber erst in der Zeit der Gotik erreichte — nicht ohne durch mannigfache Mittelglieder, zuletzt vom kilikischen Armenien aus in der Zeit der Kreuzfahrer, Einflüsse zu erfahren. Das war es, was Schnaase nicht zugeben wollte, und deshalb mußte er die Zeitstellung der Bauinschrift des Domes von Ani anzweifeln.

Von der Zuverlässigkeit der Inschriften wird noch genug zu sprechen sein. Man achte jedenfalls in der nachfolgenden Vorführung der Denkmäler darauf, wie weit sich die Inschriften und Angaben altarmenischer Schriftsteller, von denen die Rede war, nachträglich mit dem Befund des Kunstforschers decken, besonders ob für das Alter der nachzuweisenden Typenreihen immer nur ein altes Stück oder mehrere sprechen. Alt heißt im Armenischen — das will ich gleich vorausschicken — 7. Jahrhundert als Ergebnis der Entwicklung im 4. bis 6. Jahrhundert.

Ein großes Verdienst um die Klärung der Fragen der Zeitstellung der armenischen Denkmäler hat N. J. Marr in Petersburg. In einem Berichte über seine ersten Grabungen[1]) sind die Grundsätze dargelegt, nach denen er sich damals die Forschung aufgebaut dachte. Er meint, man solle von den gut erhaltenen neueren Bauten ausgehen und dann auf die älteren zurückschließen, vor allem aber das Augenmerk richten auf die sechs alten Hauptstädte von Armenien: auf Armawir, Erwandaschat, Bagaran, Artaschat, Dwin und Ani. Die Erkundungen, die er in dieser Richtung vornahm, führten ihn dazu, schließlich vorwiegend bei Ani zu bleiben. Der Beginn der wissenschaftlichen Aufarbeitung dieses armenischen Pompeji ist Marr zu danken. Schon 1893 konnte er 68 dort gesammelte Inschriften in den Schriften der östlichen Sektion der Petersburger Akademie der Wissenschaften veröffentlichen[2]).

Ich möchte diese Einleitung nicht schließen, ohne Alischans zu gedenken, der einst vom Mechitaristenkloster S. Lazzaro bei Venedig aus alles ihm irgend erreichbare Material zusammentrug und nach Provinzen geordnet veröffentlichte. Der erste Band, »Schirak«, erschien 1872, der zweite, »Sisuan«, 1887, der dritte, »Airarat«, 1890, der vierte, »Sisakan«, 1893, alle vier armenisch. Nur der zweite Band wurde in einer europäischen Sprache zugänglich: »Sissouan ou l'Arméno-Cilicie, Description géographique et historique«, 1889. Gerade für die Inschriften- und Quellenforschung ist Alischan eine unentbehrliche Fundgrube, im übrigen haben die Armenier diese Art der wissenschaftlichen Arbeit inzwischen wohl hinter sich. Erwand Lalajan, der Direktor des armenischen Museums in Tiflis, setzt freilich die topographisch eingeteilten Studien in der Ethnologischen Zeitschrift (»Azgagrakan Handes«), Tiflis, seit 1896—1897 fort. Er hat gegen Alischan den großen Vorteil voraus, an Ort und Stelle zu leben. Lalajan behandelt das Land nach einzelnen Gauen geordnet, in erster Linie volkskundlich. Die beste Einführung ist H. F. B. Lynch, »Armenia«, Travel and Studies, 1901.

4. Anlage der Arbeit.

Die nachfolgende Bearbeitung der altarmenischen Kirchenbauten ist nach vier Büchern angelegt. Das erste behandelt die Denkmäler an sich. Es liefert also die grundlegenden Tatsachen des bis auf unsere Zeit Erhaltenen. Auf diesen augenscheinlichen, zumeist durch Inschriften, öfter durch Geschichtschreiber zeitlich sichergestellten Zeugen beruht die ganze Arbeit. Denkmäler sind für die Kunstforschung die Quellen schlechtweg. Ihre kritische Sicherstellung wird in Armenien vieler Mühe bedürfen, die vorliegende Arbeit kann dafür nur den Boden bereiten. Das zweite bis vierte Buch schaffen den Rahmen, in dem diese Quellen lebendig werden sollen. Sie behandeln Wesen, Geschichte und Ausbreitung der altarmenischen Bauformen. Was in ihnen an Tatsachen erarbeitet wird, läßt sich natürlich in keiner Weise vergleichen mit dem, was das erste Buch greif-

[1]) Otschet der kaiserlichen archäologischen Kommission vom Jahre 1892, S. 75.

[2]) Sapiski Bost. Otjelenija VIII, 1893, S. 69 bis 103.

bar geliefert hat, wirkt aber stark auf dieses zurück. Hier beginnt die wissenschaftliche Welt von Auffassung und Annahme, die nur dann fachmännischen Wert hat, wenn sie sich in der Abfolge: Wesen, Geschichte und Ausbreitung aufbaut. Ich kann nicht Geschichte, im vorliegenden Falle Kunstgeschichte schreiben, allein auf Grund der Tatsache von Denkmälern. Nur die im zweiten Buche vorangestellte Wesensforschung erschließt jene Werte, auf Grund deren sich eine Auffassung bilden und Annahmen entstehen können. Ich betrete damit eine Welt von Möglichkeiten, die unbeschränkt wäre, wenn nicht die nachfolgende geschichtliche Prüfung das tatsächlich Zulässige dieser Annahmen festzustellen suchte. Erst wenn ich so das Werden des Wesens erfaßt habe, kann ich Ausbreitungsfragen in der Hoffnung nachgehen, nicht einfach äußerlich und vorschnell Zusammenhängen und Einflüssen nachzujagen, deren Annahme der inneren Berechtigung entbehrt.

Was ich hier methodisch verlange, ist ein hohes Ziel, das zu erreichen keinem Einzelnen vergönnt ist — umsoweniger, je größer er sich seine Aufgabe gesteckt hat. Ich möchte unter diesem Gesichtspunkt einige meiner älteren Arbeiten ansehen. Als ich 1888, von »Cimabue und Rom« ausgehend, mich, um die östlichen Voraussetzungen der italienischen Kunst zu suchen, nach dem Oriente wandte, schlug ich einen Weg ein, der dem eben besprochenen gerade entgegengesetzt war. Ich baute nicht auf, sondern riß ein. Dabei blieb es, als an Stelle von Cimabue die byzantinische Frage trat, die mich tief hinein in die Wege der asiatischen Forschung zog. »Orient oder Rom«, 1901, war der Ausdruck dafür. Weder in »Kleinasien, ein Neuland«, 1903, noch in den Werken über »Koptische Kunst« und »Mschatta«, beide 1904 erschienen, hatte ich festen Boden unter den Füßen, immer galt es noch weiter nach Osten zu gehen, um an die Quellen des Schöpferischen zu gelangen. Soviel ich jetzt sehe, habe ich erst 1910 aufzubauen begonnen. »Amida« ist der erste, noch tastende Versuch. »Altai-Iran« zeigt, 1916 gedruckt, die volle Entwicklung von Auffassung und Annahme auf einem Boden, der für manche Gebiete der Zierkunst als ursprünglich gelten kann. Ich hoffe, das vorliegende Buch werde als reife Tat einer in langer Lebensarbeit selbst errungenen Methode gelten können. Zum ersten Male fühle ich festen Boden unter den Füßen und könnte auch mein »Amida« über Mesopotamien in diesem Sinne umarbeiten. Geht von dort — um nur vom Gebiete der Baukunst zu reden — der tonnengewölbte Kirchenbau aus, so von Armenien die Kuppel über dem Quadrat mit ihrer Verstrebung durch Nischen bzw. Pfeilervorlagen. Von dort aus, dem Zweiströmeland und der Hochebene des Ararat, vollzieht sich die Entwicklung, die dem hellenistischen Vorläufer allmählich den Boden entzieht. Auf dem Untergrunde der einen Richtung steht jene Bewegung des Abendlandes, die wir als Romanisch und Gotisch bezeichnen, auf dem der andern (die jedoch schon das ganze Mittelalter hindurch gewirkt hat) die Renaissance, wie das letzte Buch über die Ausbreitung als Ergebnis zeigen wird. Ich gehe kurz die vier Bücher einzeln in ihrer Methode durch.

Das erste Buch, die Vorführung der Denkmäler, sucht den Bestand sicherzustellen. Wenn die Festlegung des Ursprünglichen und die Kritik der Quellen dabei manchem noch zu wenig gründlich durchgeführt erscheinen sollte, so sei gesagt, daß erst die nachfolgende Wesensforschung, Geschichte und Ausbreitung manches sicherstellen werden, wovon jetzt am Anfange der Beschäftigung mit diesen Denkmälern unbeeinflußt sachlich nur schwer gründlichere Klarstellung erreicht werden konnte, umsoweniger, als der Krieg die beabsichtigten Nachprüfungen unmöglich gemacht hat. Zuwarten hieße den günstigsten Augenblick für die Einführung der armenischen Tat in das Bewußtsein der eine neue Ordnung aufrichtenden Welt versäumen. Ein anderes ist freilich, ob die Wissenschaft so weit in ihrem Verantwortlichkeitsgefühl gekommen ist, daß sie die Pflicht, die vorgelegten Ergebnisse rechtzeitig zur Kenntnis zu nehmen, anerkennt. Ich habe damit die traurigsten Erfahrungen gemacht, insbesondere in der Richtung, daß die Kunstforscher Außenstehenden das Wort gönnen, sogar in Fachzeitschriften, und selbst dazu schweigen. So kann der Karren nur verfahren werden und alle meine Mühe vorläufig umsonst sein[1]). Wenn mich das nicht entmutigt, so danke ich die Kraft dazu auf die Dauer nur der Einsicht, wie schwer den in dem engen europäisch-historischen Gesichts-

[1]) Vgl. die Vorstöße von Reisenden, wie Herzfeld und Guyer, und meine Antworten in der »Orientalistischen Literaturzeitung«, XIV (1911), S. 506 f. und »Repertorium für Kunstwissenschaft« 1918. Solche »Besprechungen«, wie die in den Graphischen Künsten (1917, S. 36 der Mitteilungen) mögen hier überdies als bezeichnend für die Gesinnung der Wiener Kollegen angeführt sein. Dazu Monatshefte für Kunstwissenschaft 1918, S. 101 f. Welche Art von Leuten sich berufen fühlen mitzureden, entnehme man Wilharts Angriff und meiner Antwort »Römische Quartalschrift«, XXIV (1910), S. 172 f.

kreise befangenen Fachgenossen das Umlernen fallen muß. Die Uberzeugung von der Führung eines gerechten und notwendigen Kampfes ist meine stärkste Stütze.

Die Beschreibungen des ersten Buches müssen im Hinblick auf den Umfang dieser in Quellen, Wesen, Geschichte und Ausbreitung des altchristlichen Kuppelbaues der Armenier einführenden Arbeit kurz sein. Ich hoffe, daß es Thoramanian gegönnt sein werde, jene große Veröffentlichung in Angriff zu nehmen, die jedes einzelne Denkmal mit allen Hilfsmitteln und der nötigen Muße vorführen und eigentlich die notwendige Folge dieser einleitenden Vorarbeit bilden soll. Wenn es gelingt, unseren Plan der Thoramanianschen Sonderveröffentlichungen einzelner Orte und Denkmäler durchzuführen, dann würde die armenische Kunst von den altchristlichen Kreisen der erste werden, der über eine Grundlegung verfügt, die es jedem erlaubt, vom grünen Tisch aus mitzuarbeiten. Würden Thoramanians Meßarbeiten und Zeichnungen planmäßig durch Lichtbilder ergänzt, so hätte selbst die altchristliche Kunst Italiens nichts ähnlich Brauchbares an gewissenhafter, bis ins Einzelne gehender Aufnahme des Bestandes aufzuweisen. Während für die Antike bald jeder Stein gemessen sein wird, entbehren die Forscher auf dem Gebiete der nachantiken Kunst durchaus der notwendigsten Behelfe. Thoramanian hat die Denkmäler von Ani, so besonders die Kathedrale, ebenso Tekor und Wagharschapat, bis in jede Einzelheit hinein auf das genaueste gemessen und gezeichnet. Es wäre eine Sünde, seine Arbeit liegen zu lassen oder noch einmal zu machen.

Das zweite Buch, »Wesen«, legt jenen Plan zugrunde, den ich seit zehn Jahren etwa verwende, ohne daß er von den Fachgenossen zur Kenntnis genommen wäre. Man scheint ihn für einen Einfall zu halten, der einer ernsten Würdigung nicht wert ist. Daher möchte ich schon hier betonen, daß ich diese seit Jahren erprobte Grundlage der planmäßigen Wesensforschung mit aller Entschiedenheit vertrete. Man wird, hoffe ich, bei gerechter Würdigung meiner Arbeit zugeben, daß die Anwendung auf das Gebiet der Baukunst befriedigt[1]). Ich wäre dankbar, wenn man diese grundsätzliche Seite im Aufbau meiner Arbeit, die eine Lebensarbeit für sich bedeutet, nicht wieder unbeachtet beiseite schieben wollte. Für eine Auseinandersetzung mit Ästhetikern und Vertretern der allgemeinen Kunstwissenschaft habe ich weder Zeit noch Eignung; daraus soll nicht geschlossen werden, daß mein Vorgehen nicht zum Ausgangspunkt grundsätzlicher Trennung einerseits und auf der andern Seite einer Einigung über die Lebensfrage der Kunstforschung als eines selbständigen Faches gemacht werden kann.

Ich gliedere das zweite Buch nach Baustoff und Werk, Gegenstand (Zweck), Gestalt, Form und Inhalt, gehe von den Voraussetzungen, die der christlichen Kunst von der armenischen Erde mit auf den Weg gegeben wurden, über auf die Behandlung des armenischen Bauens vom reinen Zweckstandpunkt aus und schließe daran die Untersuchung über den Ursprung des Kuppelbaues über dem Quadrat als Versammlungsraum. Es wird sich zeigen, daß die Armenier hierin einem iranischen Brauche folgten. Damit im Zusammenhang übernehmen sie eine ganze Reihe von Zügen, die für die armenische Bauform dauernd kennzeichnend geblieben sind. Neben den iranischen Kuppelbauten werden dann die griechisch-aramäischen Längsbauten behandelt, beide Gruppen zugleich nach ihrer Ausstattung. Mit dem Problem der Form gehe ich über auf die selbständige Weiterbildung in Armenien selbst. Der Betrachtung des Werdens der Bautypen folgt das Herausarbeiten der ständigen Züge in Masse, Raum, Licht wie Farbe und der Versuch einer Erklärung vom Inhaltsproblem aus.

Das dritte Buch nimmt Fühlung mit der bisherigen Forschung über Armenien und sucht die eigenen Ergebnisse damit in Einklang zu bringen, behandelt also die Bauformen des altarmenischen Kuppelbaues neuerdings in ihrem Werden, diesmal im Rahmen der allgemeinen Geschichte Armeniens. Nur dadurch, daß ich in den beiden ersten Büchern die Denkmäler und ihr Wesen genau für sich zu erfassen suchte, kann ich es als Nichtarmenist im gewöhnlichen Sinne des Wortes wagen, selbständig Stellung zu nehmen. Grundsätzlich wichtig ist dabei, anzuerkennen, daß ein Forscher, der die Denkmäler der bildenden Kunst eines Landes oder Volkes kennt, ebenso das Recht hat, über dessen Geschichte mitzureden, wie andere und vorläufig allein anerkannte Forscher, die von der Sprache ausgehen und die Kunstdenkmäler in unbegreiflicher Weise vernachlässigen. In zweiter Linie steht dann meine Überzeugung, daß Kunstgeschichte nicht durch Aneinanderreihung von Tatsachen, sondern erst nach deren Durcharbeitung auf ihr Wesen und die im Wege des Vergleichs

[1]) Für die darstellenden Künste vgl. meine »Alexandrinische Weltchronik« 1905 und »Bildende Kunst der Gegenwart« 1907.

erschlossenen Möglichkeiten ihres Werdens hin geschrieben werden kann und darf. Geschichte hat zu zeigen, was von den aufgewiesenen Möglichkeiten unter den gegebenen Verhältnissen allein zulässig erscheint. Ich werde also in diesem geschichtlichen Teile die in den vorhergehenden Büchern als Annahmen gebrachten Wahrscheinlichkeiten so viel als möglich zu Gewißheiten umzubilden haben.

Endlich das vierte und letzte Buch, die Ausbreitung betreffend. Indem ich vorweg nach den für die Ausbreitung in Betracht kommenden Trägern frage, schaffe ich wieder zunächst den Überblick über die in Rechnung kommenden Möglichkeiten. Erst dann verfolge ich Bauform für Bauform und setze dabei voraus, daß der Leser bereits versteht, warum ich neben Armenien unmittelbar Gallien bzw. das Frankenreich, Italien, den Balkan oder Rußland stellen kann. Für die um den abendländischen Kirchturm gescharten Kunstforscher werden die letzten Abschnitte über die Fäden, die sich von Armenien in die Kunstströmungen herüberspinnen, die sie gewöhnlich als romanische Kunst, Gotik und Renaissance bezeichnen, manche vorgefaßte Ablehnung erfahren. Mit Unrecht. Sie mögen das vierte Buch ruhig beiseite lassen. Ich muß mich ohnehin so kurz fassen, daß die Erkenntnisse der Kenner auf diesem Gebiete viel mehr reifen dürften, wenn sie das Vorhergehende genau nehmen, als wenn sie gerade nur mit dem rechnen, was ich im vorliegenden Rahmen, wie schon in »Kleinasien« und »Amida« andeuten konnte. Mir liegt, wie gesagt, mehr an der Anerkennung des methodisch einwandfreien Weges, als daran, daß nun gleich alle mit der schwachen Kraft eines Einzelnen kaum zu bewältigenden Fragen auch wirklich richtig beantwortet sind. Das vierte Buch aber bildet wieder eine Lebensarbeit für sich

Das vorliegende Werk erscheint als Band X der Arbeiten des kunsthistorischen Instituts meiner Lehrkanzel an der Universität Wien. Es dürfte daher am Platze sein, seine Anlage auch im Rahmen des Gesamtbetriebes einer Universität zu rechtfertigen. Meine Antrittsvorlesung,[1]) dann der erste Rechenschaftsbericht über das Institut[2]) und der letzte in Form eines Aufsatzes über »Vergleichende Kunstforschung auf geographischer Grundlage«[3]) geben einführend Auskunft über Absicht, Ausführungsversuch und jetzigen Stand der Arbeit. Die bildende Kunst ist eine der Lebenswesenheiten,[4]) deren Bearbeitung selbständige Fächer auf der Grundlage der Quellenkunde aufbaut, die manche mit Unrecht als das Um und Auf der »Geschichtswissenschaft« ansehen.[5]) Diese hilfswissenschaftliche Vorbereitung ist Handwerk; die Wissenschaft beginnt erst bei der Forschung nach der Gesamtheit der geistigen Welt, die planmäßig im Einzelrahmen der Lebenswesenheiten durchzuführen ist. Politische Geschichte als Kabinettsgeschichte unter Wahrung des sogenannten patriotischen Gesichtspunktes betrieben, gehört ebenso wenig an die philosophischen Fakultäten wie der konfessionelle Standpunkt im Rahmen der Lebenswesenheit »Religion«.[6]) Bei Neuordnung der Geschichtsforschung wird zu unterscheiden sein zwischen Entwicklung und Geschichte. Entwicklung ist Sache der Wesensforschung. Sie hat Längsschnitte im Auge, die bis auf den Zustand der Gegenwart reichen und ein Bild von Möglichkeiten geben, Geschichte im engeren Sinne dagegen bietet Querschnitte, die nichts als die sachliche Richtigkeit des einst Geschehenen im Auge haben. Geschichte im weiteren Sinne freilich faßt die Ergebnisse der Entwicklung und Geschichte dessen, was war, zusammen, vergleicht die Ergebnisse der Forschung auf den verschiedenen Gebieten der Lebenswesenheiten und sucht so das Verständnis des gegenwärtigen Lebens zu erschließen.

Die vorgetragene Auffassung der Aufgaben der Geschichtsforschung steht im Widerspruche zur üblichen Art nicht nur der herrschenden Richtung im allgemeinen, sondern vor allem der Kunstgeschichte im besonderen. Diese hinkt gern bald der veralteten Art der Geschichtsforschung, bald der Ästhetik nach, übernimmt also unzählige Annahmen und Vorurteile, die die Möglichkeit einer ge-

[1]) Die Kunstgeschichte an der Wiener Universität »Österr. Rundschau«, XXXI (1909), S. 393 f.

[2]) Die »Geisteswissenschaften« I (1913/14), S. 12 f.

[3]) Mitteilungen der k. k. Geographischen Gesellschaft Wien 61 (1918), S. 20 f. und 65 f.

[4]) Vgl. mein »Altai-Iran«, S. 302 f. Nach Lindner, Geschichtsphilosophie, S. 115 f. »Lebensbetätigungen«. Vgl. dazu auch Spranger, dessen Arbeiten mir während des Krieges nicht erreichbar sind.

[5]) Vgl. Bernheim »Einleitung in die Geschichtswissenschaft« und »Lehrbuch der historischen Methode«. Dazu Tietze »Die Methode der Kunstgeschichte«.

[6]) Für die beliebte Bevorzugung der politischen Geschichte vergleiche den Streit, der sich im Anschluß an Breysig »Über Entwicklungsgeschichte«, Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft N. F. I (1896/7), Monatsblätter S. 161 f. und Lamprecht, Zeitschrift für Sozialwissenschaft II (1899), S. 11 und 97 entsponnen hat.

sunden und kräftigen Entfaltung der Forschung über bildende Kunst auf eigenem Grund und Boden nahezu ausschließen. Und doch bietet gerade die Kunstforschung einmal durch die Anschaulichkeit ihrer Denkmäler und dann durch die im Laufe der letzten Jahrzehnte errungene Arbeitsteilung Vorteile, über die nicht leicht ein anderes Fach verfügt.

Die Geschichte der bildenden Kunst liegt heute in den Händen von dreierlei Fachleuten: der Denkmalpfleger, Museumsbeamten und der Vertreter des Faches an den Hochschulen[1]). Da ich die vorliegende Untersuchung vom Standpunkte des Fachmannes letzterer Art führe, so ist für mich zunächst Nebensache, daß ich Denkmäler zum guten Teile überhaupt zum ersten Male vorführe. Das wäre eigentlich Sache der anderen Fachgruppen und wenn die Armenier nicht von aller Welt verlassen wären, sondern selbständig für die Wahrung ihres nationalen Bestandes und ihrer Würde eintreten könnten, würden sie ihre Denkmäler längst in Veröffentlichungen für die wissenschaftliche Bearbeitung bereitgestellt haben. Thoramanians selbstloses Opfer ist der klare Beweis dafür. Daß man sein Unternehmen nicht, trotz meiner Bemühungen (vgl. S. 10 f.) national unterstützt hat, ist ein Zeichen, wie sehr die Nation eben noch mit den erbärmlichsten Lebensnotwendigkeiten zu ringen hat — heute leider mehr denn je.

Schon in der Aufgabenstellung, die ich »Die Geisteswissenschaften« I (1913/14), S. 12 f., veröffentlicht habe, wird als Kern der Arbeit bezeichnet, nicht so sehr die Herbeischaffung und Veröffentlichung neuer Denkmäler als die Verarbeitung dessen, was Denkmalpflege und Museen vorgelegt haben. Leider aber betrachten manche wissenschaftliche Institute auch heute noch ihre Aufgabe nicht in der Verarbeitung, sondern schließen eher grundsätzlich alle Problemstellungen und Kämpfe aus, indem sie sich ganz auf ein beschauliches Beschreiben beschränken, höchstens da mit dem Verarbeiten vorgehen, wo sie sich von einer sicheren Mehrheit getragen fühlen. Das ist nicht Sache der Hochschule. Manche Akademien leiden in den philosophisch-historischen Klassen an ihrer veralteten Unentschlossenheit, unterstützen das ideenlose Handwerk und halten den Forscher, der eigene Wege geht, mit großer Gebärde, den Erfolg abwartend oder ihn hindernd, fern. Das Opfer ist dabei nur der Staat, der die Kosten geistiger Verödung zu tragen hat und den eigenen Fortschritt verkümmern läßt.

Ich verzichte darauf, ein Literaturverzeichnis zu geben; es würde für das Gebiet der bildenden Kunst zu mager ausfallen. Für das Allgemeine aber halte man sich an die sehr gewissenhafte Zusammenstellung von 1901 bei Lynch, »Armenia« II S. 471—496. Er gliedert I. Reisen und Topographie, II. Volk, III. Literatur, IV. Inschriften von Wan, V. Kirche und VI. Politik.

[1]) Vgl. meinen Aufsatz »Der Wandel der Kunstforschung«, Zeitschrift für bildende Kunst, L (N. F. XXVI, 1914/15), S. 3 f. und Mitt. d. geogr. Ges. Wien 61 (1918), S. 21.

ERSTES BUCH

DIE DENKMÄLER

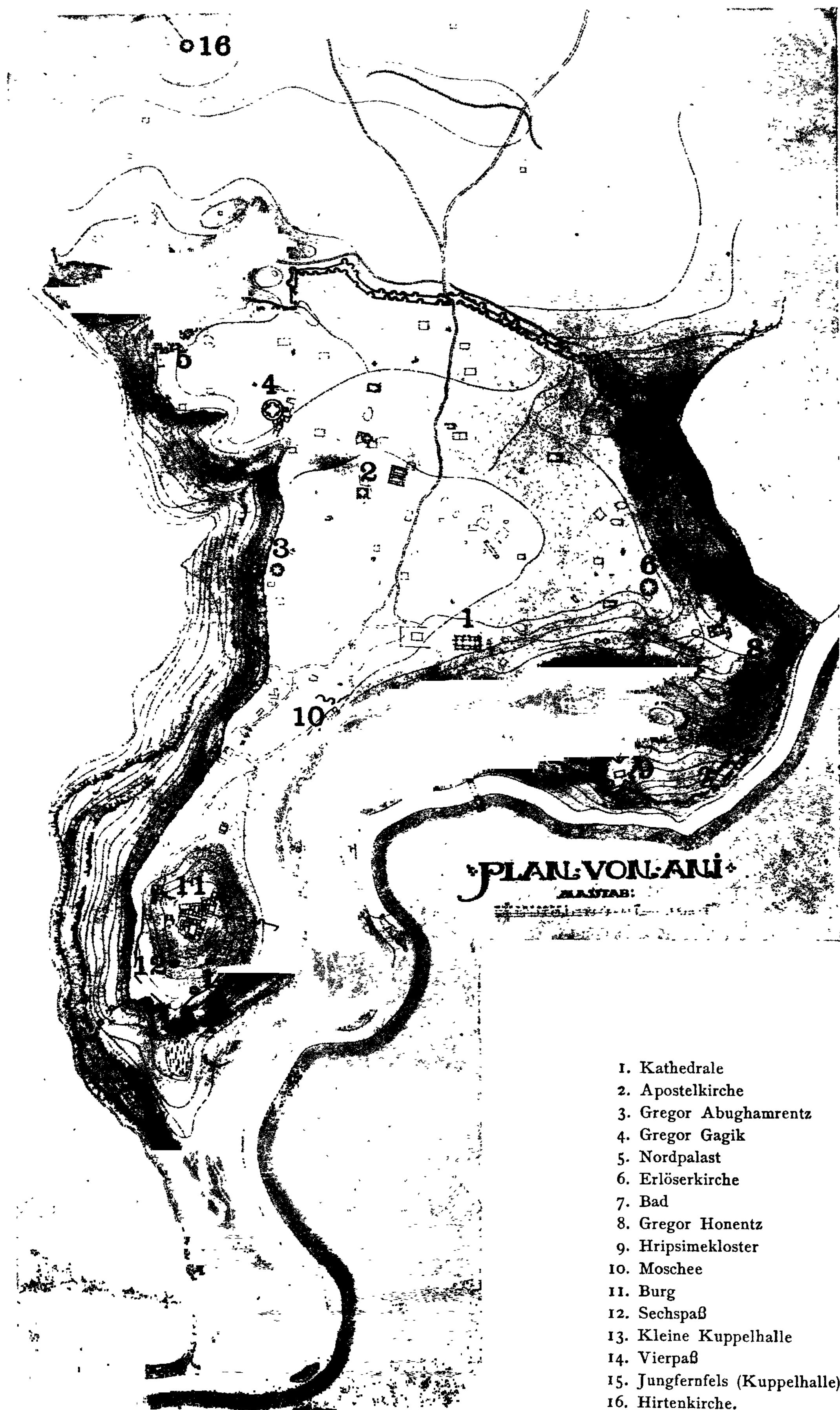


Abb. 41. Plan von Ani.



Einleitung.

Abgrenzung. Die Tatsachen, mit denen ich mich hier beschäftige, sind die nach Bauformen geordneten armenischen Kirchen der altchristlichen Zeit, insbesondere die des Araratgebietes. Zu dieser Beschränkung, die ich mir auferlege, ist Folgendes zu bemerken.

Der geographische Begriff »Armenien« ist von Hübschmann, »Indogermanische Forschungen«, XVI (1904), Seite 197 f. festgelegt worden. So wandelbar er an den Grenzen gewesen sein mag, seit Tigranes dem Großen (95—55) steht für die Armenier fest, daß ihr Land im Süden vom Taurus, im Osten von Atropatene und Medien, im Norden von den an das Kaspische Meer heranstreichenden Bergen, von Albanien, Iberien und dem Kaukasus mit den Moschischen und Kolchischen Bergen, im Westen von den Gebirgen um das Euphratknie begrenzt wird[1]). Dieser feste Begriff hatte bereits vor Christus seine Verankerung darin, daß sich schon damals eine nach Sprache, Religion und Sitte gleichartige armenische Nationalität entwickelt hatte, die in einigen Provinzen die ganze Masse oder den überwiegenden Teil der Bevölkerung, in den andern wenigstens die herrschende Klasse lieferte und das feste Band bildete, das die verschiedenen Völkerschaften zu einem Ganzen innerhalb der von der Natur des Landes sowohl wie durch historische Verhältnisse gegebenen Grenzen vereinigte. Die oben zu Seite 6/7 gegebene Kartenskizze Abbildung 5 will nicht mehr als die Lage der im vorliegenden Werke genannten Orte und die bisher zu kunstgeschichtlichen Zwecken unternommenen Reisen einzeichnen. Sie gibt ferner die Hochlandsgrenze, die jedoch nicht etwa zu verwechseln ist mit der Ausbreitung des armenischen Volkes. Die Armenier greifen weit über diese Hochlandsgrenzen hinaus, besonders darf die Einschnürung in der Mitte Nordwest-Südost nicht täuschen. Die Provinz Taik geht bis an die Randberge am schwarzen Meere, die Provinzen Waspurakan und Parskahaik bis an den Urmiasee. Dazu kommen die Provinzen Aghdznik, Mokk und Kordschek nach dem Tigris zu und die Provinzen Artzsach, Paitakaran und Uti jenseits der östlichen Hochlandsgrenze nach dem Kurtale zu. Die für den Kunstforscher der altchristlichen Zeit maßgebende Karte hat Hübschmann gezeichnet, es sind die armenischen Kantone um das Jahr 600 n. Ch., die man im XVI. Bande der indogermanischen Forschungen (1904) findet. Ich hätte meine Karte gern besser ausgeführt; die Kriegslage und der Mangel entsprechender Mittel haben die Beschränkung notwendig gemacht.

Die Forschungsreise des kunsthistorischen Institutes meiner Lehrkanzel war freilich nur auf das 1913 russische Gebiet von Airarat und einige Grenzbezirke beschränkt. Deshalb muß stark betont werden, daß gerade dieses Gebiet zu allen Zeiten der Mittelpunkt der armenischen Nation gewesen ist. Hübschmanns Untersuchungen über die alte Bevölkerung des Landes gipfeln (S. 239) in der Annahme, daß in den Provinzen Airarat und Turuberan eine dichte armenische Bevölkerung, im Süden davon eine mit fremden Elementen durchsetzte, im Westen aber eine unarmenische Bevölkerung

[1]) Näheres bei Hübschmann a. a. O., S. 216 f.

gesessen habe. Die beiden mittleren Provinzen hatten denn auch, wie sich zeigen wird, die Führung in der Entwicklung der armenischen Kunst. Dabei ist nicht unwesentlich zu betonen, daß Airarat die abschließende Bucht eines von Medien her in das armenische Hochland vordringenden persischen Völkergolfes bildet, also hier die östlichen Beziehungen, nicht die syrischen oder griechischen entscheidend waren. Dazu kommt die Provinz Siunik, um den Goktschaisee herum, das Land der sisakanischen Fürsten; sie stand Persien noch näher[1]). Die Provinz Airarat war noch im 7. Jahrhundert die Araxesebene, die im Norden vom Berge Aragats (Alagös), im Süden vom Masis (Ararat) begrenzt wurde, westöstlich aber sich etwa von der Einmündung des Achurean (Arpatschai, an dem Ani und Bagaran liegen) bis in die Gegend von Nachidschewan erstreckte[2]). Dank der Führung Thoramanians haben wir dieses entscheidende Gebiet zum größten Teile bereisen können. Angeblich war es schon 200 v. Chr. durch ein Gesetz von Valarsakes, dem Gründer der Arsakidendynastie, (nach Moses von Chorene, II, 8 f. Lauer, S. 64 f.) den Königen und Erbprinzen Armeniens vorbehalten. Die neuere Kritik, die diese Geschichtsmache nicht anerkennt, läßt die vor 66 n. Chr. regierenden Könige in Airarat residieren. Heute ist es seit Jahrhunderten wieder der Sitz des nationalen Patriarchates.

In diesem Armenien — man nahm früher auch gern gleich Georgien dazu — sind tausende von alten Kirchenbauten erhalten, teils noch im Gebrauch, teils in Trümmern. Neuerdings sind auch Ausgrabungen dazu gekommen. Da nachfolgend bei Vorführung dieser Denkmäler der rein typenvergleichende, das heißt der auf die Bauformen gerichtete, nicht der örtliche Standpunkt eingenommen wird, sei hier einleitend als Beispiel wenigstens für die beiden wichtigsten Denkmalstätten, für Edschmiatsin und Ani, das heißt für einen alten geistlichen und einen einst blühenden weltlichen Mittelpunkt armenischen Lebens, der örtliche Eindruck vorangestellt, damit man sich ungefähr zurechtfindet, wenn diese Orte immer wieder genannt werden.

Edschmiatsin[3]). Man faßt unter diesem Namen heute gewöhnlich das Patriarchatskloster und die daneben liegende Stadt Wagharschapat zusammen, etwa wie man von »Rom« spricht und dabei den Vatikan ebenso wie die Stadt Rom selbst meint[4]). Von dem Kloster und seiner Kathedrale war schon in meinem »Edschmiatsin-Evangeliar«, Seite 1 f., die Rede, die Kirche wird unten als entwicklungsgeschichtliches Denkmal ersten Ranges außerhalb des Typenkataloges zu besprechen sein. Hier ist nur darauf hinzuweisen, daß neben dem Kloster, von diesem in wenigen Minuten erreichbar, die drei Kirchen der Gajane, Hripsime und (Kapelle und Kirche) Schoghakath liegen. Von der Hripsime aus wieder ist unfern der Straße nach Eriwan die durch Ausgrabungen freigelegte Kirche von Zwarthnotz samt dem Palast des Katholikos Nerses zu finden. Alle diese Bauten gehören dem 7. Jahrhundert, bzw. der Gründung nach z. T. einer früheren Zeit an und sind später immer wieder hergestellt worden. Nur Zwarthnotz sank schon im 10. Jahrhundert in Schutt und Trümmer und auch die kleine Kapelle bei der heutigen Schoghakathkirche ist bis auf die Grundmauern verschwunden.

Ani. Diese Stadt ist ein Freilichtmuseum armenischer Kunst. Sie wird im Typenkataloge und im systematischen Abschnitte über Gegenstand und Zweck als Beispiel einer armenischen Stadtanlage zu besprechen sein. Hier seien nur kurz die in den verschiedenen Typenreihen vorzuführenden Kirchen in ihrem örtlichen Zusammenhange genannt, damit eine Vorstellung von der Reichhaltigkeit einzelner Städte an Bauten entsteht und man die Denkmäler Anis von vornherein auseinander halten lernt. Dazu der Plan (Abb. 41), der nach der dem Führer von Orbeli beigegebenen Karte mit Hinweglassung aller vom Standpunkte des Kunstforschers zunächst unwesentlichen Einzelheiten gezeichnet ist. Ani läßt sich in gewissem Sinne mit Konstantinopel vergleichen. Es bildet ein langgestrecktes Dreieck. Sind auch zwei Seiten nicht vom Meere begrenzt, so doch von tief einschneidenden Tälern, die jeden Zugang erschweren. Die dritte, die Landseite, wird durch eine starke Doppelmauer gebildet. In der Spitze zwischen den Tälern liegt die Burg, während die Stadt sich gegen die Landmauer hin ausbreitet. Die älteste erhaltene und inschriftlich datierte Kirche von 622 steht auf der Burg (11)[5]), ich nenne sie die Burgkirche. In der Spitze des Dreieckes jenseits der

[1]) Hübschmann, S. 263 f.

[2]) Hübschmann, S. 282.

[3]) Vgl. Ritter, »Erdkunde« X, S. 514 f., Lynch, »Armenia« I, S. 228 f.

[4]) Vgl. den Plan bei Alischan, »Airarat«, S. 201 f.

[5]) Die in Klammern gesetzten Zahlen geben die Nummern, die den einzelnen Denkmälern in dem Stadtplane (S. 64) gegeben sind. In der später nachfolgenden Beschreibung der Kirchen werde ich immer auch die Nummer anführen, unter der Orbeli, 1910, die einzelnen Bauten in seinem kurzen Führer von Ani (»Ani-Serie«, Heft 4) anführt.

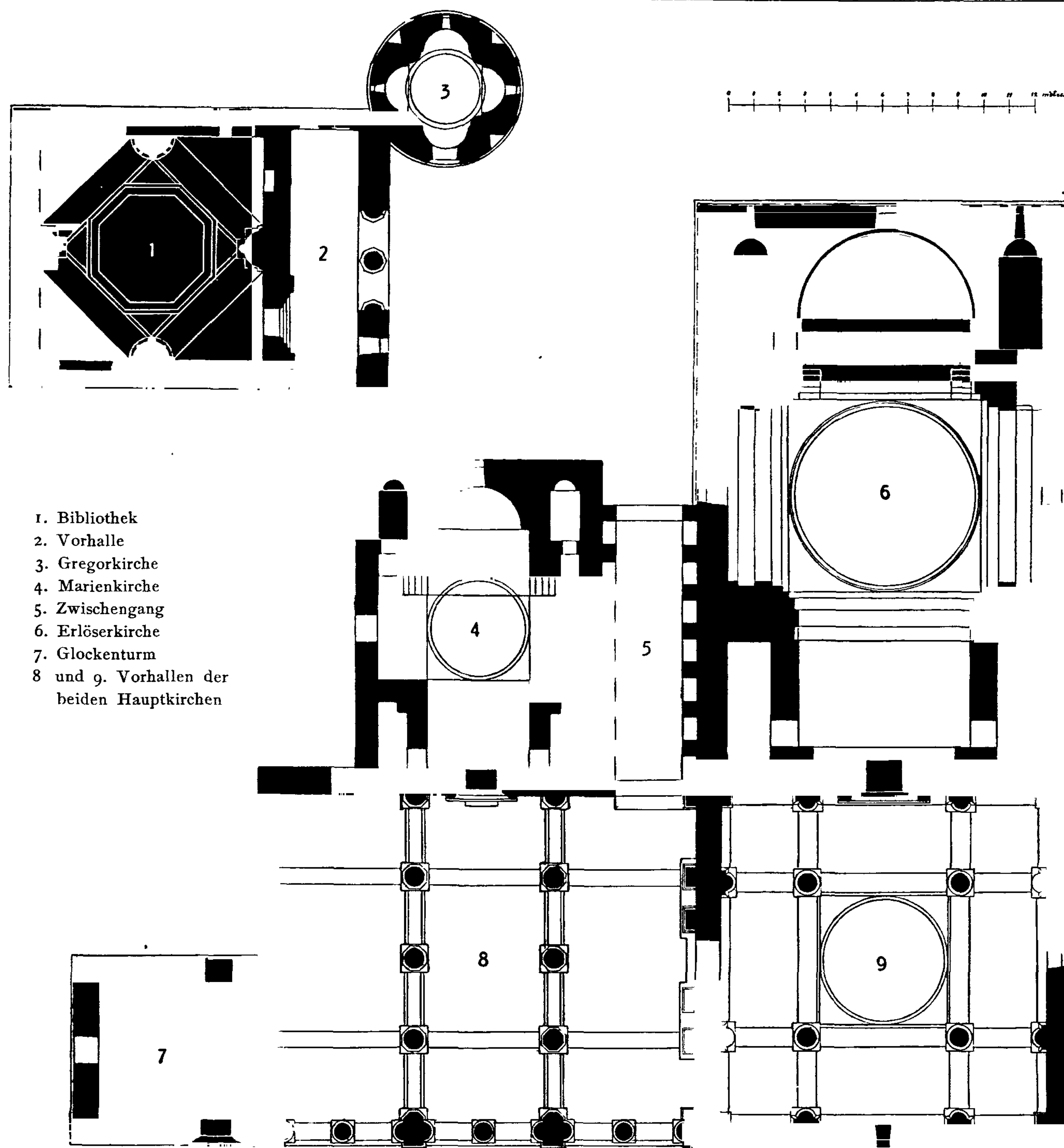


Abb. 42. Kloster Sanahin, Die Hauptgebäude: Grundriß. Aufnahme Grimm.

Burg liegt ein Vierkonchenbau (14), dicht dabei ein kleiner Kreuzbau (13) und ein Sechskonchen-Bau (12), alle der Bauzeit nach nicht genauer bekannt. Andere Trümmerstätten von Kirchen im Bereiche der Burg, die noch nicht aufgenommen sind, blieben unbezeichnet. Jenseits der schmalen Landzunge, die den Burgberg mit der eigentlichen Stadt verbindet, steht östlich beherrschend die Kathedrale vom Jahre 1000 etwa (1), westlich der Sechsnischenbau des heiligen Gregor Abughamrentz aus dem 10. Jahrhundert (3) und nördlich davon, nach der großen Ruine eines Palastes in der Nordecke (5) zu, die erst neuerdings ausgegrabene Kirche des Gagik vom Jahre 1001 (4). Eine jüngere einschiffige Kirche liegt dort nahe den Mauern. Mit der Kathedrale ringt an Bedeutung die Patriarchatskirche der heiligen Apostel (2), die vor 1031, wahrscheinlich im 10. Jahrhundert

erbaut ist. Geht der Besucher die Landmauer entlang nach Osten, so stößt er auf den Achtnischenbau der Erlöserkirche (6), vollendet 1035 bis 1036, daneben auf ein Bad (7) und in der Ostecke der Stadt, über dem Tale des Arpatschai, auf die Gregorkirche (8), eine Kuppelhalle, die Tigran-Honentz im Jahre 1215 erbaute. Sie liegt schon jenseits der Zeit, mit der wir uns hier beschäftigen. Wenn sie doch hie und da hereingezogen wird, so geschieht es nur um ihres reichen Außenschmuckes und der erhaltenen Innenmalereien willen. Ebenso fällt aus unserem Rahmen das am Steilabhange im Tale liegende befestigte Hripsimekloster mit einer Achtkonchenkirche des 12. Jahrhunderts (9). Von dort führt der Weg zur alten Brücke über das Achureanertal, in dem südlich, vom Burgberge gut sichtbar der Jungfernfelsen mit einer Kirche vom Typus der Kuppelhalle liegt (15). Außerhalb der Landmauern noch der kleine Sechskonchenbau der Hirtenkirche (16). Ani ist also ein zwar spätes, aber gutes Beispiel vom Nebeneinander der verschiedensten Bautypen.

Klöster. In dieser Einleitung würde der wichtigste Einschlag armenischen Lebens unerwähnt sein, wollte ich mich auf die Städte der Könige und Patriarchen beschränken. Was dem Lande geistig entscheidend sein Wesen gibt, das ist der Adel zuerst und dann die Klöster. Die Burgen der Nacharars kann ich leider nicht vorführen. So groß ihre Bedeutung auch für die grundlegenden Bauformen gewesen sein mag — davon im geschichtlichen Teile —, so sind sie doch weder aufgenommen, noch auch in größerer Zahl gut erhalten. Es scheint, daß der Eroberer des Landes immer in erster Linie auf ihre Zerstörung ausging. Immerhin wird unten das eine oder andere Beispiel zu besprechen sein. Hier sei nur noch kurz die Art der Klöster vorgeführt.

Ich nehme als Beispiel das Kloster Sanahin, das südlich von Tiflis da über dem Tale liegt, wo ein Nebenfluß des Kur, der Bortschala, das Gebirge durchbricht. Es soll hier nichts über Gründung und Blüte unter den Bagratiden gesagt, sondern lediglich gezeigt werden, wie reich ein solches einzelnes Kloster an Kirchen und verschiedenen Bauformen sein kann. Abbildung 42 gibt den Grundriß der Hauptbauten. In der Mitte (4) die kleine, wahrscheinlich älteste Marienkirche (Astwatsatsin) mit ihrer Vorhalle (8) und dem Glockenturme (7), rechts davon die große Kreuzkirche (6), (Amenaprkitsch), ebenfalls mit eigener Vorhalle, dann, getrennt von dieser Gruppe, die Bibliothek (1) und die kleine Vierpaßkirche des heiligen Gregor (3). Wir werden im Laufe des Buches fast jedes dieser Bauwerke heranzuziehen haben. Hier seien sie nur zunächst einmal in ihrem örtlichen Nebeneinander vorgeführt.

Würde ich die Bauten in diesem Zusammenhange besprechen, so käme der örtliche und zeitliche Standpunkt zur Geltung und ich hätte in dem Nebeneinander wertvolle Einschläge gesellschaftlicher Art, die klösterliche und städtische Siedelung zusammen mit der Residenz eines geistlichen Oberhauptes vorzuführen. Das ist gerade für Edschmiatsin von anderer Seite öfter geschehen[1]). Der Standpunkt des Kunstforschers aber ist ein anderer. Ihn beschäftigt das Denkmal der bildenden Kunst an sich, der örtliche, zeitliche und soziale Zusammenhang wird als bekannt vorausgesetzt, bzw. im einzelnen Falle kurz erörtert und das Hauptgewicht auf die Kunstform selbst gelegt. Ich löse daher nachfolgend den örtlichen, zeitlichen und sozialen Zusammenhang der Denkmäler vollständig auf und stelle sie in Reihen nach ihrer Bauform zusammen. Damit gewinne ich die fachmännische Grundlage für die Behandlung des armenischen Stoffes, auf dem sich dann die Untersuchung nach Wesen und Geschichte aufbauen soll.

Für die Vorführung der uns bekannt gewordenen Kirchenbauten mußte eine zeitliche Grenze, das Jahr 1000 etwa, besser das 11. Jahrhundert, angenommen werden. Die Masse der erhaltenen armenischen Kirchen ist so groß, daß unser Ziel nur erreicht werden konnte, wenn wir uns diese Beschränkung auferlegten. Ich suche in die Tiefe der Probleme zu dringen, der Breite muß ich fürs Erste ausweichen. Man wundere sich nicht, wenn sehr viel hier besprochen wird, was bisher überhaupt nicht bekannt war. Das haben wir im wesentlichen Thoramanian zu danken, der uns aus seiner langjährigen Erfahrung den Weg zu Denkmälern erschloß, die bis dahin kaum beachtet waren.

Die Anordnung der Denkmäler ist innerhalb dieser Grenze, wie gesagt, eine solche nach Bauformen. Sie sind so zahlreich, daß es manchem auf den ersten Blick scheinen wird, als wenn fast für jede überhaupt denkbare Art des Gewölbebaues in Armenien ein Beleg nachweisbar wäre. Es hat sich daher empfohlen, eine planmäßige Ordnung in der Weise zugrunde zu legen, daß in drei Reihen mit der einfachsten Form begonnen und zu immer reicheren und

[1]) Vgl. Abich, »Aus Kaukasischen Ländern«, I, S. 185 f. und besonders Lynch »Armenia« I, S. 228 f.

der Werkform nach schwierigeren Lösungen aufgestiegen wird. Ich hatte hier die Wahl, mit dem einschiffig tonnengewölbten Längsbau oder dem einfachen Kuppelquadrate zu beginnen. Wenn ich letzteres an den Anfang stelle, so soll damit zunächst noch keine entwicklungsgeschichtliche Entscheidung gefällt, sondern lediglich gesagt werden, daß die Kuppel im Aufbaue der armenischen Kirchen häufiger den Ausschlag gibt, als die Tonne, ganz im Gegensatz zu Nordmesopotamien, wo der einschiffige, tonnengewölbte Saal weitaus überwiegt[1]). In meinem Werke über Kleinasien war der Längsbau noch vorangestellt, mit Recht, weil im Gebiete des Mittelmeeres wirklich der Längsbau im Kirchenbau den Vortritt hat. Übrigens entsprach ich damit auch einer in unserer rein abendländisch gerichteten Forschung gern geübten Reihenfolge. Immerhin sei schon für diese Richtung als bezeichnend hervorgehoben, daß Dehio und Bezold 1892 in ihrer »Kirchlichen Baukunst des Abendlandes« den Zentral- und damit den Gewölbebau überhaupt voranstellten, allerdings ohne nähere Begründung. Vielleicht hat sich schon bei ihnen eine Ahnung des wahren Sachverhaltes der Entwicklung, wie ihn dieses Buch wahrscheinlich zu machen hofft, eingestellt.

Zeitansatz. Der Anordnung nach Bauformen gegenüber tritt im nachfolgenden Kataloge auch die zeitliche Anordnung in zweite Reihe. Bei genauerem Zusehen wird man aber bemerken, daß sich im wesentlichen zwei entwicklungsgeschichtlich zu trennende Abschnitte sondern lassen, die eigentliche altchristliche Blüte bis zum 7. Jahrhundert und die Bagratidenzeit im 10. und 11. Jahrhundert. Ich mache darauf schon hier aufmerksam, weil diese Scheidung im entwicklungsgeschichtlichen Teile eine Rolle spielen wird und es gut ist, von Anfang an etwas darauf zu achten.

Die nachfolgend gegebenen Zeitbestimmungen beruhen, wo sie überhaupt möglich waren, auf Inschriften oder Angaben der Geschichtschreiber (S. 27 f.). Dazu aber kommen noch andere Quellen, über die hier gleich einleitend ein Wort gesagt werde. Wenn wir es mit dem Gebäude einer einstmaligen Residenz zu tun haben, gibt der dort einst residierende Herrscher einen Fingerzeig. Das Gleiche gilt für den Sitz des Katholikos. Letztere Fälle sind nicht selten und dann gewöhnlich auch durch Inschriften oder Nachrichten bezeugt. Eine weitere Quelle des Zeitansatzes scheint in der Sitte gegeben, daß der Katholikos am Orte seiner Herkunft eine Kirche erbaut. Manazkert, Aschtarak, Eghiward, Garni erhielten wahrscheinlich auf diese Art ihre mächtigen Kirchenbauten. Für Eghiward ist das inschriftlich gesichert.

Ferner wird die Geschichte der regierenden Geschlechter, wie der Kamsarakanen in Schirak, der Mamikonier in Taron, der Artsrunier in Waspurakan und der Bagratiden wertvolle Beiträge zum Zeitansatz einzelner Kirchenbauten liefern. Doch bedürfte das Ausnutzen dieser Quellen der hingebenden Mitarbeit eines gewiegten Historikers[2]). Ich kann hier solche Einzeluntersuchungen nicht führen, mir geht es in erster Linie um die Typen und ihr Alter, nicht so sehr um das einzelne Denkmal. Daher begnüge ich mich mit Angabe der Zeitstellung, soweit sie gesichert ist und führe Bauten, deren Entstehungszeit noch nicht genauer untersucht wurde, lediglich in dem Sinne zeitlich eingeordnet vor, als ich nach meiner Erfahrung überzeugt bin, daß sie der Frühzeit vor 1000 angehören. Im allgemeinen sind ja die Bauten, auf die es in der Untersuchung der entwicklungsgeschichtlich entscheidenden Formen ankommt, sicher festzulegen. Im übrigen hoffe ich wie bei meinen früheren Arbeiten auf das Einsetzen der Einzelforschung.

Im Nachfolgenden ist scheinbar auf die Anzeichen von Wiederherstellungen und die Angabe von Umbauten wenig Rücksicht genommen. Die armenischen Kirchen wurden für die Ewigkeit gebaut; wenn sie einmal verfielen, war gewöhnlich auch der Ort, dem sie als Kultstätte dienten, längst verfallen. Auch liegt die Blüte der armenischen Kunst und der armenischen Kultur überhaupt am Anfange der Entwicklung. Je weiter wir uns vom 4. bis 7. Jahrhundert entfernen, desto mehr sinkt — besonders nach dem Jahre 1000 — die schöpferische Kraft. Was aber in einzelnen Fällen nach dem Jahre 1000 an den alten Kirchen etwa zugebaut oder verändert worden ist, läßt sich an den geradezu gesetzmäßig geltenden Bauformen leicht erkennen. Überdies bezogen sich Wiederherstellungen gewöhnlich nur auf die Steinverkleidung; der gegossene Mauerkern blieb unverändert. Immerhin sei eines von vornherein zur Kenntnis genommen.

Im nachfolgenden Typenkataloge sind einige wenige im Reiseberichte Seite 14 f. erwähnte Bauten, wie die Kathedrale von Edschmiatsin oder die Kirche von Tekor oder endlich einige kleine Kirchen,

[1]) Vgl. dafür mein »Amida«. Dazu Bell, »Churches and monasteries of the Tur'Abdîn«.

[2]) Vgl. Indjidjean, »Altertümer der Armenier« (armenisch).

wie die zweite Kirche von Artik weggelassen, nur deshalb, weil sie keine reinen Bauformen darstellen, daher besser in einem späteren Abschnitte Platz finden. Edschmiatsin und Tekor sind, wiederholt umgebaut, lebende Zeugen der armenischen Kunstentwicklung. Als solche verdienen sie herausgehoben und ganz für sich behandelt zu werden. Die übrigen armenischen Kirchen aber sind durch Neu- und Zubauten, Wiederherstellungen und Veränderungen einzelner Teile so wenig in ihrem ursprünglichen Bestand umgebildet worden, daß bis auf ganz bestimmte grundsätzliche Fragen, wie der nach dem Alter des Kreuzgewölbes, der Nebenkammern der Hauptapsis, der Form dieser Apsis selbst und so fort, wovon in späteren Teilen zu reden sein wird, im Typenkataloge überhaupt nicht viel gesagt zu werden braucht. Die armenischen Kirchen können in der weitaus überwiegenden Mehrzahl als Zeugen der Kunst ihrer Gründungszeit gelten, schon deshalb, weil das alte Denkmal in keinem andern Kunstkreise so hoch gestellt und selbst bei Neubauten genau wiederholt wurde. Das sprechendste Beispiel dafür ist die Nachahmung von Zwarthnotz von 650 etwa im Jahre 1000 durch König Gagik in Ani.

Die erhaltenen altarmenischen Kirchen nach Bauformen geordnet.

(Typenkatalog.)

Zum leichteren Zurechtfinden des Lesers in der für ihn neuen Welt des armenischen Kirchenbaues gebe ich einleitend eine Zusammenstellung der Bauformen, mit den nachfolgend dafür verwendeten Namen. Ich hoffe, diese Übersicht werde das Eindringen in die Eigenart und geniale Geschlossenheit der altarmenischen Bauformen erleichtern. Sie sind, das sei gleich gesagt, für Entwicklung und Verständnis der Baukunst des Abendlandes von großer Bedeutung, wenn auch in einzelnen Fällen nur im wissenschaftlichen Vergleich und für die Erkenntnis der baukünstlerischen Möglichkeiten, also nicht immer durch unmittelbaren Einfluß. Aber auch dieser hat — bisher übersehen, wie sich zeigen wird — öfter bahnbrechend gewirkt. Davon in späteren Abschnitten. Ich hätte für die Erfassung der Grundformen einzelne Bauten hersetzen können, glaube aber, daß die einfachen geometrischen Zeichen stärker im Gedächtnisse haften werden. Die Gattungen und Arten sind ganz klar von einander zu unterscheiden.

I. Strahlenförmige Kuppelbauten.

1. Kuppelquadrate mit Strebenischen.

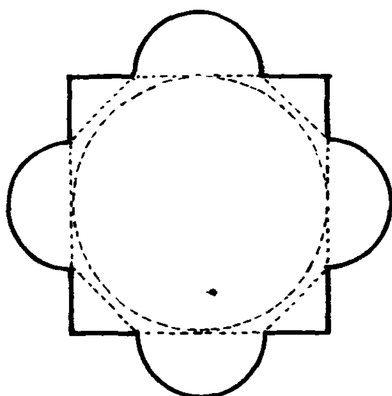


Abb. 43.

A. Kuppelquadrat mit Strebenischen in den Achsen.

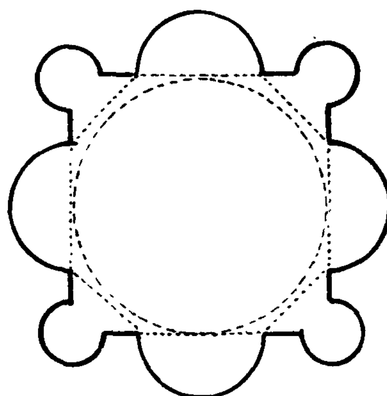


Abb. 44.

B. Kuppelquadrat mit Strebenischen in den Achsen und Ecken.

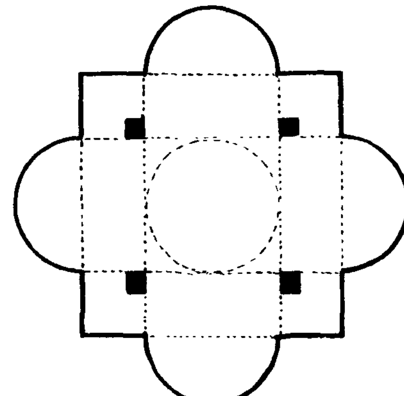


Abb. 45.

C. Kuppelquadrat mit Strebenischen in den Achsen und Mittelstützen.

2. Reine Strebenischenbauten.

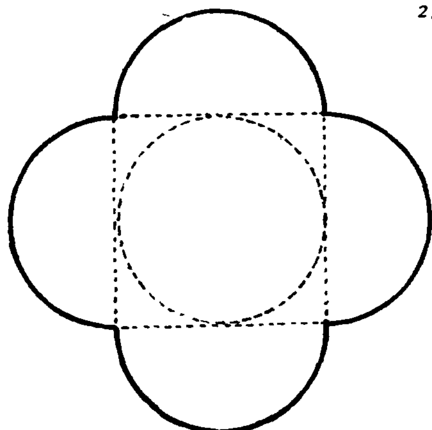


Abb. 46.

A. Vierpaß.

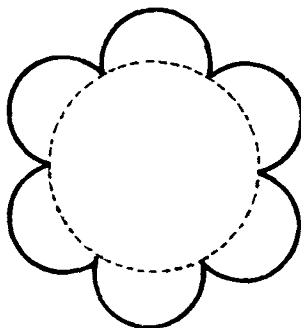


Abb. 47.

B. Sechspaß.

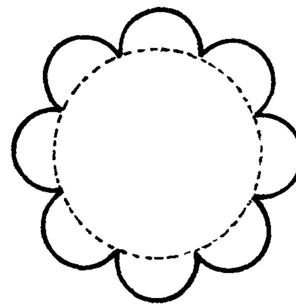


Abb. 48.

C. Achtpaß.

II. Längsgerichtete Tonnenbauten.

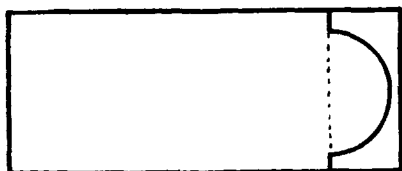


Abb. 49.

A. Einschiffige.

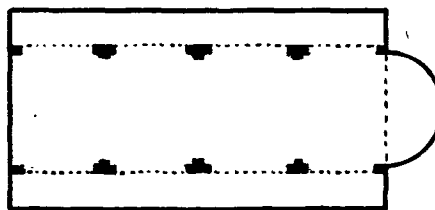


Abb. 50.

B. Dreischiffige.

III. Längsgerichtete Kuppelbauten.

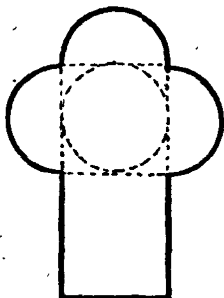


Abb. 51.

A. Einschiffige.

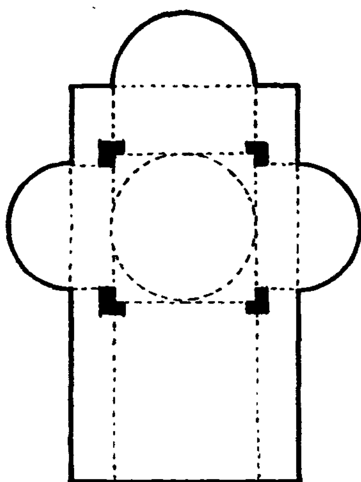


Abb. 52.

B. Dreischiffige.

1. Dreipäße.

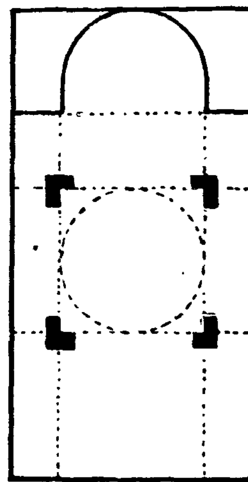


Abb. 53.

2. Dreischiffige Kuppellängsbauten ohne Strebenischen.

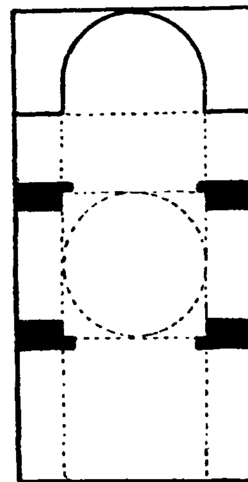


Abb. 54.

3. Kuppelhallen.

I. Strahlenförmige Kuppelbauten.

Unter den sechzig und mehr Bauten, die nachfolgend vorgeführt werden, sind nur etwa zehn, die keine Kuppel haben; diese gehören freilich mit zu den ältesten. Aber die Kuppelbauten sind mindestens ebenso alt und drängen mit der Zeit offensichtlich den reinen Tonnenbau derart zurück, daß die Kuppel geradezu als das Leitmotiv der armenischen Baukunst gelten kann. Ich scheide nachfolgend zwei Hauptgruppen, strahlenförmige und längsgerichtete Kuppelbauten. Sie werden getrennt durch die längsgerichteten Tonnenbauten. Zum Wesen des strahlenförmigen Kuppelbaues gehört, daß die Kuppel im ganzen Baugefüge unbedingt den Ausschlag gibt. Die erste und entscheidende Forderung dabei ist die strahlenförmige Anordnung im Grundriß. Jedes Durchschlagen einer Richtung, im Kirchenbau vor allem der Längsrichtung von Westen nach Osten, ist ausgeschlossen, sobald dadurch die nach allen Richtungen gleichmäßig ausstrahlende Grundform aufgehoben wird. Denkbar sind daher der Kreis, das Quadrat, das Sechs-, Acht- und andere Vielecke. Da ist nun sofort auffällig, daß in Armenien der Kreis und die geschlossenen Sechs-, Acht- oder sonstigen Vielecke fehlen, das heißt ausschließlich das Quadrat vorkommt, alle Vieleckformen aber nur in einer Umbildung, von der in der Gruppe der reinen Strebenischenbauten zu reden sein wird.

Das Baumodell des Gagik. Der Leser ist eingeladen, sich zunächst einmal die geläufigen Formen des Kuppelbaues in den Mittelmeerländern zu vergegenwärtigen: den Rundbau (Pantheon) und das Oktogon (S. Vitale). Nichts davon in Armenien. Der einzige scheinbar richtige Rundbau, den ich dort aus christlicher Zeit nachweisen kann, ist der eines kleinen Baumodells, das man in der Gagikkirche zu Ani zusammen mit den Resten der Statue des Erbauers Gagik I (990—1020) gefunden hat (Abb. 55). Ich habe das Modell schon in der Zeitschrift für Geschichte der Architektur I (1908), Seite 247 f. vorgeführt und dort auch den Vergleich mit dem Theoderichsgrabmal in Ravenna vorgenommen. Man sieht den Rundbau auf drei Stufen, von Blendbogen auf Doppeldiensten umgeben, darüber eine Ranke und eine Zone mit Rundfenstern, dann das zu einem Oberlicht (?) aufsteigende Kegeldach. Vorn eine Tür, die in die oberste Stufe einschneidet, bekrönt von geradem Gebälk auf Paaren von Diensten. Ich hebe dieses Baumodell vorweg heraus; man wird beobachten, daß die übrigen Bauformen Armeniens — soweit auch ihre Ausstattung die gleiche ist — in dem Rund des Grundrisses keine Parallele zeigen. Sie gehen vielmehr mit wenigen Vieleck-Ausnahmen von der Kuppel über dem Quadrat aus. Im vorliegenden Falle kann die Kleinheit zur Unterdrückung der Kanten Anlaß gegeben haben. Davon unten[1]).



Aufnahme Marr.
Abb 55. Ani, Gregorkirche des Gagik: Baumodell des Stifters.

Die einfache Kuppel über dem Quadrat. Diese Bauform ist in Armenien selten. Sie

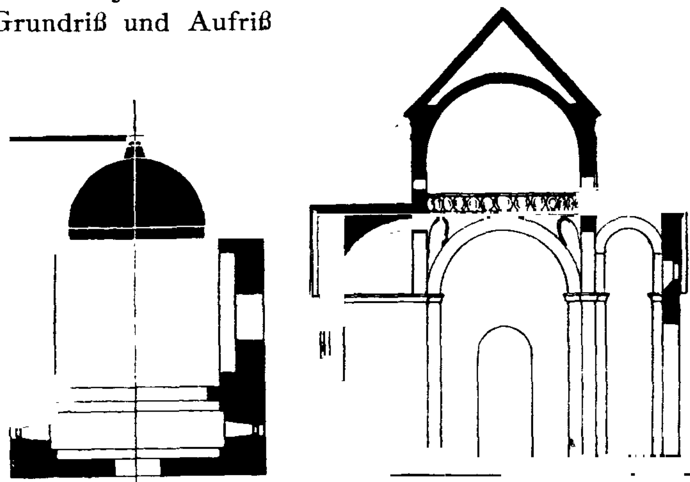
[1]) Das Modell ist rückwärts offen und aus 20 Stücken etwa zusammengesetzt. Vgl. S. 119 f.



Abb. 56. Salomon-Qala, Kirche: Innenansicht mit Apsis und Nordwand. Aufnahme Uwarov

würde einem Würfel gleichen, auf dem eine Halbkugelschale sitzt. Man denke sich in dieser Art ein Gegenstück zum Pantheon in Rom. Die Schwierigkeit, die sich durch Unterschiebung eines Raumwürfels statt eines Raumzylinders unter das Rund der Kuppel ergibt, ist die, daß die Ecken des Würfels beim eingeschriebenen Kreise ohne Bedeckung bleiben und die Kuppel nur auf den Mauermitten aufruht. Die Kuppel über dem umschriebenen Kreise, die Hängekuppel, kennt man in Armenien nicht. Es gehört nun zur Eigenart der armenischen Kuppelquadrate, daß sie ausschließlich die Kuppel mit dem eingeschriebenen Kreise verwenden, die offenen Ecken aber mit Trichternischen oder einer Art Hängezwickeln überdecken. Davon im entwicklungsgeschichtlichen Teile, wo die Frage nach der Urform, dem reinen Kuppelquadrat ohne Strebenischen, auf das Ursprungsland der armenischen Art führen wird.

Als Beispiel dieser Bauform gebe ich eine kleine Kirche in der Festung von Salomon-Qala, heute von muslimischen Georgiern bewohnt, im Bezirk Olty, acht Werst von Penak entfernt [1]). Inmitten einer Festung liegend, dürfte die Kirche etwa um die Jahrtausendwende entstanden sein. Abbildung 57/58 zeigt Grundriß und Aufriß ohne Maßstab. Das Grundquadrat ist etwas in die Breite gezogen. Die Kuppel wird getragen von vier Bogen, die seitlich in die Wand eingelassen sind, nach Osten aber zur Apsis, nach Westen zu einem quergelegten Vorraume führen. Zur Kuppel leiten vorkragende Zwickel über (Abb. 56) [2]), sie selbst ist niedrig und hat am Ansatz vier kleine runde Fenster. Außen ist der ganze Bau von einem Rechteck von 13 × 9



Aufnahme Uwarov.

Abb. 57/58. Salomon-Quala, Kirche: Grundriß und Längsschnitt.

[1]) Uwarov, »Materialien zur Archäologie des Kaukasus«, XII, S. 80 ff., woher ich auch die andern Angaben über diese Kirche nehme. Türk. Penak, altarm. Banak, bei den georgischen Geschichtsschreibern Banaskert.

[2]) Vielleicht sind Nischen in Hängezwickel gesetzt. Zeichnung und Innenaufnahme bei Uwarov a. a. O. Tafel XIV (meine Abb. 58 und 56) stimmen, scheint es, nicht überein.

Arschin (9·25 × 6·40 m) ummantelt, öfter hergestellt und trotzdem verfallen. Giebeldächer schützen die Gewölbe, ein pyramidales Dach die Kuppel. An der Fenstertrommel Blendbogen auf Doppelsäulen. Die Zeitstellung ist unsicher, etwa 11. Jahrhundert. Neben der Kirche Felsenhöhlen von verwandtem Grundriß, aber mit Tonnendecke aus dem 15. Jahrhundert.

Das einfache Kuppelquadrat ist in der türkischen Kunst allgemein verbreitet, ja geradezu der vorherrschende Typus der türkischen Moschee geworden. Es kommt auch auf armenischem Boden in islamischen Denkmälern vor, man schlage zum Beispiel Bachmann, »Kirchen und Moscheen in Armenien«, Seite 67, nach.

Die rein strahlenförmigen Kuppelbauten zeigen ein Merkmal, das in dieser ausgeprägten Form als eigenartig armenisch gelten kann: die Umfassungsmauer ist nur selten wie im Abendland ein geschlossenes Rund, Quadrat-, Sechs- oder Achteck; vielmehr löst die Ummantelung sich zumeist in eine Folge von Ausbuchtungen auf, die strahlen- oder sternförmig zur Mitte stehen. Ich gehe nachfolgend aus von der einfachen quadratischen Kuppel mit solchen Ausbuchtungen. Dann folgen die reicheren Bildungen. Erst wenn wir so sämtliche Formen von strahlenförmigen Bauten mit außen hervortretendem Quadrat kennen gelernt haben, kommen die Typen daran, die das Quadrat außen zurückdrängen und dann bald Vier-, bald Sechs-, bald Achtpaßform aufweisen. Ich werde diese Bauten, in denen das Kuppelquadrat zurücktritt, als zweite Untergruppe zusammenfassen (vgl. S. 70 f.).

1. Kuppelquadrate mit Strebenischen.

Das eben besprochene einfache Kuppelquadrat, das in Armenien so selten ist, erscheint umso häufiger durch vier aus der Mitte der Quadratseite halbrund vortretende Ausbuchtungen erweitert, die ich als Strebenischen oder Konchen bezeichne. Dieser Typus ist für Armenien, wie ich begründen zu können hoffe, von ausschlaggebender Bedeutung geworden. Ich stelle ihn aber freilich zunächst nur deshalb an die Spitze, weil sich auf diese Art die klarste Anordnung des Stoffes ergibt.

A. Kuppelquadrate mit Strebenischen in den Achsen (Abb. 43).

Bei den eigentlichen Kuppelquadraten ordnet sich die Konche immer der Quadratseite unter. Sie nimmt mehr als ein Drittel der Mitte jeder Seite ein, was sowohl in der Innen- wie Außenansicht vollkommen deutlich sichtbar ist. Auf diese Art herrscht durchaus in der Raum- wie Massenwirkung dieser Bauten der Mauerwürfel, dessen Ecken immer zwischen den Konchen hervortreten. Über dem Würfel sitzt nicht unmittelbar die Halbkugel, sondern es vermittelt dazu ausnahmslos eine Fenstertrommel. Sie ist ganz regelmäßig in das Quadrat eingeschrieben, zumeist als Achteck, so daß also je eine Seite sich immer einmal der Konche, einmal der Würfelecke zuwendet. Wenn man daher im Hauptgeschoß außen den Eindruck eines vom Vierpaß durchsetzten Würfels bekommt, so erhebt sich darüber ein achteckiges Prisma. Über der Kuppel liegt als Dach eine Pyramide. Soweit das Äußere. Im Innern ist die Fenstertrommel gern rund, mit dem Halbrund als Decke. In diesen »Konchenquadraten« besteht die Neigung, durch innen vorgelegte acht Pfeiler baulich wenigstens, wenn auch nicht räumlich, zum Achteck überzugehen, wie das Kuppelquadrat von Artik deutlich machen wird.

Mastara, Johanneskirche. Sie ist inschriftlich (vgl. oben S. 44) als Kathedrale, Ruhmestempel Gottes, als Gebetshaus für die Gerechten, Reinigungsort der Sünder und Denkmal für sich und die Seinigen von Gregoras in der Zeit des Bischofs Theodoros Gnuniantz erbaut. Dieser Bischof nimmt an der Synode von 648 teil, wodurch also die Kirche in die Mitte des 7. Jahrhunderts gerückt erscheint. Die eigentliche Bauinschrift dürfte verloren sein, doch wiederholen verschiedene Steininschriften so gleichlautend den Namen des Erbauers Gregoras, daß an der Bauzeit selbst kaum ein Zweifel bestehen kann Trotzdem möchte ich das Hauptgewicht auf den Typus, nicht so sehr gerade auf das in Mastara erhaltene Denkmal legen.

Der Bau steht in guter Erhaltung aufrecht und dient noch heute dem Gottesdienste des Ortes.

Abbildung 17 Seite 19 gibt eine Ansicht von der Südwestseite. Wir sehen vorn auf drei Stufen die Ecke des Quadrates und zu beiden Seiten die daraus vortretenden Konchen. Links (W) der alte, rechts (S) der jetzige Eingang, das Ganze in dem immer zwischen braun, rot und gelb wechselnden Tuff ausgeführt, der den Bau fleckig erscheinen läßt. Über dem von einem Vierpaß durchsetzten Würfel die breite achteckige Kuppel, mit seltsam dreieckig einspringenden Ecken und pyramidalem Dach. Abbildung 59, der Grundriß, weist für das der Kuppel zugrunde liegende Quadrat 12·02 × 11·20 m auf, wogegen die nur 5·06 breiten und 2·70 — 3·31 m, das heißt ungleich tiefen Nischen in der Raumwirkung zurücktreten. Die Apsis liegt heute mit der vortretenden Bühne vier Stufen höher und wird in der Tiefe des Kirchenbodens begleitet von zwei Seitenräumen, mit denen zusammen sie in einem außen gradlinig abschließenden Chorbau zusammengefaßt ist. Die drei anderen Konchen werden außen durch je zwei im Winkel stehende Seiten zu flachem, der Quadratseite parallelem Abschlusse gebracht. Bei der Überleitung des Quadrates ins Achteck der Kuppel sind vier Trichternischen verwendet und acht bei der folgenden Überleitung in das Rund der Fenstertrommel. Man sieht Abbildung 60 unten in der Mitte die Hauptapsis. Daneben die über die Quadratecken gewölbten Trichternischen, alle drei Bogen begleitet von einem auf Stufenwandarmen ruhenden zweiten Bogen. Darüber die nach außen wenig verjüngten Fenster und dazwischen die acht kleineren Überecknischen. Oben die Kuppel, geteilt durch Reliefgrate, die in profilierten Scheiben enden (und im Scheitel in einem hohlen Kreise mit Kreuzfüllung zusammenlaufen). Andere derartige Scheiben über den Fenstern. — Der Schmuck des Äußern (Abb. 17) beschränkt sich auf ein Kranzgesimse: einen fortlaufenden kleinen Bogenfries (Bogenzahnschnitt) sowohl am Quadrat mit seinen Ausbuchtungen, wie an der Kuppel. Es scheint, daß sowohl das Kuppeldach wie die unteren Dächer erst in neuerer Zeit hergerichtet wurden. Den älteren Bestand gibt ein Holzschnitt bei Alischan, »Airarat«, Seite 135. Das alte Dach hätte danach die achtteilige Kürbisform gehabt. Tatsächlich weisen die jetzt unverständlichen Schlitze in den acht Ecken der Fenstertrommel auf eine solche Bildung. Die unteren Dächer sind in dem Holzschnitte ganz mit Steinhaufen bedeckt.

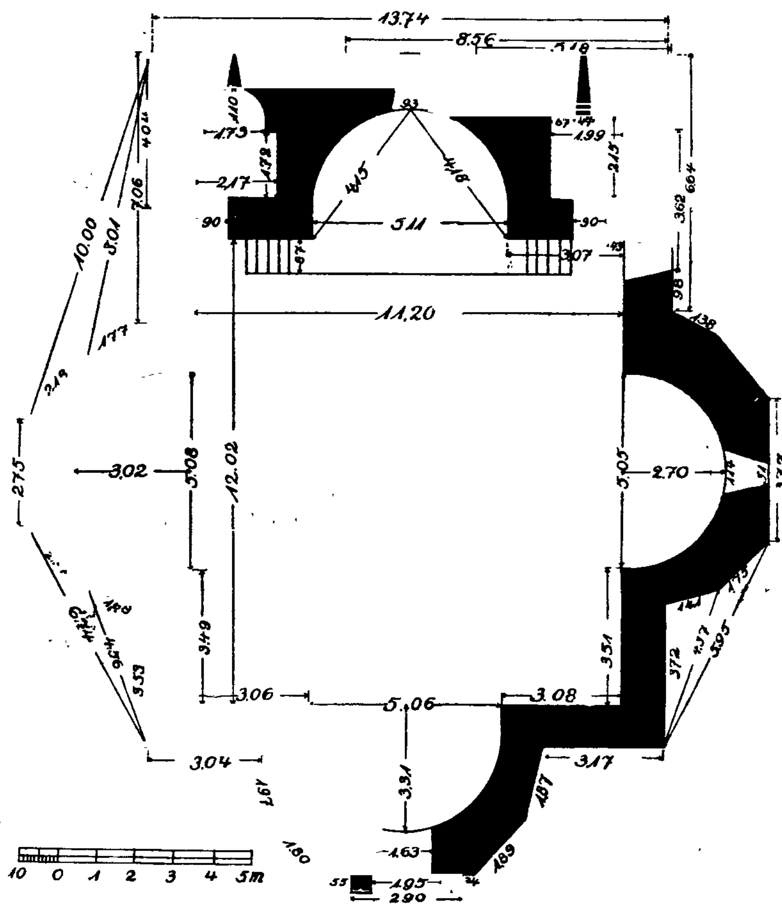


Abb. 59. Mastara, Kuppelquadrat mit Strebenischen in den Achsen: Grundriß.

Abbildung 17 gibt links die alte Eingangswand an der Westseite[1]). Man sieht oben unter einer glatten Randleiste die Reihe der kleinen tief ausgehobenen Hufeisenbogen und darunter einen Wulst. Über dem Eingang unten ein Fenster mit seltsamer Nischenkrönung. Zwei Säulchen, an deren Schäften Knopfpaare angebracht sind (während an den Kapitellen Vögel erscheinen), tragen den mit geometrischen Ornamenten verzierten Bogen. In der Arkade Inschriften, über einem Bogenbande, das hier wie an der Fenstertrommel (oben hinter dem Glockenstuhl) als Begleitmotiv des Fensters erscheint. Unten sieht man daran zwei dreistreifige Bogenfolgen und einen gedrehten Wulst, oben das einen Stab umschlingende Wellenband und einen Wulst mit Vierkanten (Fassetten) angebracht. Solche Bogenbänder sind flach, schräg oder profiliert für alle Fenster verwendet (Abb. 39). Von Zierformen kommen vor: Doppelzickzack, Flechtband, Raute und an der östlichen Südseite gefiederte

[1]) Eine Einzelaufnahme folgt später.



Abb. 60. Mastara, Konchenquadrat mit Strebenischen in den Achsen: Innenansicht des Kuppelansatzes.

Blätter über gedrehtem Wulst und Knopfreihen. — Lissitzian nimmt oben Seite 46 an, daß die zahlreichen auf den Gründer Gregoras bezüglichen Inschriften nicht auf dessen Zeit selbst, sondern auf eine jüngere Anbringung vor dem 10. Jahrhundert zurückgehen. Der Kunstforscher wird die Einzelheiten der Umrahmung der Inschriften (Abb. 39) daraufhin genauer ins Auge zu fassen haben, ob sie der Gründungs- oder einer jüngeren Zeit angehört. An dem geraden Chorabschluß im Osten fällt außen im Grundriß (Abb. 59) auf, daß, von der Südostecke gemessen, zu Seiten des Mittelfensters zwei Punkte im Abstand von 3·38 m gemessen sind, die nicht gut etwas anders sein können als die Ecken der ursprünglich auch an dieser Seite mehrseitigen Apsis. Man möchte also vermuten, daß die Seitenkammern erst später dazu kamen und dann erst die gerade Ostmauer hergestellt wurde[1]).

Artik, Große Kirche. Nach Alischan, »Schirak«, Seite 164, eine Gregorkirche. Der bedeutendste Bau dieses Typus und eines der wertvollsten Denkmäler der altarmenischen Kunst. Eine Bauinschrift fehlt, doch gehört die Kirche, wie die vergleichende Untersuchung zeigen wird, sicher spätestens dem 7. Jahrhundert an. Die frühesten datierten Inschriften nach Alischan aus den Jahren 1212 und 1288.

Die Kirche steht da, der Kuppel und Gewölbe beraubt. Sie ist notdürftig mit Holz eingedeckt und heute noch im Gebrauche, Abbildung 61 zeigt die Außenansicht von Südwesten. Wir sehen wie bei Mastara das mittlere Kuppelquadrat und die hier (vgl. den Grundriß Abb. 63) merkwürdigerweise ungleich groß und fünfseitig oder rund vortretenden Strebenischen. Neu ist gegenüber Mastara, daß jede der fünf Seiten der Süd- und Westapsis mit einer Blendbogenreihe ausgestattet ist. An den Ecken des Kuppelquadrates selbst fehlt dieser Schmuck, dort sind nur die Bogenbänder über dem Fenster wie an Mastara beibehalten. Über den Bogen sieht man Reste des alten Kranzgesimses, eine Schräge mit dreistreifigem Bandgeflecht, das durch jüngere, weit darüber hinaus

[1]) Weitere Nachrichten über Mastara: Alischan, »Airarat«, S. 135 f.



Abb. 61. Artik, Kathedrale: Ansicht von Südwesten.

geführte, rohe Aufbauten durchsetzt wird. Daß dieses Kranzgesims ursprünglich auch das Kuppelachteck abschloß, ist nach anderen Beispielen wahrscheinlich. Man sieht in Abbildung 61 ganz rechts am Rande noch die rechte Seitenkammer und dort im unteren Teile der Wand das alte Kranzgesims. Manches ist auch dort erst im 13. Jahrhundert hinzugefügt. Die Ostwand verläuft in einer Geraden, doch sind die drei Apsiden durch Dreiecknischen getrennt (Abb. 63), die oben trichterförmig abschließen und im Kern eine kleinere Rundnische aufweisen, in der, wie wir es auch in Irind (Abb. 137) sehen werden, ein seltsames Füllsel auftritt, hier in Gestalt eines Doppeldienstes mit Würfelköpfen. Die Hauptapsis weist drei Fenster auf, die durch ein fortlaufendes Bogenband zusammengefaßt werden (Abb. 62). Der Grundriß (Abb. 63) unterscheidet sich bei aller Übereinstimmung mit Mastara dadurch von diesem Baue, daß in die acht Ecken, in denen das Kuppelquadrat mit den Konchen zusammenstößt, halbe Dienste aus Quadern emporlaufen und mit Würfelköpfen versehen sind. Sie tragen erstens die Nischenbogen und dann, den Wänden vorgeblendet, nach den

Abb. 62. Artik, Kathedrale, Ostansicht: Einzelheit der Fenster und Dreieckschlitze.

Ecken zu kurze Rundbogen, die auf einem Eckwandarm in Viertelwulstform aufruhen. Erst darüber, wesentlich höher, die Ecktrichter. Heute tragen das Dach Holzsäulen. Sehr seltsam ist, daß in der Nordnische, die halbrund ist, in der Wand eine alte Steintreppe emporführt, die durch eine niedrige Türe vom Innern aus zugänglich ist. Diese Strebenische ist außen glatt und endet mit dem zweistreifigen Bandfriese. Über dem Fenster (Abb. später) ein Bogenband, auf dem kreisrunde Knöpfe mit umrahmenden Dreiblättern erscheinen, die ihre Spitzen nach unten senden, eine Verzierung, die wir auch an der großen Kirche von Thalin wiederfinden werden. Das Fenster ist heute vermauert. Zum Innern der Kirche ist noch zu bemerken, daß der Chor wieder erhöht in den Kuppelraum vortritt und die Kammern neben der tonnengewölbten, gestelzt halbrund abschließenden Hauptapsis mit Kreuzgewölben eingedeckt sind. Andere Beispiele werden zeigen, daß diese alt sein können.

Es erübrigt nun noch, die reiche Verzierung der in Abbildung 61 gegebenen beiden Strebenischen im Westen und Süden genauer zu besprechen. Wir sehen je zwei Dienste an den Ecken zusammenstoßen und darauf zwei Würfelköpfe. Eine Abbildung wird die Mittelarkade der Westseite um das Fenster geben, das mit einer zerbrochenen Kreuzplatte gefüllt ist. Über den Würfelköpfen laufen die beiden Bogenschrägen in ein unbearbeitetes Sattelstück zusammen — genau so, wie wir es in Thalin wiederfinden werden. Die Schräge selbst ist hier an der Westseite wie am Kranzgesims gefüllt mit Bandgeflecht, das dreigestreift ist. Die Bogen der Südapsis sind dagegen mit Granatapfelzweigen in der gleichen Art gefüllt, wie wir es in Thalin in guten Aufnahmen werden belegen können. An den Fenstern Bogenbänder mit einfachem Zickzack oder reicheren Mustern. Hier sei außer auf diese Abbildung noch auf das Ornament des Bogenbandes über den Apsisfenstern gewiesen, Abbildung 62, das genau gleich auch am letzten Fenster nach Westen an der Nordseite von Thalin vorkommt: Ein Fries von Dreiviertelbogen, an dem unten Häkchen in verkehrter Beistrichform angehängt sind. Daneben links Teile der Trichternischen. Über das Ornament des Bogenbandes über dem offenen Fenster in der Mitte von Abbildung 61, das um 650 auch an Zwarthnotz vorkommt, wird noch zu reden sein. — Man macht sich Gedanken über die Kuppelbildung deshalb, weil sie gegenüber der grundsätzlich gleichen Art von Mastara (Abb. 60) im Innern Dienste unter den kleineren Ecktrichtern aufgewiesen haben könnte, wie die großen unteren Trichternischen. Der Übergang vom Achteck in das Rund wäre dann erst über den Fenstern zu erwarten[1]).

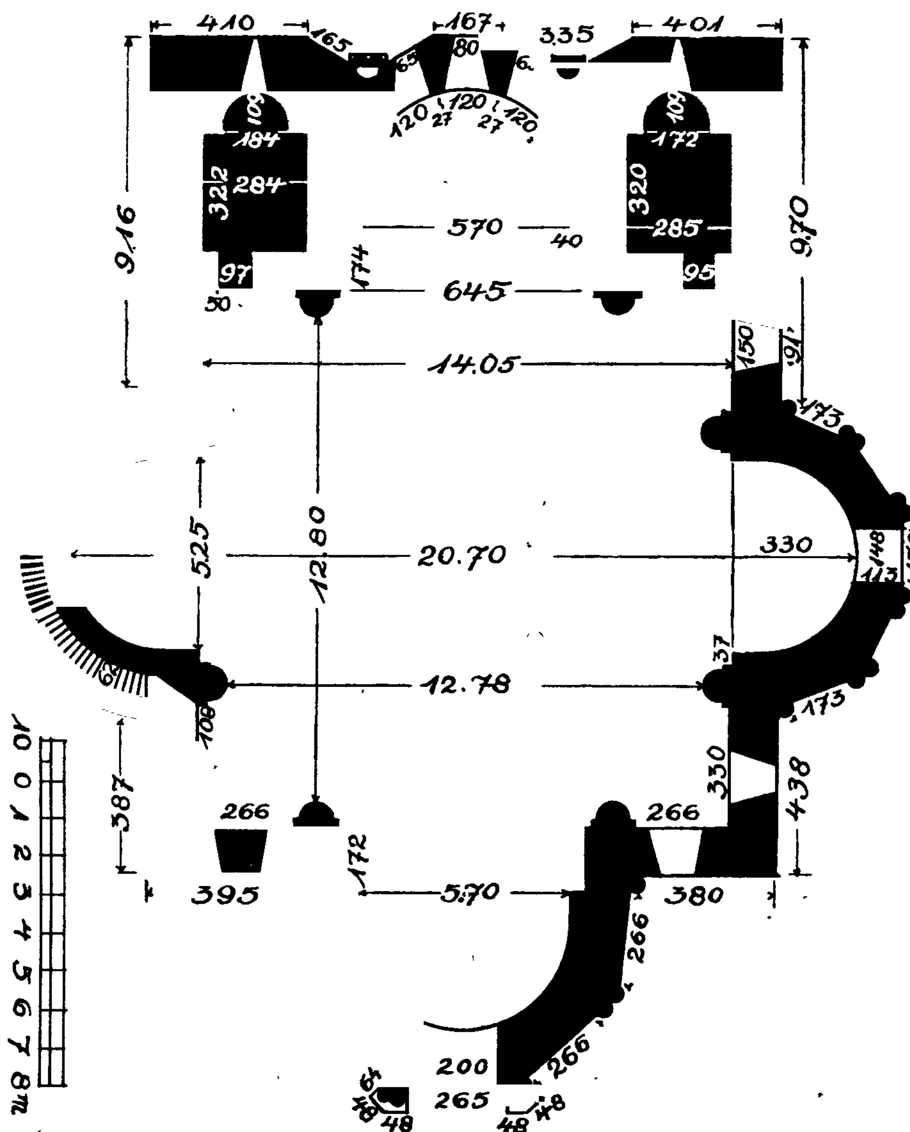


Abb. 63. Artik, Kathedrale: Grundriß.

[1]) Weitere Nachrichten: Keine; der mächtige Bau blieb mit der ganzen Gegend bisher unbeachtet.



Gregorkirche. Zamatun Hauptkirche. Aufnahme Nahapetian

Abb. 64. Kloster Haridscha, Hauptgebäude in der Südansicht.

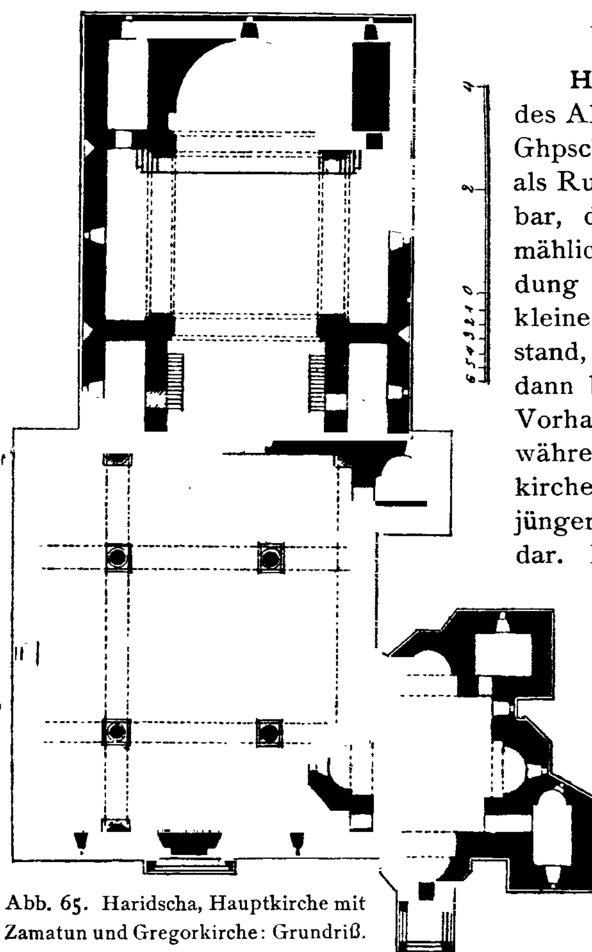


Abb. 65. Haridscha, Hauptkirche mit Zamatun und Gregorkirche: Grundriß.

Haridscha, Gregorkirche[1]). Das Dorf liegt am Westabhange des Alagös, etwa eine halbe Stunde höher als Artik und wird Ghpschagh genannt. Die Gregorkirche bildet, in Abbildung 8 als Rundkuppel vor der Spitzkuppel, in Abb. 64 neben ihr sichtbar, den ältesten Bestand des Klosters, das sich dann allmählich um die Hauptkirche als Mittelpunkt entwickelte. Abbildung 65 zeigt den Grundriß. Man denke sich, daß zuerst die kleine quadratische Kirche mit den vier Strebenischen entstand, darauf die Hauptkirche im Nordosten davon, und daß dann beide verbunden wurden durch die große quadratische Vorhalle, deren Achse nicht der Hauptkirche entspricht, während ihre Südwestecke auf den Mauerwürfel der Gregorkirche Rücksicht nimmt. Diese kleine Kirche stellt ohne die jüngeren Zubauten die Bauform des Konchenquadrates rein dar. Man sieht das Mittelquadrat und die Strebenischen. Genauere Messungen liegen leider nicht vor, man wird sich fürs erste besser an Mastara halten. An der Westfassade eine Inschrift: »Ich Sargis Dschon habe die Kirche erbaut und von meinem Schweiße auch andere Gaben der heiligen Stätte gegeben. Und Vater Hamazasp[2]) hat verordnet« und so fort. Alischan (»Schirak«, S. 158 f.)

[1]) Über das Kloster gibt es eine sehr ausführliche armenische Schrift »Denkschriften und Rechnungen der klösterlichen Gemeinschaft Haridscha«, Alexandropol 1910. Daraus der Grundriß.

[2]) Ein persischer Name. Justi, »Iranisches Namenbuch« unter Hamazasp. Ein Hamazasp Mamikonian war 654—658 Ischchan von Armenien.

glaubt den Stifter mit einer Persönlichkeit des 7. Jahrhunderts in Übereinstimmung bringen zu können. Dazu würden meine Beobachtungen am Original stimmen, vor allem auch die verhältnismäßige Mächtigkeit der Kuppel des an sich kleinen Baues, wie Abbildung 64[1]) sie hervortreten läßt. Man vgl. auch die Abbildung bei Alischan. Das Kämpfergesims außen (Abb. später) zeigt — soweit es erhalten ist — das gleiche zweistreifige Flechtband wie Artik und ebenso sind auch die Bogenbänder einzelner Fenster mit alten Motiven, zum Beispiel spitzen Tropfen geschmückt. Die Fenstertrommel ist hier zwölfeckig und wohl alt, das runde Kuppeldach natürlich neu. Ich würde den Bau eher für älter als das 7. Jahrhundert halten. In der Tat führt Brosset[2]) Grabsteine aus den Jahren 568 und 572 n. Chr. auf dem Klosterfriedhofe an. Die Gregorkirche wurde 1185 von Wardapet Gregor ausgebessert. Das Innere konnte ich leider nicht sehen. Nach dem Grundriß, Abbildung 65, fehlen die Eckdienste von Artik und der Bau gleicht mehr Mastara Das Kloster selbst stammt aus dem 9. Jahrhundert[3]).

Kars. Apostel- (Arakhelotz) Kirche. Erbaut vom armenischen Könige Abas (928 bis 951)[4]). Der Bau ist leider in den letzten Jahren wiederhergestellt und in den Ecken außen mit neuen Vorbauten versehen worden. Ich gebe eine Aufnahme vor diesen Änderungen (Abb. 66). Wir sehen den damals tief in der Erde steckenden, jetzt von einer Terrasse umgebenen Bau von Südwesten. Das Quadrat tritt scharf zwischen den Strebenischen hervor, die wie in Mastara gebildet sind. Der Eingang im Westen. Aus diesem Konchenquadrat kommt ganz niedrig ein achtseitiger Kuppelansatz hervor, der sich aber nicht wie in Mastara unmittelbar als Fenstertrommel fortsetzt; vielmehr erscheint dieser darüber zwölfeckig wie in Haridscha und umgeben von je einer Arkade, so daß an jeder Ecke zwei Dienste nebeneinanderstehen. Sie sind gedreht und mit rundlappigen Würfelköpfen versehen. Die Bogen zeigen zweistreifige M-Formen georgischer Art, ähnlich Kutais. In den Zwickeln darüber in Vorderansicht dastehende Gestalten in langen Röcken mit verschieden bewegten Armen. (Vgl. Zwarthnotz.) Der Unterbau sowohl wie die Fenstertrommel schließen mit einer Schräge, auf der unten zweistreifige Rauten sich durchsetzen (in den Zwischenräumen je vier Knöpfe)[5]), oben dreistreifiges Bandornament. Die Fenster sind klein und von Bogenbändern mit kleinen Rundbogenfriesen umschlossen. In den Mauern stellenweise Quadern mit Rosetten.

Für die richtige Zeitbestimmung der Bauten — Mastara, Artik und Haridscha ins 7. Jahrhundert, Kars ins 10. Jahrhundert — spricht, daß die frühen, wie sich zeigen wird, den üblichen Schmuck jener Zeit tragen, während der Bau des 10. Jahrhunderts an der Fenstertrommel Schmuck aufweist, wie er dem 7. Jahrhundert nicht geläufig ist, trotzdem die Kuppel von Artik wahrscheinlich ebenfalls mit Blendbogen vorzustellen ist. Die einfachen Kuppelquadrate heißen gern Gregorkirchen (Artik, Haridscha, verwandt Sanahin). Wir werden später fragen, ob dafür vielleicht ein bestimmter Grund vorliegt. Es gibt meines Wissens nur ein einziges Beispiel eines ummantelten Kuppelquadrates mit Strebenischen in den Achsen, die Kirche von Sweti in Georgien aus dem Anfange des 12. Jahrhunderts[6]).

Ich habe bei Haridscha (Abb. 65) nur die kleine Gregorkirche, das Kuppelquadrat mit Strebenischen besprochen. Daneben kommt in der Hauptkirche die Gattung der Kuppelhalle vor, von der erst später S. 188 f. die Rede sein wird. So halte ich es nachfolgend stets. Gleich bei den beiden folgenden Bauten, Achthamar und Waragwank, wird der gleiche Fall eintreten. Man halte wie bei Sanahin (Abb. 42) die anderen Bauformen im Gedächtnis und ordne sie ein, wenn sie auch nachfolgend nicht ausdrücklich nochmals genannt werden. Sie gehören zum Teil Zeiten an, die nicht mehr im Rahmen dieses Werkes liegen. Man wird beobachten, daß am häufigsten die Gattung der Kuppelhalle auftritt, öfter sogar als Hauptbau. Es erklärt sich das, wie wir sehen werden, daraus, daß diese Bauform in der Spätzeit die geradezu allein von der Kirche zugelassene geworden zu sein scheint. Immer fehlt in diesen Anlagen die längsgerichtete Tonnenkirche. Reines und längsgerichtetes Kuppelquadrat müssen sich irgendwie nahestehen.

[1]) Nach Nahapetian II, Aufnahme 27.

[2]) Vgl. Brosset, »Les ruines d'Ani«, S. 68 f.

[3]) Weitere Nachrichten: Vgl. auch Abel Bischof Mchithariantz, Geschichte des Klosters Haridscha in Schirak, Tiflis 1856. Danach Alischan, »Schirak« S. 157 f.

[4]) Nach Lynch, I, S. 352 in den Jahren 930 bis 942. Vgl. Alischan, »Airarat«, S. 82. Marr zählt den Bau fälschlich unter den Nachahmungen von Zwarthnotz auf.

[5]) Vgl. dazu Uwarov, »Materialien« IV, S. 26.

[6]) Davon unten. Vgl. Uwarov, »Materialien« III, S. 26 f., Kluge, »Versuch« S. 48.

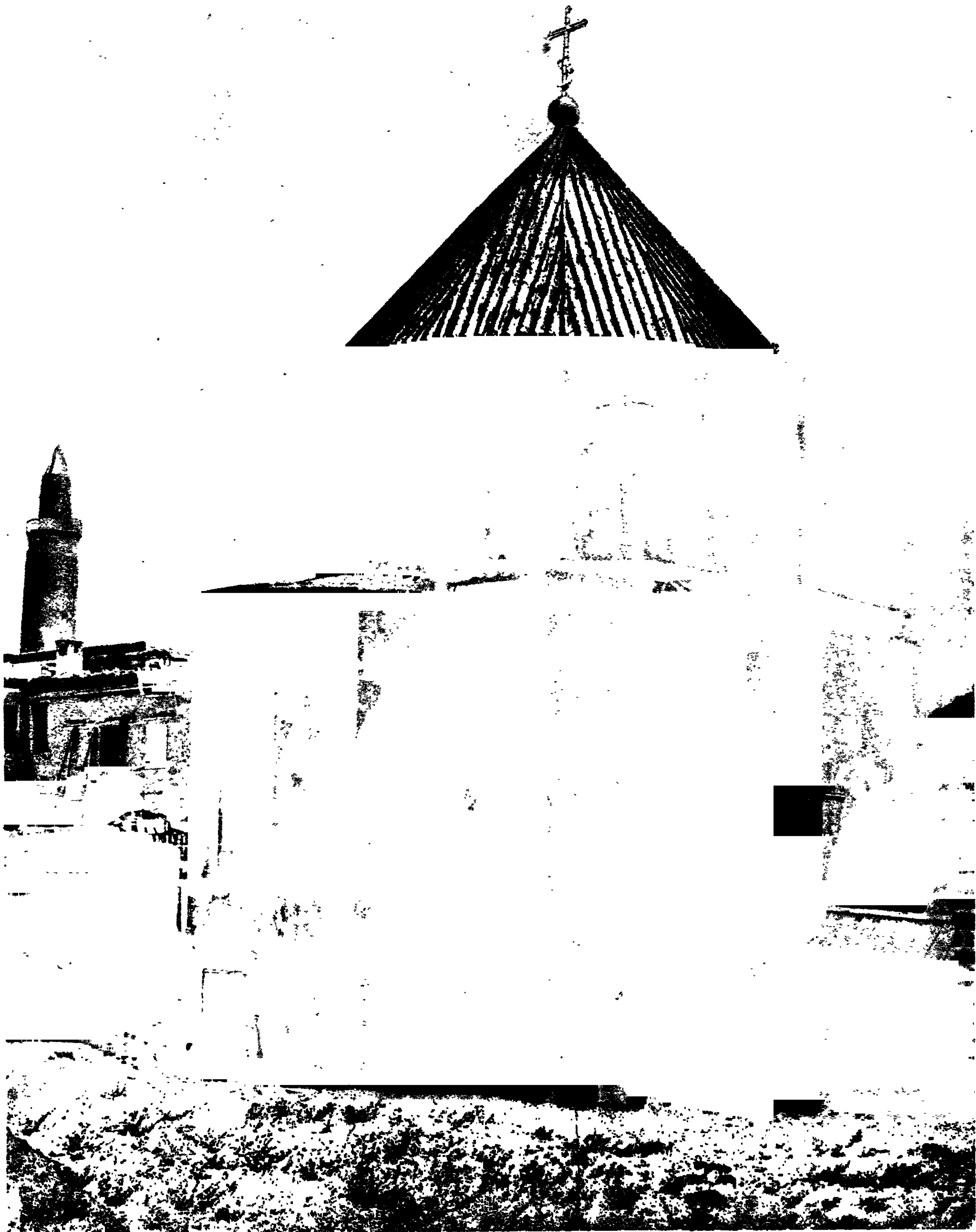


Abb. 66. Kars, Apostelkirche: Ansicht von Südwesten. Aufnahme Jermakov 2433.

B. Kuppelquadrate mit Strebenischen in den Achsen und Ecken (Abb. 44).

Diese Bauform ist vielleicht die Armenien am meisten eigentümliche. Sie ist nicht viel über die Grenzen des Landes hinausgekommen. Bisher war dafür die Kirche der heiligen Hripsime bei Edschmiatsin bekannt; sie steht aber nicht vereinzelt Da sie überdies öfter wieder hergestellt und zudem auch nicht der älteste erhaltene Bau dieser Art ist, stelle ich sie nicht an erste Stelle. Dabei muß ich leider eine Kirche in Adiaman, die diesem Typus angehören soll, übergehen, weil Thoramanian vergaß, mir die versprochenen, von ihm bereits angefertigten Aufnahmen rechtzeitig zuzusenden. Auch Archimandrit Garegin Howsepian wollte Photographien besorgen, doch erhielt ich sie ebensowenig. Übrigens gibt es mehrere Orte mit Namen Adiaman.

Die Entstehung dieser seltsamen armenischen Bauform hat die Verstrebung der Kuppel in den Achsen durch Nischen und die Entlastung der Ecken durch die Trichternische zur Voraussetzung. Daraufhin konnte der Gedanke auftauchen, auch die Ecke zu durchbrechen. Zunächst wird tatsächlich nur die Quadratecke durch eine Dreiviertelausbuchtung ersetzt. Diese erscheint dann als Durchgang zu Eckräumen und diese wieder führen dazu, den bis dahin aufgelösten, äußerlich in seine einzelnen Teile gegliederten Bau einheitlich in ein Mauerrechteck zusammenzufassen. Nach diesen drei Entwicklungsstufen gliedere ich die Vorführung der erhaltenen Bauten dieser Gattung. Die Übersetzung der Ecke durch Trichternischen, die den Druck der Kuppel gleichmäßig auf die nach der Ecke zulaufenden Mauern übertragen, gestattete es, die Ecke selbst im kleinen Maßstabe zu unterhöhlen. Man fügt also hier einen Dreiviertelraumzylinder an, der sich mit einem Bogen von sehr geringer Spannweite nach dem Mittelraum öffnet.

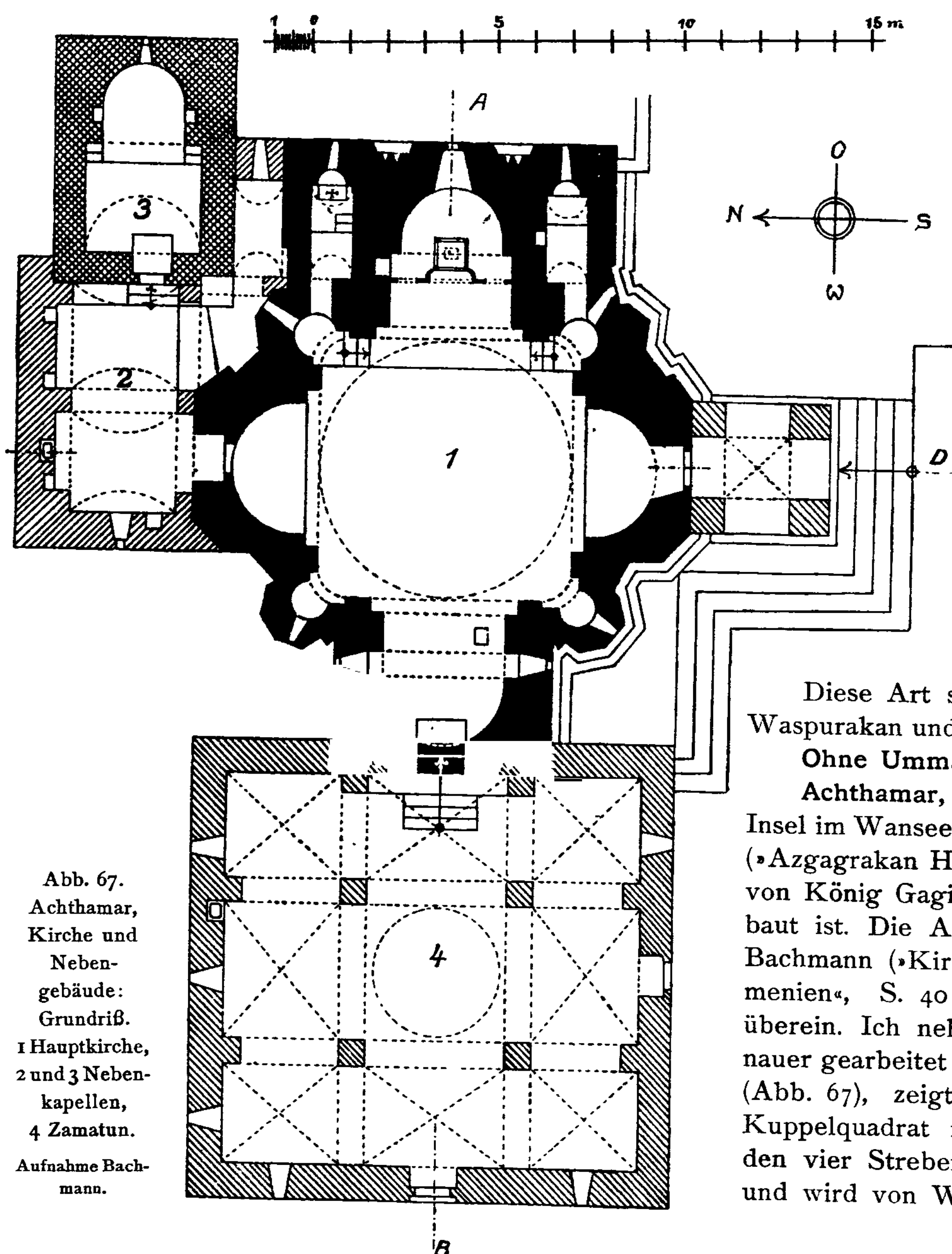


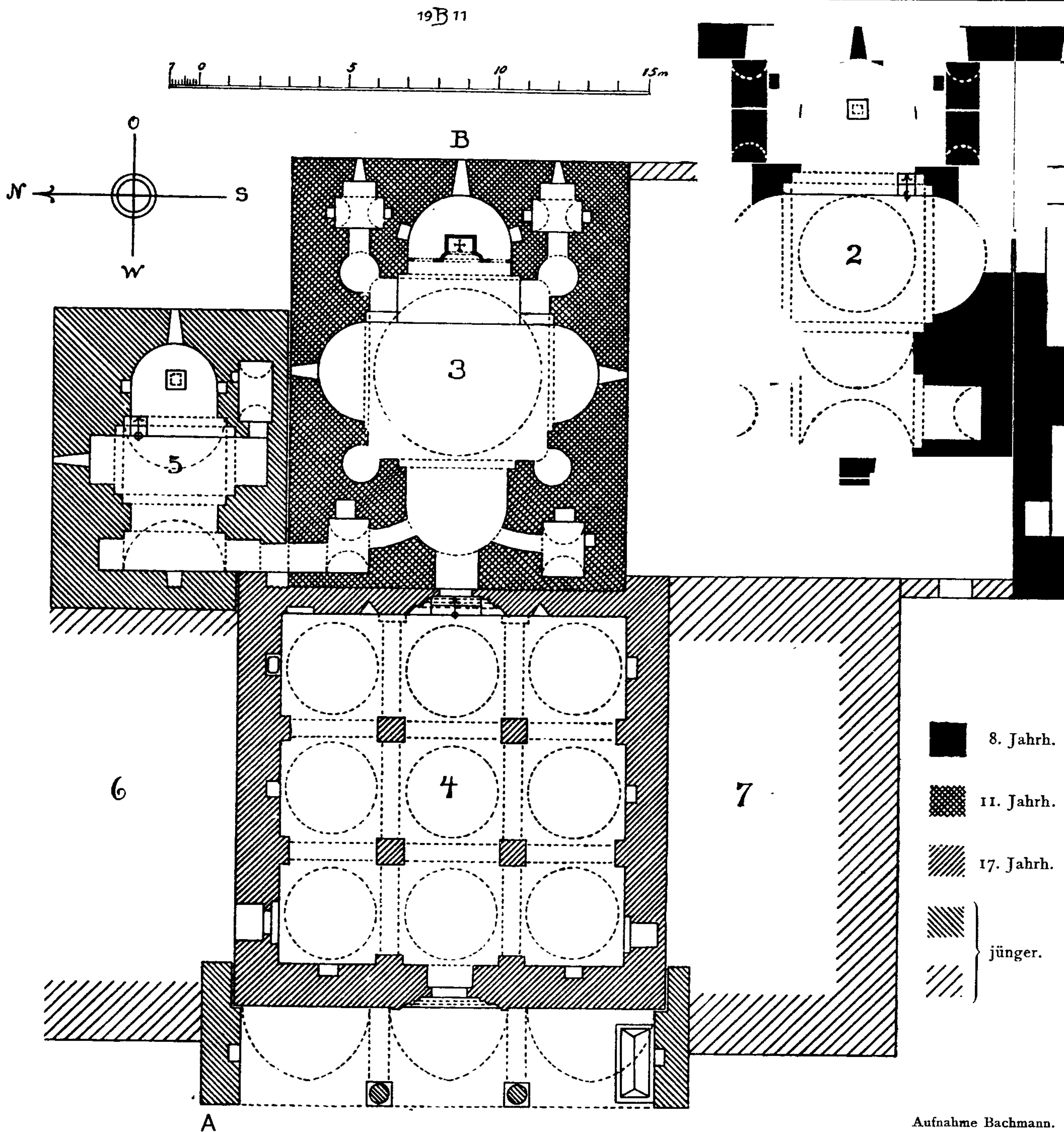
Abb. 67. Achthamar, Kirche und Nebengebäude: Grundriß. 1 Hauptkirche, 2 und 3 Nebenkapellen, 4 Zamatun. Aufnahme Bachmann.

a.) Mit einfachen Eckräumen.

Diese Art scheint besonders beliebt in Waspurakan und tritt dort in zwei Arten auf.

Ohne Ummantelung.

Achthamar, Klosterkirche. So heißt eine Insel im Wansee, deren Kirche nach Lalajan (»Azgagrakan Handes« XX, 1910, S. 197 ff.) von König Gagik Artsruni, 915 bis 921, erbaut ist. Die Aufnahmen von Lalajan und Bachmann (»Kirchen und Moscheen in Armenien«, S. 40 ff.) stimmen nicht genau überein. Ich nehme an, daß Bachmann genauer gearbeitet hat. Sein Grundriß, Tafel 31 (Abb. 67), zeigt das etwa 7·80 m große Kuppelquadrat in der Mitte. Es ist mit den vier Strebenischen etwa 11·50 m breit und wird von West nach Ost durch einge-



Aufnahme Bachmann.

Abb. 68. Kloster Warak bei Wan: Grundriß.
3 Hauptkirche, 4 Zamatun, 1, 2 und 5—7 Nebenkirchen aus verschiedener, durch wechselnde Schraffierung angegebener Zeit.

legte Tonnen auf 14·80 m verlängert. In den Ecken die Dreiviertelkreisnischen nach der Ansicht des Innern bei Bachmann, Tafel 32, durch Abschrägung zur runden Fenstertrommel übergeleitet. Diese ist außen sechzehnseitig. Die Kirche ist im Äußern nicht zum Rechteck ausgebaut, sondern läßt die Raumgliederung des Innern deutlich hervortreten. Die Nord- und Südapsis sind außen mehrseitig ummantelt, die West- und Ostapsis, letztere mit zwei tonnengewölbten Nebenräumen, schließen geradlinig ab und weisen gliedernd je zwei dreieckige Schlitze auf. Das Äußere ist im übrigen ganz mit zahlreichen Reliefs überdeckt, das Innere der aus rostbraunem Sandstein erbauten Kirche war mit Gips verputzt und bemalt. Wertvoll ist die Angabe des Höhenmaßes der Kuppel, deren Scheitel 20·40 m über den Boden liegt, so daß also die Höhe weitaus gegenüber der Länge und Breite vorschlägt.

Auffallend ist, daß — und Bachmann, Tafel 33, läßt darüber keinen Zweifel — nicht die Trichternische, sondern die Abschrägung zur Überleitung der Ecken in die Kuppel verwendet ist. Ich glaube aber, das darf uns nicht in der Annahme beirren, der Typus sei ursprünglich unter Voraussetzung der Trompe entstanden. Im 10. Jahrhundert hat man es dann eben auch mit dem »Pendentif« versucht, dem in Armenien durch Vorkragen hergestellten Hängezwickel. Auf die wertvollen Flachreliefs, reiche Tierbilder und Ranken, sowie biblische Vorgänge an den Außenwänden von Achthamar gehe ich unten ausführlich ein. Vergleiche vorläufig außer den Werken von Lalajan und Bachmann noch die ebenfalls von guten Abbildungen begleitete ältere Bearbeitung von Lynch, »Armenia«, II, Seite 130 f., für die Bauform auch Millet »L'école grecque«, Seite 276. In Abbildung 67 erscheint die Kirche eingeschlossen von jüngeren Zubauten aus dem 14. bis 18. Jahrhundert (S. 238).

Mit Ummantelung.

Warag-Wank, Hauptkirche. Eine nach den vorliegenden Aufnahmen unklare aber beachtenswerte Misch- oder Übergangsform bildet ein anderer Bau am Wansee, Warag-Wank, der bereits die viereckige Ummantelung des Äußern zeigt, ohne deshalb die Folgerungen für eine organische Entwicklung der Eckräume mit den Dreiviertelzylindern zu ziehen. Vielleicht entbehrt er auch noch der Giebeldächer. Das muß erst eine erneute Aufnahme klarstellen. Ich erwähne ihn nur um der eigenartigen Bauform willen und weil er gut auf Awan überleitet. Man sieht, die verschiedenen Versuche der Entwicklungszeit gehen jahrhundertelang nebeneinander her.

Das Kloster bei Wan, am Fuße des Waraggebirges gelegen, mit einer größeren Kirchengruppe, ist von Bachmann a. a. O., Seite 33 ff., Tafel 28 (Abb. 68), veröffentlicht worden. Die durch einen jüngeren Vorbau ausgezeichnete Hauptkirche (3) zeigt den quadratischen Typus mit verstrebten Ecken. Der Innenraum, 11 × 14.20 m groß, hat Konchen und in den Ecken des Quadrates die vier Dreiviertelkreisnischen, die durch Abschrägung ergänzt zu der neueren, aus Ziegeln aufgeführten, spitzbogigen Kuppel emporführen. Hier finden sich bereits, wenn auch sehr klein, die vier typischen Nebenräume, aber nur im Osten von den Dreiviertelnischen aus zugänglich und außen rechteckig ummantelt. Bruchsteine, in Gipsmörtel verlegt, bilden die Außenmauern, Dreiecknischen fehlen. Der Bau soll nach Angaben der Priester von König Senekerim um 1021 errichtet sein. Nähere Beschreibung und Aufnahmen bei Bachmann. Der Bau ist so unförmig massig im Mauerwerk, die Eckräume so unbegreiflich klein, daß sie nicht als Raumformen gelten können. Ich habe sie daher in der Einteilung vernachlässigt. Über die späteren Zubauten vergleiche Bachmann. Dazu auch Millet a. a. O., Seite 174.

b) Mit doppelten Eckräumen.

Diese Bauform tritt in zwei Arten auf, die wie es scheint in örtlicher Abgrenzung nebeneinander bestehen.

Ohne Ummantelung. Diese außen reich gegliederte Bauform scheint in Georgien besonders beliebt geworden zu sein.

Mzchet, Kreuzkirche (Dschuar patiosani)[1]. An ihrer Stelle soll nach georgischen Quellen ursprünglich ein Kreuz gestanden haben. Seit Kuropalat Guram (575—600) wurde dann an der Kirche selbst gebaut und diese von Mtavar Adarnass I (619—639) vollendet[2]. Der Bau liegt hoch, gegenüber der alten Hauptstadt Georgiens Mzchet auf einem Berge am linken Ufer des Kur. Abbildung 69 gibt die Ostansicht nach einer älteren Aufnahme, Abbildung 71 den heutigen Südostumriß[3]. Inmitten einer jüngeren Umwallung steht die Kirche auf einer Stufenterrasse noch vollständig aufrecht. Von der bekannten Hripsime unterscheidet sie sich, wie wir sehen werden, sofort durch das Fehlen der Giebel, d. h. ein fast turmartiges Hervortreten der Apsiden, die nahezu fensterlose, achteckige Kuppel und das Fehlen der Trompentürmchen. Allerdings scheint hier manches Ergebnis späterer Umbauten, doch bezeugt der Grundriß (Abb. 72) die mehr selbständige Außenbehandlung der Strebenischen,

[1] Vgl. Natrojew, »Mzchet und seine Kathedrale«, Tiflis 1900, S. 17. Bei Kluge, »Versuch«, S. 53 heißt sie »Dschwaris-Sakari«.

[2] Für diese Zeit scheinen die georgischen Annalen nicht verläßlich. Nach P. N. Akinian (Kyrion, Katholikos der Georgier, Wien, 1910, S. 26—36) ist die Existenz eines Mtawar Guaram gegen Ende des 6. Jahrhundert nicht zu beweisen. Die erste Hälfte des 7. Jahrhunderts muß Adarnasse (Atrnerseh, nach den armenischen Quellen) ausfüllen. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist die Gründung der Kirche unter dem berühmten Katholikos Kyrion (seit 599), der eine Zeit lang (594—99) als Chorbischof in Armenien tätig war, unternommen (vgl. Akinian a. a. O., S. 164 ff.).

[3] Man sieht beim Vergleich, daß das Dach der Kuppel erneut ist. Aufnahme 71 ist in der Dämmerung gemacht.



Abb. 69. Mzchet, Kreuzkirche: Südostansicht. Aufnahme Jermakov 2697.

die mit je fünf Seiten aus dem Rechteck vortreten. Die Aufgabe der Dreieckschlitze, wie wir sie an der Hripsime kennen lernen werden, scheint gänzlich mißverstanden oder noch unbekannt. Es sind wirkungslose Flachnischen daraus geworden (Abb. 69). Das Kuppelquadrat ist im Innern 9·52 auf 9·35 m groß, die Erstreckung in der Ostachse wird durch Tonneneinlagen von 2·33 m Länge erzielt. Immerhin behält der Bau noch seine strahlenförmige, nach allen Seiten gleichmäßig ausladende Grundart. Die zylindrischen Räume unter den Ecktrichtern innen haben an 2 m Durchmesser, die rechteckigen Eckräume dahinter entstanden durch Erweiterung eines quadratischen Mittelraumes von etwa 2·50 m durch ungleich tiefe Flachnischen. Diese Eckräume sind durch Kreuzgewölbe gedeckt. Die jetzigen Ziegelgewölbe sind unter ältere Gewölbe eingezogen.

Abbildung 70 gibt den Kuppelansatz mit dem Ecktrichter. Man sieht links und rechts die Tragbogen der Kuppel, dazwischen den Bogen mit dem sich der Eckzylinder gegen den Kuppelraum öffnet. Trichter und Zylinder sind unabhängig von einander. Unter der Kuppelmitte (Abb. 72) eine achteckige Aufmauerung, durch drei Stufen zugänglich; sie scheint nach den Maßen (etwa 1·25 m Seitenlänge) eine Kanzel (Ambo) oder umschließt ein Taufbecken, wenn Kluge, »Versuch«, S. 44/45, recht hat, daß diese



Abb. 70. Mzchet, Kreuzkirche: Trichternische in der Nordostecke des Grundquadrates.



Abb. 71. Mzchet, Kreuzkirche: Südostansicht.

Einrichtung sich nicht im Boden befindet, sondern über der Erde. Um den Standplatz oben läuft eine Brüstung herum. In der Ostapsis drei Stufenreihen und Freskenreste.

Von großem Interesse ist der Schmuck des Äußern. Die Kuppel schließt wie in Mastara mit einem Rundbogenfriese, die Apsis selbst mit einer weit ausladenden, steilen Hohlkehle, die auf einem gedrehten Wulste sitzt. Das gleiche Profil auch an den übrigen Dachrändern. Um die drei außen nur 50 cm breiten Fenster der Apsis (Abb 69 und 73) läuft, alle vereinigend, ein Friesband, das an der Schräge eine Weinlaubranke zeigt. An den Enden neben der Apsis scheint dieses Band mit einer Art Aufsatz (Akroterion) zu schließen. Beachtenswert sind neben den Steinmetzzeichen, die man an einzelnen Quadern von Abbildung 73 sieht, die Reliefs, die den Bau schmücken und von denen später ausführlich zu sprechen sein wird. Hier an der Ostapsis je ein Flachbild über jedem Fenster; das mittlere stellt Christus stehend dar, neben ihm kniend eine Gestalt, der er die Rechte aufs Haupt legt. Eine ähnliche Szene nochmals über dem Mittelfenster der Südapsis. Ein kleines Relief noch an der Südwand der Fenstertrommel und zwei Reliefs mit schwebenden Engeln über den beiden Eingängen der Südseite und zwar mit dem Kreuz im Kreise über dem Haupttor und mit einer Büste am Türsturze des südwestlichen Eckraumes. Außerdem über den Bogenbändern einzelner Fenster Figuren. Ähnlich wie in Agrak liegt an der Nordseite der Kirche ein einschiffiger, kleiner Raum (Abb. 72) mit der Längsrichtung und der Apsis nach Osten. Über der Mitte eine Kuppel mit sehr roher Lösung der Zwickelfüllung über den Tragbogen. Daran gebaut im Norden noch ein kleinerer Längsraum mit Apsis, der sich in der Westhälfte der Nordwand in eine offene Laube (Loggia) umbildet. Durch den 2·55 m breiten Bogen und das 67 cm breite Westfenster hat man einen herrlichen Ausblick auf das tiefliegende Kurtal und Mzchet. Die Kirche mit ihren Anbauten steht an der Westseite unmittelbar am steilen Felsabsturze, so daß deshalb eine Vermessung an dieser Seite unmöglich war[1]).

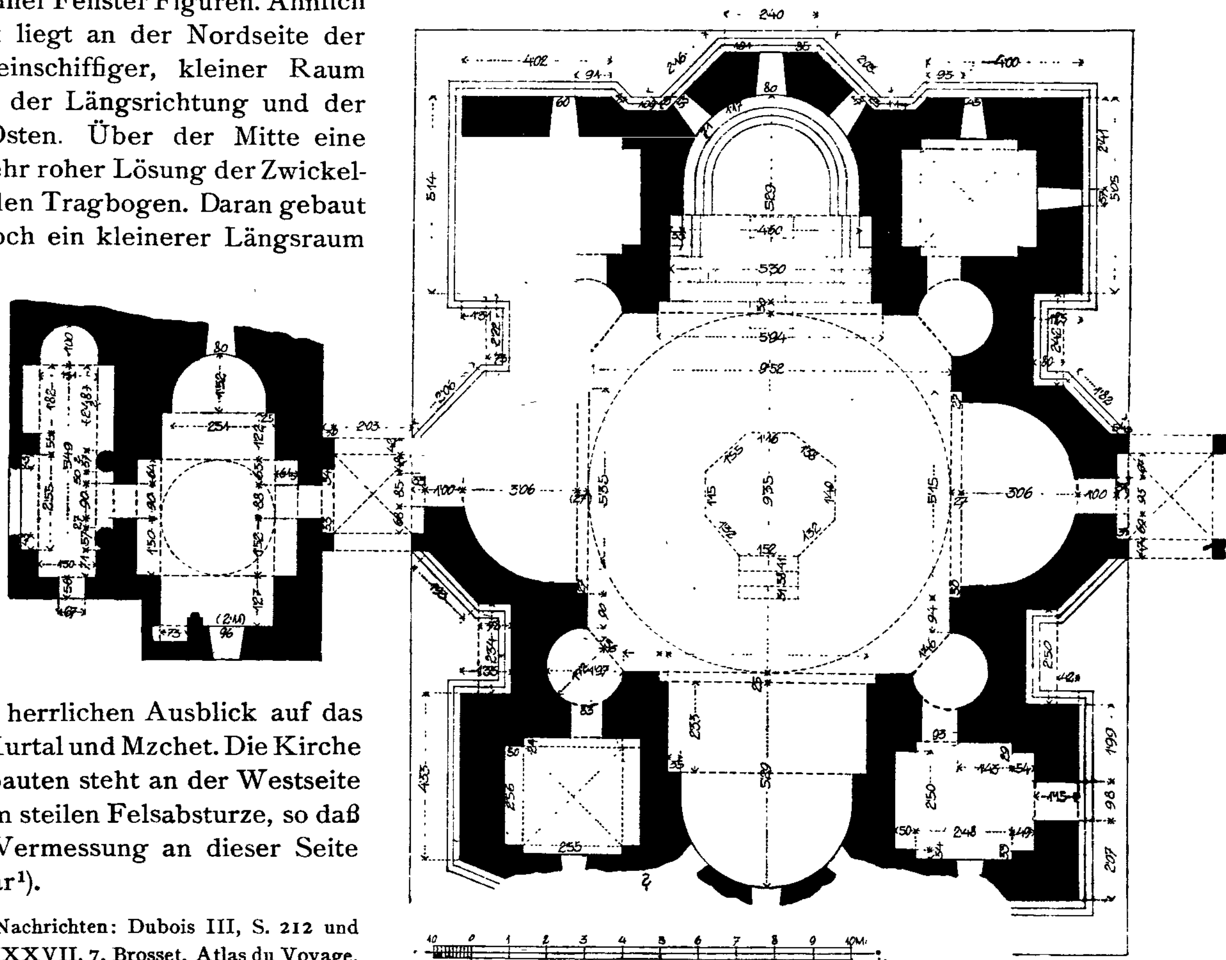


Abb. 72. Mzchet, Kreuzkirche: Grundriß.

[1]) Weitere Nachrichten: Dubois III, S. 212 und Atlas III, Tafel XXXVII, 7, Brosset, Atlas du Voyage, Tafel II. Millet, »L'école grecque«, S. 168, setzt den Bau ins 10. Jahrhundert.

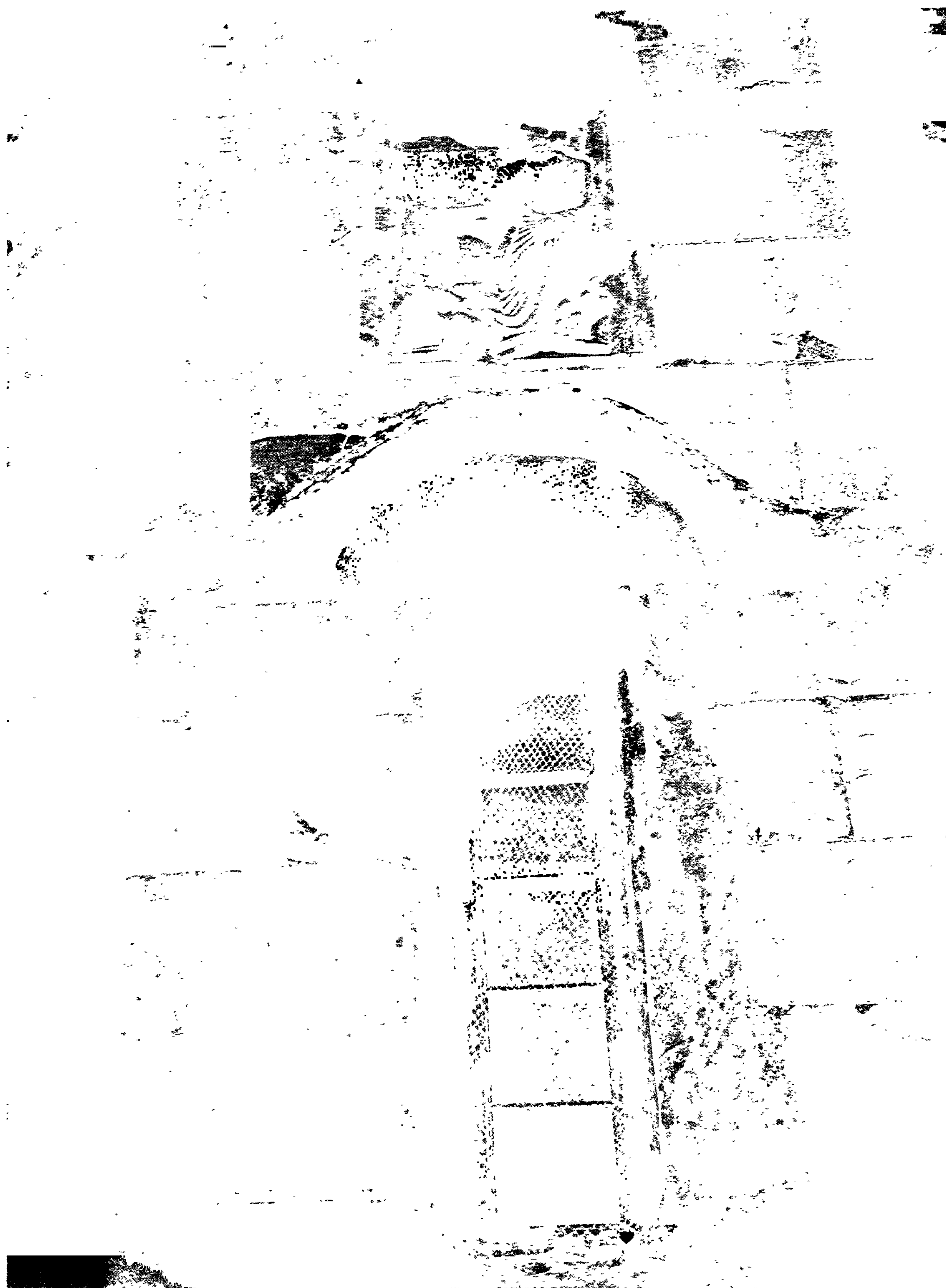


Abb 73, Mzchet. Kreuzkirche, Ostapsis: Mittelfenster mit dem Flachbilde des Stifters. Aufnahme Jermakov 15401,

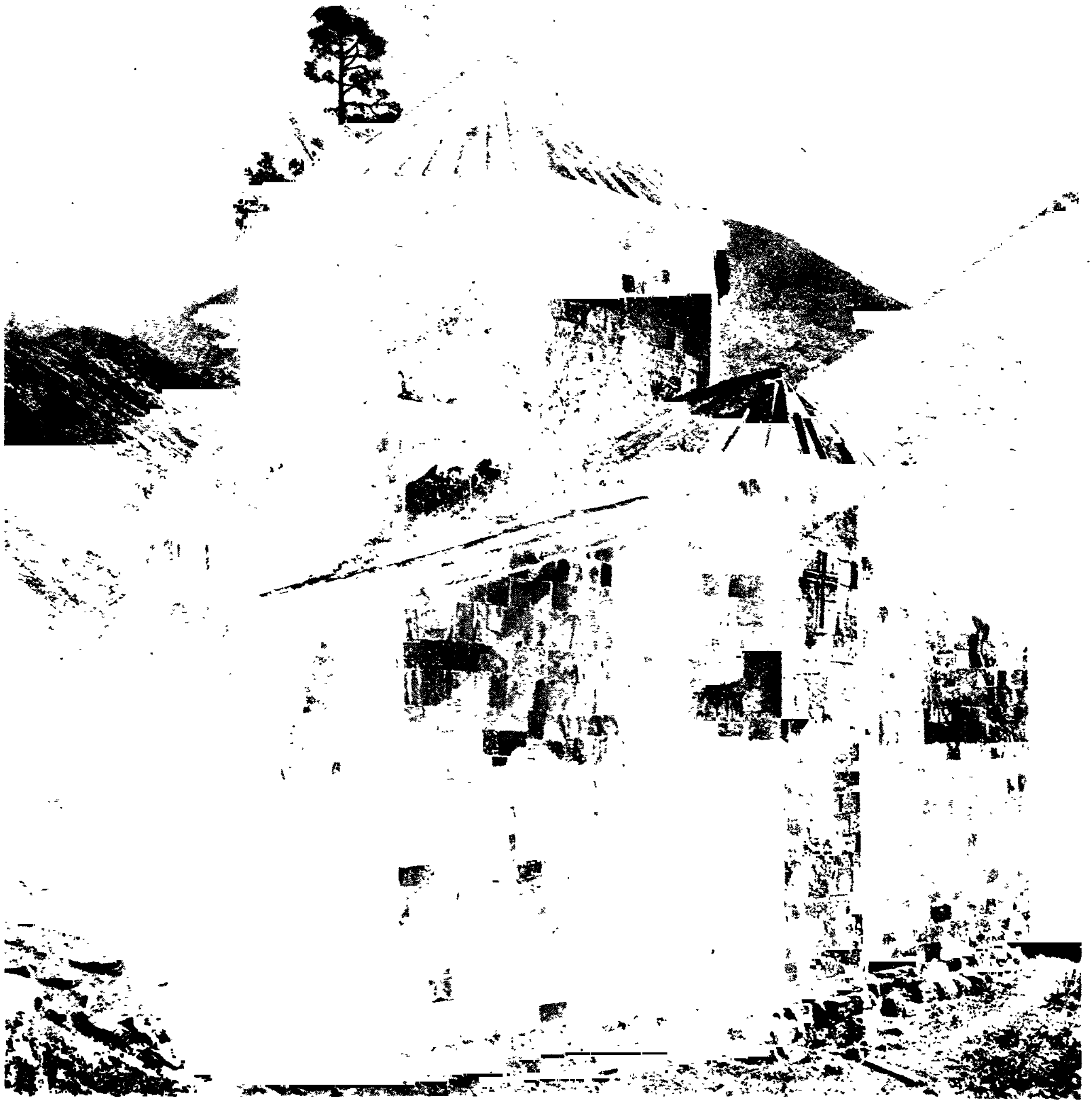


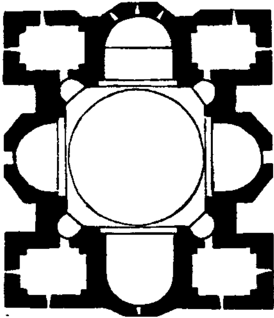
Abb. 74. Ateni, Sionskirche: Südostansicht. Aufnahme Jermakov 4582

Ateni (bei Gori in Georgien), **Sionskirche.** Die Kirche [1]) zeigt den Typus der Kreuzkirche bei Mzchet, ist aber wesentlich jüngeren Ursprungs als diese (10. bis 11. Jahrhundert). Beachtenswert ist daran die noch losere Verbindung der Eckräume mit der Kuppel; doch sind auch hier die im Norden und Süden breit zutage liegenden Mauern des Grundquadrates durch Flachnischen ergänzt (Abb. 74/75)[2]). Ein Vertreter dieses Typus ist endlich auch die Kirche von Martwili in Georgien aus dem 11. Jahrhundert[3]). Die Strebenischen sind im Osten und Westen durch Nebenräume zum Recht-

[1]) Vgl. Uwarov, »Materialien zur Archäologie des Kaukasus« IV, S. 147 f., Dubois, Voyage III, Tafel IX.

[2]) Der Architekt war, wie aus einer armenischen Inschrift dieser georgischen Kirche zu schließen ist, ein Armenier. Vgl. Marr, Sapiski der kaiserlich russischen archäologischen Gesellschaft XIX (1909), S. 56 und über den Zusammenhang mit der armenischen Hripsime, Dubois III, S. 212 f., Neale, Holy Eastern Church I, S. 296, Lynch I, S. 270, Rivoira, »Architettura, mus.«, S. 200, Schnaase III, 335 und unten öfter. Neuerdings hat sich mit den Inschriften beschäftigt Dzawachov im Christ. Wostok I (1912) S. 277f.

[3]) Vgl. Dubois III, Tafel IV, Fig. 11, Kluge, »Versuch«, S. 52.



Aufnahme Uwarov.
Abb. 75. Ateni, Sionskirche: Grundriß.

eck ergänzt, doch wird dieses durch die frei im Norden und Süden hervortretenden Konchen unterbrochen. Ähnlich Tschamchus bei Uwarov, »Materialien« XII, Seite 84, wo vielleicht mit Unrecht ein Kreis, kein Quadrat als Grundform eingezeichnet ist. Man könnte also, nachdem für den Typus nur georgische Beispiele vorliegen, ihn, wie gesagt, für im Besondern georgisch ansehen. Man findet die Gruppe denn auch flüchtig behandelt bei Kluge, »Versuch einer systematischen Darstellung der altgeorgischen Kirchenbauten«, Seite 51 f.

Mit Ummantelung. Der Typus scheint von außerordentlicher Bedeutung für die Weiterentwicklung der armenischen Kirchenbauten geworden zu sein, weil er zur Einführung des Giebels und der das Äußere trotz der rechteckigen Ummantelung gliedernden Dreieckschlitze geführt hat. Diese treten am ältesten erhaltenen Vertreter des Typus, der ganz ausschließlich Armenien anzugehören scheint, noch nicht auf.

Awan (bei Eriwan), **Kirche »Tsiranawor«** (Beiname der Muttergottes). Sie ist vom Katholikos Johann (557 bis 574) erbaut[1]). Die dreizeilige griechische Inschrift soll sich noch bei dem Bauer Michael befinden. Wir erfuhren zu spät davon. Die Kirche ist das reinste Stadtarchiv; die älteste zeitlich sichere Urkunde stammt von 1219. Der Bau ist heute Ruine; die Kuppel und die Ostseite sind eingestürzt, doch kann über die Gattung des einheitlich entstandenen und sonst gut erhaltenen Baues kein Zweifel bestehen. Man hat den Schutt im Innenraum abgeräumt und benutzt die Trümmerstätte, scheint es, noch für gottesdienstliche Zwecke. — Die Kirche bildet außen ein geschlossenes Rechteck von mindestens etwa 15·25 auf 18 m und hat im Innern in der Hauptachse eine lichte Weite von 16·59 m. Der Bau ist außen derart halb in einem Trümmerhaufen begraben, daß eine bessere Außenansicht als Abbildung 77 kaum zu gewinnen war. Man sieht die Westseite mit dem Haupteingang und den Inschriften. Von den seitlichen Fenstern ab, deren Bogenbänder noch im Ansatz sichtbar sind, ist sie eingestürzt. Die den Bau beherrschende Kuppel ist noch in ihrem Ansatze mit in Mörtel eingebetteten, großen Steinbrocken erhalten, ebenso eine Reihe der Plattenverkleidung der Fenstertrommel. Rechts in Abbildung 77 sieht man hinter der zerstörten Fassade in einen der für diesen Bautypus entscheidenden, hier kreisrunden Eckräume hinein, über dessen Bedeutung der Grundriß (Abb. 76) Aufschluß gibt. Die im Quadrat 8·41 m große Kuppel ruhte hier in den Ecken auf Trichternischen, an die sich Dreiviertelzylinder von etwa 2·20 m Durchmesser bis zum Boden herablaufend anschließen. Sie öffnen sich nach einem zweiten Raumzylinder von 3·45 bzw. 3·31 m Durchmesser, der in die Ecke des im übrigen als Kuppelverstrebung sehr massig behandelten Mauerwerkes gelegt ist. In den Achsen erweitern sich die Tragbogen zu verstrebenden Nischen, die in der Hauptachse 1·04 bzw. 1·31 m zurücktreten und 4·20 m, in der Querachse aber nur 3·07 m breit sind und nur 35 cm zurücktreten. Abbildung 78 zeigt den entsprechenden Aufbau. Man sieht, daß diese Rücksprünge den üblichen, bis zum Kuppelansatz 8·45 m hohen Bogenstufen gelten, die durch einen einfachen Kämpfer mit steiler Hohlkehle zusammengefaßt werden. Er liegt 5 m über der 50 cm hohen Bodenstufe. Darüber setzen die acht Kuppelzwickel ein, die über den verflachten Trichter-

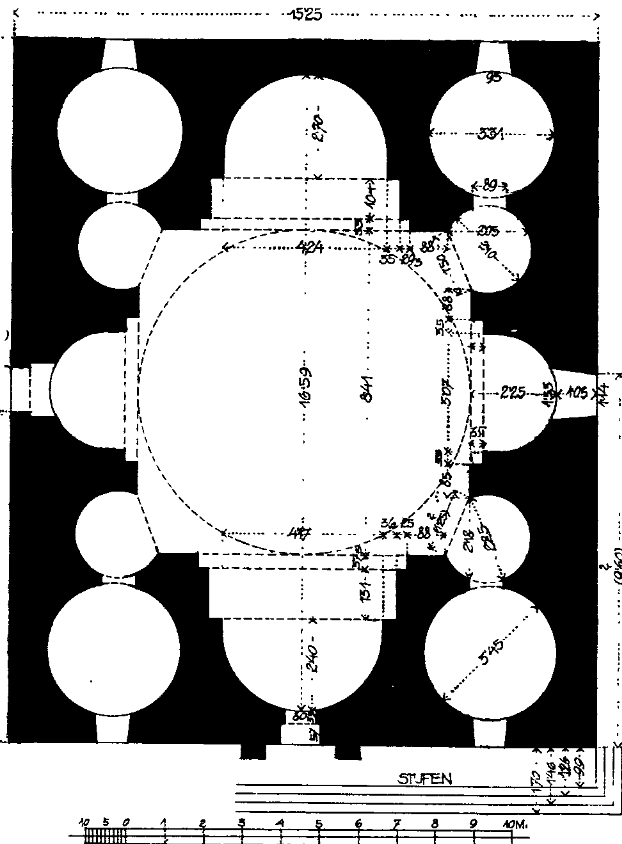


Abb. 76. Awan, Kirche: Grundriß.

[1]) Über Johann aus Bagaran (591—611), den Kaiser Mauritius als Gegenkatholikos nach Awan setzte, vgl. Akinian, »Kyrion«, S. 124 f.



Abb. 77. Awan, Kirche: Ansicht der Westseite.

nischen noch eine dritte auf Wandarmen ruhende Bogenstufe aufweisen. Das mit mehreren Inschriften ausgestattete Tor (Abb. 77) zeigt eine der üblichen Arten solcher Öffnungen. Die heutige kleine Tür ist natürlich jünger und wohl als Stütze der ursprünglich 0·80 m breiten Öffnung eingezogen. Der einst monolithe Türsturz wird entlastet durch einen 0·99 m hohen Hufeisenbogen, der aus zwei Reihen von Keilsteinen gebildet ist. Ringsherum ein zweiter 1·76 m hoher Hufeisenbogen mit Profil und Zahnschnitt vortretend, der 0·50 m breit, auf einem derben Kapitell mit 0·60 m Deckplatte ruht auf einem Dienst von 0·40 m. Die Tür [1]) selbst zeigt in ihrer Schräge eine mit Spiralwirbeln gefüllte Ranke. Die Köpfe der Dienste könnten mit Metall oder Stuck verkleidet gewesen sein. Über dem Ganzen Spuren einer Verdachung. Von den Kranzgesimsen des Äußern war ohne Ausgrabungen nichts mehr festzustellen[2]).

Ich möchte nicht weitergehen, ohne die Frage aufzuwerfen, wie die vier runden Eckräume überdeckt zu denken sind. Es liegt hier der in Armenien so seltene Fall einer innen wenigstens kreisrunden Bauform vor. Man möchte meinen, daß da nur Halbkugelschalen auf den Mauern gelegen haben können. Thoramanian nimmt dazu Fenstertrommeln, so daß neben die große Mittelkuppel vier kleine Eckkuppeln getreten wären. Wir hätten dann also vor 600 eine Fünfkuppelkirche. Es wird weiter unten noch ein Vierpaß verwandter Art, die Apostelkirche von Ani (S. 106 f.) zu behandeln sein. Auch sie wies fünf Kuppeln auf und ebenso wahrscheinlich ursprünglich auch die Kathoghike von Edschmiatsin.

[1]) Eine Einzelabbildung später.
[2]) Weitere Nachrichten: Alischan, »Airarat«, S. 297.



Abb. 78. Awan, Kirche: Innenansicht der Südseite vom Westeingang aus.



Abb. 79. Wagharschapat, Hripsimekirche: Ansicht von Südwesten Aufnahme Grimm 1911.

Wagharschapat, Kirche der hl. Hripsime. Diese berühmte, in unmittelbarer Nähe zwischen Zwarthnotz und Edschmiatsin gelegene Kirche ist vom Katholikos Komitas 618 erbaut[1]). Abbildung 79 zeigt den Bau mit drei Stufen auf seinem heute ummauerten, einst wohl noch weiter abgestuften Unterbau von der Südwestseite, nur der Glockenvorbau ist neu (1653 bzw. 1790). An der Kirche selbst sind vielfach Platten ausgewechselt, aber der ursprüngliche Bestand im allgemeinen wohl rein erhalten. So etwa dürfte auch Awan ausgesehen haben, nur ließ es als Zeugnis seines höheren Alters die tiefschattenden Dreiecknischen (und Giebel?) vermissen, die die Strebenischen der Hripsime aus allen vier in gerader Linie verlaufenden Schauseiten herausheben. Wir sehen im Grundriß (Abb. 81) außen ein Rechteck von etwa 22·80 × 17·70 m Größe, in das Nischen als nach innen abgestutzte Dreiecke — an den Längsseiten breiter — eindringen. Die Strebenischen zwischen ihnen treten an der Ost- und Nordseite etwas vor die Mauerflucht. Der Innenraum (Schnitt Abb. 82) ist 20·47 m lang und 16 m breit. Die 13·13 m hohen Kuppeltragbogen bilden im Grundriß ungefähr ein Quadrat von 9·42 m auf 9·90 m Breite. Es sitzt etwas schief und unregelmäßig in dem Rechteck. Nach einem Einsprung von 0·75 m laufen diese Öffnungen in der Hauptachse mit einer 2·05 m langen, 12·73 m, hohen Tonne auf die im Westen 3·02 m, im Osten 2·15 m tiefen, 12·25 m hohen und 4·56 m breiten Strebenischen los. In der Querrichtung setzt die 4·02 m breite Strebenische unmittelbar an den Einsprung an. Die Ecküberseztung zum Rund des Tamburs geschieht wie in Awan durch Nischen, die in die 11·20 m hohen Dreiviertelzylinder von 2·50 m Durchmesser übergehen[2]). Die Bogen darüber sind (Abb. 80) auf 12·70 m überhöht. Man sieht darüber in der Außenansicht (Abb. 79) kleine runde Türmchen

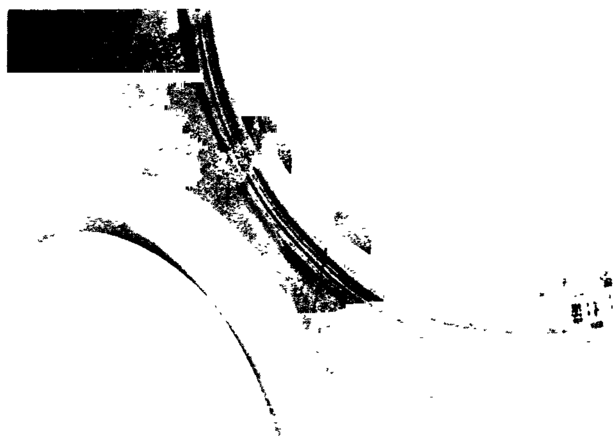


Abb. 80. Wagharschapat, Hripsimekirche: Einblick in Gewölbe und Kuppel.

[1]) Davon wie über einzelne andere Inschriften im vierten Buche. Vgl. vorläufig Sebeos XXV (Macler, S. 76 f.).

[2]) Nach Rivoira, »Architettura mus.«, S. 198, fälschlich Hängezwickel (triangoli sferici).

von 1·82 m Höhe über die Ecken des Quadrates hervorkommen. Das Gewölbe dieser Ecknischen ist sehr eigenartig (Abb. 80). Hinter ihnen öffnen sich in den Ecken des den ganzen Bau ummantelnden Rechteckes quadratische Räume von etwa 4 m Seitenlänge, die nach Osten kleine Apsiden ansetzen. Die nur 3·80 m hohe Fenstertrommel hat im innern Rund 9·40 m Durchmesser, außen bildet sie ein Sechzehneck von 12·84 m Durchmesser. Jede der 2·50 m breiten Seiten öffnet sich mit einem 0·90 m breiten, 3 m hohen Fenster. Die Kuppel dürfte innen etwa 23·20 m hoch sein. Abbildung 82 gibt ihre Innenansicht, in der man gut zunächst nochmals die Bauart der Eckzylinder und der kleinen Trichternischen darüber, endlich den Kuppelansatz mit den 0·90 m Durchmesser großen profilierten Scheiben über den Fenstern, dazu radial nach der Mitte ansteigende Wulste sieht. Man überblicke noch einmal den Grundriß: Die von der Kuppel weg halbrund ausladenden Strebenischen und die von außen tief in die Wand eindringenden Dreiecknischen, dazu die Dreiviertelzylinder und Eckräume: es ist das seltsamste, dem Abendländer ganz ungewohnte Spiel einer räumlich aus der Kuppel als Grundform gestaltenden Phantasie.

Die Außenwände steigen (Abb. 79) über einen 1·13 m hohen Fußprofil 7·80 m zum untersten Kranzgesims auf. Das zweite liegt mit dem Giebelansatze 9·55 m über dem Basisprofil, die Giebelspitze mit dem Dachfirst und dem Ende des Kuppelquadrates liegt 14·92 m hoch. Die Dreieckschlitze steigen innen 8·16 m bis zum äußeren Rundbogen 11·35 m auf. Die Tür dazwischen sitzt in einem 3·70 m hohen Bogen, darüber in 5·78 m Höhe das 3·18 m hohe und 0·90 m breite Rundbogenfenster mit dem Bogenband ringsum. Ähnliche Fenster (1·85 × 90) in den Eckräumen, heute zugemauert. Die Ornamente scheinen zum größten Teil erneut, doch zeigt Abbildung 83 die auf derbe Fernwirkung berechnete Art eines alten Fensters der Westseite, auf das leider gerade der Schatten des Glockenturmes fällt. Wir sehen eine Wein- und eine Blattranke übereinander mit zweistreifigem Stiel.

Im Nordost-Eckraum führt eine Treppe zu einer kleinen Kammer unter der Hauptapsis (Abb. 81 oben). Sie bildet ein Rechteck von 2·20 × 3·35 m mit einer 1·35 m breiten] kleinen Apsis an der östlichen Schmalseite[1]).

Archimandrit Howsepian sagt mir, daß Kirchen dieses Typus noch mehrfach zu finden seien, so bei Thargmantschatzwank auf dem Wege von Wagharschapat nach Oschakan aus dem 7. Jahrhundert, dann

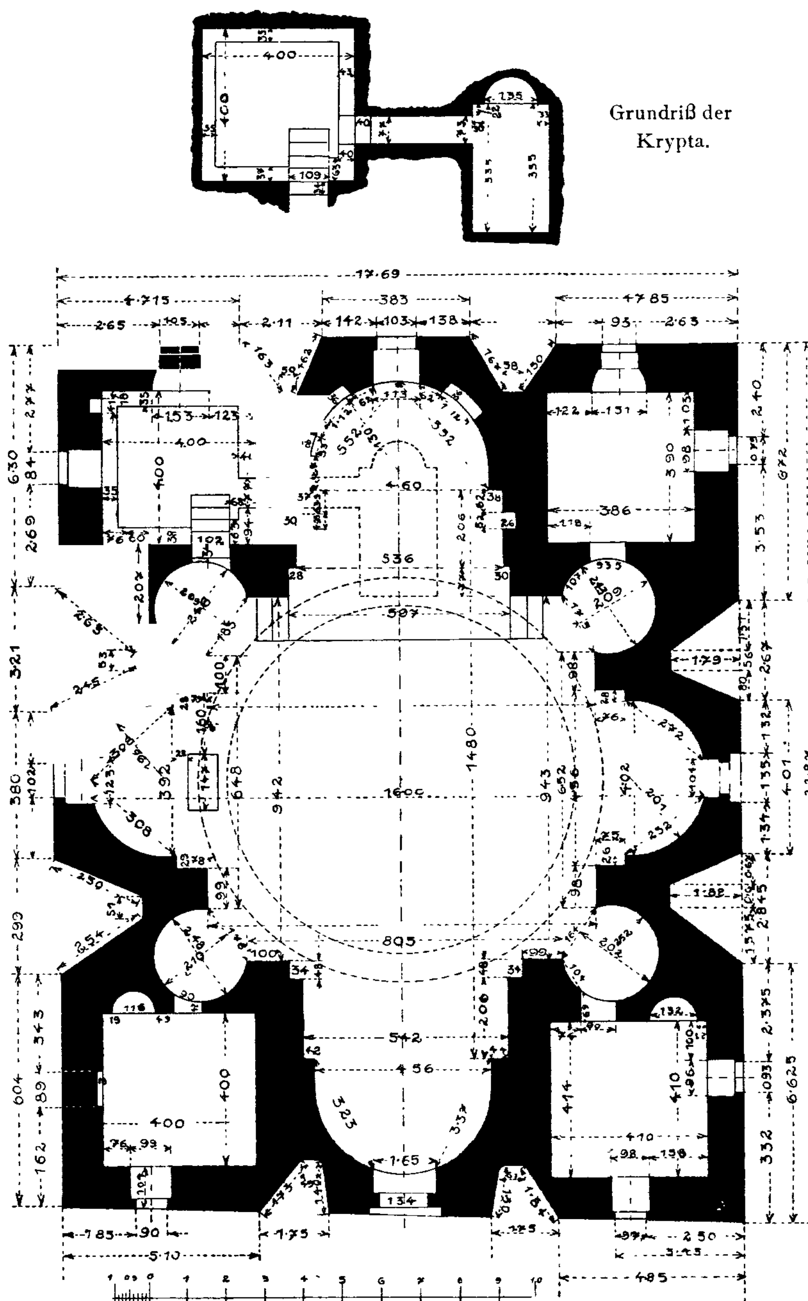

Grundriß der Krypta.

Abb. 81. Wagharschapat, Hripsimekirche: Grundriß. Aufnahme Thoramanian.

[1]) Weitere Nachrichten: Die Kirche der Hripsime ist oft aufgenommen und in Abbildungen veröffentlicht: Dubois de Montpéreux, Voyage autour du Caucase, Paris, 1839, S. 366, Brosset, Atlas du Voyage arch. dans le Trans-Caucase, Petersburg 1850, Tafel XXI, Alischan, »Airarat«, S. 239, Lynch, »Armenia« I, S. 269f., Rivoira, »Architettura mus.«, S. 197 f., Schnaase III, S. 328 u. s. f.

Abb. 82. Wagharschapat, Hripsimekirche: Längsschnitt. Aufnahme Thoramanian.



Abb. 83 Wagharschapat, Hripsimekirche: Fensterschmuck.

Karakilisse in Siunik[1]), nicht weit von Kurüss aus dem 9. Jahrhundert, endlich im Kleinasiatischen Siwas, errichtet, als König Senekerim dorthin ging. Vielleicht hat bald ein Reisender Gelegenheit, der einen oder anderen dieser Angaben nachzugehen[2]). Auch in Tilaywank bei Balu, östlich von Kharput am Euphrat soll eine ähnliche Kirche stehen.

Ich gebe in späteren Abschnitten noch eine Reihe von Abbildungen der Hripsime im ganzen und einzelnen, die das Bild dieser eigenartigsten armenischen Kirche abrunden sollen.

[1]) Vgl. Dieulafoy, »Geschichte der Kunst in Spanien«, S. 44 (doch kommt der Name Karakilisse öfter vor), dazu »Azgagr. Handes« 1898 I, S. 185.

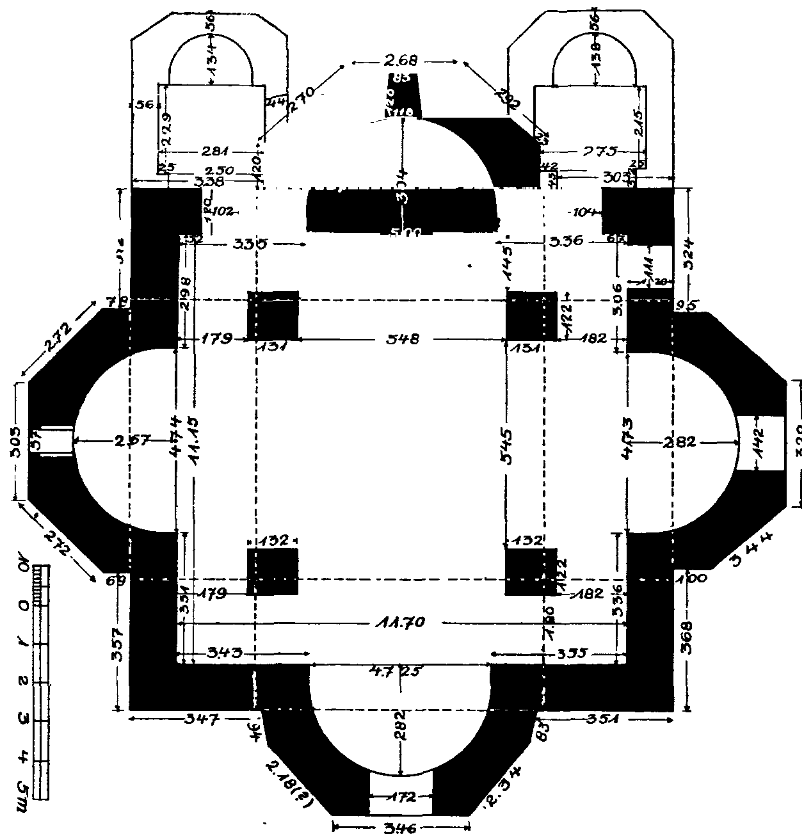
[2]) Vgl. Lynch I, S. 593.

C. Kuppelquadrate mit Strebenischen in den Achsen und Mittelstützen (Abb. 45).

(Kreuzkuppelkirche mit gleichlangen Armen.)

Wir besprechen in diesem Abschnitte nur den reinen Zentralbau dieses Typus, wie ihn die byzantinische bzw. orthodoxe Kirche übernommen hat. Die mit der Basilika in der Betonung der Längsrichtung zusammengehenden Beispiele, eine Art Kreuzkuppelbasiliken, werden im dritten Hauptteile dieses Typenkataloges vorgeführt werden (S. 174). Im übrigen sei schon hier darauf hingewiesen, daß gerade diese Bauform früh nach dem Abendlande vorgedrungen ist und am Beginne der Hochrenaissance von einem der Hauptmeister (Leonardo) immer wieder zum Gegenstande des Nachdenkens gemacht wurde.

Bagaran, Kathedrale. Sie ist durch die oben, Seite 33 f., besprochene Bauinschrift datiert, und zwar der Gründung nach in das 34. Jahr des Chosrav (Parwiz 590—628), also 624 durch den Fürsten But, und der Vollendung nach drei Jahre nach Buts Tode (628), also 631 durch dessen Gemahlin Anna. Ich führe zunächst an der Hand von Abbildungen um die Kirche herum. Sie steht heute unbenutzt als Ruine in Weinbergen. Oben, Seite 28 f., sieht man in Abbildung 27, links beginnend, die Westapsis und die Südwestecke des Kuppelquadrates. Vorne in der Mitte die Südapsis mit dem Haupteingange (Abb. 34), dann rechts die Südostecke des Kuppelquadrates und die östliche Hauptapsis. Abbildung 85 beginnt links mit dieser Ostapsis, zeigt dann die Nordostecke und mit der Nordapsis dazwischen rechts die Nordwestecke des Kuppelquadrates. Wir haben also im Äußern die beliebte Erscheinung des armenischen Kirchenbaues: ein Quadrat durchsetzt von einem Vierpaß, wie der Grundriß (Abb. 84) bestätigt. Hier aber zeigt sich, daß der Bau nicht mit den bisher besprochenen Kirchen zusammengeworfen werden kann, die im Äußern freilich öfter mit ihm zu verwechseln wären. Vielmehr ist im Bagarantypus die letzte Folgerung einer folgerichtigen Entwicklung der Gewölbearchitektur gezogen: Vier freistehende Stützen tragen die Kuppel inmitten des außen vortretenden Quadrates, Tonnen leiten auf die Strebenischen über. Die Pfeiler sind durch die Quadratecken, die Tonnen ebenso gegen den Kuppeldruck durch die vier Strebenischen gesichert. Das ist die endgültige, durch die Forderung, eine möglichst kleine Kuppel über einen möglichst großen Innenraum zu setzen, notwendig bedingte Lösung und eine Raumeinteilung, die, scheint es, dem Gottesdienste der ostchristlichen Liturgie am besten entsprach, weil dieser Kreuzkuppeltypus, wie gesagt, die Grundform der orthodoxen Kirche ebenso wurde, wie im Abendlande die Basilika. Der Vorteil dieser ohne weiteres durchsichtigen Lösung ist aber am Grundriß von Bagaran, scheint es, noch nicht zur Zeit der Gründung ausgenutzt worden: der freie, wie selbstverständlich gegebene Zugang zu den Seitenräumen neben der Hauptapsis hinter den Umgängen der vier Pfeiler muß erst nachträglich entstanden sein. Die Anbauten dürften also, da sie mit dem Mauerwerk des Vierpaßquadrates nicht bündig sind, erst aus etwas späterer Zeit stammen, wie das auch Thoramanian in seiner Grundrißaufnahme (Abb. 84) andeutet. Vgl. dazu die in Abb. 85 sichtbare Nordecke. Von der Südecke werde ich später eine Abbildung geben.



Aufnahme Thoramanian.

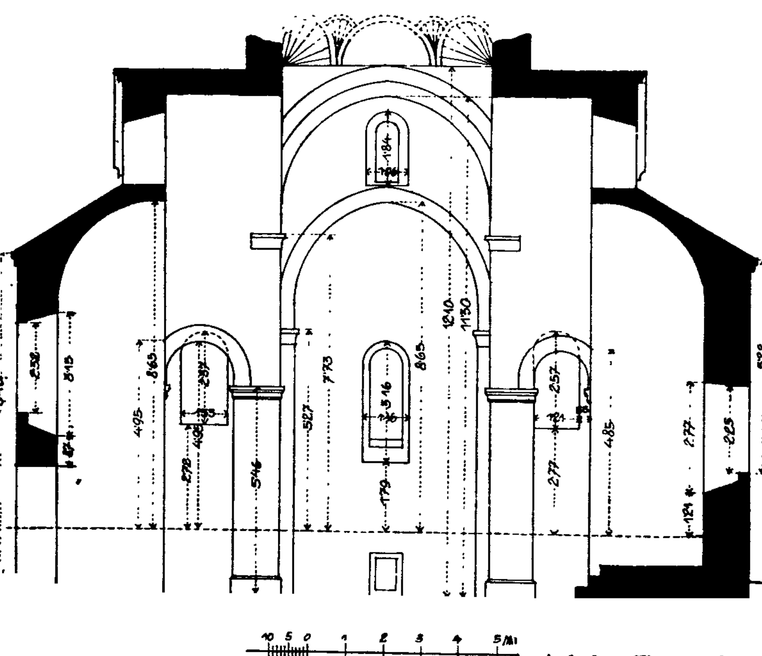
Abb. 84. Bagaran, Kathedrale: Grundriß.

Die Kuppel hat in Bagaran — eine Folge der grundsätzlichen Einschränkung



Abb. 85. Bagaran, Kathedrale: Ansicht von Nordosten.

auf die inneren Pfeilerecken — im Grundquadrat nur 5·45 m Seitenlänge. Doch wirkt der Raum nicht eng und klein, weil die Kuppel durch die 13·80 m emporsteigenden Kreuztonnen so hoch über den Gesamtraum emporgehoben erscheint, daß sie nicht als dieser Raum selbst, sondern lediglich als dessen Krönung erschien. Der Boden der Kirche ist heute etwa 1·70 m mit Gewölbeschutt bedeckt. Abbildung 28, oben Seite 29, zeigt das Innere vom heutigen Eingang von der Südapsis aus. Man sieht also die Nordkonche vor sich mit dem Reste der nördlichen Kreuztonne und den Nordost- und Nordwestpfeiler. Die Kuppel selbst und die Ost- (Abb. 88) und Südtonne sind eingestürzt; erhalten ist nur die Westtonne, die Abbildung 87 vorführt. Man sieht, daß sie im breiten Spitzbogen gewölbt ist und überzeugt sich bei einem Blick auf Abbildung 28, daß auch die eingestürzte Nordtonne diesen Bogen aufwies und die Apsis darunter nicht den Halbkreisbogen des uns geläufigen Tonnengewölbes, sondern Eiform hat. In Abbildung 87 hat man über-



Aufnahme Thoramanian.
Abb. 86. Bagaran, Kathedrale: West-Ost-Querschnitt.

dies bei der Apsis der Westseite eher den Eindruck des runden Hufeisenbogens. Es kommen also an diesem einen Bau, dessen Gründungsinschrift den Chosroes nennt, alle drei Bogentypen der iranischen Architektur: der ovale, der spitze und der Hufeisenbogen nebeneinander vor. Diese einzig in der Entwicklung des christlichen Gewölbebaues dastehende Tatsache kann nicht genug unterstrichen werden. Dazu kommt, daß, obwohl die Kuppel verschwunden ist, bei unserem Aufenthalte glücklicherweise noch ihr nordwestlicher Ansatz in den Resten einer Trichternische erhalten war, den Thoramanian schon früher genau aufgenommen hatte. Leider ist die Stelle im Lichtbilde (Abb. 87), wo er in der oberen rechten Ecke erscheint, nicht deutlich genug sichtbar. Immerhin erkennt das geschulte Auge vorne den Ansatz des Bogens von der Rückseite und in der Ecke gegenüber die Verzahnung für das andere Bogenende. Wir dürfen uns für den Aufbau eines von Thoramanian angefertigten Querschnittes (Abb. 86) bedienen, in dem die mächtige Raumeinheit und der Kuppelansatz klar zur Darstellung kommen. Man sieht dort die großen Ecktrichter für die Überleitung vom Quadrat ins Achteck und die kleinen dazwischen für die Übersetzung aus dem Achteck ins Rund der Fenstertrommel. Ein Blick auf Abbildung 60 (Mastara) gibt die erhaltene Parallele dafür. In ähnlicher Art wie dort wird auch die Kuppel selbst in der Vorstellung wieder aufzubauen sein. Merkwürdig ist an Bagaran, daß die Kreuzarme über den Konchen höher geführt sind und in diese, außen kreuzförmig zusammengeschlossenen Mauern mit einem Giebel enden, unter dem ein rundbogiges Fenster mit nach innen ansteigender Wölbung eingefügt ist. Ich kenne für diese Art der Lichtzufuhr nur noch ein Beispiel in Thalin (Abb. 200), wo zwei Rundfenster über der Apsis sitzen, auch dort unter einem Giebel.



Abb. 87. Bagaran, Kathedrale: Strebenische der Westseite.

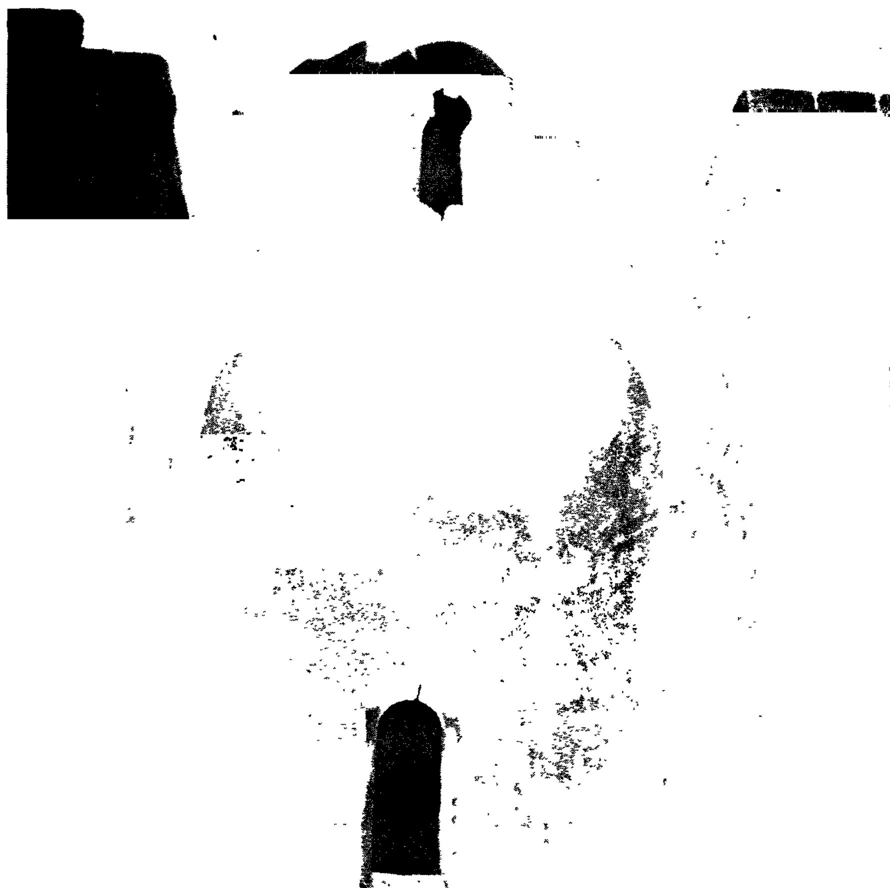


Abb. 88. Bagaran, Kathedrale: Strebenische der Ostseite (Apsis).

Von besonderem Wert ist die Ausstattung der Pfeiler und die Art, wie die Räume hinter ihnen gegen die Ecken des Quadrates zu eingewölbt sind. An der Ostseite wurden dafür zwei Kreuzgewölbe verwendet, im Westen dagegen gekünstelte Steinfügungen, bestehend aus parallel geführten Leisten, Wülsten und einem Schlußstein, die zusammengenommen im Spitzbogen übereinander aufsteigen. Da Inschriften Erneuerungen aus dem 13. Jahrhundert melden, könnten diese Wölbungen vielleicht dieser späten Zeit angehören[1]). Das kleine Gewölbequadrat dieser Ecken (Abb. 89) nimmt das hintere Pfeilerviertel mit in Anspruch, die seitlichen Gurtbogen sind nur halb so breit wie der Pfeiler selbst. Die Verzierung des Inneren von Bagaran ist eine ungewöhnlich zarte, meist ist nur die übliche Hohlkehle, stellenweise an der Deckplatte ein Zickzack oder Zickzackmäander mit oder ohne Knöpfen verwendet (unten in einer Abb. der Nordwestpfeiler). Der Schmuck des Äußern besteht in einer Art schrägem Zahnschnitt, an den Apsiden und den die Kreuztonnen darüber abschließenden Giebeln, die Quadratecken zeigen Kehlen oder drei abgestufte Bänder (Abb. 34). Die Fenster sind rundbogig und sämtlich etwa 1·20 m breit von den typischen Bogenbändern umzogen, die bald einen Wulst allein oder den Wulst mit der Kehle oder die Weinlaubranke, bisweilen mit nach oben eingerollten Enden zeigen.

Diese Bauform ist, so viel ich weiß, durch Bagaran allein vertreten. Haben sich die Vierpaßkirchen ohne Mittelstützen, von denen gleich zu reden sein wird, und der Hripsimetypus noch bis um die Jahrtausendwende erhalten, so scheint der Bagarantypus nur eine Übergangsform zur längstgerichteten Kreuzkuppel darzustellen. Davon unten. Immerhin spricht eine seltsame Tatsache dafür, daß auch der Bagarantypus Verbreitung gefunden haben dürfte, besonders im Reiche der Rubeniden in Kilikien: Leonardo, dessen Aufenthalt in diesen Gegenden von mehreren Seiten als wahrscheinlich angenommen wird, hat gerade den Bagarantypus

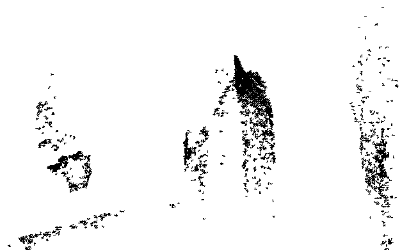


Abb. 89 Bagaran, Kathedrale: Gewölbe hinter dem Südostpfeiler.

[1]) Vgl. dazu jedoch die Türhalle von Irind, S. 131.

immer wieder zum Gegenstande seiner Überlegungen gemacht. Freilich ist unsicher, ob das gerade durch armenische Bauten veranlasst ist. S. Satiro in Mailand und noch mehr Germigny-des-Près bei Orléans gehören in diese Typenreihe. Leonardo kann also auch durch diese abendländischen Bauten angeregt sein. Es frägt sich nur, wie weit sie selbst ohne Armenien denkbar sind. Davon wird noch ausführlich zu sprechen sein. Daß diese Bauform der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts geläufig war, belegt die Vision des Gregor bei Agathangelos. Davon später.

2. Reine Strebenischenbauten.

Eine zweite Reihe von strahlenförmigen Kuppelbauwerken zeigt das Grundquadrat im Äußern nicht, die Strebenischen sind vielmehr unmittelbar aneinandergereiht. Ich nehme fürs Erste an, daß diese Anordnung aus der Gewohnheit und Erfahrung des Nischenbaues entstanden ist: Die Auflassung des Quadrates hat sich zuerst im Äußern, dann auch im Innern vollzogen, dann könnte der Übergang zum Sechs- und Achteck gefolgt sein. Oder ging der Konchenbau dem Quadrat in Armenien voraus?

Matschitlu. Eine eigenartige Bauform wäre im Gebiete dieser Gruppe eine kleine Kirche in Matschitlu zwischen Alexandropol und Artik, in die wir leider nicht eintreten konnten. Sie zeigt, auf drei Stufen von 30 bis 40 cm stehend, außen vier ungleiche, (1·80, 2·20 und 3·10 m) aus einem inneren Quadrat vortretende, rechteckige Kreuzarme, die alle 6 m lang sind. Inschriften von 1001 in rotem Stein und aus dem 10. Jahrhundert in Basalt weisen auf frühe Zeit. Thoramanian nimmt das 7. Jahrhundert als Entstehungszeit an. Dazu würde die Bildung von Fenster und Tür mit knopfgeschmückten Bogenbändern passen. Die Kuppel ist eingestürzt. An der Westseite ein moderner Anbau. Die rechteckigen Ausbauten an Stelle der Strebenischen sind auffallend. Wir wollten den Bau, der von Alexandropol leicht zu erreichen ist, später aufnehmen, kamen aber nicht dazu. Dann kam der Krieg dazwischen. Unten, Seite 128, wird ein ähnlicher, aber sechseckiger Bau auf der Zitadelle in Ani vorgeführt werden. Ich weiß nicht, ob die vier Arme innen auch in Matschitlu wie dort runde Nischen umschließen.

A. Einfache Vierpässe (Abb. 46).

Das Quadrat, außen nicht sichtbar, ist in dieser Gruppe lediglich stillschweigend zwischen den vier Ecken vorhanden, in denen die Strebenischen zusammenlaufen. Es entsteht so eine Grundform, die als Tetrakonchos, Kleeblatt — oder, wie ich sie nenne — Vierpaß bezeichnet werden kann. Dabei sind zwei wichtige Gruppen zu trennen, je nachdem der Vierpaß einfach ist oder einen Umgang aufweist. Bei der ersten Gruppe, dem einfachen Vierpasse treten die vier Strebenischen zugleich außen als Umfassungsmauern auf. Die Bauten dieser Art unterscheiden sich von einander nicht so sehr durch kleine Änderungen in der Ausgestaltung des vierbusigen Innenraumes mit der Kuppel, als vielmehr dadurch, wie viele Nebenräume sie haben. Auf die Art, wie der Bau außen ummantelt ist, nehme ich zunächst bei der Einteilung keine Rücksicht. Man sieht ganz deutlich, daß ursprünglich wohl überhaupt keine Nebenräume da waren; tatsächlich ist mir denn auch wenigstens ein solcher Bau bekannt geworden. Erst durch die Forderungen des Gottesdienstes mögen nach dem 5. Jahrhundert Nebenräume notwendig geworden sein, einer oder zwei. Warum man auch zu vieren griff, wird später erörtert werden.

a) Vierpässe ohne Nebenraum.

Sanahin, Gregorkapelle. Sie steht (Seite 67, Abb. 42, Nr. 3[1]), ganz abgelegen in der Mitte der Hinter-, das heißt der Ostseite des Klosters an der Südwestecke der sogenannten Bibliothek und wird bald als Gregor-, bald als Grabkapelle bezeichnet und der Bauzeit nach in das Jahr 1061 gesetzt[2]). Abbildung 90 zeigt die Kirchengruppe von der Hinterseite (nach einer Aufnahme von

[1]) Nach Grimm (Egiazarov-Martyrosiantz) »Monuments d'architecture de l'antique Arménie«, Tafel XIX.

[2]) Das Kloster selbst ist 966 (972—76) gegründet. Darüber teilt P. N. Akinian mit: In einer Nachschrift der Werke des hl. Basilius (aus der Bibliothek zu Sanahin) heißt es: ... erwähnet in Euren Gebeten den hochwürdigen Zeugen Simeon, den braven



Abb. 90. Sanahin, Hauptgebäude des Klosters, von der Ost-(Rück-)seite gesehen. Aufnahme Nahapetian.

Nahapetian II, Blatt 29)[1]). Man sieht den kleinen Rundbau mit einer fensterlosen Trommel und dem Spitzdache inmitten der beiden Hauptkirchen links und der Bibliothek rechts. Im Grundriß (Abb. 42) ist die runde Kuppel umschlossen von dem Vierpasse, wobei von einer Konche zur andern flache Vierteldienste überleiten. Die Mauern sind nach außen zum Rund ergänzt, werden aber durch Blendbogen auf Doppeldiensten dem Achteck angeglichen. In den Achsen liegen Fenster beziehungsweise im Westen eine Tür, in den Diagonalseiten außen kleine dreieckige Nischen. Der Bau dürfte, wie sich zeigen wird, spät einen alten Typus wiedergeben. Seine Ausstattung verfügt bereits über alle Züge, die sich allmählich entwickelt hatten. — An diese Stelle gehört vielleicht von den georgischen Kirchen Manglis[2]). Es könnte ein alter Vierpaß aus dem Jahre 867 sein, der 1020 an der Ostseite einen neuen Chor erhielt und 1856 ganz überarbeitet wurde. — Abb. 90 ist beachtenswert wegen der Größenverhältnisse der einzelnen Bauten. Der Vierpaß ist darunter der kleinste. Die beiden eigentlichen Kirchen links, wovon die kleinere (Nr. 4 in Abb. 42) die ältere ist, sind Kuppelhallen. Im Hintergrunde (Nr. 7) der Glockenturm. Alle diese Bauformen sollen unten zur Besprechung gelangen. Nur die »Bibliothek« (Nr. 1) und die beiden Vorhallen (Nr. 8 und 9) werden erst im vierten Buche im Zusammenhange mit der Frage nach dem Ursprunge des Rippengewölbes und dem Anteil Armeniens am Aufkommen der Kirchenkunst des Nordens (Gotik) vorzunehmen sein. Man beachte den Gegensatz der Klosteranlage zu Edschmiatsin (Abb. 275).

Kopisten von Sanahin, der Augenzeuge gewesen war (bei) der Gründung und Vollendung (der Kirche) der hl. Gottesgebärerin, der zu jener Zeit das Buch des (hl.) Basilius von Caesarea »für die Eremiten« (= ὅροι κατὰ πλάτος κτλ.) abgeschrieben und in dessen Nachschrift folgendes niedergeschrieben hatte: Ich, der Unwürdige unter den Religiösen, der geringe Kopist Simeon habe dies gefertigt im Jahre 421 der armenischen Aera (= 972) im neugebauten Kloster Sanahin, im Auftrage meines Vaters Johannes. Dies geschah im 6. Jahre der Erbauung dieses Klosters, welches die fromme Königin Chosrowanujsch, Gemahlin des Schahinschah von Armenien, Sohn von Smbat Bagratuni, Königs von Armenien erbaut hat, und im ersten Jahre des Patriarchats des geistlichen Vaters aller Armenier, Herrn Chatschik des ehrwürdigen Aufsehers, und in der Zeit des Bischofs unserer Provinz Taschir, des würdigen Hirten Gregor, im zweiten Jahre seiner Amtskleidung (Amtsverwaltung Superiorat). P. G. Zarpanalian, Bibliothek der altarmenischen Übersetzungen, Venedig 1889, S. 337/8.

[1]) Vgl. Rivoira, »Architettura mus.«, S. 225, Abb. 194.

[2]) Grimm, »Monuments«, 1864, S. 1 und Tafel.

b) Vierpässe mit einem Nebenraum.

Sarindsch, Kirche. Ein Beispiel etwa des 10. bis 11. Jahrhunderts zeigt die kleine, noch in Gebrauch befindliche Kirche eines Dorfes östlich von der Station Ani. Man sieht (Abb. 91), daß die Mauern mit den Ausbuchtungen, zwischen denen die Ecke des Quadrates sichtbar wird, im Verhältnis zur Kuppel übermäßig hoch aufragen. Gegeben ist die Nordwestecke. Im Grundriß (Abb. 92) wird deutlich, daß die fünfseitig ummantelten Nischen außen stark abgeflacht sind und im Innern in zwei Stufen zusammenlaufen, außen aber trotzdem noch die Quadratecke angedeutet ist. Die Fenstertrommel zeigt in den Ecken gedrehte Säulchen durch Dachgiebel verbunden. Darunter Bogenbänder, auf Pilastern ruhend. Der Bau steht auf Stufen und hat nur einen Apsis nebenraum, der ganz unorganisch angefügt ist. Die Kirche scheint häufig ausgebessert, hat aber durchaus das alte Baugefüge bewahrt, da es sich lediglich um Auswechslung der Platten oben und unten handelte.



Abb. 91. Sarindsch, Kirche: Ansicht von Nordwesten.

c) Vierpässe mit zwei Nebenräumen.

Die beiden Nebenräume liegen zu Seiten der Ostapsis. Daß sie nicht von vornherein zur Bauform gehörten, beweist ihre erzwungene Angliederung.

Agrak, Kirche. Hoch über dem Tale, in dem Tekor liegt, die Spitze eines Hügels krönend, an dessen Abhängen sich das Dorf emporzieht, stehen zwei Gebäude (vgl. Abb. 94—96 dazu Abb. 26, oben S. 27) nebeneinander. Das eine gut mit seiner Kuppel erhalten und nördlich daneben, quer vor dem Eingang, ein verfallener Längsbau mit Wand- und zwei Gurtbogen, die einst das jetzt eingestürzte Tonnengewölbe gliederten. Beide Bauten mit der Apsis nach Osten. Hier sei nur auf den Kuppelbau eingegangen. Er baut sich auf dem Quadrat auf, das aber außen nicht hervortritt. Abbildung 96 zeigt den Bau von der Südwestseite [1]). Man sieht in die Ecke, über der das Quadrat nur zwischen den Dächern als Kuppelbasis sichtbar wird. Der Grundriß (Abb. 95), ein richtiger Vierpaß, klärt darüber auf. Die vier Ausbuchtungen umschließen die ganze Viereckseite, nicht nur — wie in der ersten Gruppe — einen Teil und laufen innen in Dreivierteldiensten

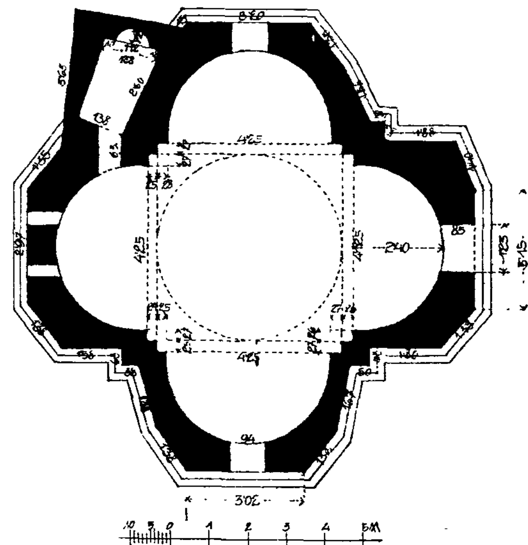


Abb. 92. Sarindsch, Kirche: Grundriß.

[1]) Nach Nahapetian, I. Tafel 33. Vgl. auch Alischan, »Airarat«, S. 110.



Abb. 93. Agrak, Kirche: Innenansicht, Nordostecke.

zusammen, die (Abb. 93 wie in Zwarthnotz) quer vor die Ecken gestellt, die Bogen über Eck aufnehmen[1]). Darüber die vier Trichternischen, die zum Achteck vermitteln, dann die acht kleinen Trompen zum inneren Rund der Fenstertrommel, die außen achteckig ist, endlich die Kugelschale mit den radialen Rippen und ihren Scheibenenden — alles also sehr ähnlich, wie wir es in Mastara fanden. Ebenso am Äußern. Die Abbildungen 26 und 96 geben einen Überblick. Abbildung 26 zeigt die Hauptapsis zwischen den wegen des stark abfallenden Abhanges schräg in die Ecke gedrückten Nebenkammern. An dem Dache dieser Kammern sowohl, wie am Kranzgesimse der Strebenischen und der Kuppel die Leiste von kleinen, tiefschattenden Hufeisenbogen. Die außen wie in Mastara und Artik fünfseitig ummauerten Nischen zeigen nur an der Ostseite (Abb. 26) reicheren Schmuck, ein schräges Bogenband mit derber Weinranke, wie an der Hripsime (Abb. 83). Über der Tür der Westseite (Abb. 96)[2]) ein Fries mit den gleichen Reihen von zweistreifigen Bogen (Rillen) wie in Mastara über dem Fenster der Westseite (Abb. 17) und in Artik am Bogenband der Südwestfassade (Abb. 61). Am Fenster der Seitenkammer (Abb. 26) der gleiche Rundstab von einer Welle umschlungen, wie in der gleichen Abbildung von Mastara am Tamburfenster. Man möchte nach solcher Übereinstimmung bis in Einzelheiten glauben, Mastara, Artik und Agrak ständen sich zeitlich nahe, könnten vielleicht gar vom gleichen Meister errichtet sein. Eine Datierungsinschrift ist leider nicht da, doch gibt eine Inschrift von 1006[3]) wenigstens einen Zeitpunkt, vor dem der Bau liegen muß. Auch die um die Kirche herum erhaltenen Gräber weisen zum Teile sehr alte Steine auf; sie könnten wie die Kirche selbst in einzelnen Stükken noch dem 7. Jahrhundert angehören[4]). Vgl. dafür als Parallele Abb. 198 von Thalin.

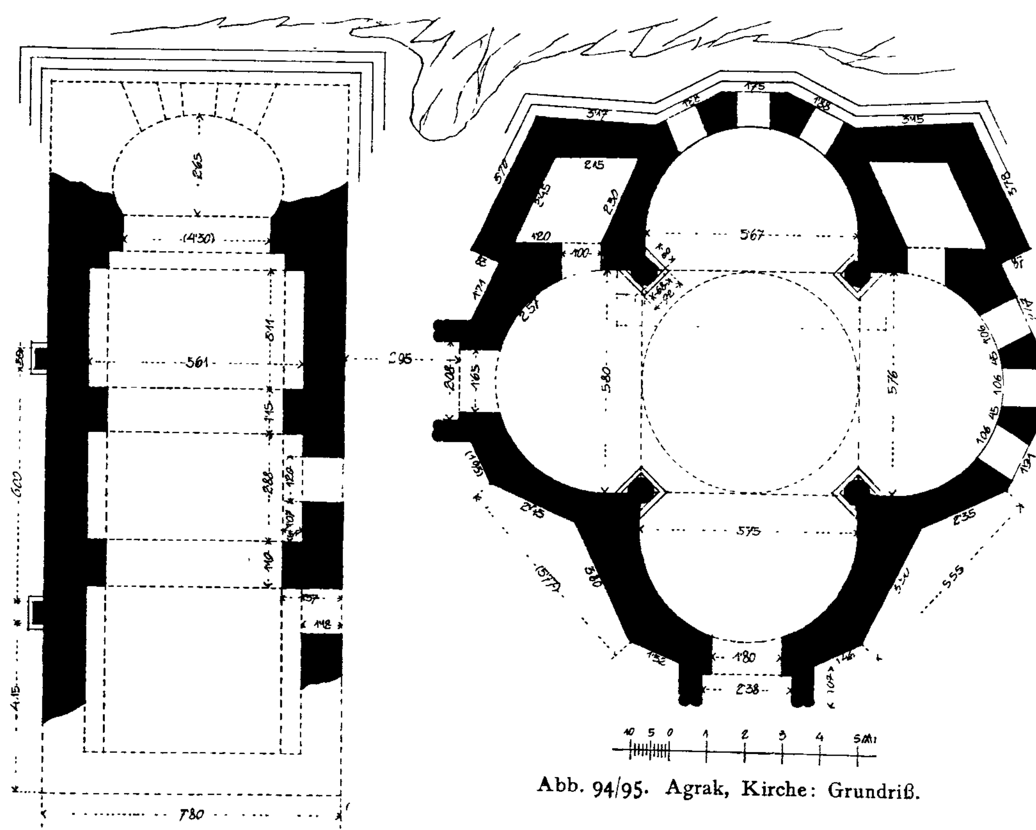


Abb. 94/95. Agrak, Kirche: Grundriß.

[1]) Davon ausführlicher unten.
[2]) Eine Einzelaufnahme später.
[3]) Alischan, »Schirak«, S. 126, Anmerkung.
[4]) Weitere Nachrichten: Alischan a. a. O.



Abb. 96. Agrak, Kirche: Ansicht von Südwesten. Aufnahme Nahapetian.

Beachtenswert ist, daß der Vierpaß nach der Ost- und Südseite je drei Fenster in den Strebenischen, dagegen an der West- und Nordseite Türen hat. Darin wie in der verzerrten Raumform der Apsisnebenräume entschied im gegebenen Falle der im Osten und Süden nach der Stadt abfallende Bergabhang. Der einschiffige Tonnenbau an der Nordseite, der sich mit zwei Türen gegen den Vierpaß öffnet und auf der Nordseite außen anders als im Innern verstrebt ist, hatte eine flache, hufeisenförmige Apsis. Er wird zusammenzuhalten sein mit den entsprechenden Tonnenbauten mit Gurtbogen, die unten S. 141 f. besprochen werden. Die Außenverstrebung an der Nordseite auch Abbildung 161.

Ani, Burg, Vierpaßkirche[1]). Die Mauern der Zitadelle laufen am Südende in einem Vorsprung zusammen, auf dem eine Kapelle, wie Abbildung 98 zeigt, über dem Felsabsturze steht. Man übersieht diese Lage gut in der oben, Seite 21, gegebenen Abbildung 21. Die Kuppel ist zur Hälfte eingestürzt, die unteren Dächer verfallen, nur die vielseitigen Außenmauern stehen noch in gutem Zustande aufrecht. Man sieht in Abbildung 21 die Nordwest-, in Abbildung 98 die Südwestseite und wird sich den Bau nach dem Grundrisse (Abb. 97) einigermaßen zurechtlegen können, manches freilich bleibt unklar. Vier Apsiden von 2·43 m Durchmesser und 1·39 m Tiefe, durch 0·48 m Stufen getrennt, die 0·16 m zu einem Vierpaß von 6·36 m Durchmesser zusammentreten und ergänzt werden durch zwei Nebenräume in Osten. Die Süd- und Nordseite verlaufen außen gerade, die West und Ostseite ungleich vieleckig, die starken Mauern sind durch vier Dreiecknischen erleichtert. Die Kirche ist bis zum Kämpfer der Spitzbogen 5·08 m hoch und zeigt an den schrägen Kranzgesimsen außen zwei- und dreistreifige Bandgeflechte. Enge Fensterschlitze und die Verwendung der verschiedenfarbigen Tuffe zur bunten Musterung des

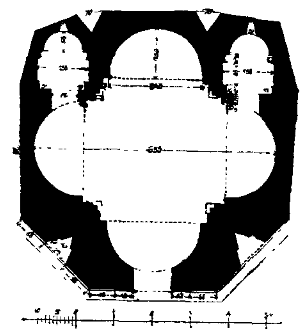


Abb. 97. Ani, Burg, Vierpaß: Grundriß.

[1]) Plan, S. 64, Nr. 14, Orbeli, Führer Nr. 114: Burgkloster.

Äußern — in der Kuppel liegen die Steine schachbrettartig (Abb. 21) — weisen den Bau einer späten Zeit zu, etwa nach der Einnahme der Stadt durch die Seldschuken. Oder sind damals nur die Steine ausgewechselt worden und der Bau alt?[1])

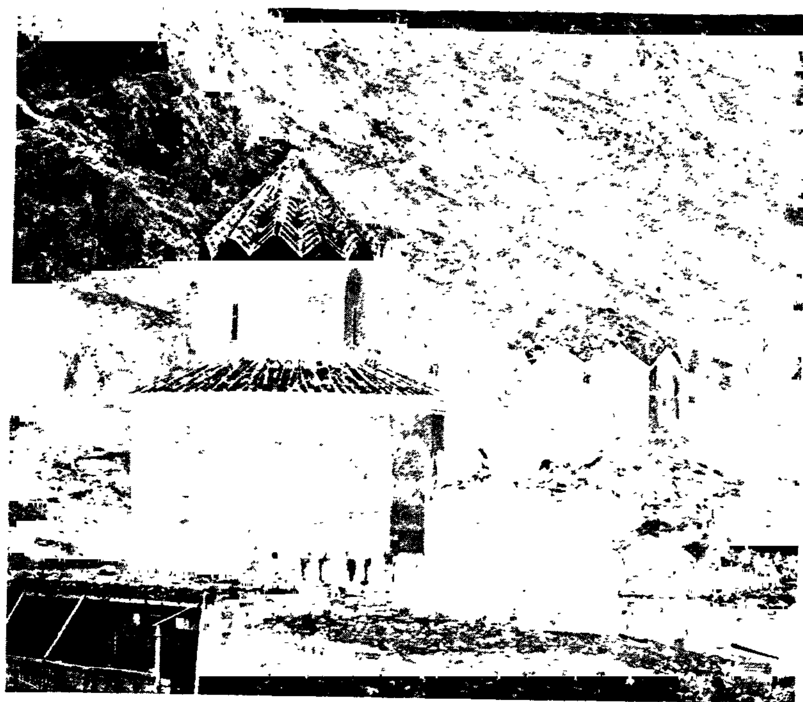


Aufnahme Thoramanian.
Abb. 98. Ani, Burg, Vierpaß: Ansicht von Südwesten.

d) Vierpässe mit vier Nebenräumen.

Ich sollte den vorliegenden Abschnitt über die Vierpässe mit vier Nebenkammern mit der Vorführung der ältesten Kathoghike von Edschmiatsin beginnen; da aber die Zeitstellung der heutigen Kirche unsicher und der Bau, ein lebendes Stück Entwicklungsgeschichte der armenischen Architektur von einem Typus, dem Vierpaß ohne Stützen, zum andern, mit Mittelstützen überzuleiten scheint, so scheide ich ihn hier in der rein beschreibenden Vorführung der Typen ganz aus und werde das nationale Heiligtum der Armenier erst im entwicklungsgeschichtlichen Versuche vornehmen. Mit drei Nebenräumen ist uns kein Vierpaß bekannt geworden. Mit vier solchen zwei Beispiele in Chtskonk bei Tekor, eines in Ani.

Chtskonk, Muttergotteskirche. Das Kloster trägt auch den türkischen Namen Beschkilisse (Fünfkirchen) und liegt etwas über eine Stunde westlich von Tekor in einem steilen Felsentale[2]). Sie ist die älteste der fünf Kirchen und trägt nach Alischan, »Airarat«, Seite 113, die Jahreszahl 1006 und den Namen Ter Anania, Bischof von Arscharunik. Man erkennt den Bau, der in der Gesamtaufnahme (Abb. 25), in der Mitte von Osten gesehen erscheint, an seiner Faltkuppel mit Fenstern und daran, daß er unregelmäßig, aber schmuckreich gebaut ist. Abbildung 99 gibt davon nach Nahapetian I, Aufnahme 33, noch eine Ansicht von der Westseite. Grundriß und Schnitt Abbildung 100/101. Die vier hufeisenförmigen Apsiden stoßen in spitzen Winkeln zusammen und bilden ein Quadrat von 3·90 m Seitenlänge. Es ist über den 6.48 m hohen, runden Tragbogen durch (wie in S. Lorenzo in Mailand) abgestufte Trichternischen in die innen runde, außen achteckige Fenstertrommel übergeleitet, die mit Spitzgiebeln in das Faltdach übergeht. Die Art, wie die vier Nebenräume neben den Apsiden unregelmäßig und schief untergebracht sind, scheint ein tastendes Versuchen anzudeuten. Sehr derb nimmt sich auch die Verzierung des Äußern aus. In Kämpferhöhe der Fenster laufen da um den ganzen Baukörper drei zweistreifige Bänder durch Knopfreihen getrennt herum. Die Fenster selbst sind klein, an der



Aufnahme Nahapetian.
Abb. 99. Chtskonk. Links die Sargis-, rechts die Muttergotteskirche: Ansicht von Südwesten.

[1]) Nachrichten: Orbeli, Führer, S. 17.

[2]) Vgl. oben S. 22 und Abbildung 25. In der Karte von Lynch südwestlich von Kars an der Straße von Alexandropol nach Bagaran eingetragen.

Fenstertrommel bilden sie hohe, in Flachnischen liegende Schlitze, die von Flachdiensten mit geometrisch verzierten Bogen umrahmt werden. — Im Gegensatze zu diesem ungeschlachten, wenn auch kleineren Baue steht die zweite Vierpaßkirche von Beschkilisse:

Chtskonk, Sargis-(Sergios-) kirche. Sie ist die größte der fünf Kirchen und sehr sauber gebaut. Alischan, »Schirak«, Seite 126, teilt die Nachricht des Samuel Anetzi mit, wonach West-Sargis nach vielen andern Bauten, Festungen und Kirchen seine Schöpfung durch Erbauung dieser Sargiskirche gekrönt habe. Dazu eine Inschrift von 1033, eine Schenkung meldend, nach der die Kirche also vor dieser Zeit, etwa 1022 entstanden ist. Man sieht sie in Abbildung 25, oben Seite 26, ganz rechts von Osten, in Abbildung 99 ganz links von Westen. Grundriß und Schnitt Abbildung 102/103; in den Schnitt sind Türen und Fenster nicht aufgenommen. Die vier halbkreisförmigen Apsiden von 4 m Durchmesser treten 1·75 m hinter 1·40 tief vorgelagerte Tonnen zurück, die zu einem Quadrat von 5·07 m zusammen treten. Die Kuppel ruht auf Hängezwickeln über einspringenden Ecken mit eingestellten Diensten. Die vier Kammern sind hier sehr regelmäßig in die Zwickel zwischen die Strebenischen gelegt unter Rücksichtnahme auf das regelmäßige Zwanzigeck, das den Bau außen umschließt und ihn als reinen Rundbau erscheinen läßt. Jede Seite wird von einer rundbogigen Blendnische geschmückt, so daß an den Ecken Dienstpaare entstehen. Die innen runde Fenstertrommel ist außen zwölfeckig und zeigt ebenfalls Dienstpaare, die wie an der Marienkirche Giebel und Faltdach tragen. Die Fenster sind sehr spärlich und klein. Eine einzige Tür führt im Süden ins Innere; die Marienkirche hatte deren drei. Auf den schmucken Bau, der 10·70 m bis zum Kuppelansatz hoch ist, wird später bei Zwarthnotz und in dem Buche über das Wesen der armenischen Baukunst öfter zurückzukommen sein. Hier sei nur noch betont, daß die Aus-

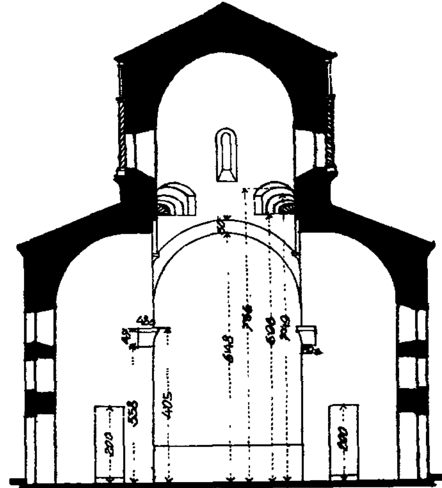

Aufnahme Thoramanian.

Abb. 100/101. Chtskonk, Muttergotteskirche: Grundriß und Schnitt.

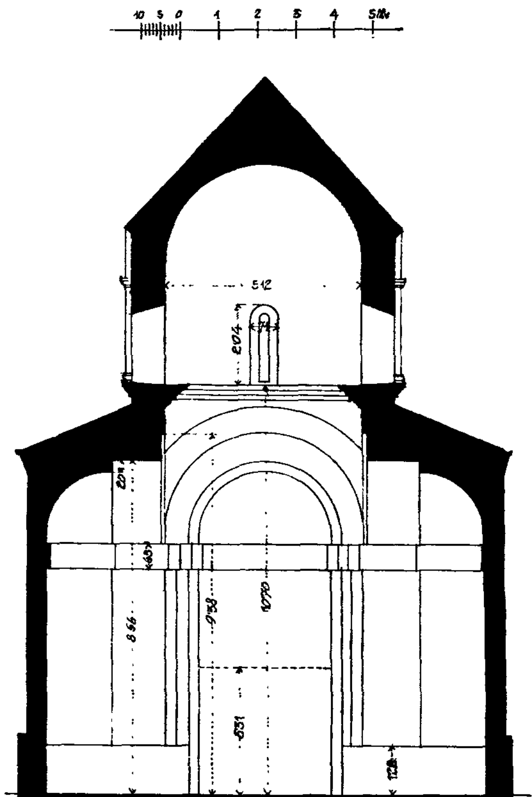

Aufnahme Thoramanian.

Abb. 102/103. Chtskonk, Sargiskirche: Grundriß (des Ganzen und der Kuppel) und Schnitt.

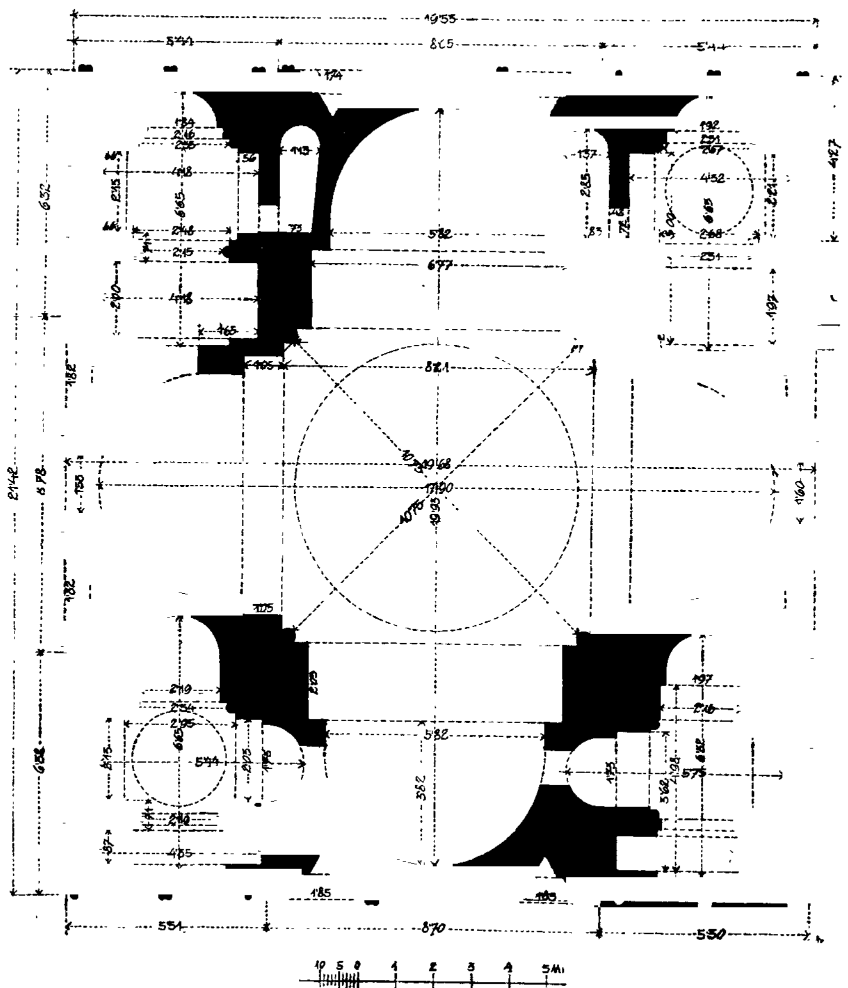


Aufnahme Thoramanian

Abb. 104. Ani, Apostelkirche: Ansicht von Osten.

stattung mit Blendbogen auf Doppeldiensten im armenischen Kirchenbau öfter wiederkehrt und abwechselt mit einer zweiten Art, die häufig angewendet wird, wenn es sich darum handelt, Konchenbauten außen viereckig zu ummanteln, wie wir es schon beim Hripsimetypus kennen gelernt haben. Das Mittel dazu sind die Dreieckschlitze. Wir werden diese Art der Ausstattung immer wieder bei den Gruppen der Vier- und Sechspässe angewendet finden. Auch für den Vierpaß kann ich für die Dreieckschlitze wenigstens ein Beispiel vorführen.

Ani, Apostelkirche[1]). Der Bau, einer der bedeutendsten im Gebiete der alten Königsstadt, liegt, soweit die Kirche selbst in Betracht kommt, in Trümmern. Nur die Kuppel des nördlich in seldschuksicher Zeit angebauten Zamatun steht noch aufrecht. Abbildung 106[2]) gibt eine Ansicht, in der man im Vordergrunde die östliche Schauseite dieses islamischen Baues, rechts daneben die Reste der Kirche von Osten sieht. Ihre Kuppel ist eingestürzt (Abb. 104) und viel von den Mauern ebenfalls. Die Kirche wurde im 10. Jahrhundert erbaut — jedenfalls vor 1031. Aus diesem Jahre hat sich die Inschrift einer Schenkungsurkunde erhalten,[3]) in der Abughamr, der Sohn des Fürsten Wahram Pahlawuni als Gebender genannt ist. Der Zusammenhang mit diesem Fürstengeschlechte wird auch dadurch belegt, daß die Apostelkirche im 12. und 13. Jahrhundert Patriarchatkirche und einige Pahlawunier in dieser späten Zeit Katholikos waren. Ich sehe vorläufig von allen älteren und jüngeren Bauten, die die Apostelkirche von allen Seiten einschließen, ab. Von dem Süd-Zamatun wird im Schlußabschnitte dieses Werkes anläßlich des Rippengewölbes in Armenien als Vorläufer der gotischen Art ausführlich zu sprechen sein. Der Grundriß (Abb. 105) zeigt das Kuppelquadrat von 8·21 m Seitenlänge und 10·75 m Durchmesser wie in der Sergioskirche von Chtskonk durch Tonnenansätze von 2·05 m bzw. 1·05 m und eine Stufe mit Diensten in die Strebenischen übergeleitet, die 5·82 m breit und gestelzt sind, so daß ein 19·85 m auf 17·90 m weit ausladender Innen-



Aufnahme Thoramanian.

Abb. 105. Ani, Apostelkirche: Grundriß.

[1]) Plan S. 64, Nr. 2, Orbeli, Führer, Nr. 38.

[2]) Nach Nahapetian II, Aufnahme 11.

[3]) Brosset, Voyage III, S. 86, Vgl. Brosset, »Les ruines d'Ani«, S. 197 f.



Abb. 106. Ani, Apostelkirche: Ansicht von Südwesten (die Kirche rechts, links die Vorhalle). Aufnahme Nahapetian.

raum entsteht. Nur die Ostapsis ist vollkommen geschlossen. Aus den übrigen drei Strebenischen führen Eingänge in die vier Eckkuppeln, deren südöstliche in Abbildung 104 und 106 durch Wegfall der Ecke in einer Innenansicht erscheint. Der Grundriß gewährt hier deutlichen Einblick. Wir sehen den Raum durch Mauervorlagen von etwa 0·75 m Stärke mit angearbeiteten Diensten in zwei Teile zerlegt, von denen einer im Osten immer eine Kuppel von etwa 2·50 Grundquadrat trug, der andere im Westen schmäler ist. Die Kuppelräume im Osten haben Apsiden von 0·95 m Radius, wozu im Westen noch Tonnenvorlagen kommen. Im übrigen haben diese kleinen Kapellen im Osten längliche Nebenräume nach der Hauptapsis hin, im Westen aber Apsiden, in die der Eingang mündet. In Abbildung 104 und 106 sieht man die steile Kämpferhohlkehle der Pfeiler und einige Einzelheiten von der Blendbogenverkleidung des Äußern, dahinter die eingestürzte Ostapsis Zu bemerken ist, daß der ganze Unterteil der islamischen Wandverkleidung in Abbildung 106 links vorn in den letzten Jahren ergänzt wurde. Ich gebe eine Aufnahme vor dieser Wiederherstellung.

Der Bau bildet außen im Gegensatze zu den beiden Kirchen von Chtskonk ein Rechteck von 19·53 m auf 21·42 m. Die Strebenischen sind wie an der Ostseite der Vierpaßkirche auf der Burg von Ani (Abb. 97) durch Dreiecknischen kenntlich gemacht. Außerdem waren die Schauseiten wie an dem Rundbau der Sergioskirche in Chtskonk (Abb. 102) durch Flachnischen auf Doppeldiensten mit Rundbogen geschmückt. An den Kuppelresten fand man Verzierungen von Granaten und Weinlaub. Ein antikisierender Türsturz ist bei Marr, Zapiski der östlichen Abteilung der kaiserlich russischen archäologischen Gesellschaft XIX (1909) Seite 57 abgebildet.

Die Apostelkirche von Ani steht der Hripsimekirche in Wagharschapat (Abb. 81) sehr nahe. Trotzdem wird man sie nicht zu deren Art rechnen dürfen, weil das Verhältnis der Kuppel und ihrer verstrebenden Ausbuchtungen dort ein ganz anderes ist. Acht Pfeiler durch die Dreiviertel-

Raumzylinder getrennt und zusammen die Ecken des Grundquadrates bildend, nehmen dort die kleinen Strebenischen in den Achsen zwischen sich. In Ani öffnen sich die vier Ausbuchtungen weit auf das Quadrat in seiner vollen Ausdehnung, so daß sie in den vier Ecken als Vierpaß zusammenstoßen. Es hat aber möglicher Weise in Edschmiatsin doch eine Kirche dieser Art gegeben, die alte Kathedrale. Da sie nur in einem Umbau erhalten ist, wird auf sie, wie gesagt, erst im entwicklungsgeschichtlichen Teil einzugehen sein. Wie sich zeigen wird, glich sie der Apostelkirche von Ani wahrscheinlich auch in der Art, wie in letzterer die Eckkapellen eingewölbt waren. Die Apostelkirche erschien danach als eine Fünfkuppelkirche, zeigte also — was hier schon beachtet werden möge — die Art, die später in Rußland so beliebt geworden ist. Man sieht in Abbildung 106 noch den Kuppelansatz. Danach hat Thoramanian eine Ergänzung vorgenommen, die unten vorzuführen sein wird. Wir werden dort auch den Schnitt durch einen der kleinen Eckkuppelräume sehen. Es scheint, daß an Stelle der Apostelkirche schon ein älterer Bau des 7. oder 8. Jahrhunderts stand[1]).

B. Vierpässe mit Umgang.

Es war davon die Rede, daß die Anlage von vier Kapellen um die Kuppel herum, zu einer Ummantelung des Vierpasses im Rund (Sergioskirche in Chtskonk) oder Quadrat (Apostelkirche in Ani) führte. Daß diese Bauformen nicht erst in der Zeit entstanden, aus der Belege dafür erhalten sind, ist von vornherein wahrscheinlich. Für die Apostelkirche in Ani wird das alte Vorbild später in der ersten Kathedrale von Edschmiatsin zu erweisen sein. Die Bauform der Sergioskirche von Chtskonk aber steht einem Bauwerke nahe, das für das bedeutendste unter den altchristlichen Kirchen Armeniens gelten darf: Zwarthnotz.

a) Mit rundem bzw. Vieleckumgange.

Das Zwanzigeck, das in der Sergioskirche um den Vierpaß gelegt ist, weitet sich in Zwarthnotz zu einem Zweiunddreißigeck, die Strebenischen werden durchbrochen und die Kuppel, die in der Sergioskirche auf auffallend schwachen Stützen ruht, gewinnt ein Auflager, das an Mächtigkeit kaum überbietbar erscheint. So entsteht vielleicht aus dem Baugedanken des Vierpasses mit runder Ummantelung folgerichtig der Zwarthnotztypus, dessen bedeutendster Vertreter erst vor wenigen Jahren aus einem Schutthügel wiedererstand.

Zwarthnotz[2]). Die mächtige Ruine liegt nahe bei Wagharschapat, unfern der an der Hripsime vorbeiführenden Straße von Edschmiatsin nach Eriwan. Es ist die einheitliche und großzügige Schöpfung jenes Katholikos Nerses III. (641 bis 661), der davon wahrscheinlich seinen Beinamen »Schinogh«, das heißt der Erbauer, erhielt. Er errichtete dort zugleich an der Seite der auf den Namen des heiligen



Abb. 107. Zwarthnotz, Ausgrabungsfeld: Ansicht der Kirchenruine von Westen.

[1]) Weitere Nachrichten: Alischan, »Schirak«, S. 61; Brosset, »Les ruines d'Ani«, S. 19 f.; Tafel XIX und Voyage III, S. 86 f.; Lynch, »Armenia« I, S. 385 f.; Orbeli, Führer von Ani, S. 24.

[2]) Der Name bedeutet nach Marr, S. 53, Zwarthunk, »Die wachsenden Mächte der Engel«; kurz könnte man auch sagen »Die Engelchöre«.

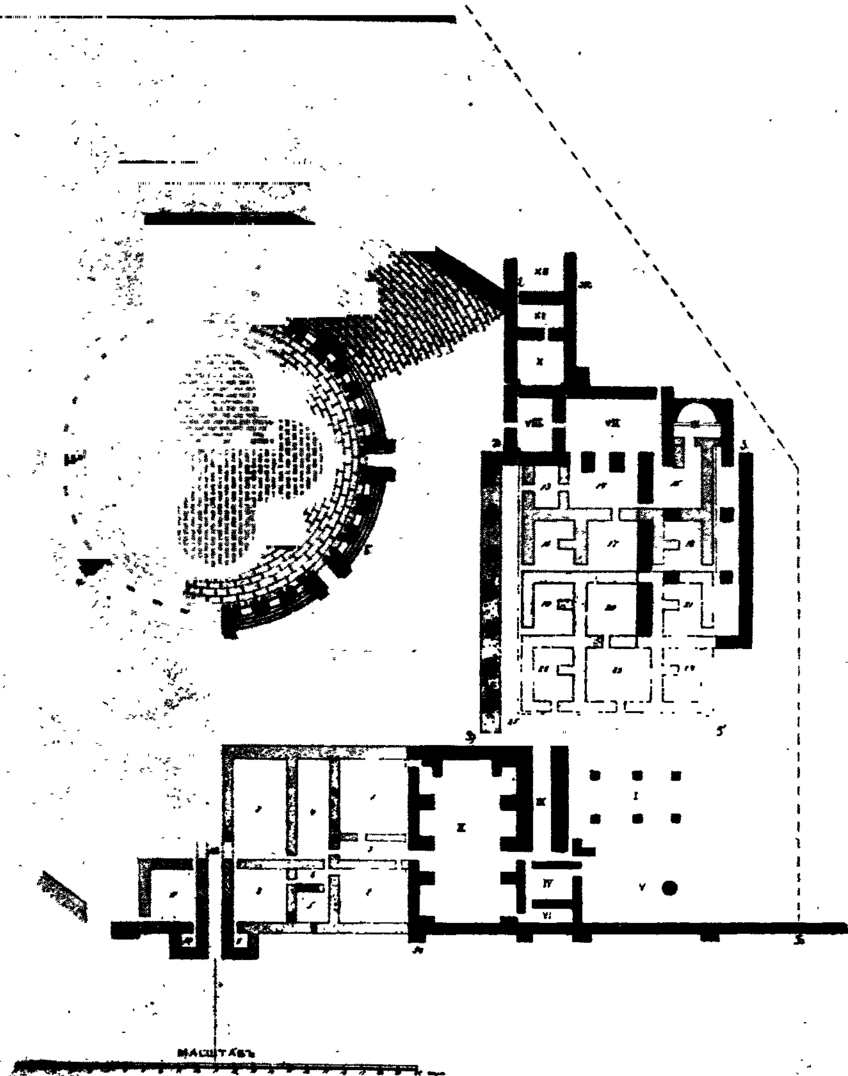


Abb. 108. Zwarthnotz, Kirche und Palast: Grundriß (In starker Verkleinerung). Aufnahme Thoramanian.

Gregor des Erleuchters — wie die meisten Konchenquadrate — benannten Kirche seinen Palast, von dem später ausführlich zu reden sein wird.

Ich konnte 1891 in meinem »Edschmiatsin-Evangeliar«, Seite 10 ff., darauf aufmerksam machen, daß vier von einem »Die ruinierte Kirche« genannten Hügel stammende Kapitelle in Edschmiatsin mit dem Monogramme des Nerses von einem kunsthistorisch sicher wichtigen Bau stammen dürften. Ausgrabungen, die daraufhin durchgeführt wurden, haben nun einen Prachtbau zutage gefördert, an dessen Entdeckung sich die Wendung in der zeitlichen und qualitativen Einschätzung des altchristlichen Kuppelbaues der Armenier knüpft. Die inzwischen vor allem durch Thoros Thoramanian vorgenommenen Untersuchungen und Aufnahmen in Russisch-Armenien haben dann allmählich zur Aufdeckung jener breiten Schicht von Bauwerken der altchristlichen Kunst in Armenien geführt, deren Zusammenfassung Aufgabe des vorliegenden Buches ist. Ich hatte mich 1891 in meinen Erwartungen nur insofern getäuscht, als ich annahm, der Bau des Nerses dürfte wohl nach byzantinischen Vorbildern errichtet worden sein. Hätte ich damals schon die Erfahrungen gehabt, die in meinen Arbeiten über Kleinasien, Amida, Mschatta, Altai-Iran und über die kleinarmenische Miniaturmalerei niedergelegt sind, dann wäre mir eine solche Annahme von vornherein ferngelegen[1]).

[1]) Vgl. »Altai-Iran«, S. 226 f.

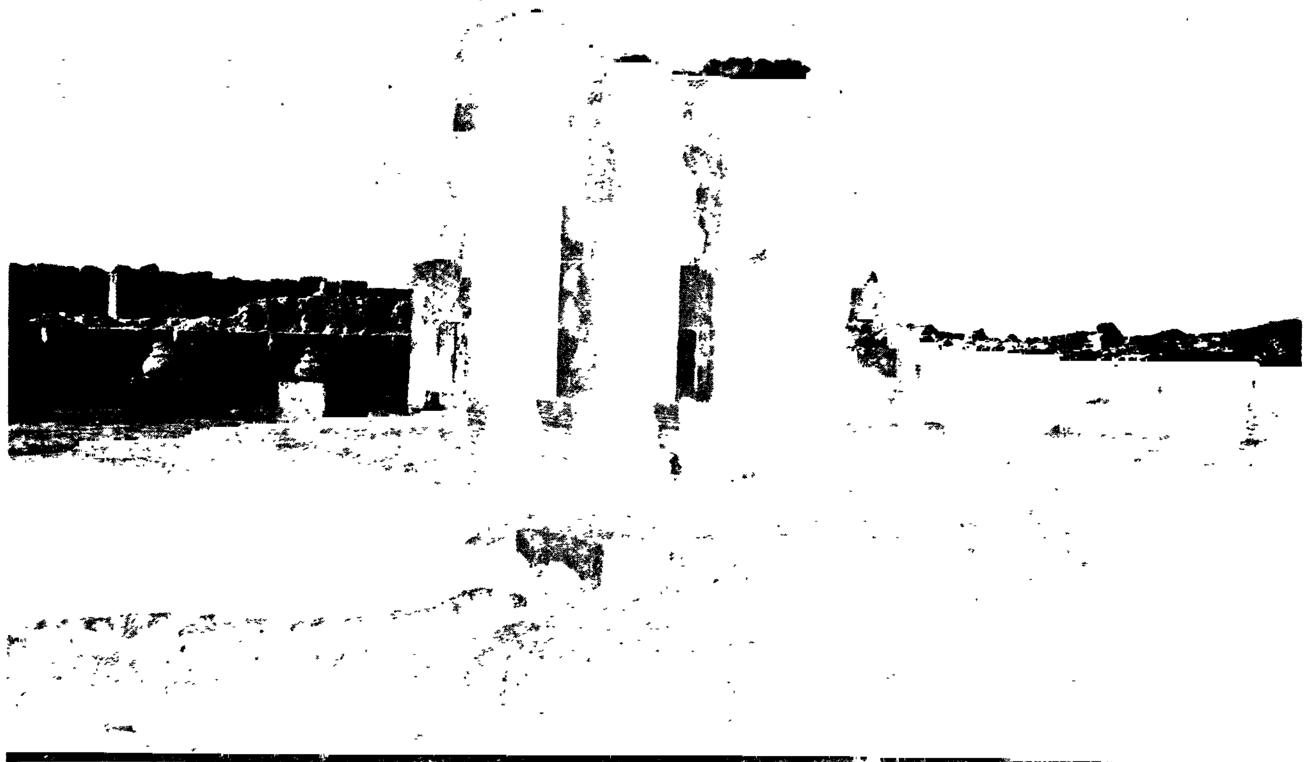


Abb. 109. Zwarthnotz, Palastkirche: Südwestpfeiler von der Altarbühne aus gesehen.

Die ausgegrabene Kirche ist bestimmt, ein Markstein der Forschung über die Entwicklung der Gewölbearchitektur im Oriente zu werden. Ich habe sie schon 1904 in meinem Buche »Der Dom zu Aachen und seine Entstellung«, Seite 33 f., nach den Ergebnissen der Ausgrabungen und dem Berichte darüber von Ter-Mowsessian veröffentlicht.

Die griechischen Monogramme in Kreuzform an den Kapitellen (Abb. 118), die den Bau als ΝΑΡCΟΥ ΚΑΘΟΛΙΚΟΥ bezeichnen, habe ich in »Das Edschmiatsin-Evangeliar«, Seite 10—11, abgebildet. Die Ausgrabungen brachten dann noch eine griechische Inschrift zutage, die Nerses überdies ausdrücklich als Erbauer nennt. (Vergleiche oben, S. 30.) Die wichtigste literarische Quelle ist Sebeos, der in seiner Geschichte des Kaisers Heraklios c. XXXIII als Zeitgenosse berichtet:[1] »En ce temps-là, le catholicos arménien Nersês conçut le plan de se bâtir une demeure près des saintes églises de la ville de Vałarsapat, sur la route où, suivant la tradition, le roi Trdat alla à la rencontre de saint Grégoire. Il y construisit aussi une église au nom des anges du ciel, des milices célestes, qui étaient apparues en songe à saint Grégoire. Il bâtit l'église, avec de hautes murailles et toutes sortes de merveilles, dignes de l'honneur divin auquel il les consacrait. Il amena l'eau de la rivière, rendit cultivable tout ce pays pierreux, planta des vignes et des vergers d'arbres fruitiers et entoura la maison d'habitation d'un haut et beau mur, à la gloire de Dieu.« Auch später wird vielfach über die Kirche berichtet. Die Zeit ihrer Erbauung ist nicht ganz eindeutig angegeben, ebenso schwanken die Quellen darin, ob Nerses II. (548 bis 557) oder Nerses III. (640 bis 661) in Betracht komme[2]). Sebeos läßt darüber wohl kaum einen Zweifel. Man ist jetzt darin einig, daß der Bau nach dem Konzil von Dwin 648 und vor der 660 schließenden Geschichte des Sebeos, also

[1]) Französische Übersetzung von Macler, S. 111.

[2]) Thomas Artsruni III, S. 22 (Brosset, S. 186) weist den Bau Nerses II. zu und nennt den Ort Nor-Kaghak (Neue Stadt).



Abb. 110. Zwarthnotz, Palastkirche: Südwestpfeiler von der Südseite.

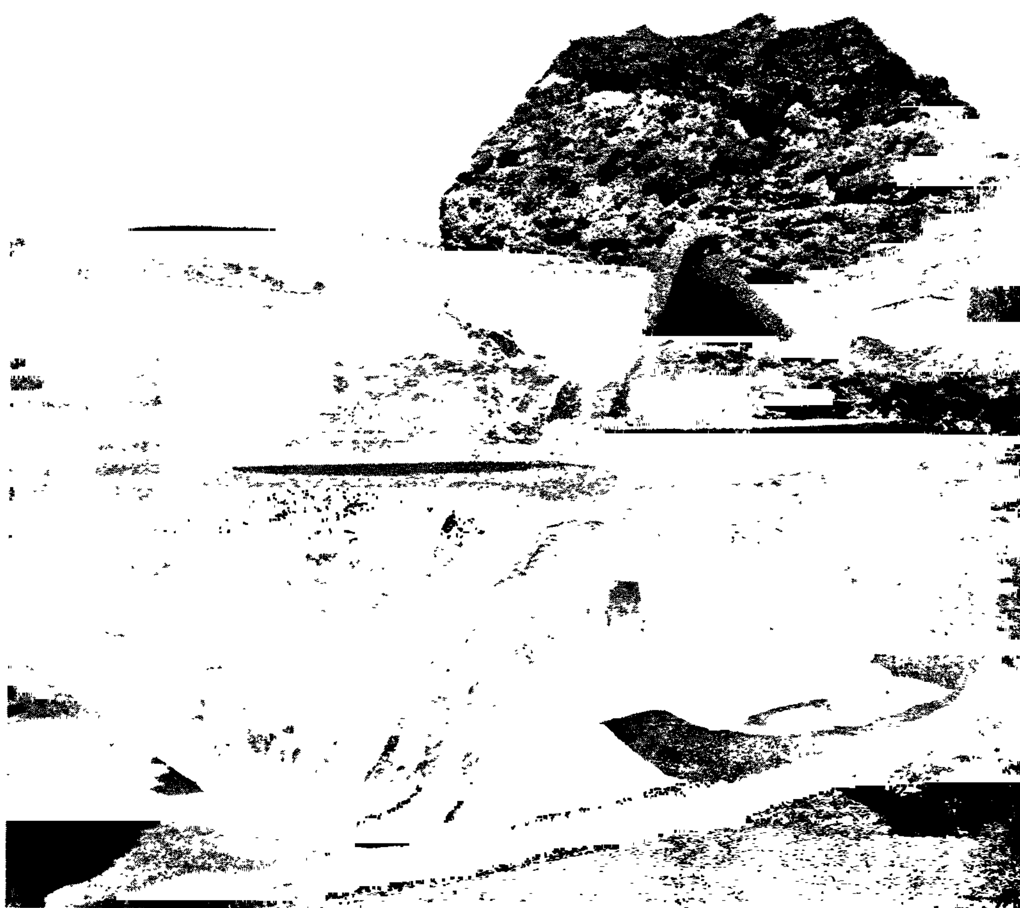
etwa 648 bis 660 errichtet worden sein muß und zwar (wie in Thalisch) Kirche und Palast zugleich. Zwischen 930 bis 1000 wurde der Ort zerstört[1]). Der Schutthügel ist dann im Jahre 1893 von Ter-Mowsessian durch Schürfungen untersucht, seit 1900 vom Archimandriten Chatschik Dadian ausgegraben und die Ergebnisse von Mesrop Ter-Mowsessian in den Izvjestija der kaiserlich archäologischen Kommission VII (1903), Seite 1—48 mit 20 Tafeln und 7 Textabbildungen (russisch) veröffentlicht worden[2]). Inzwischen hat Thoramanian immer wieder in Zwarthnotz gearbeitet und eine Aufnahme des ganzen Kirchenbaues vorgenommen, die ich hier benutze.

Schon Abbildung 11, oben, Seite 12, gab eine Gesamtansicht der Trümmerstätte, wie sie sich im Herbste 1913 darstellte. Abbildung 108 gibt dazu den Plan von Kirche, Palast, Stufenunterbau und Umwallung. In der weiten Araratebene stieg der Bau auf einer künstlichen, 38·70 m im Durchmesser ausgebreiteten Rundstaffel (Terrasse) auf, die wieder auf einer Staffel von etwa 55 m oberer Achsenlänge mit sieben Stufen stand. Diese schließt nach Norden mit sechs Seiten eines Zehneckes, das sich nach Süden hin in das Palastgebiet auflöst. Palast und Kirche waren schließlich — das erwähnt auch Sebeos — durch eine (von Vorlagen verstrebte) Umfassungsmauer (mit sechs unregelmäßigen Seiten) in einem Bezirke vereinigt. Von der zehneckigen Staffel ist noch ein Teil des Pflasters erhalten. Abbildung 107 gibt eine Ansicht des Trümmerfeldes der Kirche allein von Westen her. Man erkennt die drei noch stehenden Kuppelpfeiler und die Altarbühne dazwischen. Vorn sind ringsum Beispiele der massenhaft gefundenen Ausstattung des Baues aufgestellt.

Die Kirche wächst aus ihrer Rundstaffel (Grundriß, Abb. 112) mit drei je 45 cm hohen Stufen

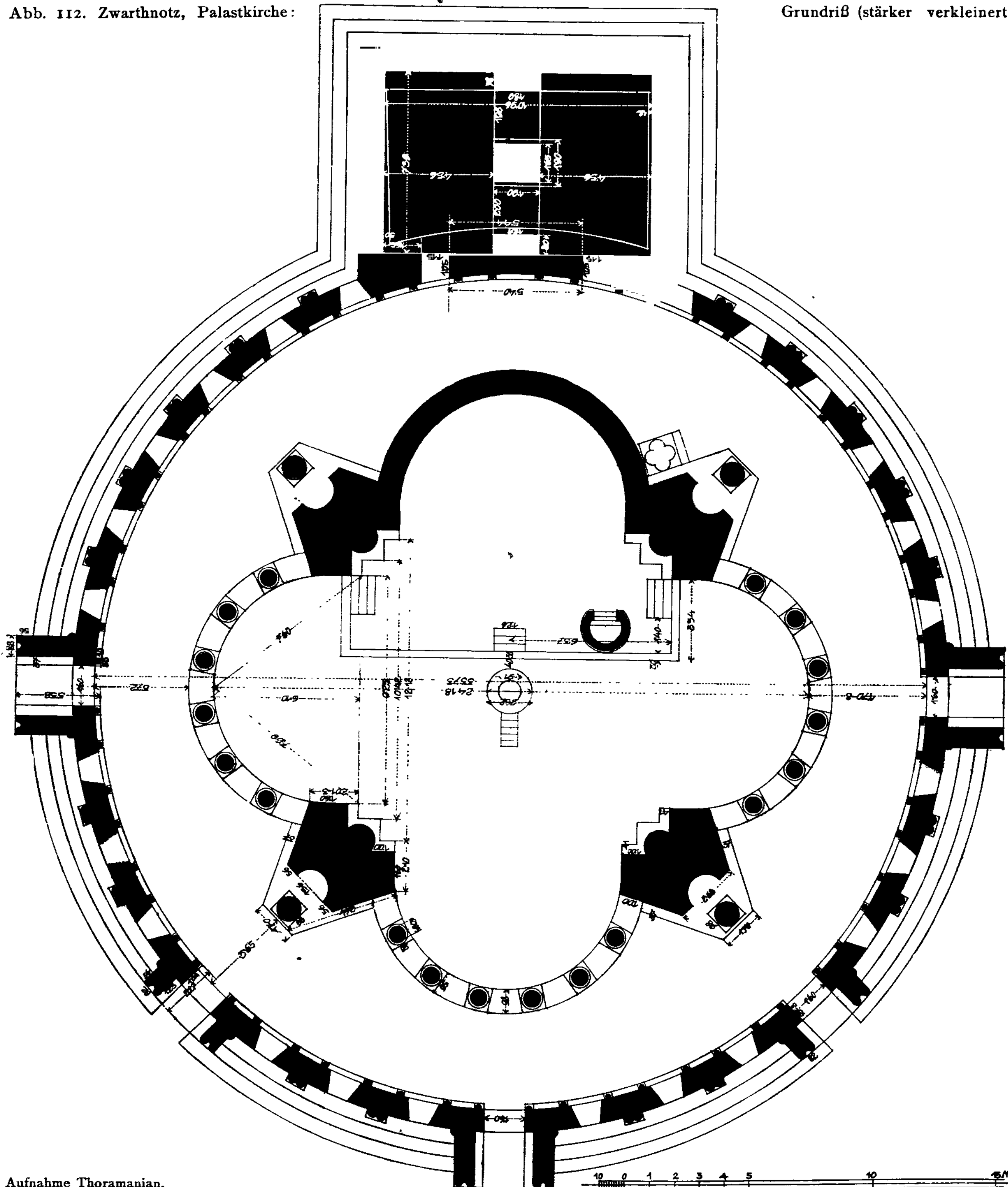
[1]) Vgl. über alles das außer dem gleich zu nennenden Werke von Ter-Mowsessian Macler, Rapport d'une mission scientifique en Arménie russe (Nouvelles archives des missions scientifiques NS. fasc. 2, 1910), S. 82 f.

[2]) Vgl. auch »Azgagrakan Handes« X (1907), S. 85 f.


Abb. 111. Zwarthnotz, Palastkirche: Kapitelle. Aufnahme Thoramanian.

hervor. Die 1·04 m starke Umfassungsmauer umschließt einen Raum von 33·73 m innerem Durchmesser und hat im Osten einen Anbau von 11·02 m Länge und 7·39 m Breite innen. Der Grundriß gibt Einblick in das seltsame Gefüge. Vier mächtige Pfeiler (Abb. 109) von M-förmigem Querschnitt stehen in den Diagonalen eines 12·18 m großen Mittelquadrates. Seine Ecken liegen in den Diensten, die in die einspringende Vorderseite dieser Pfeiler gelegt erscheinen. Sie sind verbunden zu denken durch 1 m breite Tragbogen. Die Pfeiler bilden dann in 1·60 m Breite den Anfang von vier halbrunden Strebenischen, die mit je sechs Säulen und sieben Bogen die Verbindung von Pfeiler zu Pfeiler herstellen. Wir haben es also mit vier durchbrochenen Säulennischen (Exedren) zu tun, die zwischen die 2·60 m tiefen Pfeiler gelegt sind. Nach dem Umgange zu zeigt jeder Pfeiler (Abb. 112) eine Nische von 1·56 m Durchmesser und davor eine riesige Säule von 0·75 m Durchmesser, von der allein noch der Säulenfuß auf einer 0·98 m großen Fußplatte steht, die wieder auf einer den Pfeiler hinter den Exedren umziehenden Stufe ruht. Der Umgang hat — von der Wand bis zu dieser Stufe gemessen — 3·65 m Breite. Abbildung 110 zeigt den Südwestpfeiler von der Südseite. Man sieht den mächtigen Gußkern, unten noch mit seiner Fußverkleidung, links daran das niedrige Fußprofil der Exedra und links daneben das höhere, das den Säulenbasen entspricht, die zu dreien davor in Basalt sichtbar werden. Die vierte höher stehende Basis links dahinter ist die Einzelsäule im Umgange. Im Hintergrunde die Außenwand von innen mit ihren in wechselnden Abständen von 1·63 und 1·16 m stehenden Diensten von 0·24 m Durchmesser. Die Ecke ganz links bezeichnet die Tür im Südwesten. Abbildung 109 zeigt den gleichen Pfeiler von der Kuppelmitte aus gesehen, den Dienst in der einspringenden Ecke und links die drei Basen der Exedra. Hinter diesen über der Außenmauer mit ihren Einzeldiensten die noch in ansehnlicher Höhe stehenden Reste der Palastmauern. Im Vordergrunde dieser Aufnahme sieht man Reste des »Taufbeckens«, das man gern in die Mitte des Baues verlegt. — Wir gehen nun in der Betrachtung über auf die verschiedenen Kapitelltypen, die in Basalt gearbeitet, bei den Ausgrabungen gefunden wurden. Da liegt zunächst in Abbildung 111, links auf dem Exedrabogen ein riesiges Adlerkapitell, dessen Deckplatte über einem nach dem Rund des Schaftansatzes gezogenen Polster ruht. Wir werden später sehen, daß die Deckplatte trapezförmig ist und wir es mit dem Kopf einer jener vier Ecksäulen hinter den Pfeilern im Umgange zu tun haben. Daneben liegt in Abbildung 111 ein Korb mit riesigen Spiralen darüber und einer Deckplatte in Form eines Pyramidenstutzes. Es ist eines

Abb. 112. Zwarthnotz, Palastkirche: Grundriß (stärker verkleinert!).



Aufnahme Thoramanian.

der 3 × 6, das heißt der 18 Kapitelle, die über den Säulen der drei Exedren saßen. Ich gebe Abbildung 111 eine Aufnahme, in der das Korbkapitell in der Mitte zwischen den Spiralen das Monogramm ΚΑΘΟΛΙΚΟΥ trägt. Hier wird klar, daß es sich offenbar um das jonische Kapitell, auf einen Korb aus dreistreifigem Bandgeflecht gelegt, handelt. Die Dienste in den Kuppelecken selbst (Abb. 109) scheinen keine Köpfe getragen zu haben. Man wird immerhin bei einem Wiederherstellungsversuche schwanken können zwischen Abbildung 93, der Art von Agrak, und Ab-



Abb. 113. Zwarthnotz, Palastkirche: Zwickel der Blendbogen, die das Erdgeschoß umgaben (Verkehrt liegend.)

bildung 127, der Art von Bana. Den Versuch Thoramanians, einen Schnitt herzustellen, bringe ich später. Ich will der Sache hier nicht weiter nachgehen, weil mir in diesem ersten Buche lediglich an der Bauform selbst liegt, die Einzelheiten der Ausstattung sollen später ausführlich für sich besprochen werden.



Aufnahme Thoramanian

Abb. 114. Zwarthnotz, Palastkirche, Ostanbau: Blick von Norden her.

Man muß sich das Innere von Zwarthnotz als einen einfachen, rein durch seinen Aufbau wirkenden Raum denken mit geschlossener Apsis, nur belebt von den Säulendurchlässen nach dem Umgange hin, vielleicht aber farbig ausgestattet; davon unten. Es entsteht nun die Frage wie sich dieser Innenraum der Höhe nach entwickelte. Man nehme die Sargiskirche von Chtskonk (Abb. 102/103) und setze sie in oder auf einen Umgang: immer wird man sich neben der Kuppel als höchstem Abschlusse die Strebenischen als nächste Decken- bzw. Dachzone denken

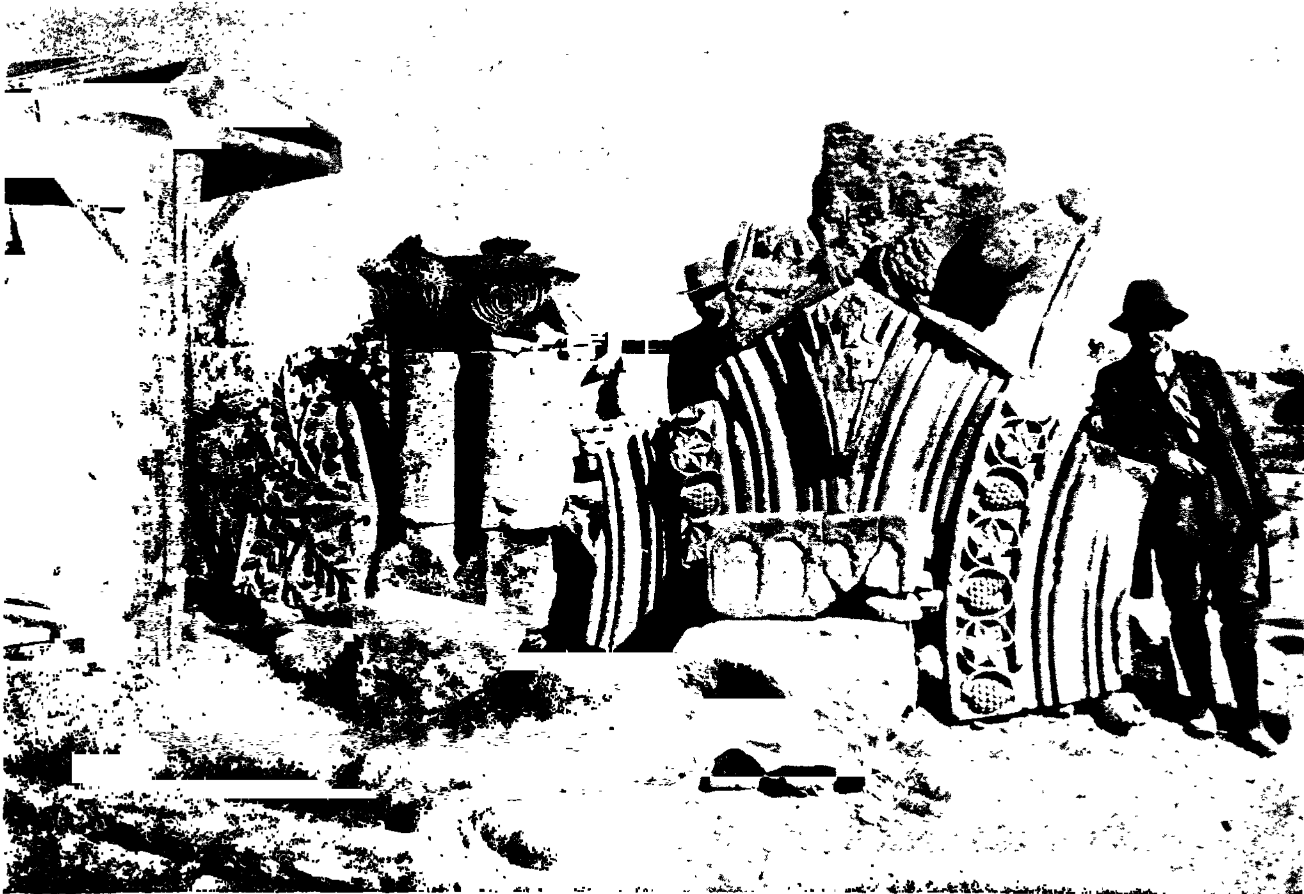


Abb. 115. Zwarthnotz, Palastkirche: Bruchstücke der Außenausstattung.

müssen, dazu aber noch eine dritte Abdachung außen herum, die den Umgang abschließt. Wir bekommen also einen der Höhe nach außen und innen dreifach abgestuften Bau. Strittig kann nur sein, ob eine dieser Zonen etwa wie in S. Vitale zweckmäßig ausgenutzt, das heißt vielleicht über dem Umgang eine Empore eingeschoben war. Man lese nach, was darüber unten Seite 123 und 235 gesagt ist. Es konnte bis jetzt keine armenische Kirche nachgewiesen werden, die eine richtige Empore hätte. Der Typus der Emporenkirche dieser Art war das Oktogon, wie es Konstantin in Antiochia schuf, ein echter Mittelmeertypus.

Die Wiederherstellung von Zwarthnotz kann an jenem Material nachgeprüft werden, das in großen Maßen von der Ausstattung des Baues übriggeblieben ist. Da sind zunächst riesige Bogenzwickel (Abb. 113), gefüllt zur Hälfte mit dem

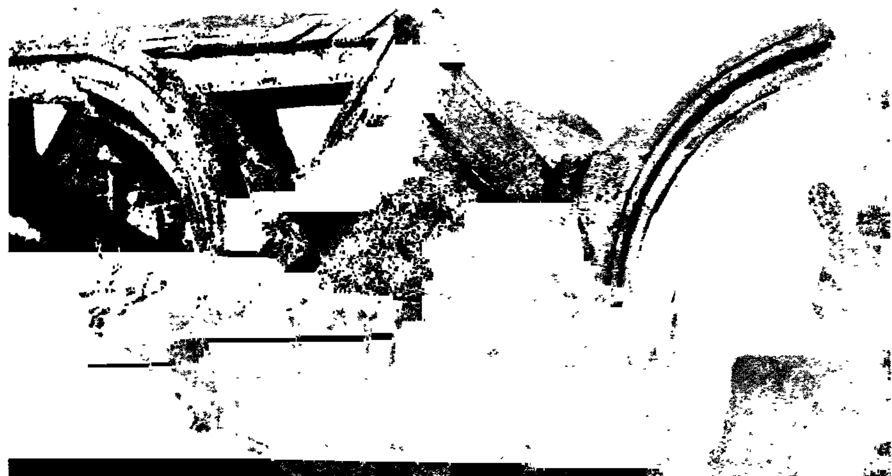


Abb. 116. Zwarthnotz, Palastkirche: Innenschmuck der Umfassungsmauer.

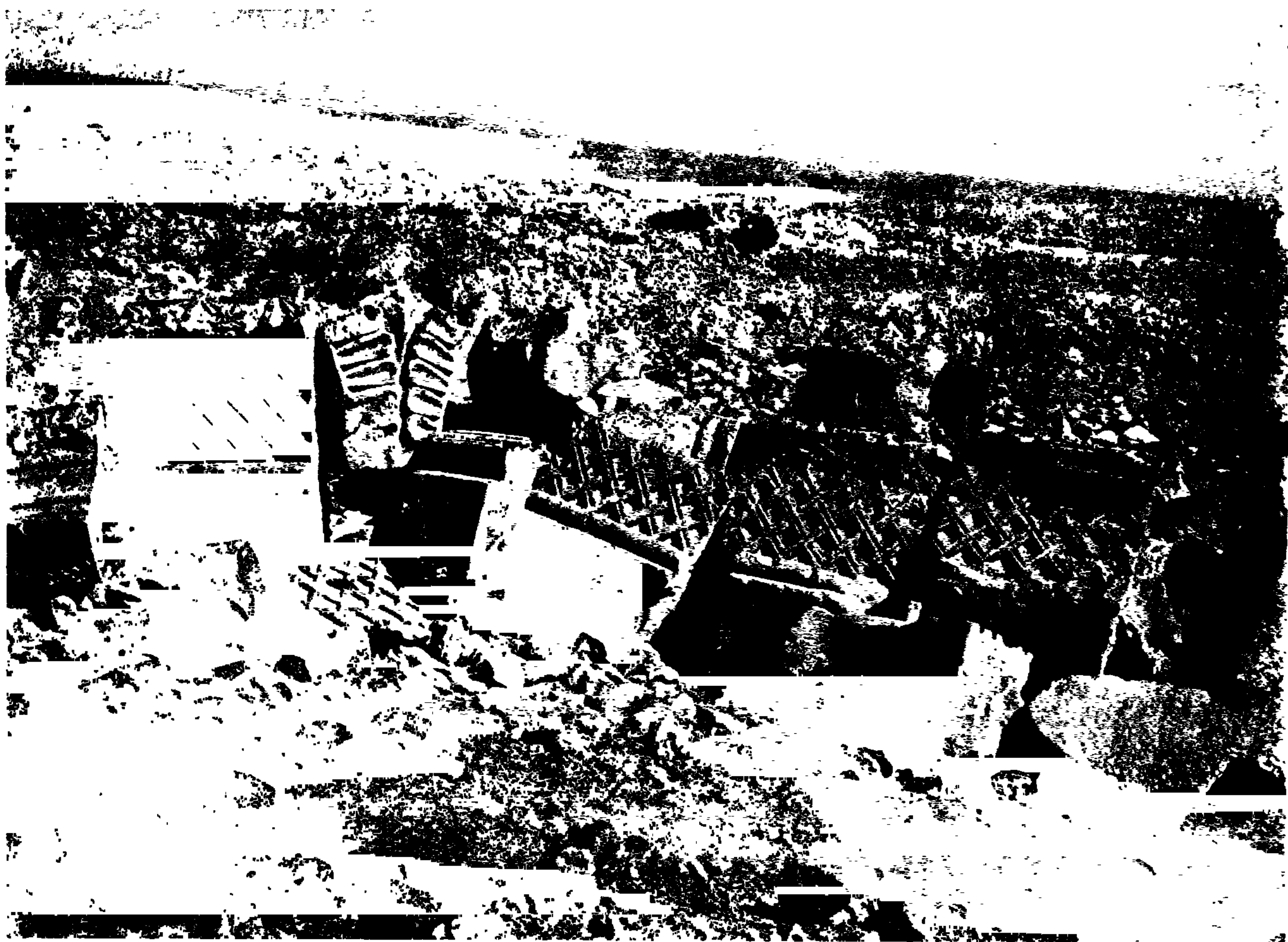
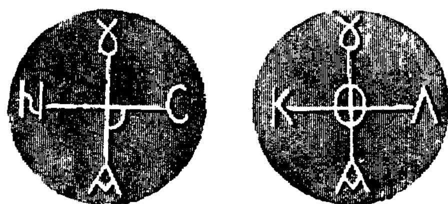


Abb. 117. Zwarthnotz, Palastkirche: Reste der Kranzgesimse.

Relief eines Granatbaumes, zur andern Hälfte mit dem eines Weinstockes. Ich muß sie leider in falschem Licht abbilden, weil sie heute verkehrt auf dem Boden aufgestellt sind. Immer hängt eine mächtige Granate in den Zwickel, während auf der Bogenmitte der Stamm entspringt. Diese Zwickel passen gut zwischen eine Folge von Bogen, die man sich nach Abbildung 115 vorstellen kann. Man sieht dort einen Sattelstein mit einer menschlichen Gestalt im Zwickel, zu beiden Seiten Bogenprofilierungen. Auf diese passen die keilförmigen Platten, die neben dem Sattelstein in Abbildung 115 rechts und links auf dem Boden stehen. Sie haben an der Innenseite das gleiche Profil, der Figur des Sattelsteines entspricht eine Weinranke. Unter den Sattelstein gehören jene Doppelwürfel, die in Abb. 115 links stehen, und dazu wieder die Doppelschäfte darunter, die ihrerseits den Doppeldiensten entsprechen, die im Grundriß (Abb. 112) am Äußern des ganzen Baues in 2·70 m Abstand, im ganzen 28 Paare, zur Verkleidung der Polygonalecken angebracht sind. Jeder dieser Doppeldienste hat 37 cm Durchmesser. Zwischen den Doppeldiensten in jeder Polygonalecke waren ein Fenster und an der Westseite nach jedem dritten Fenster eine Tür von 1·60 m Breite, im ganzen fünf Türen angebracht, deren Vorbauten in den Achsen des Baues größer waren als in den Diagonalen. Ich gebe (Abb. 119) den Versuch einer Wiederherstellung von Thoramanian, nach dem man sich ein deutliches Bild der Anordnung machen kann. Die Fenster verjüngten sich, wie man noch rechts neben der Westtüre feststellen kann, von innen 1·30 m auf 0·85 m außen. Jetzt versteht man auch den Wechsel der Säulchen an der inneren Mauerwand, den wir an Abbildung 110 und 112 beobachten. Der Abstand von 1·63 m entspricht der Fensterbreite, der Abstand von 1·16 der Polygonalecke, die jedoch nur am Äußern da ist. Im



Aufnahme Strzygowski 1889

Abb. 118. Zwarthnotz: Nerses-Monogramm der Kapitelle.

Innern ist die Umfassungsmauer rund. War das Äußere des Baues reich geschmückt, so entbehrte auch diese Innenrundung nicht einer Krönung über den Fenstern. Davon ist (Abb. 116) noch ein Rest erhalten. Man sieht unten die Spuren der Dienste, auf denen profilierte Bogen einen Spitzgiebel in die Mitte nehmen. Die Bogen saßen über den Fenstern, die Giebel entsprachen innen den Polygonalecken außen. Die Maße stimmen. Es ist zu beachten, daß sowohl die Profilierung der Bogen, wie die des Giebels sich nach unten zusammenzieht, das heißt, sowohl die Wülste wie die Hohlkehle dünner werden.

Über den Blendbogen des Erdgeschosses muß noch eine Reihe von Rundfenstern hingelaufen sein, wie die spätere Kopie in Ani bestätigt[1]). In Zwarthnotz ist ihr Vorhandensein bezeugt durch

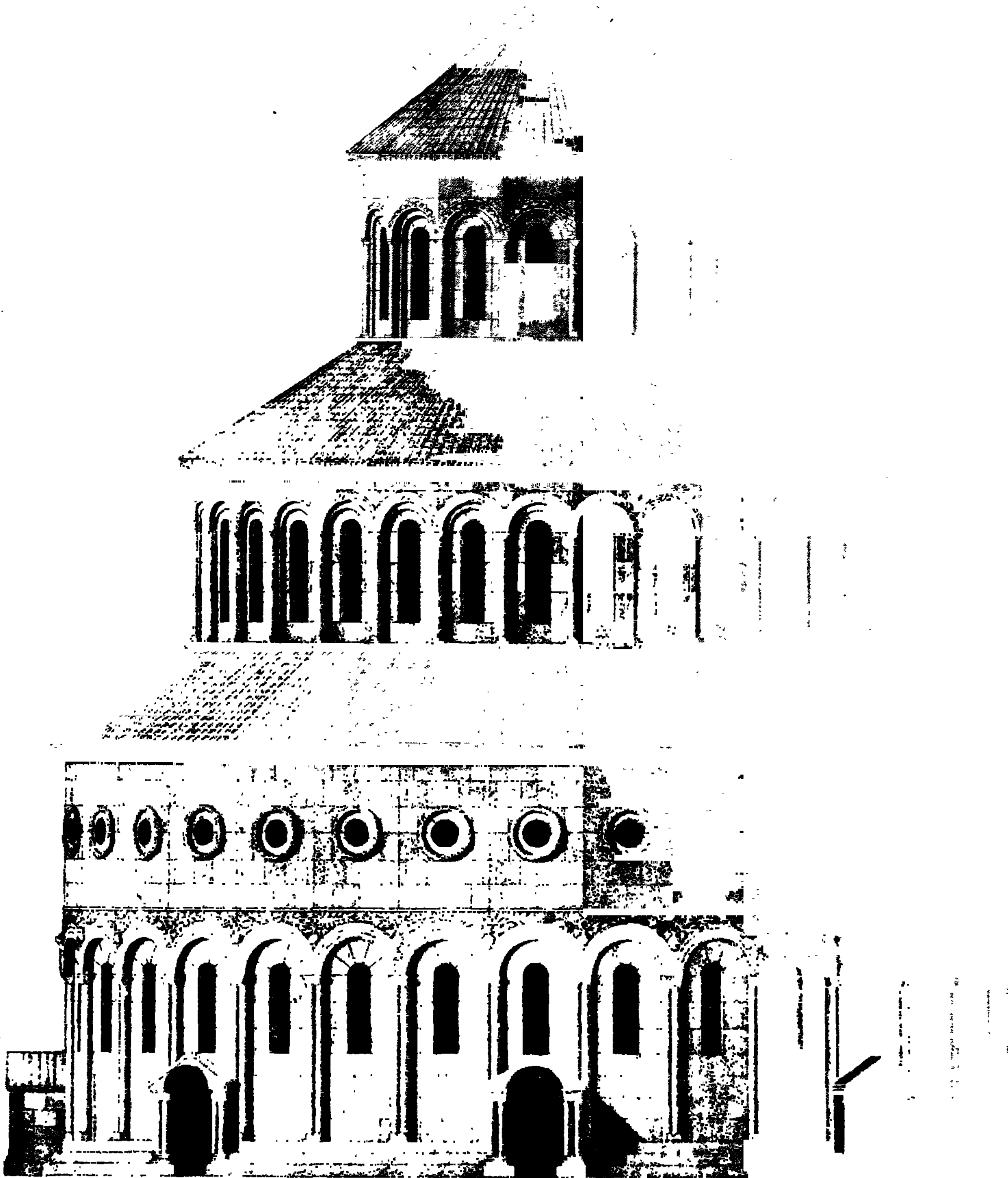


Abb. 119. Zwarthnotz, Palastkirche: Wiederherstellungsversuch von Thoramanian.

[1]) Vgl. auch das Baumodell oben, S. 72.

eine Menge von Zierbruchstücken, die nur den Schmuckrahmen dieser 0·95 m im Durchmesser messenden Rundöffnungen gebildet haben können. Es sind keilförmige Platten, die innen 35 cm glatt sind und nach außen einen 17 cm breiten Wulst (Abb. 120) zeigen, der mit verschiedenen Ornamenten: Löffelblättern (davon einige Stücke links in Abbildung 117), Lorbeerstab, Vierkanten (Fassetten), vierteiligen Diagonalsternen mit Knopffüllung oder sphärischen Rechtecken, endlich auch mit der Weinranke oder Bogen mit Palmettenkrönung geschmückt waren. Diese Rundfenster würden den Höhenunterschied der Schmuckdekoration außen und der Innenarchitektur ausgleichen, bei Annahme einer Empore würden sie diese beleuchten. Im übrigen sind solche Rundfenster in der entsprechenden

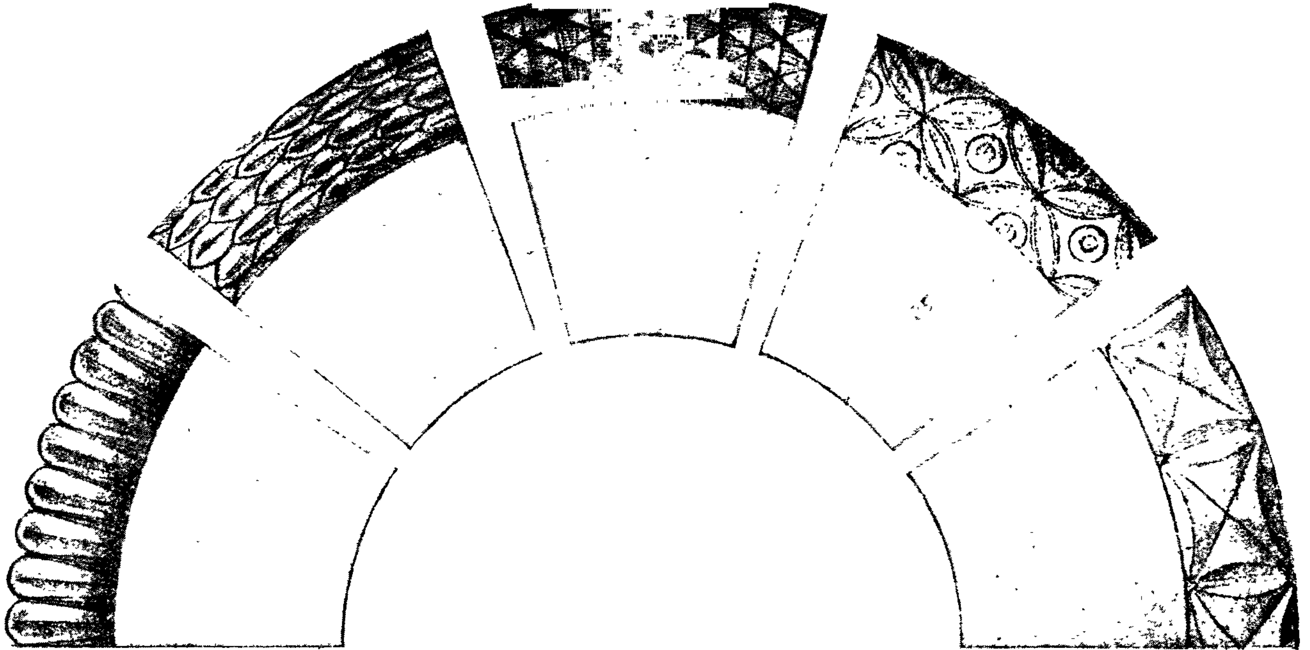


Abb. 120. Zwarthnotz, Palastkirche: Schmuck der Rundfenster über den Blendbogen. Aufnahme Thoramanian.

Höhenzone auch an typischen Bauten nicht selten; man vergleiche die kleinen Fenster in Bagaran (Abb. 96 f.) und später den Trikonchos von Thalin, insbesondere die Westfassade (Abb. 199), aber auch den Zwischenraum zwischen der Hauptapsis und der Tonne darüber (Abb. 200 f.).

Das Kranzgesims des Hauptgeschosses wie der Kuppel ist erhalten. Es zeigt gleicherweise (Abb. 117) die Schräge mit vier zweistreifigen Bändern in Gitterart verschränkt, wie wir es auch schon an Artik (Abb. 61) und sonst fanden. In Abbildung 117 sind die beiden Profile gegeben: Das steilere mit dem hohen Rosettenaufsatz ist das des Hauptgeschosses, das stärker vorgeneigte mit der Hohlkehle an der Deckplatte das der Kuppel (Einzelaufnahmen später).

Von der gottesdienstlichen Einrichtung wird S. 224 ausführlich zu reden sein. Die Hauptapsis ist bis auf den Beginn der Grundmauern freigelegt worden. Man sieht in Abbildung 255 diesen ganzen Kirchenteil von oben her, also auch diese Grundmauern in drei Stufen. Von der obersten ist nur der Mauerkern erhalten, die Steinverkleidung aber verloren.

Zur kurzen Vorführung der Ergebnisse der wertvollen Ausgrabungen von Zwarthnotz gehört noch die Beschreibung des Anbaues im Osten (Abb. 112). Hinter der Hauptapsis öffnen sich in der Umfassungsmauer zwei Türen nach einem rechteckigen, tiefliegenden Raume (Abb. 114), der einst durch einen Pfeiler von 1·90 m und zwei Bogen in der Ostrichtung in zwei gleiche Teile von 4·56 m Breite geteilt war. Man möchte glauben, daß es sich um eine Zisterne handle, darüber eine Anordnung der Räume, die die Unterbringung der beiden üblichen Seitenkammern der Apsis oder einer Treppenanlage ermöglichte, falls sich das Vorhandensein einer Empore bestätigen sollte.

Wie hoch Zwarthnotz bei den Armeniern selbst geschätzt wurde, wird belegt durch die einzigartige Tatsache, daß man den Bau 350 Jahre nach seiner Entstehung Zug für Zug nachahmend in der damaligen Residenz Ani wiederholte, nachdem er selbst schon vorher in Schutt und Trümmer gesunken war.[1])

[1]) Weitere Nachrichten: Macler, »Hist. d'Heraclius« S. 111, Kluge, »Versuch«, S. 55 f.

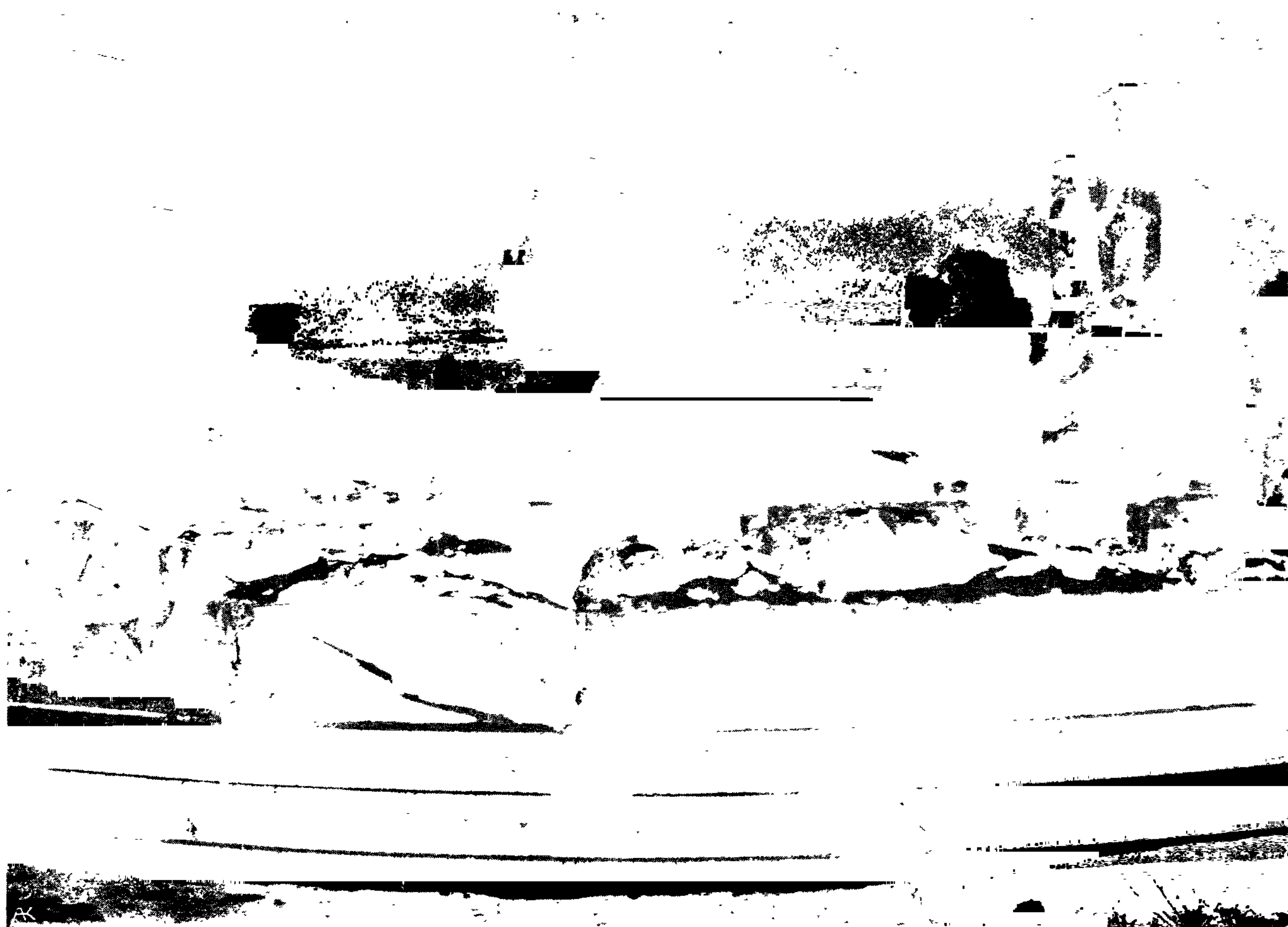


Abb. 121. Ani, Gregorkirche des Gagik: Ergebnis der Ausgrabungen. Aufnahme Marr.

Ani, Gregorkirche des Gagik[1]. Armenische Schriftsteller berichten, König Gagik habe im Jahre 1001 nach dem Muster von Zwarthnotz in Ani eine Kirche des hl. Gregor erbaut, die bald darauf bei der Einnahme der Stadt durch Alparslan 1064 zerstört worden sei[2]. Ein riesiger Schutthügel im Nordwesten der Stadt,[3] über dem Blumentale gelegen, im Jahre 1906 von Marr freigelegt (Abb. 121), hat diese Nachrichten bestätigt. Der Befund ist ausführlich von Marr, Texte und Forschungen zur armenisch-grusinischen Philologie X (1907) veröffentlicht worden[4]. Marr stellte auch fest, daß aus den Bruchstücken der Kirche sowie des nahe gelegenen Palastes des Erzbischofs Sargis Wohnhäuser um die Ruine herum entstanden. Ich kann mich hier wegen dieser eingehenden Vorarbeit und der späten Zeit, der der Bau angehört, doppelt kurz fassen. Die entscheidende Stelle bei Stephan von Taron III, 47 (Ausg. Gelzer-B., S. 214) lautet: «Wie König Gagik in der Stadt Ani eine große Kirche baut, die den Namen »Zum hl. Grigor« trägt. Zu jener Zeit, als vollendet wurde das 1000. Jahr seit der Fleischwerdung oder Menschwerdung unseres Herrn, in den Tagen des Kaisers Wasil, da faßte Gagik, der König der Armenier, den guten Vorsatz in seiner Seele, die prächtige Kirche, welche (einst) zu Ehren des hl. Grigor in dem Umkreise der Stadt gebaut worden war, in Trümmern lag und verwüstet war, in denselben Maßen und in derselben Bauweise in der Stadt Ani wieder aufzurichten. Nachdem er die Fundamente von der Seite des Tales von Całkocadzor, an einer erhöhten Stelle gelegt hatte, leuchtete sie sehr lieblich für diejenigen, die sie sahen, mit großgehauenen, felsenähnlichen polierten Steinen, mit einem Streifen von Skulpturen geschmückt, mit ihren Fenstern, ihrer dreifachen Türöffnung und ihrer dem hohen Firmament des Himmels ähnlichen wunderbaren Wölbung einen

[1]) Im Plan oben S. 64, Nr. 4, Orbeli, Führer Nr. 15. Vgl. über den Stifter mit dem Baumodell S. 72.

[2]) Vgl. die Literatur bei Lynch I, S. 382, der, vor der Ausgrabung schreibend, einen ganz falschen Bau im Auge hat.

[3]) Im Stadtplan bei Lynch, »Armenia« I, zu S. 390: Nr. 31, Synod house.

[4]) Vgl. Schmit, Byzantinische Zeitschrift XVII (1908), S. 280 f.

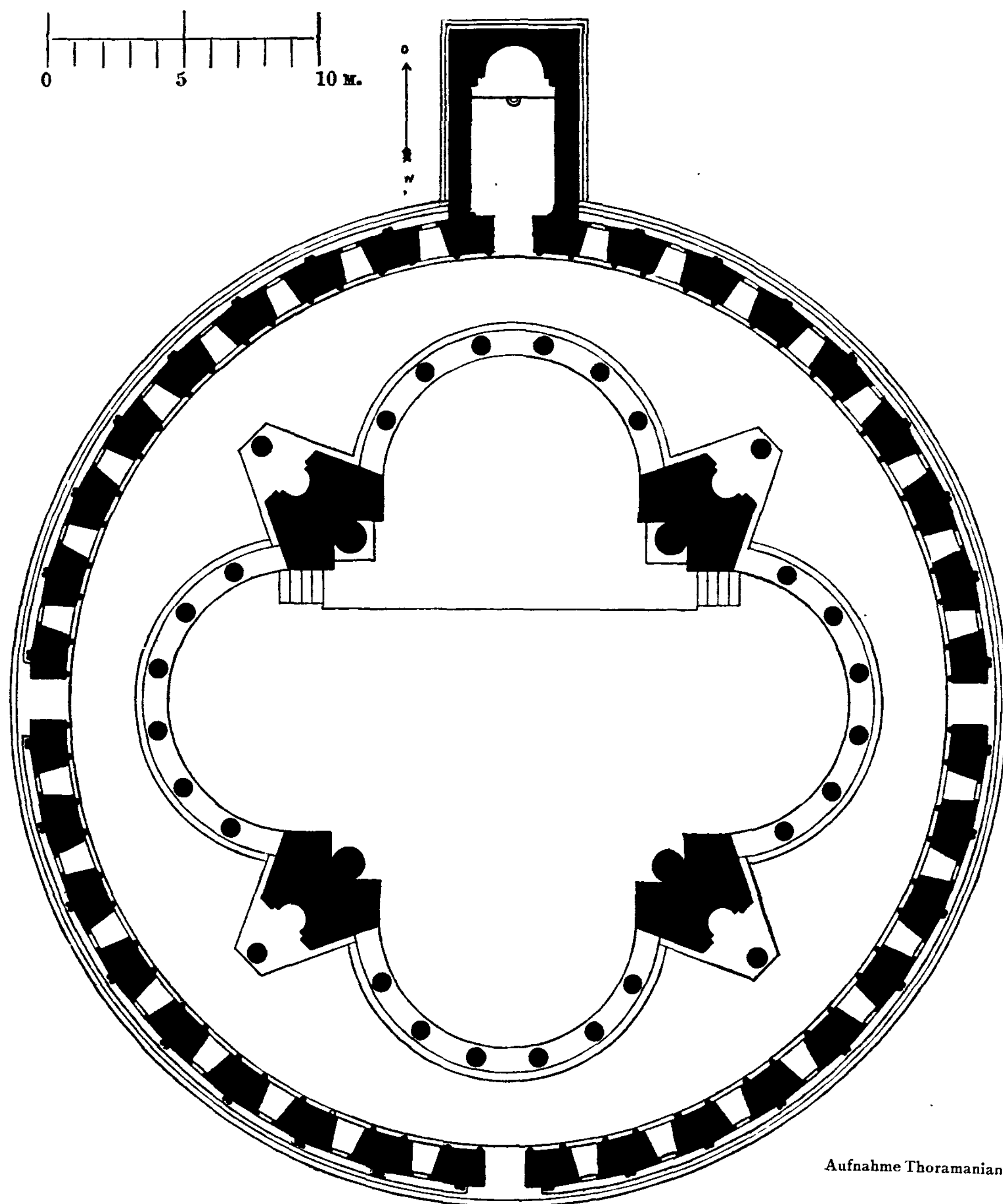


Abb. 122. Ani, Gregorkirche des Gagik: Grundriß (stärker verkleinert!).

prächtigen Anblick gewährend«. Ich untersuche nicht, ob diese Übersetzung wortgenau richtig ist. Worauf es ankommt, wäre, daß der bei den Ausgrabungen am beschriebenen Orte zutage gekommene Bau in der Tat eine fast genaue Kopie von Zwarthnotz ist. Die beiden Grundrisse mit den vier riesigen Kuppelstützen sind fast zu verwechseln (Abb. 122): Auf drei Stufen die 1·25 m starke Umfassungsmauer, die einen Kreis in der lichten Weite von 32·65 m bildet. Die Exedren haben wie in Zwarthnotz ihre sechs Säulen, die hier auch die offene Ostapsis zeigt. Im Osten dahinter statt der Grube eine kleine Kammer, außen 6·76 × 3·09 m groß. Da dazu lediglich der vierte der in den Achsen liegenden Eingänge (von 1·55 m Breite) führt, so sind tatsächlich die drei Eingänge da, von denen Stephan von Taron spricht. Es sind sämtliche 36 Doppeldienste an den Ecken des Äußern, je 36 cm breit, im Abstande von 3·10 m erhalten. Ihnen entsprechen die Einzeldienste im Innern. Die Kuppelpfeiler in der Form völlig Zwarthnotz entsprechend, mit 1·68 m Seitenfläche in den Exedren, laufen 2·68 m auf die 0·70 m Säule im Umgang zu. Diese ist hier mit einer kreisförmigen Fußplatte von 2·82 m Durchmesser umgeben. Die Kuppel auf 13·08 m breiten Tragbogen, die Exedren 9·50 m breit. Die beiden mittleren von ihren sechs Säulen stehen noch auf einer in den Umgang halbrund vortretenden Fußplatte, die in der Exedra 3·44 m breit ist. Vom Aufbau ist nicht viel mehr erhalten als in Zwarthnotz. Doch konnte man hier mit etwas mehr Sicherheit an den Versuch einer Wiederherstellung schreiten, weil bei der Kirche das Baumodell in den Händen der Statue des Gagik, jetzt im Museum (Abb. 55 oben S. 72), gefunden wurde. Ist es auch in der Kuppel wesentlich vereinfacht, so stellt es doch die Rundfenster über den Blendarkaden der Umfassungsmauer fest. Ein Wiederherstellungsversuch Thoramanians bei Marr, a. a. O., Tafel VIII/IX[1]).

[1]) Vgl. dazu Schmit a. a. O., S. 280 f.



Aufnahme Marr.

Abb. 123. Ani, Gregorkirche des Gagik: Einzelheiten der Ausstattung.

Eine nicht unwesentliche Veränderung hat die Ausstattung erfahren (Abb. 123). Zwar sind die Kranzgesimse die gleichen, mit dreistreifigem Bandgeflecht verzierten Schrägen geblieben, dagegen ist dieses Muster an den Knäufen der ionischen Korbkapitelle ausgeschaltet und diese einfach glatt gelassen. (Marr, Seite 15/16). An den Bogen der unteren Blendarkaden sind statt der Weinranke flach gearbeitete Palmettenornamente getreten (Marr, Seite 19) und an den Türgiebeln läßt sich ein Zurückgreifen auf antike Motive, besonders den Zahnschnitt, feststellen. (Marr, Seite 17). Ich komme auf Einzelheiten öfter zurück[1]).

Bana, Kirche. Sie liegt im Kreise Olthi-Ardwin in Taik, der Heimat Nerses III. und gehört zeitlich[2]) in die Zeit des Bischofs Kwirike, der sie im Auftrage des Kuropalaten Adrnerseh (881—923) erbaute. Der Bau ist deshalb von hervorragender Wichtigkeit, weil er, eine dritte Parallele zu Zwarthnotz, ermöglicht, mit völliger Sicherheit festzustellen, in welcher Weise sich der Aufbau vollzog, worüber in Zwarthnotz selbst, wie in Ani, nur Mutmaßungen möglich waren. Wir sehen Abbildung 125 die Nordansicht der Trümmerstätte, die heute ganz einsam daliegt. Der Ostteil steht noch aufrecht, im Westen nur die Umfassungsmauer, die überdies im Norden teilweise eingefallen ist. Das Innere ist hoch angefüllt durch die riesigen Trümmer der eingestürzten Kuppel wie der Tonnen und Mauern.

Der Bau ist ausführlich beschrieben und abgebildet, zugleich mit einer die Verwandlung in eine Festung und den Verfall behandelnden geschichtlichen Einleitung (und einem Vergleich mit Zwarthnotz und Ani am Schluß) in dem genannten Bande der Materialien zur Archäologie des Kaukasus. Ich kann mich daher hier kurz fassen und gehe aus von einer Beschreibung, die Koch »Reise im pontischen Gebirge« (II, Seite 243 f), 1846, das heißt zu einer Zeit gegeben hat, als die Kirche noch aufrecht stand. Sie war ihm das Schönste und Erhabenste, was er in der Art im ganzen Oriente (mit Ausnahme von Konstantinopel) gesehen hatte. »Das ganze Gebäude schien von außen eine ungeheure Kuppel zu sein, deren Querdurchmesser ohngefähr der Höhe gleichkommen kann«. Ich gehe von Kochs Grundrißskizze aus, weil sie das Wesentliche besser feststellt, als dies an dem 1855 und 1877 in den Türkenkriegen zerstörten Urbilde heute noch möglich ist. Kochs Aufnahme (Abb. 126) zeigt in der kreisrunden Ummantelung mit drei Eingängen und einem Anbau im Osten, vier Kammerbauten an Stelle der Pfeiler, die im Osten durch sechs, an den andern Seiten durch je vier Säulen halbrund verbunden sind. Im Jahre 1902 nahm den Bau der Architekt Kldiaschwili, im Jahre 1907 der Ingenieur Kalgin auf, in der Zwischenzeit schritt der Verfall immer mehr fort. Ich halte mich an die Aufnahme von Thoramanian (Abb. 124), der allerdings entgegen Koch in alle Strebenischen sechs Säulen setzt, was ich leicht ändern könnte, aber nicht tue, da Thoramanian dafür wohl ebenso seine Gründe hatte, wie beim Weglassen des Ostanbaues. Er sieht manches am einstigen Bestande für spätere Änderung an, worüber die verschiedene Tönung seines Planes Auskunft gibt.

Die wichtigste Neuerung des Schöpfers von Bana gegenüber Zwarthnotz ist, daß er zwischen die Kuppel und die Umfassungsmauer einen starken Mauerkreis einschob, wodurch ermöglicht wurde,

[1]) Weitere Nachrichten: Kluge, »Versuch«, S. 60.

[2]) Vgl. Uwarov, »Materialien«, XII, S. 88 f.

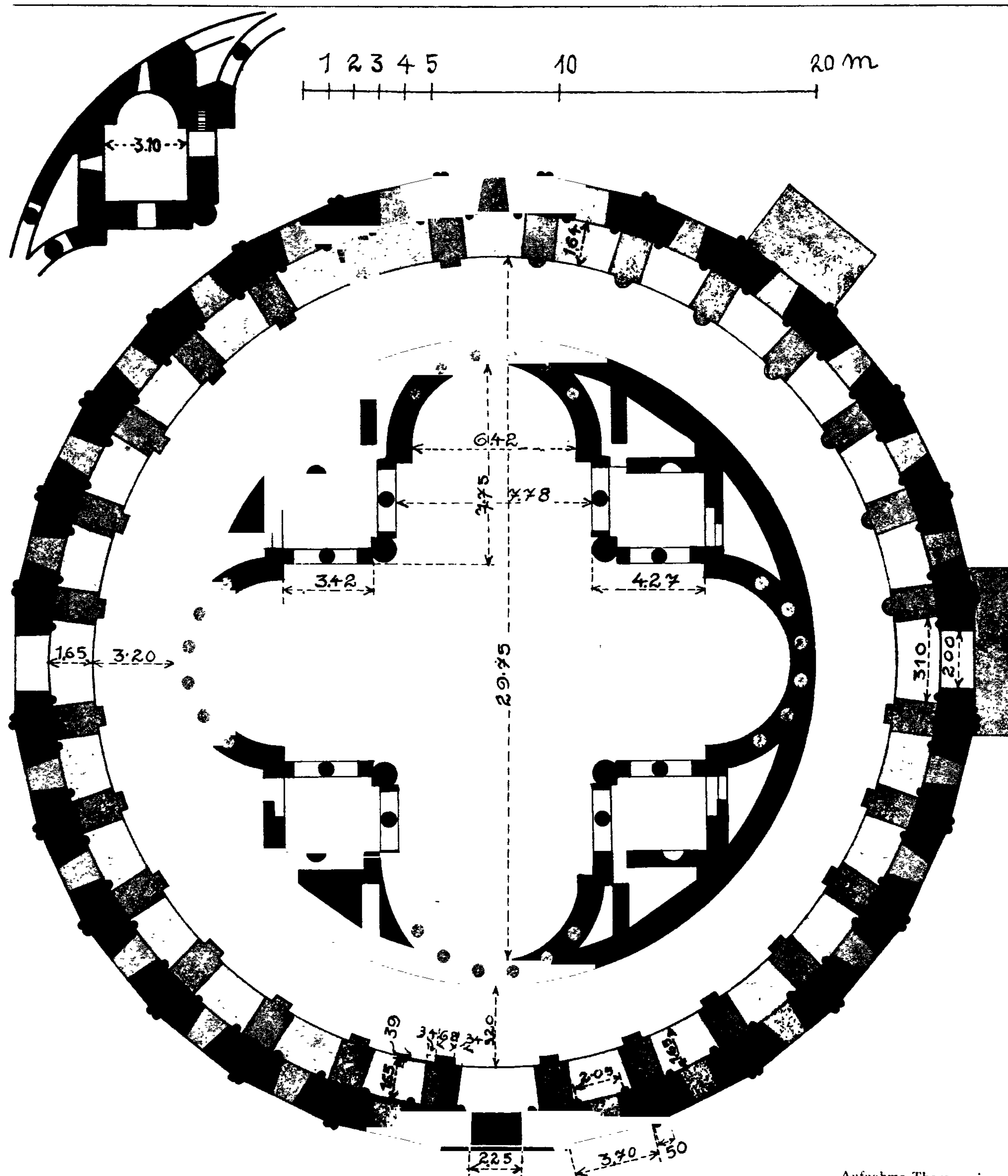


Abb. 124. Bana, Kirche: Grundriß (stärker verkleinert!) Links oben der Grundriß der Seitenkammern im Erdgeschoß.

die Pfeiler zu Kammern aufzulockern. Die Kuppel bekrönt nun freilich nicht mehr so alleinherrschend den Innenraum; zwischen sie und die Exedren sind vielmehr lange, den Kammern entsprechende Tonnen eingeschoben [1]). Einen Einblick in den Aufbau gewährt Abbildung 127. Man bedenke, daß die Säulen dieser Ostapsis schon in der Höhe der Altarbühne stehen, also Stufen vom Boden der Kirche emporführen; dadurch wächst noch der Eindruck kühnen Emporstrebens, das nur in der Gotik seinesgleichen hat. Die Säulen verlieren dabei ganz ihre monumentale Gestalt,

[1]) Vgl. Bagaran, S. 95, oder die Apostelkirche in Ani, S. 106 und für die Kammerbildung Chtskonk Abb. 102.

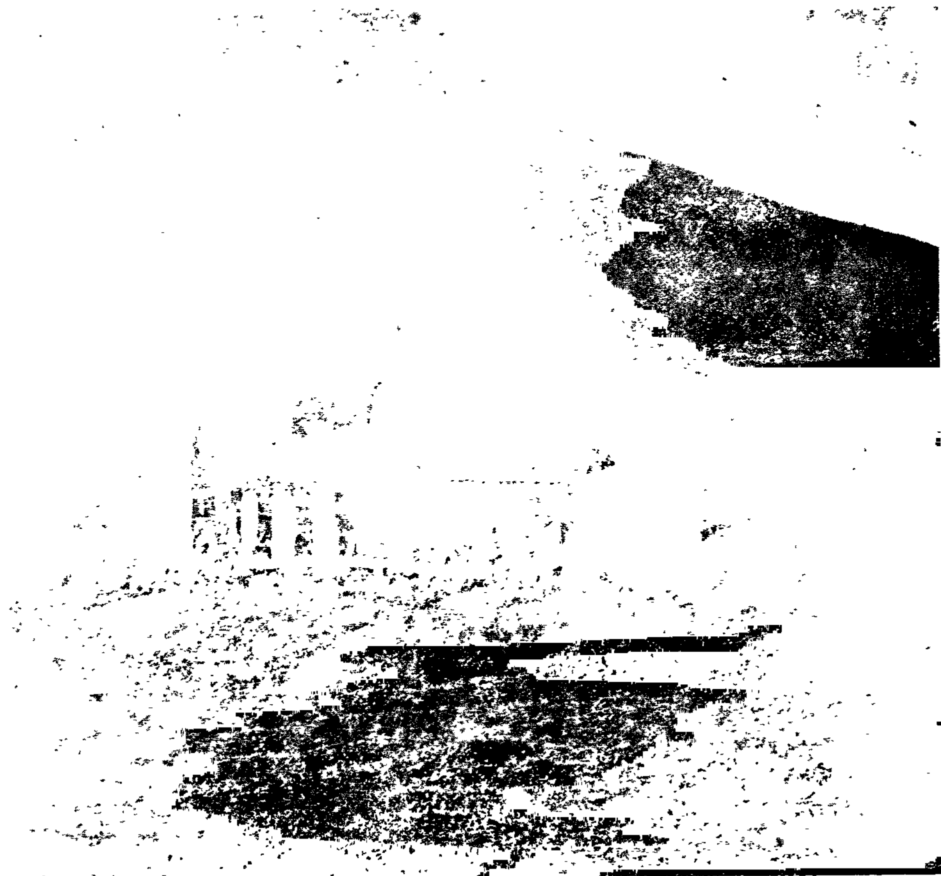


Abb. 125. Bana, Vierpaßkirche mit Umgang: Nordansicht. Aufnahme Thoramanian.

die Exedra ist zu einem Arkadenfries von zweimal Menschenhöhe zusammengeschrumpft, während die geschlossene Apsis, die durch zwei Geschosse aufschießt, im Eindruck den Ausschlag gibt. Abbildung 127 bietet so einen Begriff von der Bedeutung des Höhenwertes in der ganzen Gruppe. Es scheint, daß der Kämpfer in der Höhe von mehr als der doppelten Breite der Exedra liegt und darüber der aufsteigende Raum noch durch die Gewölbespannungen der Tonnen erweitert und so übergeleitet wurde auf die vorauszusetzende Fenstertrommel und die das Ganze abschließende Kuppel. Man denke bei einem Wiederherstellungsversuch an Bagaran (S. 95 f.).

Auf Einzelheiten des Baues gehe ich nur wenig ein, da darauf immer wieder zurückzukommen sein wird. Wir sehen ein Vieleck von 28 Seiten und etwa 37·20 m Durchmesser, die Ecken durch Doppeldienste wie sonst verstellt. Die lichte Weite der mit Einzeldiensten geschmückten Innenmauer beträgt etwa 34·40 m, wurde aber später durch in den breiten Eingang vortretende Verstrebungen auf etwa 31 m verengt. Der Bau war also wenig größer als Zwarthnotz. Die Außenwände trugen über den Diensten stellenweise eine ähnliche Ausstattung wie dort; Abbildung 128 zeigt Reste der Profilierung um die Fenster und die Füllung der Zwickel mit Weinlaub und Granaten. Der innere Mauerkreis, der rechts daneben sichtbar ist, zeigt die rundbogigen Durchbrechungen, die nach dem Innern führten und, später zugemauert, im Grundriß nicht angegeben sind[1]). Im Innern des Kuppelraumes sind ausschließlich Hufeisenbogen angewendet, besonders an den Bogen, mit denen die in drei Geschossen übereinander nach dem Kuppelraum verschieden sich öffnenden Kammern aufsteigen. Ebenso in den Exedren. Die Kapitelle werden unten eingehend zu besprechen sein, ebenso andere Einzelheiten.

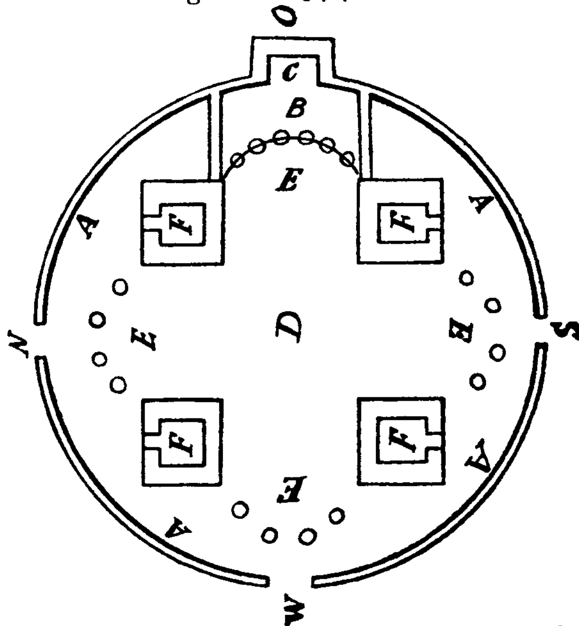
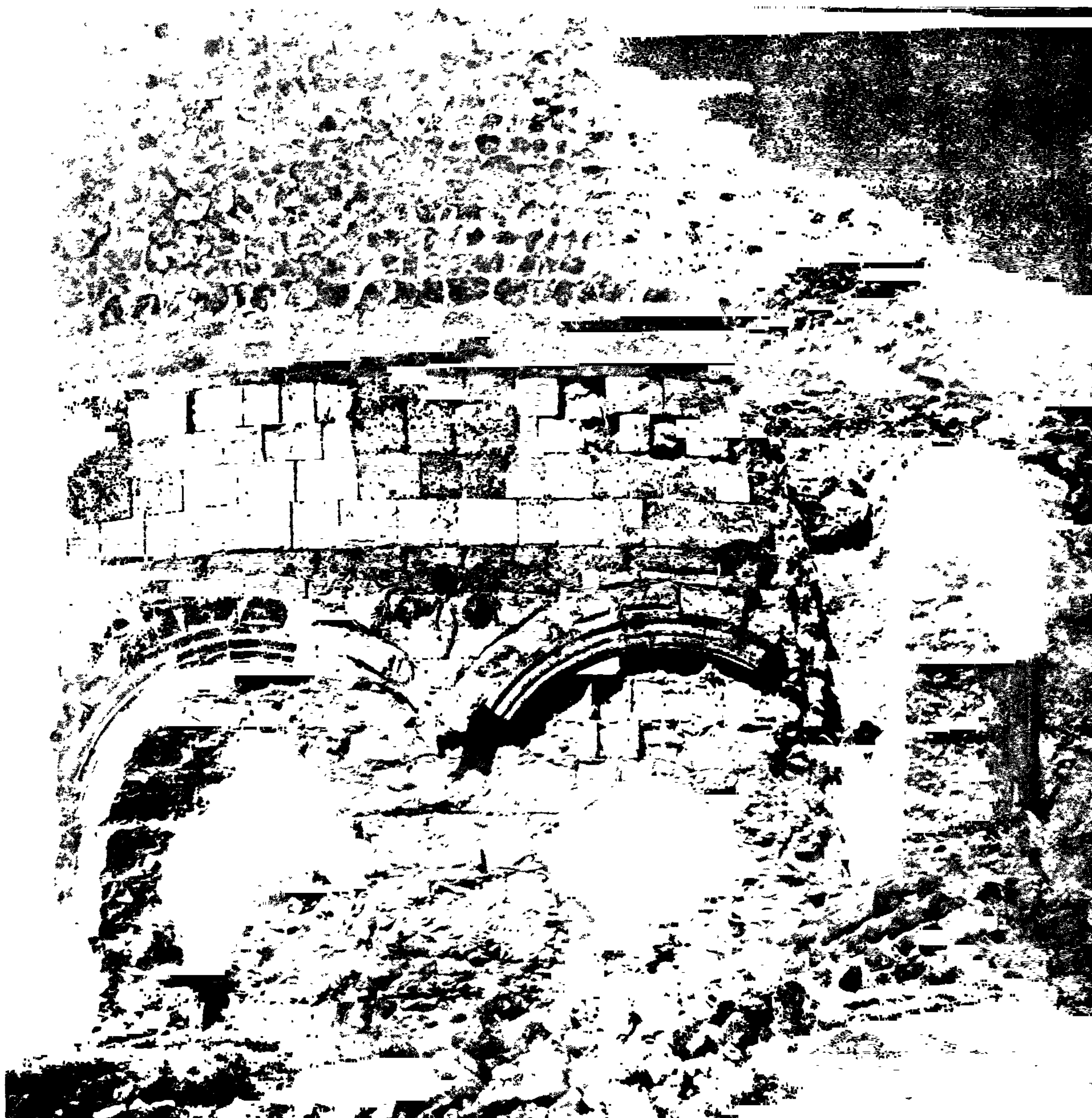


Abb. 126. Bana, Kirche: Aufnahme Kochs von Jahre 1846.

[1]) Vgl. dazu die Aufnahmen und Wiederherstellungsversuche von Kldiaschwili und Kalgin bei Uwarov, »Materialien«, Bd. XII, S. 94 f., und Kluge, »Versuch«, S. 64 f.



Abb. 127. Bana, Kirche: Stehengebliebene Ostapsis. Aufnahme Thoramanian.



Aufnahme Thoramanian

Abb. 128. Bana, Kirche: Einzelheit von der Umfassungs- und inneren Rundmauer.

In der Heimat Nerses III., des Erbauers von Zwarthnotz, Ischchan, ist zwar kein vollständiger Bau des Vierpasses mit Umgang nachweisbar; aber es wird später einer durchbrochenen Apsis zu gedenken sein, die sich dort erhalten hat und vermuten läßt, daß auch in Ischchan einst eine Kirche in der Art von Zwarthnotz aufrecht stand. Wir bekommen so den Eindruck, daß die Gattung des Vierpasses mit rundem Umgang eine breite Schicht bildete, deren Ursprung weit zurückliegen dürfte.

b) Mit Vierpaß-Umgang.

Ein Bauwerk dieser Art ist in Armenien nicht erhalten. Doch liegt es derart in der Entwicklungsrichtung des altchristlichen Kirchenbaues dieses Landes, daß ich durch Einschaltung dieser Bemerkung ausdrücklich darauf hinweisen möchte. S. Lorenzo in Mailand ist der bekannteste Vertreter dieser Art: der Vierpaß umschlossen, nicht wie in Zwarthnotz durch ein Vieleck, sondern durch einen weiteren Vierpaß. Für das Äußere vgl. den Sechspaß Abb. 22.

C. Sechspässe (Abb. 47).

Bauten dieser Art aus dem 7. Jahrhundert und der vorhergehenden Zeit scheinen in Armenien heute nicht mehr erhalten. Doch erfreut sich der Typus in Ani einer so besonderen Beliebtheit, daß man schließen möchte, auch die ältere Zeit müsse ihn gekannt haben. Die grundsätzliche Übereinstimmung mit den besprochenen einfachen Vierpaßbauten macht die Ausdehnung auf sechs statt auf vier Konchen in früher Zeit wahrscheinlich und es darf vielleicht hier schon bemerkt werden, daß das Sechseck (freilich ohne Konchen) auch im Gebiete des Mittelmeeres in altchristlicher Zeit für Taufhäuser beliebt war. Dazu kommt ein anderes.

Habe ich die einfachen Vierpässe eingeteilt nach der Anzahl der Nebenräume und erst beim Übergehen auf die Vierpässe mit Umgang die Ummantelung in den Vordergrund gestellt, so soll diese hier von vornherein als Einteilungsgrund gelten. Man wird die Bedeutung der erhaltenen Beispiele aus der Bagratidenzeit erst recht zu würdigen wissen, wenn die Erkenntnis angebahnt ist, daß damals bereits ein Kirchenkanon die schöpferische Tätigkeit auf eine bestimmte Bauform, die Kuppelhalle, einschränkte und daneben nur Wiederholungen altüberlieferter und nur noch dadurch möglicher Formen älterer Bauwerke duldete. Schon daraus möchte ich schließen, daß wir es im Vier-, Sechs- und Achtpaß mit Bauformen zu tun haben, die zu den ältesten Armeniens gehören.

a) Sechspässe mit Dreieckschlitzen.

Die Konchen werden außen durch das im besonderen als armenisch anzusehende Motiv der Dreiecknische voneinander getrennt.

Ani, Gregorkirche des Abughamrentz[1]. Eine Bauinschrift fehlt. Doch ist die Kirche wahrscheinlich von Abughamrentz Pahlawuni um die Mitte des 10. Jahrhunderts erbaut. Vom Jahre 994 ist eine Schenkungsinschrift erhalten[2]. Eine Inschrift von 1040 meldet die Anlage eines Familiengrabes der Abughamrentz[3]. Die Kirche steht noch samt der Kuppel aufrecht, doch sind die unteren Wandteile der Steinverblendung mehr oder weniger verlustig gegangen. Abbildung 130 zeigt den Bau von der Ostseite[4]. Wir sehen ein Zwölfeck mit sechs Fenster- und sechs Dreieckschlitzen, letztere jedoch (Abb. 130, rechts) zu beiden Seiten des mittleren Apsisfensters ersetzt durch Mauerverstärkungen, die den neben der Apsis in der Wand schräg liegenden Räumen als Deckung dienen sollen. Darüber gibt der Grundriß (Abb. 129) Auskunft. Er weist, dem äußeren Zwölfeck mit etwa 3 m Seitenlänge entsprechend, im Innern das Sechseck auf, mit etwa 2·10 m Seitenlänge und breiten Mauerkeilen in den Ecken, die mit halbrunden Diensten enden und außen durch die 1·30 bis 1·75 m breiten Dreiecknischen im Mauerwerk verringert werden. Innen greifen sechs ganz gleiche Dreiviertelkreise von 2·50 m Durchmesser unter die Kuppelwände. An der Südwestseite, also nicht in der Achse, der Eingang mit seinem auf zwei Diensten ruhenden Vorbau (Abb. später). Die Kuppel hat 5·02 m inneren, 6·60 m äußeren Durchmesser[5]. Die Apsis öffnet sich mit 2·35 m und hat 2·75 m Durchmesser. Im Aufriß sind die Strebenischen bis zum Kämpfer 6·18 m hoch (Abb. 131)[6] und steigen im Dreiviertelbogen noch um 2·55 m, wo die Kuppel sich durch einen vorkragenden Stufenfries verengt und innen rund, außen sechzehneckig zum pyramidalen Dach aufsteigt. Die Ausstattung ist innen, soweit sie etwa gemalt war, durch Tünche verdeckt außen aber reich in Steinmetzarbeit ausgeführt. Im Innern treten vor die Mauerkeile Rundstäbe, richtige Dienste, wie man nach Abbildung 131 zugeben wird, mit verschieden geschmückten

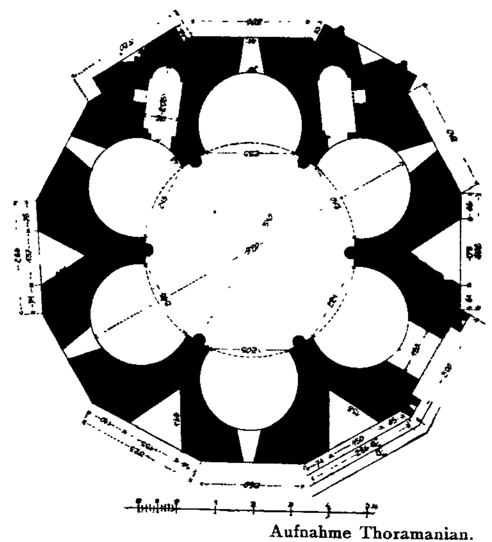

Aufnahme Thoramanian.

Abb. 129. Ani, Gregorkirche des Abughamrentz: Grundriß.

[1]) Vgl. oben, S. 64 im Plan Nr. 3, Orbeli, Führer Nr. 53.
[2]) Alischan, »Schirak«, S. 52 f. Vgl. auch Kostaniantz und andere.
[3]) Alischan, »Schirak«, S. 54. Orbeli, Führer, S. 23 f. — Rivoira, »Arch. mus.«, S. 234, setzt den Bau um 1000.
[4]) Vgl. auch Lynch I, Abbildung 85 und 86.
[5]) Man kann sich danach leicht ausrechnen wie ausgiebig die Kuppelwände von den Strebenischen getragen werden.
[6]) Nach Lynch I, S. 328, Abbildung 87.



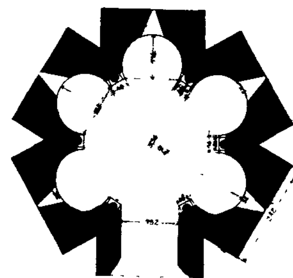
Abb. 130. Ani, Gregorkirche des Abughamrentz: Ansicht von Südosten. Aufnahme Thoramanian.


Aufnahme Lynch
Abb. 131. Ani, Gregorkirche des Abughamrentz: Innenansicht.

Köpfen. Im Äußern begleiten die Fensterschlitze und Apsisanbauten einfache oder paarige Dienste, mit Kugelköpfen. Um Fenster und Trichternischen läuft ein Stufenband in syrischer Art herum, nur das Apsisfenster (Abb. 130) zeigt das gewöhnliche Bogenband mit zweistreifigem Bandgeflecht um Rosetten. Darüber die Inschrifttafel. Ein Stufenfries krönt auch die Vorbauten neben der Apsis über einer Tropfen(?)leiste und die Fenstertrommel unter dem Dache, die im übrigen ganz einzigartig ausgestattet ist mit Paaren gedrehter Wülste, die die Fenster umziehen und nochmals von glatten Doppelwülsten umzogen sind. Der Bau wurde neuerdings in den unteren zerstörten Wandteilen derb ergänzt (Abb. 130). Lynch I bringt Abbildung 85 und 86 ältere Aufnahmen, so auch eine Abbildung bei Nahapetian I, 14. Bemerkt sei, daß im gegebenen Falle die Seitenkammern der Apsis als Grabkammern aufgefaßt wurden [1]).

Ani, Sechspaß auf der Burg [2]). Dieser kleine Bau (Abb. 132) gibt im Sechspaß das, was ich mir, Seite 99, unter dem Vierpaß von Matschitlu vorstelle: innen Rundnischen, jede außen rechteckig ummantelt. Er hat 7·50 m Außendurchmesser (ohne die beiden Stufen) und 3·56 m inneren Durchmesser der kleinen auf die Mauerkeile mit Diensten aufgesetzten Kuppel. Sie ist außen zwölfeckig, mit pyramidalem Dache. Jede der 1·16 m tiefen, hufeisenförmigen Nischen, deren außen schlitzartige, innen 0·52 m breite Fenster auf die Zeit nach 1000 weisen, ist außen von einem Rechteck ummantelt, das 2·82 m lang ist und mit 1·02 m im Winkel, das heißt in einer Dreiecknische, mit dem nächsten Rechtecke zusammenstößt. Im Westen ist der sechste, 1·52 m breite Bogen als Eingang offen gelassen. Abbildung 133 zeigt den Zustand des Äußern. Das Dach und Teile der Steinverkleidung der Wände sind verschwunden, nur die Fenstertrommel mit ihren Flachnischen und Ecksäulchen ist gut erhalten. Ich bin leider nicht unbedingt sicher, ob die Aufnahme wirklich den Bau auf der Burg von Ani oder einen fast gleichen, anderen Bau zeigt.

Ani, zweiter Sechspaß auf der Burg (?) [3]). Er steht nahe dem Felsen (?) und weist (Abb. 134) 9 m Außendurchmesser der Umfassungsmauern auf und 4·44 m innere


Abb. 132. Ani, Burg, Sechspaß: Grundriß.

[1]) Vgl. Lynch I, S. 381. Weitere Beiträge: Orbeli, Führer, S. 23 f. Brosset, »Ruines d'Ani«, Tafel XVIII.

[2]) In meinem Plan oben, Seite 64, Nr. 12, bei Orbeli Nr. 112.

[3]) Ich habe den Bau nicht selbst gesehen, finde ihn auch nicht bei Orbeli. Er soll südwestlich der Zitadelle liegen. Ich bringe ihn nach einer Aufnahme von Thoramanian, die ich um der beachtenswerten Bauform willen nicht auslassen möchte.

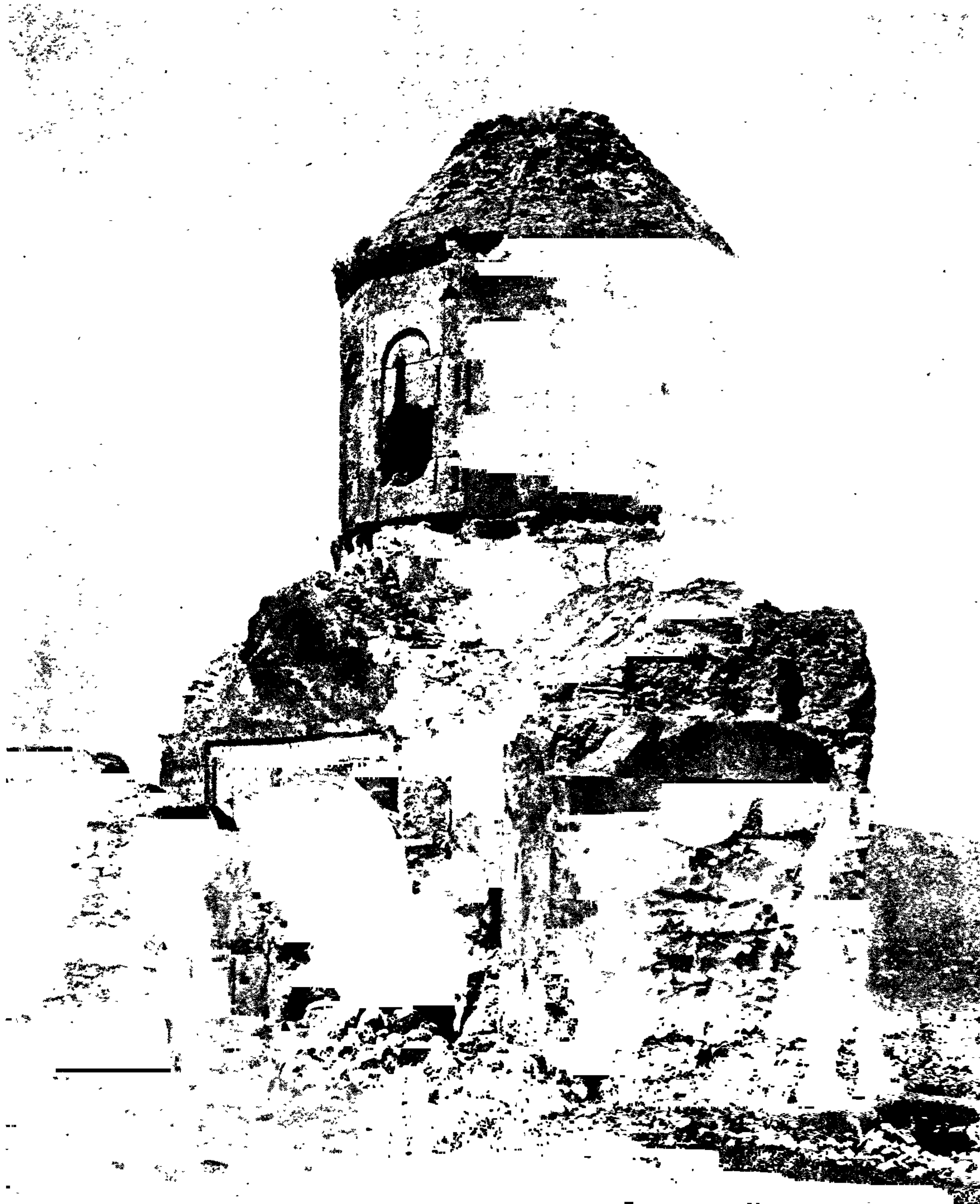
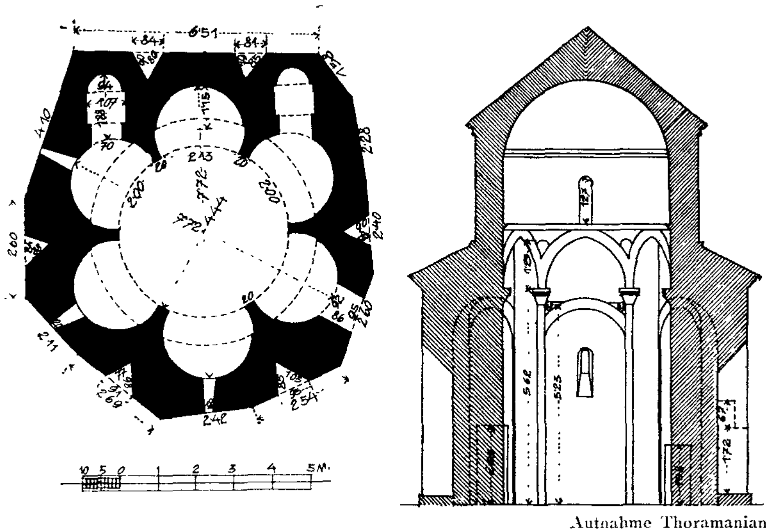


Abb. 133. Ani, Burg (?), Sechspaß: Grundriß. Aufnahme Thoramanian.

Weite der kleinen auf die nur 0·20 m dünnen Mauerkeile ohne Dienste aufgesetzten Kuppel. Die Außengliederung ist wie an der Gregor Abughamrentz-Kirche ein Zwölfeck, aber unregelmäßig, immer ein Fensterschlitz und eine Dreiecknische in den aufeinanderfolgenden Seiten wechselnd. Die Ostseite schließt geradlinig, weil dort an das Zehneck Seitenräume angebaut sind. Die Strebenischen haben, wie immer bei den Sechspässen mit Trichterschlitzen, die Form des Hufeisenbogens. Im Aufriß zeigen sich daher Überschneidungen, wie sie Abbildung 135 andeutet. Nach der Kuppel vermitteln kleine Trichternischen und die Mauerkeile sind in der Art von Diensten mit Köpfen versehen.

Ani weist noch einen weiteren Sechspaß mit Dreiecknischen auf, die Hirtenkirche. (Nr. 15 meines Planes Seite 64). Daran feiert aber das Schmuckmotiv der Dreieckschlitze derartige Feste, daß



Aufnahme Thoramanian

Abb. 134/135. Ani, Burg (?), Sechspaß: Grundriß.

der kleine Bau als letzte Steigerung über die Durchschnittsart hinausgeht und besser erst im systematischen Teile (unter Licht und Schatten) zu besprechen sein wird. Er gehört überdies einer jüngeren Zeit an.

b) Sechspässe mit Blendbogen.

In dieser Gruppe aus jüngerer Zeit ist ein zierlicher Bau in Ani zu erwähnen, der dadurch auffällt, daß seine Strebenischen selbst, nicht etwa eine Ummantelung außen mit je drei Blendbogen umzogen sind. Ich gebe ihn nur des Typus halber.

Ani, Sechspaßkapelle im Achureanertal, Hripsimekloster oder Bechentzwank genannt. Ich gebe den Grundriß nach Texier, Description, Tafel XXIII [1]), wozu er im Texte, Seite 150, bemerkt, der vorgebaute Kiosk schiene ihm neu zu sein. Er ist heute fast vollständig verschwunden. Abb. 22 oben S. 24 bringt dazu ein Lichtbild der Rückseite mit einem giebelgedeckten einschiffigen Nebengebäude, das nicht unmittelbar mit dem Sechspaß zusammenhängt. Der Rundbau ist nur durch die 0·70 m breite Tür zugänglich, vor der sich der Kiosk erhob. Man muß von ihm eine herrliche Aussicht auf die doppelgeschossige Brücke, die Zitadelle und Moschee gehabt haben. Die Gebäude stehen auf einem vorspringenden Mauerabsatze, neben dem ein gedeckter Gang vom Tal und dem Stadttor aus empor zum Kathedralviertel führte.

Der Sechspaß ist im üblichen Gußwerk ausgeführt, von den Verkleidungsplatten sind viele abgefallen. Der zierliche Bau hat nur 2·05 m inneren Kuppel- und 4·70 m Durchmesser der außen kreisrund um das Ganze gelegten Unterstufe. Die Dreiviertelkonchen sind 0·86 m tief, die vor die Mauerkeile gestellten Dienste stehen 1 m voneinander ab. Ungleich kleine Fenster führen durch drei der Strebenischen Licht zu, in der Fenstertrommel sind nur vier Schlitze angebracht, also je einer in jedem dritten Blendbogen, von denen zwölf mit Giebeln in ein Faltdach endigend, außen herumlaufen und so mit den achtzehn Blendnischen unten zusammenklingen. Der Bau dürfte kaum viel älter als das 13. Jahrhundert sein. Ich führe ihn hier nur ausnahmsweise an, er zeigt zugleich, wie sehr allmählich die Baukunst selbst hinter den Schmuck zurücktrat. Auffallend sind auch die Verhältnisse des Innern: bei 3·72 m Höhe bis zum Kuppelansatze steigt die Fenstertrommel dann noch 2·78 m auf, ist also sehr hoch. Außen kommt das nicht so stark zur Geltung, weil dort die Dächer der Strebenischen fast einen Meter hoch über den Kuppelansatz innen emporstreben. Die Blendnischen selbst sind 2·50—2·70 m in den Diensten, 0·35—0·50 m im Bogen hoch und 0·60 m breit. Ich entnehme die Maße genauen Aufnahmen Thoramanians [2]). Das Nebeneinander von Sechspaß und Langbau erinnert an Agrak (S. 102, Abb. 94/95).

Es gibt noch mehr Beispiele der Sechspaßart in Armenien; sie sind meist außen durch sechs Dreieckschlitze gegliedert. Auch in Georgien ist diese Art so häufig, daß ich neuerdings für ihren frühchristlichen Ursprung eintreten möchte. Der Bau zum Beispiel, den ich (Abb. 1) an die Spitze dieses Buches gestellt habe, um den Untertitel »Gußmauerwerk mit Plattenverkleidung« sofort eindrucksvoll aufzuklären, ist ein solcher georgischer Sechspaß. Es ist eine Ruine in Goguba, von der noch zu reden sein wird [3]). Einen weiteren Sechskonchenbau findet man in Kiaglis bei Uwarov XII, Seite 87, besprochen [4]). In beiden Fällen handelt es sich um die einfachste Art mit außen wechselnden Dreiecknischen und Fensterwänden. Aber Georgien hat auch sehr

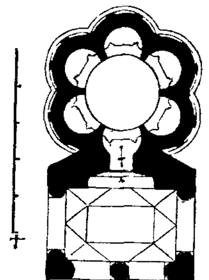


Abb. 136. Ani, Sechspaß im Achureanertal: Grundriß.

[1]) Vgl. danach auch Bayet. »L'art byz.«, S. 283. Texier irrt in der Außenstufe.
[2]) Weitere Nachrichten: Brosset, »Ruines d'Ani«, Tafel III. Alischan, »Schirak«, S. 30.
[3]) Vgl. vorläufig Uwarov, »Materialien« XII, S. 73 f. und Kluge, »Versuch«, S. 49, Abbildung 114—116.
[4]) Vgl. Kluge a. a O, S. 49, Abbildung 111—113.

merkwürdige Seitentriebe dieser Art aufzuweisen, die unten noch da und dort heranzuziehen sein werden. Hier seien nur ganz allgemein zwei Bauten eingeführt: In Kazek[1]) ist der Sechspaß außen zwölfeckig, also ohne Trichternischen gebildet und die Mauerkeile durch zylindrische Hohlräume erleichtert, die man weder außen noch innen sieht. Außerdem legen sich um den Bau von Westen her um drei Seiten Vorräume, die im Osten mit zwei Kapellen enden. Einer der seltsamsten Baueinfälle liegt dann noch vor im Grundrisse der georgischen Kirche von Kumurdo. Von ihr wird später zu reden sein. Beide Bauten belegen, bis zu welchem Grade in späterer Zeit in Georgien mit den alten Bauformen gespielt wurde.

Sechspässe mit Umgang sind bis jetzt in keinem Kunstkreise bekannt geworden. Doch sollte mich nicht wundern, wenn eine solche Bauform aus altchristlicher Zeit bei Ausgrabungen in Armenien zu Tage käme.

D. Achtpässe.

Sie lassen sich nach der Ausstattung des Äußern wieder in zwei Gruppen gliedern.

a) Achtpässe mit Dreieckschlitzen.

Diese ausgesprochen armenische Form zeigt außen herum die tiefschattenden Nischen von dreieckigem Grundriß. Ihre Zahl wechselt. An die Spitze wäre zeitlich von Großbauten vielleicht ein Achtpaß zu stellen, der eine halbe Stunde etwa nördlich von Eghiward aufrecht steht, von dem wir aber leider erst zu spät erfuhren. Es ist eine von Gregor Mamikonian (662 bis 685) erbaute Klosterkirche, außen vielseitig, innen mit acht halbrunden Nischen. Der nachfolgend beschriebene Bau von Irind, der, bisher unbekannt, von uns aufgenommen werden konnte, scheint in ziemlich genauer Übereinstimmung damit.

Irind. Abbildung 138 zeigt den Bau in der Ansicht von Süden her[2]). Wir sehen Mauern in Trümmern, deren Steinwände nach der Regel mit Gußmauerwerk gefüllt sind. Große Brocken liegen auf dem Boden umher, doch ist von den Grundmauern und im Aufbau so viel erhalten, daß sich die Bauform vollkommen klar feststellen läßt. Im Grundriß (Abb. 137) ergibt sich der Achtpaß, in der West-Ostachse durchsetzt von einem Portal- und Chorbau. Sieben Nischen in gestelztem Rundbogen und ein quadratischer Eingangsraum umgaben den Hauptraum, von einander getrennt durch massige Wandkeile, die nach innen mit je einem in den Winkel gestellten Dienst aus Tuffquadern enden. Außen herum tritt jede Achteckseite in drei Wänden auf, deren Schrägen auf die Mittelwand zu jedesmal mit Pfeilervorlagen enden. Ein Wechsel liegt vor im Westen durch die rechteckig vorspringende Türwand, im Osten durch zwei neben die Hauptapsis gelegte Nebenräume, die mit der Apsis in eine gradlinige Schlußwand zusammen gefaßt sind, in der die Dreiteilung durch zwei Flachnischen mit schrägen Seitenwänden angedeutet ist. Durch diese Nischen entsteht eine so ungleichmäßige Verteilung der Mauerdicke, daß die Mauer an zwei Stellen unter das durchschnittliche Mindestmaß ihrer 1·17 m Stärke sinkt. Die Kuppel hatte innen (Abb. 138) einen Durchmesser von 8·35 m und ruhte auf einer achteckigen Fenstertrommel,

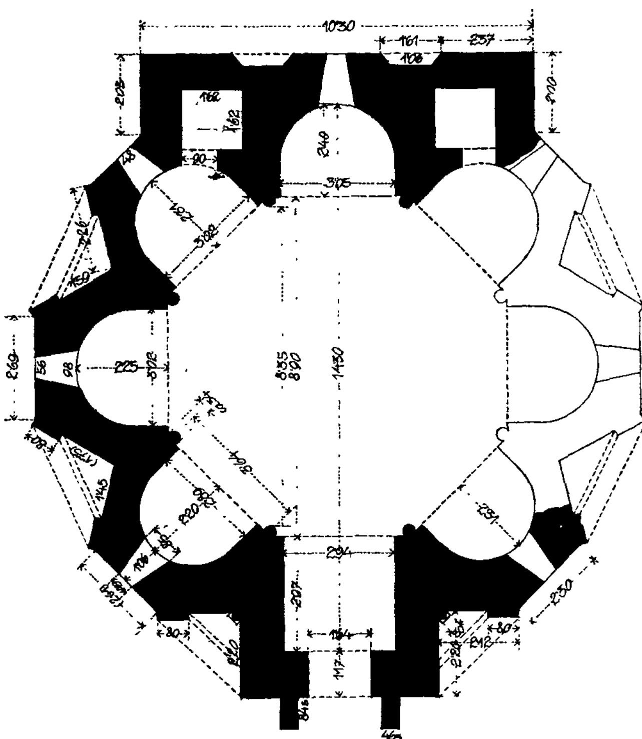


Abb. 137. Irind, Kirche: Grundriß.

[1]) Oder Kazkh. Vgl. Uwarov, »Materialien«, VII, S. 82, Brosset, »Atlas du voyage«, Tafel XLII.

[2]) Über die Auffindung durch Mitteilung der Bevölkerung vgl. S. 20.

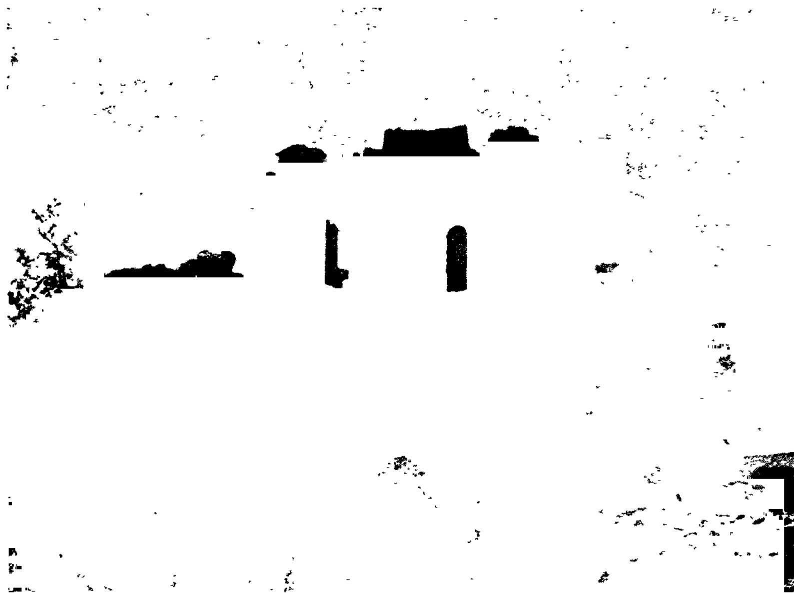


Abb. 138. Irind, Kirche: Innenansicht von Süden.

deren Mauerstärke der Tiefe der unteren Nischen entspricht, so daß sich diese als Aushöhlungen eines dem Achtpaß zu Grunde liegenden Mauerzylinders, also fast eines Rundwerkes darstellen und über die drei Wände jeder Achtecknische als Mauerverstärkung bzw. Ummantelung vortreten. Die Außenecken der Fenstertrommel waren wie in Mastara am Ansatze winkelig eingezogen; innen war sie rund und aus dem Ackteck durch vorkragende Zwickel übergeleitet. Die Beleuchtung dieses weiträumigen Achtpasses geschah durch große rundbogige Fenster in jeder der acht Nischen und ihnen entsprechend auch in der Fenstertrommel. Sie verjüngten sich schwach nach außen (in der Trommel von 1·07 innen auf 0·60 außen) und sind gewohnheitsgemäß zum Teil später vermauert. Die Ausstattung beschränkt sich im Innern auf die Dienste mit Würfelköpfen; über ihnen aufsteigend eine abgestufte Verdoppelung des Nischenbogens und ein der Deckplatte des Kopfes entsprechender Profilansatz in der Innenlaibung dieser »Strebenischen«, wenn es hier noch solche sind. Vom Außenbau läßt sich noch das Kranzgesims der Fenstertrommel mit seinen Bandgeflechten feststellen, an dem sich die Eckeinsprünge tot liefen (Vgl. Mastara Abb. 19 und S. 75).

Reich und eigenartig war die Außenausstattung des Achtpasses selbst. Seine einspringenden Ecken werden von Vorlage zu Vorlage durch Bogen überspannt, hinter denen richtige Trichter liegen. So laufen also um das Gebäude dreieckige Nischen, Trichternischen abwechselnd mit den Fensterwänden herum. Um die Reihe fortlaufend zu machen, sind auch die Wandflächen dazwischen mit Bogen als oberer Endigung des Wandschmuckes ausgestattet. Abbildung 141/142 gibt eine Vorstellung dieser gern wiederkehrenden armenischen Außenerscheinung des Baues. Nur ist hier gleich eine der beiden besonders reich geschmückten Nischen neben dem Portalbau aufgenommen, die übrigen sind alle mit glatten Friesen ausgestattet, wie man sie rechts oben in Abbildung 141 anschließen sieht. Die Schmuck-

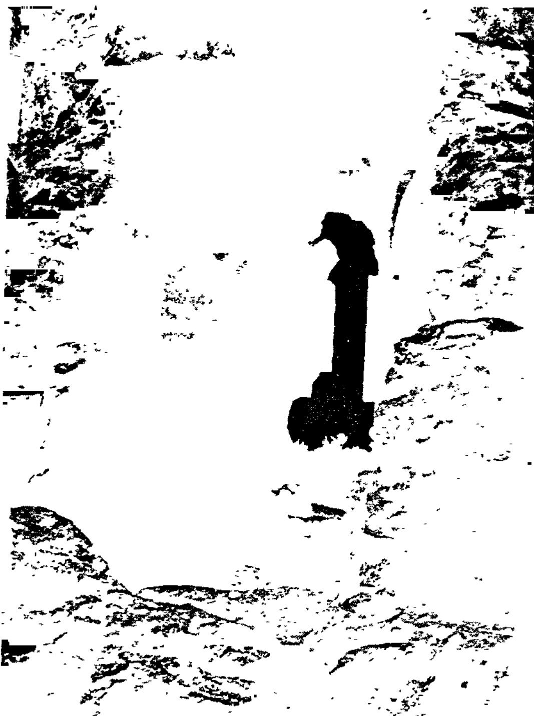


Abb. 139. Irind, Kirche: Blick in die Nordkammer neben der Apsis.



Abb. 140. Irind, Kirche: Ansicht von Südosten.

nischen neben der Portalwand (Abb. 141) zeigen den Bogen aus sieben ungleichen Keilsteinen zusammengesetzt, darauf neun wulstige Segmente, die da, wo sie zusammenlaufen, mit Palmetten von sehr wechselnder Form gekrönt sind. Am Ansatz dieser Relieffriese erkennt man rohe Menschengestalten, links über der Pfeilerecke eine in ganzer Gestalt stehende, rechts eine Halbfigur, von der Abbildung 142 eine Einzelheit gibt. Die mit einem Gewand, das den Nabel hervortreten läßt, bekleidete Gestalt scheint weiblich und hält beide Arme seitlich erhoben, als wenn sie um ihren Kopf ein Gewand oder im Bogen verschlungene Schlangen emporhielte. Unter ihr ein Doppelwürfelkopf, der sich um die Ecke mit einem zweiten Würfel fortsetzt. In der Trichternische selbst (Abb. 141) eine kleinere Nische, darunter, in die Ecke gestellt, ein Dienst, der mit einem Wulst endet und darüber als Kopf eine Kugel, ganz umsponnen von dreistreifigem Netzwerk und abgedeckt durch drei halbkreisförmige Lappen neben einander. An der westlichen Schauseite links sieht man Kreuze gemeißelt, die wohl einer späteren Zeit angehören, ebenso wie die beiden Türwandungen, die vor diese Schauseite treten.

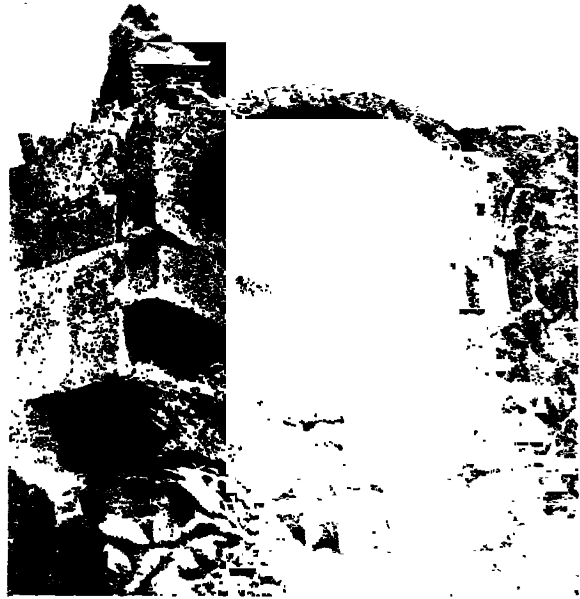


Abb. 141. Irind, Kirche: Trichternische vom Torbau.

Besonders beachtenswert sind einige bauliche Einzelheiten der Wölbungen. Einmal sieht man in Abbildung 140 links im hellen Bogen scharf umrissen den Rest des Eingangstores und daneben den Ansatz des Kreuzgewölbes (ohne Rippen), das die Eingangshalle deckte. Dann zeigt Abbildung 139 den Blick von Osten her durch die eingestürzte Nordkapelle und ihren Zugang in der Nordostnische auf die Nordwestsäule mit dem Eingang daneben. Sieht man den im Helldunkel liegenden Vordergrund dieses Lichtbildes oben genau an, so erkennt man ganz deutlich kleine muschelgefüllte Ecktrichter und dazwischen in den Achsen die Scheitelbogen der Kappen, die mit horizontaler Firstlinie eine achtteilige Gewölberosette bilden. Diese gekünstelte Bildung der Decke erinnert an Bagaran (S. 98).

Der Bau ist heute in Trümmern, entbehrt sowohl der Kuppel wie der Dächer. Eine Wiederherstellung wird nach dem Beispiel der beschriebenen Sechspässe vorzunehmen sein, besonders nach der Kirche des Gregor Abughamrentz in Ani (S. 126 f.), die die gleichen, tief einschneidenden Dreiecknischen an der Außenseite zeigt, wie Irind. Er bietet zusammen mit dem leider nicht aufgenommenen Achtpaß von Eghiward den Beweis, daß die vorgeführten Arten von Sechs- und Achtpässen tatsächlich alten Ursprunges sind.

Den Achtpaß von Warzachan, den Bachmann, »Kirchen und Moscheen in Armenien und Kurdistan«, Seite 49 f., veröffentlicht hat, kann ich hier übergehen, weil er nicht den typischen Strebenischenbau der Armenier vertritt. Ich werde ihn daher erst unten im entwicklungsgeschichtlichen Teile vornehmen. Warzachan ist der einzige von den Achtpässen, der wie die Sechspässe den Hufeisenbogen im Grundriß zeigt, dazu die Verwendung der Dreieckschlitze im Äußern wie in Irind, alles aber so eigenartig, besonders auch in der Ausstattung verwendet, daß der Bau nicht der

Abb. 142. Irind, Kirche, Äußeres: Einzelheit (leider im Gegensinn) von Abb. 141.

üblichen Gattung, wie ich sie hier in dem einen Beispiele in Irind vorgeführt habe, eingegliedert werden kann.

b) Achtpässe mit Blendbogen.

Dafür kenne ich auch wieder nur ein einziges, dabei ebenfalls recht spätes Beispiel.

Ani, Erlöserkirche (Surb Prkitsch)[1]. Die Entstehungszeit ist inschriftlich gesichert. 1035/1036 durch Ablgharib, Sohn des Gregor, Enkel des Abughamrentz Pahlawuni erbaut (vollendet), erhielt sie 1041 durch Christophorus vier Kirchen (Altäre) geschenkt und wurde 1173 vom Priester Trdat erneuert. 1291 bekam sie einen Glockenturm und 1342 restauriert Wassil auf Befehl des Atabak Wahram (eines Zachariden) die Kuppel[2]. Ein etwa 11 m großer Innenraum wird von einer 2·10 m starken Mauer umfaßt, auf deren innerem Nischenrande die 12·45 m im Außendurchmesser betragende Kuppel in einer Mauerstärke von 1 m aufsitzt (Abb. 144). Der Gesamtdurchmesser beträgt etwas über 15 m. Die Steinplatten der Dächer sind verschwunden, man sieht das gut erhaltene Gußmauerwerk. Der Bau ist außen überzogen mit jenen Blendbogen auf Doppeldiensten (Abb. 145), die an dem Baumodell des Gagik (S. 72) beobachtet wurden. Im Süden das halbverschüttete Südtor und ein Rundfenster, wie an dem Baumodell. Zum Unterschiede von diesem fehlen an der Erlöserkirche Fenster, oder sie sind vermauert, bzw. wie an der Kuppel zu schmalen Schlitzen geworden. An den oberen Bogen Bandgeflecht, darüber ein Band und das Kranzgesims der Kuppel mit den gleichen zweistreifigen Bandgeflechten unter einer Hohlkehle. Vgl. für die Art des Bandgeflechtes Kars (S. 81). Im Innern (Abb. 143) sieben Nischen, 2·80 m breit und 1·40 m tief, die achte Nische im Osten bei gleicher Tiefe 5·20 m breit. Daneben in der Wand zwei Kammern, an der Westmauer ein Treppenansatz. Vor die Wandkeile sind Dreivierteldienste gestellt. Sämtliche Nischen sind mit Malereien bedeckt. Davon später[3].

In Abbildung 146, dem Querschnitt, wird man gut beurteilen können, wie die Kuppel breit auf den Strebenischen sitzt und diese durch mehrere Bogen übereinander sich derart weiten, daß ihre Rundung sich völlig der einheitlichen Wirkung des Gesamtraumes unterordnet. Hier am ehesten könnte man davon sprechen, daß diese Nischen keinerlei Selbständigkeit haben, vielmehr einfach aus der, um der Kuppelspannung willen, sehr dicken Umfassungsmauer, ausgehöhlt sind. Man beachte aber, daß die Umfassungsmauer (Abb. 145) nicht einfach, wie etwa am Pantheon, in die Kuppel übergeht, sondern von dieser durch die Dachschrägen über den Strebenischen getrennt ist.

Ich könnte mir denken, daß es auch für den Achtpaß Bauten mit Umgang gegeben hat, wie für den Vierpaß und habe dabei die Tatsache des Bestandes von S. Vitale vor Augen. Die Sergios- und Bakchoskirche in Konstantinopel bedeutet diesem ravennatischen Bau gegenüber ein Zurückfallen ins Römische insofern, als dort das

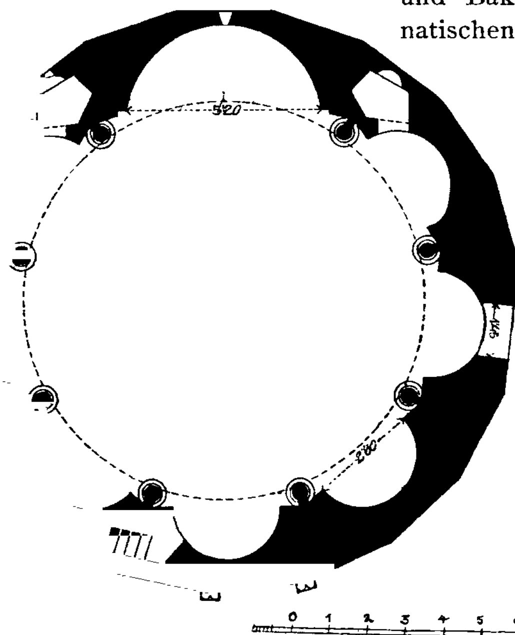
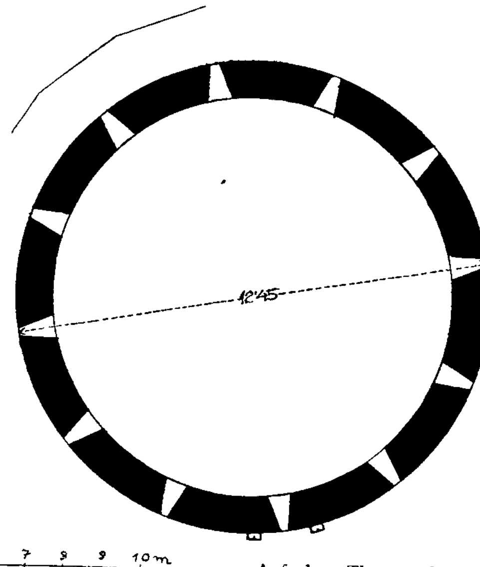


Abb. 143 Ani, Erlöserkirche: Grundriß.



Aufnahme Thoramanian.
Abb. 144. Grundriß der Kuppel.

[1]) Nr. 6 meines Planes oben S. 64, Orbeli, Führer, Nr. 51. Bei Brosset heißt die Kirche S. Pierre, Sourb Arrakial.

[2]) Die Inschriften bei Kostaniantz. Vgl. Alischan »Schirak« S. 81–86. »Sargissian«, S. 121, Orbeli, »Putevoditel«, S. 44 f. Rivoira, »Arch. mus.«, 234.

[3]) Weitere Nachrichten: Brosset, »Ruines d'Ani«, Tafel VII, Alischan, »Schirak«, S. 83 f., Lynch I, S. 383.

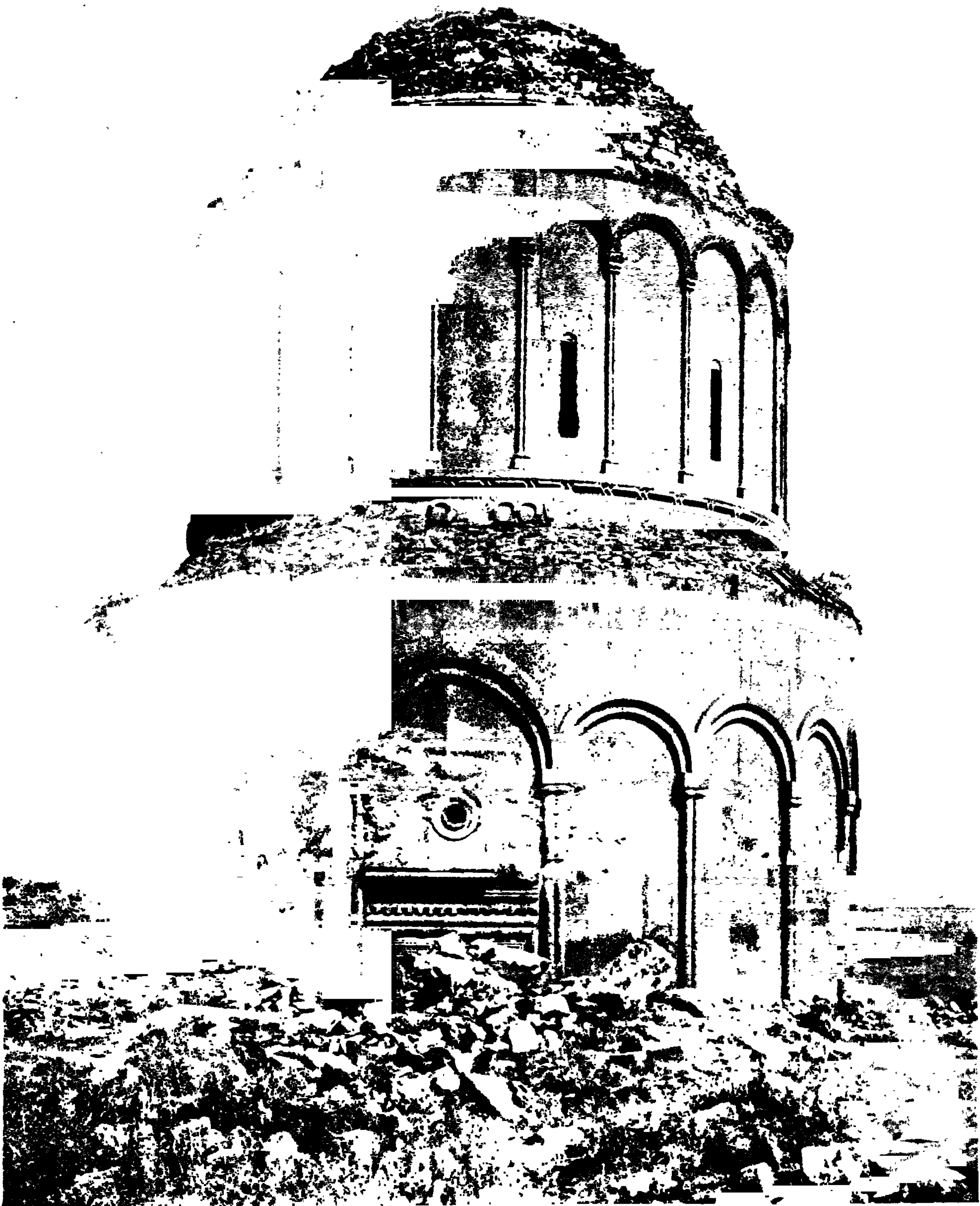
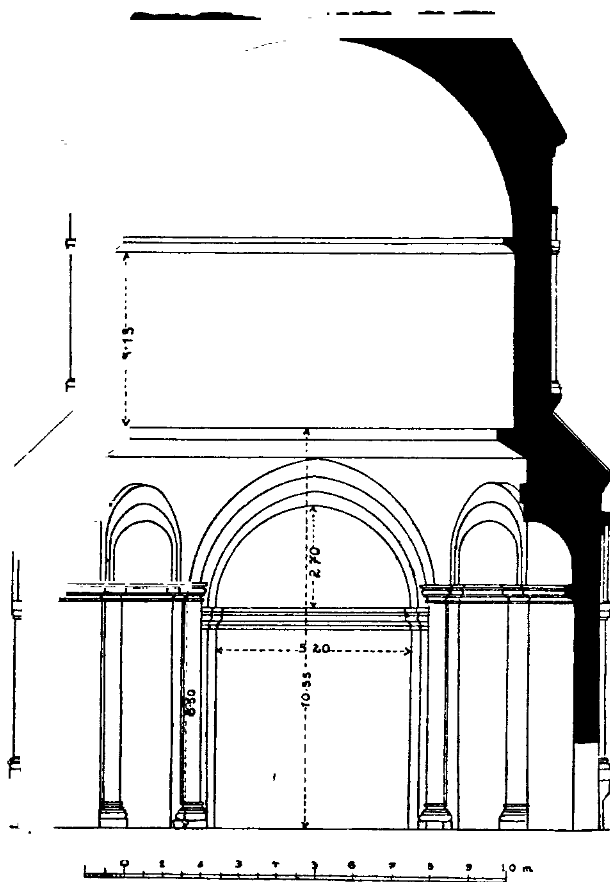


Abb. 145. Ani, Erlöserkirche: Ansicht von Süden. Aufnahme Thoramanian.



Aufnahme Thoramanian.
Abb. 146. Ani, Erlöserkirche: Querschnitt.

Achteck durch Ecknischen ins Quadrat umgesetzt ist. Das Vorbild der eigentlichen Achtpaßart im Mittelmeerkreise war wohl das Oktogon in Antiochia. Diesem wieder geht zeitlich die »Minerva medica« genannte Ruine in Rom voraus. Darüber und über die Beziehungen zu Armenien unten.

Die bisher besprochenen verschiedenen Gattungen und Arten des reinen Kuppelbaues dürften die höchste Beachtung der ausübenden Baukünstler sowohl wie der wissenschaftlichen Kreise finden. Man frägt sich verwundert, wie eine derartige Schicht in so früher Zeit entstehen, mehr noch, wie sie bisher so gut wie entwicklungsgeschichtlich unbeachtet bleiben konnte. Die Untersuchung im zweiten bis vierten Buche wird da merkwürdige Tatsachen aufdecken. Ich möchte bitten, sich hier schon zurückblickend der ganzen Tragweite des nachgewiesenen Denkmälerbesitzes nach Möglichkeit bewußt zu werden. Wie ist es denkbar, daß solche Gattungen und Arten im Kirchenbau entstehen konnten, wenn wir vom Mittelmeere kommend dort die Basilika geradezu ausschließlich herrschend finden?

Ich gehe nun als zweiter Hauptgruppe auf armenischem Boden den tonnengewölbten Längsbauten nach. Sie ist ebenfalls als Schicht nachweisbar und es ist wichtig, sie ganz klar von den reinen Kuppelbauten auseinander zu halten, um dann um so leichter die vermittelnde Schicht erfassen zu können, die im dritten Teile dieses ersten Buches vorzuführen sein wird, jene Bauform, die versucht reinen Kuppelbau und reinen Längsbau in einem längsgerichteten Kuppelbau zu vereinigen. Vorläufig bleibe es ganz unentschieden, ob eigentlich wie am Mittelmeere nicht doch der Längsbau an die Spitze hätte gestellt werden sollen. Kluge in seinem »Versuch« hat tatsächlich den Längsbau wie üblich an den Anfang geordnet. In diesen Dingen soll erst im entwicklungsgeschichtlichen Teile, der das Wesen der armenischen Baukunst erörtern wird, nach Möglichkeit Klarheit geschaffen werden.

Erst das dritte Buch, das die gewonnenen Ergebnisse mit der bisher geltenden Auffassung der armenischen Geschichte in Einklang zu bringen suchen wird, soll dann darauf gerichtet sein, die tatsächliche Sachlage herauszufinden.

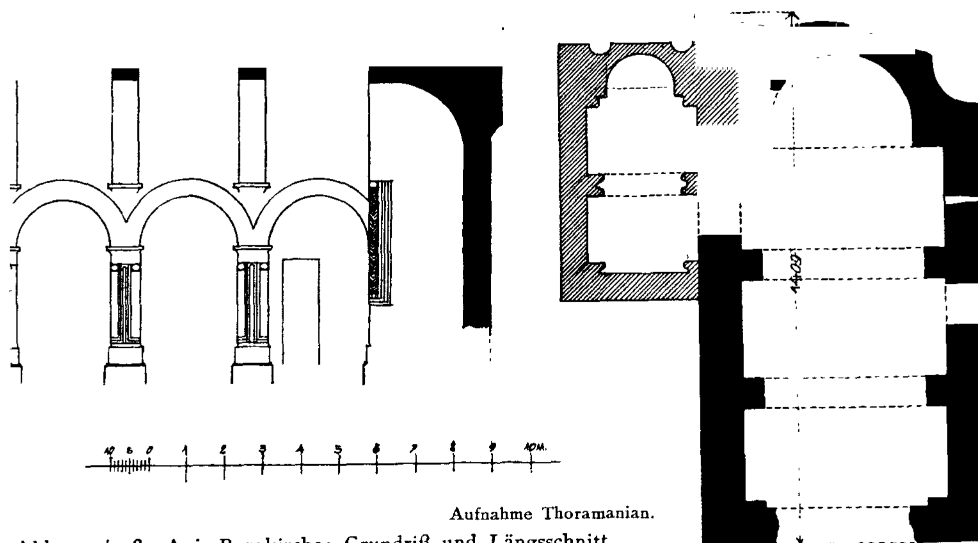
II. Der längsgerichtete Tonnenbau.

Die Neigung, dem Kircheninnern eine Längsrichtung zu geben, macht sich in Armenien ebenso geltend wie im Westen, geht aber hier zumeist mit den behandelten Gattungen des strahlenförmigen Kuppelbaues Hand in Hand. Die Beispiele von Längsbauten ohne Kuppel sind verhältnismäßig selten. Immerhin sind gerade von den ältesten Beispielen — und wir sind ja nur ihnen nachgegangen — immer noch so viele erhalten, daß, wie sich zeigen wird, eine Schicht nachgewiesen erscheint und die Entwicklung ziemlich klar durchschaut werden kann. Millet hat auf Grund der Jermakov-Lichtbilder Studien über diesen Bautypus gemacht[1]). Zufällig ist ihm dabei nicht ein einziger der alten Bauten des Landes in die Hände gekommen. Er glaubt daher, es habe dort nur den »orientalischen Typus«, wie er die dreischiffige Basilika ohne Oberlichtgaden, die Hallenkirche[2]) nennt, gegeben[3]). Die Schicht der einschiffigen Vertreter kommt bei ihm nicht zur Geltung. Auch die eigentliche Basilika ist ihm in Armenien fremd geblieben. Immerhin wird Millets Zusammenstellung der Lichtbilder für die Spätzeit, die ich hier gar nicht mehr in Betracht ziehe, einigen Wert behalten und meine nur bis etwa 1100 gehende Vorführung gut ergänzen.

1. Einschiffige Tonnenbauten (Abb. 49).

Ich erinnere daran, daß in Verbindung mit den Kuppelbauten von Mzchet, Agrak und Ani bereits einschiffige Nebenbauten erwähnt wurden (S. 86, 102 und 130). Dieser in Nordmesopotamien vorwiegende Typus[4]) findet sich auch in Armenien, und zwar nicht nur für kleine Räume. Ein Hauptbeispiel ist die älteste heute erhaltene Kirchenanlage auf dem Boden von Ani. Sie ist zugleich eines der wenigen datierten Beispiele der ganzen Gruppe und durchaus eigenartig, besonders in der Ausstattung; ich nehme sie daher vorweg.

Ani, Palastkirche auf der Burg[5]). Sie weist eine bei Garegin Howsepian Nr. 4 abgebildete Erbauungsinschrift vom Jahre 71 d. Arm. = 622 nach Chr. auf. Die Kirche ist also wesentlich älter als der Palast (S. 312) und stand ursprünglich allein da, wie Marr[6]) meint, als eine Schöpfung der Kamsarakanen. Erst im 10. Jahrhundert wurde sie in den Bagratidenpalast mit einbezogen und erhielt damals einen Zubau im Norden. Die Kirche tritt



Aufnahme Thoramanian.

Abb. 147/148. Ani, Burgkirche: Grundriß und Längsschnitt.

[1]) »L'école grecque«, S. 36 f.

[2]) Vgl. »Orientalistische Literaturzeitg.«, XIV (1911), S. 508.

[3]) Millet, S. 46.

[4]) Vgl. »Amida«, S. 227 f.

[5]) In meinem Plan, oben, S. 64, Nr. 11, bei Orbeli, Führer Nr. 109. Vgl. Lynch I, S. 378.

[6]) Zapiski der östlichen Abteilung der kaiserlich archäologischen Gesellschaft XIX (1909), S. 14.



Abb. 149. Ani, Burgkirche: Ansicht von Südosten. Aufnahme Thoramanian.

mit der Ostseite (Abb. 149) unmittelbar an den Felsabhang heran, im Laufe der Zeit ist daher die Apsis abgestürzt. Der Bau bildet im Grundriß (Abb. 148) außen ein Rechteck von 14·09 auf 7·30 m. Die 1·15 m starken Mauern umschließen eine Halle von 5·35 m Breite, die durch zwei Gurten und den Chorteil in vier etwa 2·60 m tiefe Teile gegliedert wird. Die Apsis ist im Grundrisse gestelzt halbrund und war nach außen wohl geradlinig abgeschlossen, jedoch mit einer Viertelnische an der Südostseite (Abb. 149). In späterer Zeit wurde — wohl als Verbindung mit dem inzwischen erbauten Palaste — eine kleine zweistöckige Kapelle an die Nordostseite angebaut. Sie ist 5·70 m lang und 3·55 m, innen 2·95 m breit und wird unten und über dem 4 m hohen spitzbogigen Gewölbe durch einen Gurtbogen geteilt. Die runde Apsis war in der geraden Ostwand außen durch zwei runde Nischen gekennzeichnet (Inzwischen abgestürzt). Der alte Hauptraum ist in einer Abbildung von Brosset, »Ruines d'Ani«, Tafel XIV (Abb. 150) erhalten. Man sieht das Tonnengewölbe mit zwei seltsamerweise auf Wandarmen ruhenden Gurten, obwohl es unten von einer Bogenarchitektur getragen wird[1]), die sich sehr gut zur Aufnahme solcher Gurtbogen eignete. Zwei Pfeilervorlagen mit Vierteldiensten in den Ecken und kräftigem Hohlkehlenabschluß, durch Bogen in der Längsrichtung verbunden, teilen die Wand den Gurtbögen entsprechend. Ihre seltsame Verzierung wird später zu besprechen sein. Das Gewölbe war außen durch ein Giebeldach verkleidet, das an der Westfront das typische Kranzgesimse mit drei dreistreifig im Zickzack gekreuzten Bändern zeigte[2]), darüber den Giebel mit einer Kehle über drei Wülsten, zwischen denen zwei Reihen Lanzettblätter, ins Zickzack gestellt, fortlaufen. Der Bau ist zweifellos wiederholt hergestellt worden.

Diese zeitlich 622 sichergestellte Kirche ist, wie sie heute erscheint, nicht ein Vertreter der einfachsten Gruppe einschiffiger Räume. Dahin sind vielmehr solche längsgerichtete Tonnen zu zählen, die das Gewölbe glatt fortlaufend ohne Gurten zeigen. Ich führe dafür zwei Beispiele und für die Art der Burgkirche von Ani drei weitere Beispiele vor. Sie sind alle zeitlich unbestimmt, gehören aber alle zweifellos der ältesten Zeit der armenischen Kirchenbauten an. Zweifelhaft in seiner Art ist nur der hier zunächst eingeschobene Bau.

Nachidschewan, Kirche. Auf der Fahrt von Tekor-Agrak nach Bagaran (Seite 22) kamen wir durch einen Ort Nachidschewan. Dort sah ich beim Durchfahren die alte Mauer einer Kirche, die im übrigen neu scheint. Sie fiel auf durch eine Gürtelinschrift[3]) auf der Quaderreihe unter drei alten Fenstern, über denen mit guten alten Mustern verzierte Bogenbänder hinlaufen. Eine Aufnahme

[1]) Vgl. dafür mein »Amida«, S. 243 f.
[2]) Vgl. Lynch I, S. 378.
[3]) Die Inschrift ist gelesen von Garegin Howsepian. Er teilt mir mit, daß darin ein Kamsarakan (Patrik Grigor?) genannt wird.



Abb. 150. Ani, Burgkirche: Inneres vom Eingang aus (Nach einer Lithographie von 1860). Aufnahme Brosset.

war leider nicht möglich, doch fand ich nachträglich ein Lichtbild der Wand bei J. J. Smirnow in Petersburg, das oben, Seite 38, gegeben ist. Es muß sich nach den in einer Mauerflucht liegenden drei Fenstern um den Rest eines längsgerichteten Tonnenbaues handeln. Erhalten ist dessen Südwand. Sie zeigt keine Pfeilervorlagen. Doch läßt sich daraus auf das Innere nicht schließen[1]).

Das einschiffige Tonnengewölbe mit und ohne Gurten ist auch in Georgien beliebt. Man vgl. dafür die Einleitung von Takaschwili zum XII. Bande der Denkmäler des Kaukasus von Gräfin Uwarov und einige der im vorliegenden Werke selbst durch Dr. Glück unten vorgeführte Kirchen. Eine planmäßige Bearbeitung hat Kluge, »Versuch einer systematischen Darstellung der altgeorgischen Kirchenbauten«, Seite 8f., gegeben. Dabei ist nicht streng zwischen Längsbauten ohne und mit Kuppel geschieden. Seltsam ist die große Verschiedenheit in der Chorbildung. Ich kann hier nicht näher auf diese Gruppe eingehen, empfehle aber, sie vergleichend neben die nachfolgend vorgeführten Gattungen und Arten zu halten.

A. Ohne Gurtbogen.

Diraklar. Eine Fahrstunde etwa nordöstlich von Alexandropol liegt das Dorf mit dem türkischen Namen Diraklar (»Die Säulen«). Die alte Kirche inmitten eines Friedhofes (Abb. 151) hat mit diesem Namen nichts zu tun, sie weist nicht eine Säule auf, ist vielmehr (Abb. 152)[2]) ein einschiffiger, außen 21·90 auf 8·76 m großer, innen 6·23 m breiter Raum, dessen Mauerstärke allein schon — 1·20 m — auf ein Tonnengewölbe weist. Nach Angabe des Priesters, Ter Sargis, war dessen Ansatz auf der Nordseite noch sichtbar, als man das heutige Holzdach über den 15·89 m langen Hauptraum

[1]) Weitere Nachrichten: Alischan, »Schirak«, S. 135 f.

[2]) Vgl. Atrpet, »Handes Amsorya«, 1912, S. 5 ff.



Abb. 151. Diraklar, Kirche: Südwestansicht. Aufnahme Thoramanian.

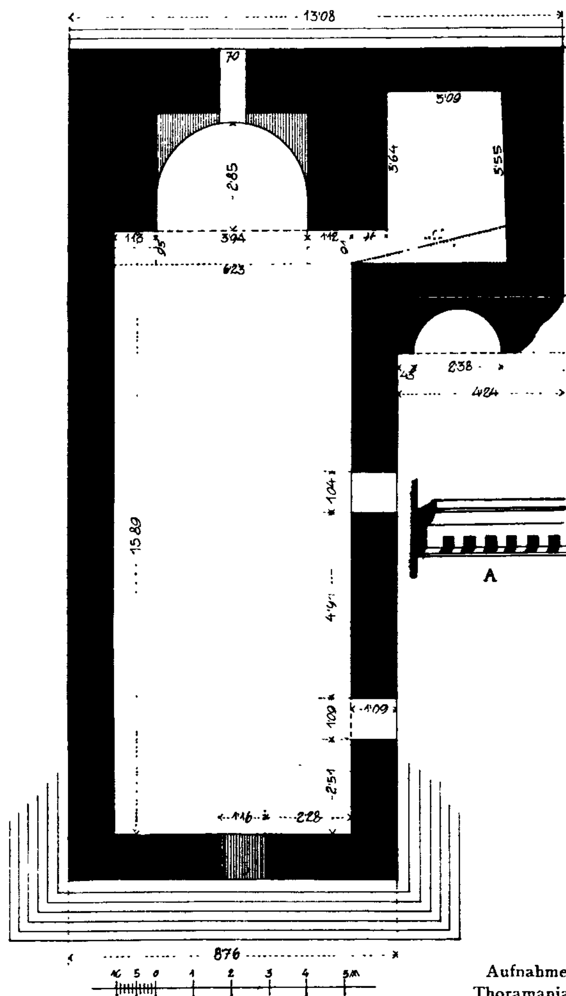


Abb. 152. Diraklar, Kirche: Grundriß. Aufnahme Thoramanian.

legte. Die 1861 erbaute, runde Apsis war nach der Versicherung des Priesters einst rechteckig. Innen sind an der Apsisecke noch die alten Pfeiler erhalten; sie weisen unter Deckplatte und Viertelwulst einen Zahnschnitt auf (Abb. 152 A). Das Apsisfenster mit parallelen Leibungen scheint noch dem alten Bestande anzugehören. Die Apsis fällt außen in einer Geraden zusammen mit einer Seitenkammer, die auf alten Grundmauern neu errichtet ist. Vor ihr ist im Boden noch eine kleine Nebenapside zu erkennen. Der Bau steht auf sechs Stufen. Es fällt die derbe Fügung aus großen Steinen auf; einer ist 2·38 m lang und 1·02 m hoch. Unter den zahlreichen Gräbern der Umgebung fand ich keine alten Reste.

Wagharschapat, Alte Schoghakathkapelle. Vor der bekannten Schoghakathkirche fanden wir südlich (gegen die Straße von Wagharschapat zu), vor deren Westflucht vorgeschoben alte, kirchenähnliche Reste. Der Bau liegt völlig danieder (Abb. 153), es war nur noch der Grundriß auf einem über 5·45 m breiten Stufenunterbau festzustellen. Wie Diraklar hat er innen keine Pfeilervorlagen, das heißt Gurten. Auf dem Dreistufenunterbau liegt der einschiffige Raum mit einer 3·11 m breiten Apsis, die seltsamer Weise links gestelzt, rechts aber im Hufeisenbogen gekrümmt ist. — Das Schiff springt 0·75 m zurück und ver-

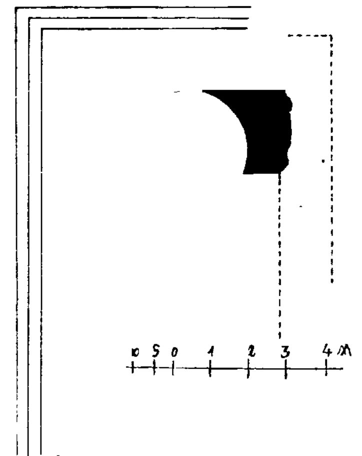


Abb. 153. Wagharschapat, Schoghakathkapelle: Grundriß.

engt sich nach 7 m Länge im Westen um 46 cm. Es läuft dann noch 1·75 m weiter. Ich habe Näheres über diesen in der Abenddämmerung aufgenommenen Bau nicht mehr erfahren können.

B. Mit Gurtbogen.

Eghiward, Kleinere Kirche. Die von Archimandrit Chatschik vor Jahren in Eghiward vorgenommenen Ausgrabungen haben im Nordosten der datierten dreischiffigen Kirche (von der unten zu reden sein wird), eine kleinere Kirche zutage gefördert, die immerhin im Innern mit der Apsis noch 21·20 m lang und 6·59 m breit ist. Abbildung 154 zeigt das Ausgrabungsfeld. Man sieht im Vordergrunde links die von Stufen umzogene Vorhalle (?), dahinter den Längsraum, abschließend mit der Altarbühne. Der Grundriß (Abb. 155) zeigt die Unterteilung durch eine Pfeilervorlage mit profilierter Basis (Abb. 155 A); die überaus (1·12 m) dicken, noch 1·70 bis 2·20 m aufrechten Mauern weisen auf deren Verwendung als Gurte in einem Tonnengewölbe, von dem übrigens Reste noch in dem vor die Kirche geräumten Schutt liegen. Die 4·90 m breite, halbrunde Apsis ist 3·80 m tief. Rechts zwei über 1 m breite Eingänge und am Westende der Mauer die Basis einer dienstförmigen Eckverstärkung (Abb. 156 und 155 B). Die »Vorhalle« müßte also nur links bestanden haben. Es liegen georgische Beispiele vor, bei denen die Vorhalle an der Westseite auch über die Südseite umbiegt. Vor der Kirche liegt ein roh zugehauenes Kapitell, in dessen Deckplatte eine Ausmeißelung wohl die Ansatzstelle für einen Holzanker bezeichnet (Abb. 155 C). Dort auch eine Platte mit Bogenkante (Abb. 155 D), mit der ein Doppelzahnschnitt parallel läuft. An der Stelle, wo dieser im Winkel umbricht, um sich geradlinig fortzusetzen, erscheint eine stark zerstörte Figur (Hahn?). Das Stück gehörte vielleicht zur Vorhalle oder zu einer Schranke. Im Schutt vor dem Haupteingange liegt noch ein Architravbalken mit einer zierlichen, gut ausgeführten Inschrift, die leider nicht aufgenommen werden konnte.



Abb. 154. Eghiward, Kleinere Kirche: Ansicht von Westen.

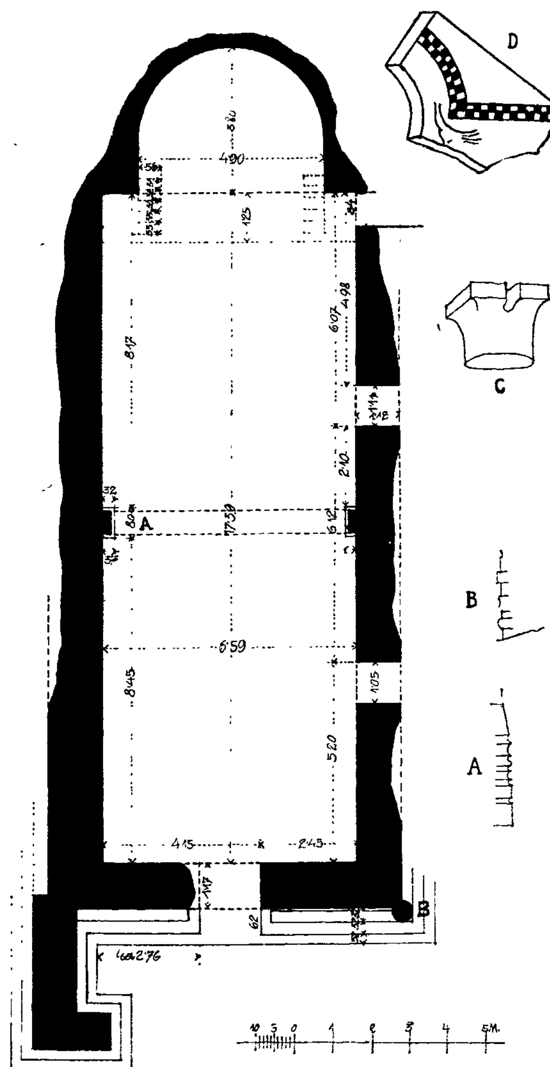


Abb. 155. Eghiward, Kleinere Kirche: Grundriß.



Abb. 156. Eghiward, Kleinere Kirche: Südwestecke.



Abb. 157. Schirwandschuk, Kirche: Südwestansicht.

Schirwandschuk, Kirche. Das Dorf liegt auf der Höhe südlich von Mahmudschuk, das etwa eine Stunde von Artik in Südrichtung zu erreichen ist (davon später). Die Kirche, heute wieder im Gebrauch, ist holzgedeckt und mit Gras bewachsen. Sie ist außen 22·40 auf 8·20 m groß und steht auf zwei Stufen. Ihre Mauern sind wieder so stark — 1·40 m — daß schon daraus auf die ursprüngliche Einwölbung durch eine Tonne geschlossen werden muß. Der Grundriß (Abb. 159) bestätigt das durch die drei Pfeilervorlagen (Abb. 159 A), die den Innenraum in drei 3·60 m lange Joche von 5·40 m Breite teilen, dazu kommt die in das Mauerrechteck (auch im Aufriß) hufeisenförmig eingebaute Apsis von 3·20 m Tiefe. Die Wände sind noch in voller Höhe — außen 5·23 m, innen 4·80 m, bis zu jenem ersten Stein erhalten, mit dem die Krümmung des Gewölbes begann. Außerdem wird der einstige Bestand einer 1·55 m hohen Tonne verbürgt durch deren Reste an der Westwand über dem Holzdache (Abb. 158), auf dem übrigens Steine von 1·30 bis 1·45 m Länge mit leichtgewölbter Fläche umherliegen. Auch meldet der Priester, daß noch vor 90 Jahren der Bogen, der das erste Pfeilerpaar in 4·45 m Spannung vor der Apsis verband, aufrecht stand. Die Pfeiler treten in 0·65 m Breite 0·50 m vor und zeigen ein steiles Fußprofil, dazu einen 0·11 m hohen Kämpfer mit stehender Hohlkehle. In der Westwand ein Doppelfenster (Abb. 159 B) über der rundbogig geschlossenen Haupttüre. Im übrigen Fenster von verschiedener Form, also wohl aus verschiedener Zeit. An der vermauerten Südtüre sind noch Ansätze eines Bogenvorbaues wie in Ereruk (unten S. 157) vorhanden. Das Äußere macht einen ungemein wuchtigen Eindruck (Abb. 157) und entbehrt jedes Schmuckes.

Garni. Alte Kirche. In dem zum bekannten antiken Tempel von Garni (S. 13) gehörigen Dorfe steht die Ruine einer alten einschiffigen Tonnenkirche, an die seitlich eine kleine Außenapsis und nicht etwa ein gleichwertiger, zweiter Raum angebaut ist. Dieser Anbau liegt nach Abbildung 161 nicht wie in Ani an der Nord-, wohl aber wie in Diraklar an der Südseite, und zwar ebenfalls neben der Hauptapsis, mit dieser durch eine gerade Wand verbunden. Abbildung 162 zeigt das Innere der Trümmerstätte von Südwesten, Abbildung 160 das Äußere von Nordosten. Die Kirche



Abb. 158. Schirwandschuk, Kirche: Westliche Stirnwand (vom Dach aus).

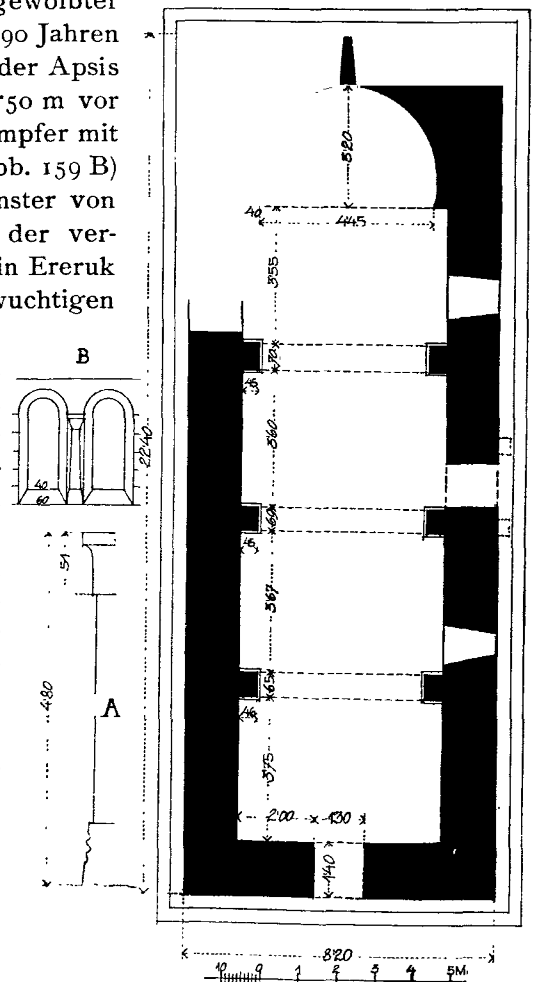


Abb. 159. Schirwandschuk, Kirche: Grundriß.



Abb. 160. Garni, Kirche: Außenansicht von Nordosten her.

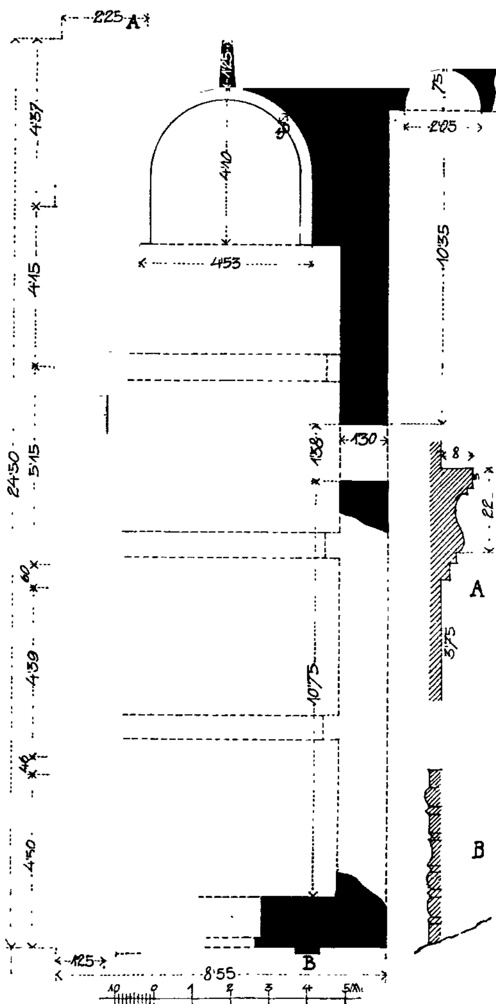


Abb. 161. Garni, Kirche: Grundriß.

ähnelt sehr der von Schirwandschuk. Drei Pfeilervorlagen gliedern den hier 6 m breiten Innenraum in zwei 4 m tiefe Joche im Westen, dann ein Joch mit 3·87 m und endlich eines mit etwa 2·85 m und der Apsis, deren Tiefe wegen eines jetzt eingebauten Stalles nicht mit Sicherheit zu bestimmen ist. Den drei inneren Pfeilervorlagen entsprechen nicht drei äußere, an der Nordwand erhaltene; ihre Abstände sind größer (vgl. Abb. 94). Eine Pfeilervorlage auch, 3·95 m hoch erhalten, an der Ostseite mit einem Abschluß (Abb. 161 A), der nicht dem oberen Mauerende entspricht (darüber noch drei Steinlagen). Ein zweiter Pfeiler wohl entsprechend zu ergänzen. Die Apsis zeigt innen einen gestelzten Halbkreis, 4·53 m breit, etwa 4·10 m tief, ringsum eine 0·30 m tiefe Bank. Die Haupttür der Kirche lag im Westen und war begleitet von Pfeilervorlagen, deren südlicher noch mit reich profilierter Basis (Abb. 161 B) erhalten ist. Eine andere Tür im dritten Joche, von der in der Südmauer noch die Schwelle erhalten ist. Ihr schräg gegenüber in der Nordmauer eine Rundnische. Die Nebenapsis, stark zerstört, war ungefähr 2·05 m breit und 0·75 m tief. Sie zeigt noch den Gewölbeansatz, der etwa 2·30 m tiefer liegt als der, den man für die Hauptapsis annehmen kann. Das Mauerwerk bindet in das des Hauptgebäudes ein. Im Hinblick auf den Zeitansatz dieser Kirche von Garni wäre zu verweisen darauf, daß der Katholikos Soghomon I (791/92) und schon Georg II. (677—698) aus Garni stammen. Es ist aber fraglich, ob man den Bau in diese späte Zeit zurückschieben kann. Davon später.

In die Gruppe der einschiffigen Tonnenbauten mit Gurtbogen gehört auch ein sehr bekannter, aber auch sehr später Bau von Ani, die 1320 entstandene »georgische Kirche«. Vgl. Alischan, »Schirak«, Seite 87, und Lynch, I, Seite 386 (St. Stephan), Abich, »Aus kaukasischen Ländern«, I, Seite 193 (Mariä Verkündigung) und Millet, Seite 80, der Seite 36 f. auch



Abb. 162. Garni, Kirche: Innenansicht von Südwesten her.

andere späte Beispiele anführt. Orbeli, Führer Nr. 26. Ich komme auf die Kirche unten noch zurück. Vgl. auch Rutamal bei Alischan, »Airarat«, Seite 278.



Abb. 163. Eghiward, Große Kirche: Blick auf die Osttür der Südseite.

2. Dreischiffige Tonnenbauten (Abb. 50).

Mächtige Pfeilerbauten, vollständig eingewölbt, wie außer Zweifel steht: das ist der Typus dessen in Armenien, was man bei uns landläufig einen basilikalen Bau nennt: Bauten also für die Ewigkeit, aus dem 5. bis 7. Jahrhundert, einer Zeit in der das Abendland noch ein halbes Jahrtausend lang in der Holzdecke befangen blieb. Armenien bestätigt so, was ich in meinem »Kleinasien« und »Amida« nachwies: den Bestand der tonnengewölbten Kirche in altchristlicher Zeit.

A. Hallenkirchen [1]).

Diese längsgerichteten Tonnenbauten mit Mittelstützen legen die Gewölbe über die drei Schiffe, ohne das Mittelschiff derart zu überhöhen, daß ein Oberlichtgaden ermöglicht wurde. Die Schiffe sind dabei allerdings weder gleich hoch, noch gleich breit. Die Zahl der Kirchen dieser Art überwiegt in Armenien mehr noch als in Kleinasien und Mesopotamien.

Eghiward, Große Kirche. Sie liegt am Nordrande des Dorfes, nicht weit entfernt vom Fuße eines ausgedehnten Gräberhügels, der westlich von ihr ansteigt, während 6 Kilo-

[1]) Millet, S. 36: »Basilique orientale«.

meter weiter nach Süden die Ruine eines Oktogons aus dem 7. Jahrhundert steht (S. 131). Unsere Kirche bildet also den Mittelpunkt einer uralten Stätte christlicher Kultur und ist vom Archimandriten Chatschik vor Jahren ausgegraben, bis heute aber noch nicht veröffentlicht worden. Die Mauern und Pfeiler stehen noch in einer durchschnittlichen Höhe von 3·55 m aufrecht. Abbildung 163 zeigt das Südtor mit einem Durchblick durch die drei Schiffe. Man wird auf der Steinschicht unter dem Türsturz, bzw. auf den Kämpfern der seitlichen Pfeiler die großen Buchstaben der Bauinschrift finden, die als fortlaufendes Band um die ganze Südseite der Kirche herumläuft (S. 36). Sie nennt den Katholikos Mowses (574—604) als Gründer und kann nach der Schriftform keinesfalls jünger als das 7. Jahrhundert sein. Die Angabe der Inschrift wird bestätigt durch die Tatsache, daß der in ihr genannte Katholikos Mowses aus Eghiward stammte. Er wird also den Bau wohl zum Andenken in seiner Heimatsgemeinde errichtet haben[1]). Der Grundriß (Abb. 164) zeigt eine überaus regelmäßige, derbe Anlage im üblichen Mauerwerke: Gußkern mit Plattenverkleidung aus Tuff außen und innen. Die Kirche ist außen 31·55 × 14·08 m, innen samt der Apsis 29·27 m lang und 11·80 m breit. Die Umfassungsmauer weist eine Dicke von 1·18 m auf. Die vier Paar Pfeiler stehen in Abständen von 3·10 m im Lichten 1·88 m von der Wand ab und bilden ein Mittelschiff von 5·50 m. Sie stehen auf quadratischen Fußplatten von 1·70 m Seitenlänge und sind selbst rechteckig (1·57 × 1·24) mit 0·75 m breiten Pfeilervorlagen nach dem Mittelschiffe zu, was wieder darauf weist, daß die Mitteltonne Gurten hatte. Der Hauptapsis ist eine Tonne von 4·77 m Breite 2·74 m vorgelegt. Sie ist innen halbrund, außen über den üblichen drei 0·30 m-Stufen vielseitig. Sie tritt weit vor die Umfassungsmauer, während die Seitenschiffe in kleinen, gestelzten Nischen enden, die innerhalb der Mauerflucht des Rechteckes bleiben. Auch die Seitenschiffe weisen Pfeilervorlagen für Gurtbögen auf. Die Kirche zeigt je drei Eingänge an den Längsseiten, sehr merkwürdig verteilt, und in die umlaufenden Stufen einschneidend (Abb 163), dazu den Haupteingang im Westen. Über den Schmuck läßt sich nur nach dem Profil mit Zahnschnitt und Knopfreihe urteilen, die in Abbildung 34 an dem Bogenband der einen Südtür über dem Vierkant erscheinen. Auf dem Türsturz ein Stern. Im übrigen hat man bei den Ausgrabungen, scheint es, Gewicht darauf gelegt, alles, was nicht zum aufrechten Bestande gehörte, hübsch sauber beiseite zu schaffen. Man wird also in Zukunft den Bauschutt nochmals genau durchsehen müssen. Hoffentlich ist er noch vorhanden.

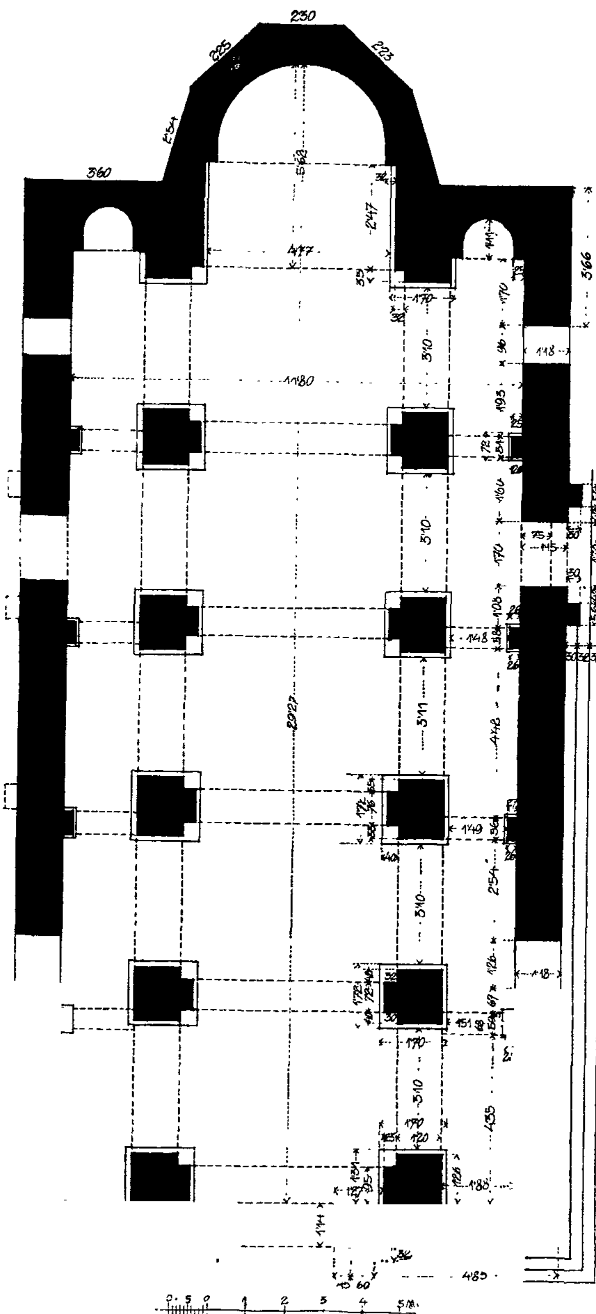


Abb. 164. Eghiward, Große Kirche: Grundriß.

Es könnten Zweifel darüber bestehen, ob Eghiward ein Hallenbau oder eine richtige Basilika gewesen sei. Die Mauern stehen nur bis zu einer Höhe, die eine unmittelbare Entscheidung darüber nicht zuläßt. Nach dem Vergleich mit der Art beider Bautypen auf armenischem Boden, habe ich mich für die Einteilung als Hallenbau entschieden, vor allem wegen der nahen Verwandtschaft mit Kassach und dem benachbarten Aschtarak.

[1]) Außen auf einem neben der Apsis liegenden Steine eine spätere Inschrift (13. Jahrhundert): »Ich Gregor . . . habe den Altar machen lassen, wegen meiner und der Howi (?) Seelenrettung«.



Abb. 165. Aschtarak, Dreischiffige Kirche: Ostansicht.

Aschtarak. Kirchenruine [1]. Die aufblühende Stadt Aschtarak am Abhange des Alagös, von der aus wir Eghiward östlich in 2 Stunden besuchten und in 4 Stunden südlich Edschmiatsin erreichten (S. 17), hat mehrere Kirchen. Die älteste (Abb. 167), ein Längsbau, mit der Nordostecke (Abb. 165) hoch über der Schlucht des Kassach liegend, wurde in der Spätzeit zu einer Festung umgebaut, was vielleicht der Grund ihrer Erhaltung ist. Für den Zeitansatz gibt einen Fingerzeig, daß der Katholikos Nerses II. (548—557) aus Aschtarak stammte. Es ist der gleiche Katholikos, der eine Nestorianerkirche in Dwin zerstörte [2]. Die Gründung in Aschtarak wird wohl in demselben Sinne erfolgt sein, wie die der benachbarten Basilika in Eghiward, die um etwa zwanzig Jahre jünger ist, als Andenken nämlich des Patriarchen an seinen Geburtsort [3].

Abbildung 165 zeigt die Apsisseite. Die Nordmauer ist außen fast ganz mit neuen Quadern und Feldsteinen überzogen, man kann aber voraussetzen, daß der Mauerkern im wesentlichen unberührt blieb. Ebenso verbaut ist die Westseite [4], beide Fronten wohl außerdem verstärkt. Von der Ostseite selbst über dem Kassachflusse ist der alte Bestand bis auf die erneute Südecke erhalten, nur der Teil über der Apsis zerstört. Auf der Nordseite dieser Apsiswand (Abb. 165) sieht man noch über dem kleinen Fenster des Seitenraumes das alte Kranzgesimse des Giebels, wenn auch abgeschlagen. Daß die Mauer sich darüber fortsetzt, gibt zu denken. Das ganze Gebäude steht auf dieser Seite auf Unterbauten, so daß der Bestand einer Krypta nicht ausgeschlossen ist. In der sehr genau im Plattenverbande ausgeführten Wand sieht man das große rundbogige Apsisfenster und die kleinen Öffnungen der Seitenräume. Die Decke des Innern ist eingestürzt. Abbildung 166 zeigt eine Ansicht von Westen auf die Hauptapsis, Abbildung 168 eine solche von der Apsis auf die Eingangswand im Westen. Der Grundriß (Abb. 167) ergänzt die Vorführung des heutigen Bestandes zur

[1] Vgl. über die Orte dieses Namens Hübschmann, »Indogerm. Forschungen« XVI, S. 400.

[2] Vgl. P. Nerses Akinian, Kyrion, Katholikos der Georgier (arm.), S. 177 f.

[3] An der Südseite, außen, eine Inschrift von 1701, innen solche im Charakter des 13. Jahrhunderts.

[4] Dort wird vielleicht noch eine Tür mit der Erbauungsinschrift zu Tage kommen.



Abb. 166. Aschtarak, Dreischiffige Kirche: Blick in das Innere von der Westseite auf die Apsis.

vollen Einsicht. Die Kirche ist kleiner als die von Eghiward, innen mit der Apsis 22·33 m lang, 9·38 m breit. Außen ist sie 25·27 m lang und etwa 11·50 m breit, doch vielfach durch jüngere Mauervoranlagen verstärkt. Vom inneren Aufbau stehen in der Südwestecke noch zwei Pfeiler, mit deren Hilfe der alte Plan leicht wiederhergestellt werden kann. Es waren danach drei Pfeilerpaare eingestellt, durch Gurtbogen untereinander und mit den Umfassungswänden verbunden, deren Bogen auf Wandarmen ruhten. Alle drei Schiffe waren mit Tonnen eingewölbt, die Wölbansätze und Teile des Gewölbes selbst sind erhalten. Auffallend sind zwei alte Pfeilervorlagen an der (im Gegensatz zur Südwand) gut im alten Verband erhaltenen Nordwand (Abb. 168). Sie scheinen unerklärlich, wenn man nicht annimmt, daß hier Spuren eines älteren Baues vorliegen, bei dem nicht drei, sondern nur zwei Pfeilerpaare für den inneren Aufbau verwendet waren. Sämtliche Bogen zeigen Hufeisenform, die Apsis auch im Grundriß, dagegen sind Gewölbe und Fenster halbkreisförmig.

Das Innere ist derart mit Gewölbeschutt angefüllt, daß sich die Höhenmaße schwer feststellen ließen. Der Gewölbekämpfer (Abb. 168) liegt heute 6·15 m über dem Boden. Das Gewölbe steigt im Mittelschiff bei rund 4·60 m Spannung etwa 2·60 m an und im Seitenschiff bei rund 1·60 m Spannung etwa 0·62 m. Der Kämpfer der Bogen liegt etwa 3·22 m hoch; bei rund 3·60 m Spannung steigen sie etwa 3·25 m an. An der 3·85 m breiten Apsis (Abb. 166) wird links der Kämpfer der Bogen bemerkbar, der etwa 3·22 m hoch liegt. Nach ihm gemessen beträgt der Gewölbeansatz der Apsis 5·18 m und die Oberkante des umlaufenden Frieses 5·69 m. Die Unterkante des Apsisbogens

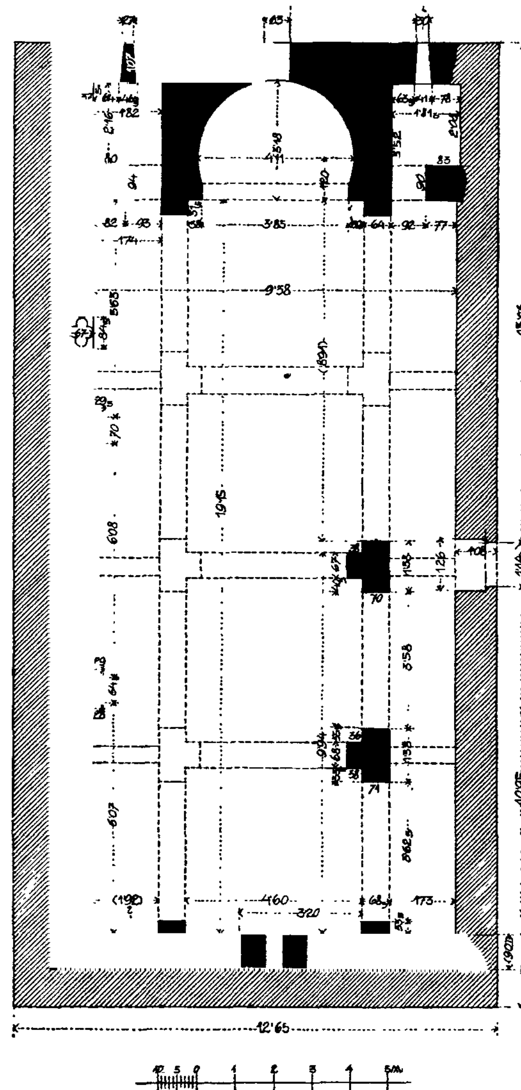


Abb. 167. Aschtarak, Dreischiffige Kirche: Grundriß.



Abb. 168. Aschtarak, Dreischiffige Kirche: Blick in das Innere von der Apsis auf die Westwand.

liegt bei 7·69 m, darüber folgt bei 8·45 m das Gewölbe. Das Apsisfenster ist ohne Verjüngerung 0·63 m breit, 2·32 m hoch, die Öffnungen der 2·16 auf 1·82 m großen, tonnengewölbten Seitenkammern sind von 0·41 m innen auf 0·30 m außen breit, innen 1·03 m, außen 0·70 m hoch, der Fensterbogen ist von innen hufeisenförmig. An der Westwand (Abb. 168) sieht man unter dem Gewölbe ein 1·55 m hohes Rundbogenfenster, das etwa 6·65 m in Kämpferhöhe ansetzt und darunter ein Doppelfenster, das 0·20 m über dem Bogenkämpfer, also etwa 3·80 m beginnt. Alle drei Fenster sind durch große Steine abgedeckt. In diese sind die Bogen eingeschnitten, die unteren umzogen von einem geritzten Dreistreif und geteilt durch eine Steinplatte, an die ein einfaches Kämpferende oben und unten angearbeitet ist. Von der übrigen, auffallend spärlichen Ausstattung sind nur noch die schlichten Kämpfer der Pfeiler erhalten, die mitten in der steilen Hohlkehle einen Rundstab zeigen (Abb. 166) und das Kranzgesimse der Apsis, das über einem wagrechten Wulst eine einfache Schräge hat. Doch fanden wir im Schutte das Bruchstück einer älteren Ausstattung (Abb. später), die ebenfalls eine durch einen Wulst gestreifte Schräge zeigt, aber auf dieser Schräge dreistreifige Säulchen durch Bogen verbunden und mit Granatzweigen gefüllt, eine Zierform, die an Zwarthnotz anklingt (Abb. 113). Ob dieses Stück mit der älteren Anlage mit zwei Pfeilerpaaren zusammenhängt? Bemerkt sei noch, daß sich in der Nordwand neben der alten Pfeilervorlage im Osten (Abb. 168) eine 84·5 cm breite, 49·5 cm tiefe Nische mit einem 49·5 cm hohen Rundbogen befindet, in deren Boden ein 22 cm tiefes Becken in Vierpaßform (Taufstein wie Abb. 267) eingetieft ist[1]).

Kassach (Baschabaran), Dreischiffige Hallenkirche. Dieser alte Bau liegt am Ursprunge des Kassach, inmitten des Dorfes und ist heute noch als Kultraum in Gebrauch. Die Kirche war bereits

[1]) Weitere Beiträge: Alischan, »Airarat«, S. 185 f.; Eprikian, »Bnaschcharhik bararan«, Venedig 1903, S. 227 f.

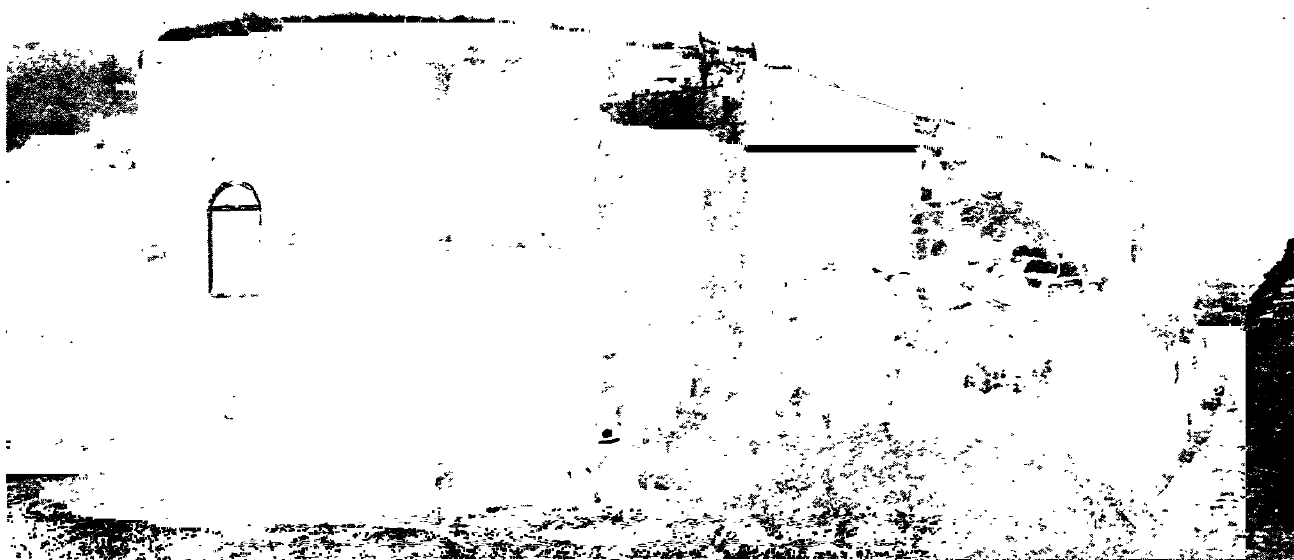


Abb. 169. Kassach, Dreischiffige Hallenkirche: Nordostansicht.

genau von Thoramanian aufgenommen, wenn auch in dieser Aufnahme noch nicht veröffentlicht. Marr, der 1909 auf sie Bezug nimmt, begnügte sich mit brieflichen Mitteilungen von Archimandrit Garegin Howsepian, nachdem ihn die alten Skizzen bei Alischan aufmerksam gemacht hatten[1]). Kassach liegt an der Stelle alter heidnischer Heiligtümer. Abbildung 8, oben Seite 9, gab die Ansicht von Norden her: Der typische Langbau ohne Kuppel, die Gewölbe eingestürzt.[2]) Reste davon liegen vor der Kirche umher, das Innere wurde sauber 1·5 m über dem alten Boden ausgeräumt und mit einem Holzdache versehen, das heute mit Gras bewachsen ist. Die Kirche bildet außen ein Rechteck von 23·38 auf 12·80 m ohne die Apsis, die aus dem Mauerwerk vortritt. An der Nordseite (Abb. 8) ein unregelmäßiger Anbau,[3]) über den hinweg eine massive Treppe auf das Dach führt (Abb. 169). Das Mauerwerk ist das übliche: Gußkern, außen und innen durch gut gefugte Platten verkleidet. Im Innenraum (Grundriß, Abb. 172) steht noch der Pfeilereinbau vollständig aufrecht. Wir sehen drei Paare wie in der Ruine von Aschtarak. Diese Beschränkung erklären die Größenverhältnisse des Innern. Eghiward mit 29·27 × 11·80 m steht obenan und hat vier Paare. Es folgt unsere Kirche in Kassach mit 23·90 × 10 m, dann Aschtarak mit 22·33 × 9·38 m. Die Verhältnisse schwanken also. Die Pfeilerform ist in allen drei Kirchen gleich: ein Rechteck (hier 1·80 × 80 m) mit Pfeilervorlage (hier 0·77 m breit) nach dem Mittelschiffe. Dieses ist hier 4·88 m breit (gegen 5·50 m in Eghiward und 4·60 m in Aschtarak). Der Pfeilerabstand beträgt

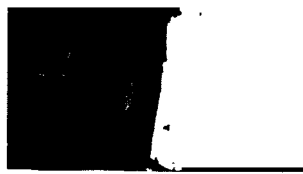


Abb. 170. Kassach, Dreischiffige Hallenkirche: Pfeiler des Hauptschiffes und südliches Seitenschiff.

[1]) Zapiski der östlichen Abteilung der kaiserlich russischen archäologischen Gesellschaft, XIX (1909), S. 15 f. Inschriften sind keine da.

[2]) Der Bauer David Sahakian erzählte uns, daß noch vor fünfzig Jahren Teile der Gewölbe der Seitenschiffe vorhanden waren.

[3]) Früher zweigeschossig.

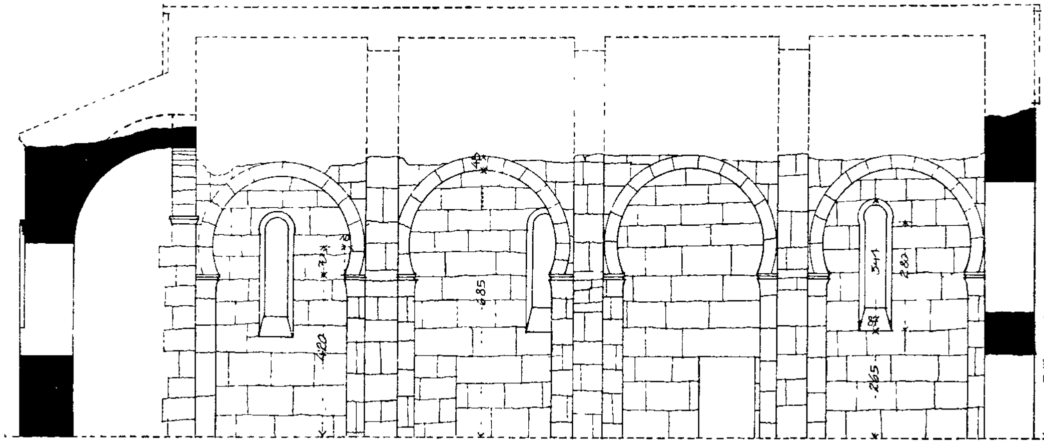


Abb. 171. Kassach, Dreischiffige Hallenkirche: Langsschnitt.

im Mittel 3·60 m (gegen 3·10 und 3·58 m). Die vier Pfeiler in Eghiward stehen also einen halben Meter enger als in den kleineren Kirchen von Aschtarak und Kassach. Abbildung 170 gibt einen Blick auf das südliche Seitenschiff in der Mitte; vorn der Pfeiler. Es ist 1·60 m breit und zeigt die alten Gurtbogen, während die Tonne selbst vor rund 35 Jahren entfernt wurde. Man sieht im Vordergrunde den glatten Kämpfer mit der steilen Hohlkehle und darüber den zurückspringenden Hufeisenbogen. Da Licht heute nur durch die Südtüre und wenige kleine Fenster einfällt, war die Aufnahme schwierig. Abbildung 174 gibt die innere Südostecke mit einem solchen, ebenfalls im Hufeisenbogen geschlossenen Fenster, das 0·80 m breit und ohne Verjüngung ist. Darüber der bei 4·21 m beginnende und bis 6·85 m hohe Tragbogen in der gleichen Form, links der Ansatz der Apsis, die heute etwa 7·50 m hoch ansteigt. Einst war sie höher. Sie ist außen fünfeckig wie in Eghiward, also verschieden von Aschtarak, wo sie innerhalb des umfassenden Rechteckes liegt. Wenn sie auch in der Plattenverkleidung wiederhergestellt sein mag, so liegt doch kein Grund vor, sie im Grundriß für jünger zu halten. Abbildung 171 gibt einen Versuch, die Kirche im Längsschnitt, nach der Südwand gesehen, darzustellen. Man sieht die vier Dreiviertelbögen auf den Pfeilern aufliegen und dazwischen die Pfeilervorlagen, die in die Gewölbegurten übergehen. Man beachte, daß die heutige Fußbodenhöhe nicht maßgebend ist, die Kirche vielmehr in ganz anderen Höhenverhältnissen vorzustellen ist. Darüber können nur Ausgrabungen Auskunft geben. Die Tür links, die etwas hinter dem Pfeiler verschwindet, ist heute vermauert. Die Verteilung der Türen und Fenster erregt jedenfalls Aufmerksamkeit. Abbildung 173 gibt die Außenansicht und leitet über auf die Besprechung der Ausstattung des Baues. Sie ist einfach. Raum und Masse geben in der Wirkung weitaus den Ausschlag. An der Apsis [1]) (Abb. 169) das wagrechte Profilband, das seltsam nicht am Fenster umbricht, sondern dort selbständig herumgeführt ist. Ähnlich an den drei Fenstern [2]) der Südseite (Abb. 173).

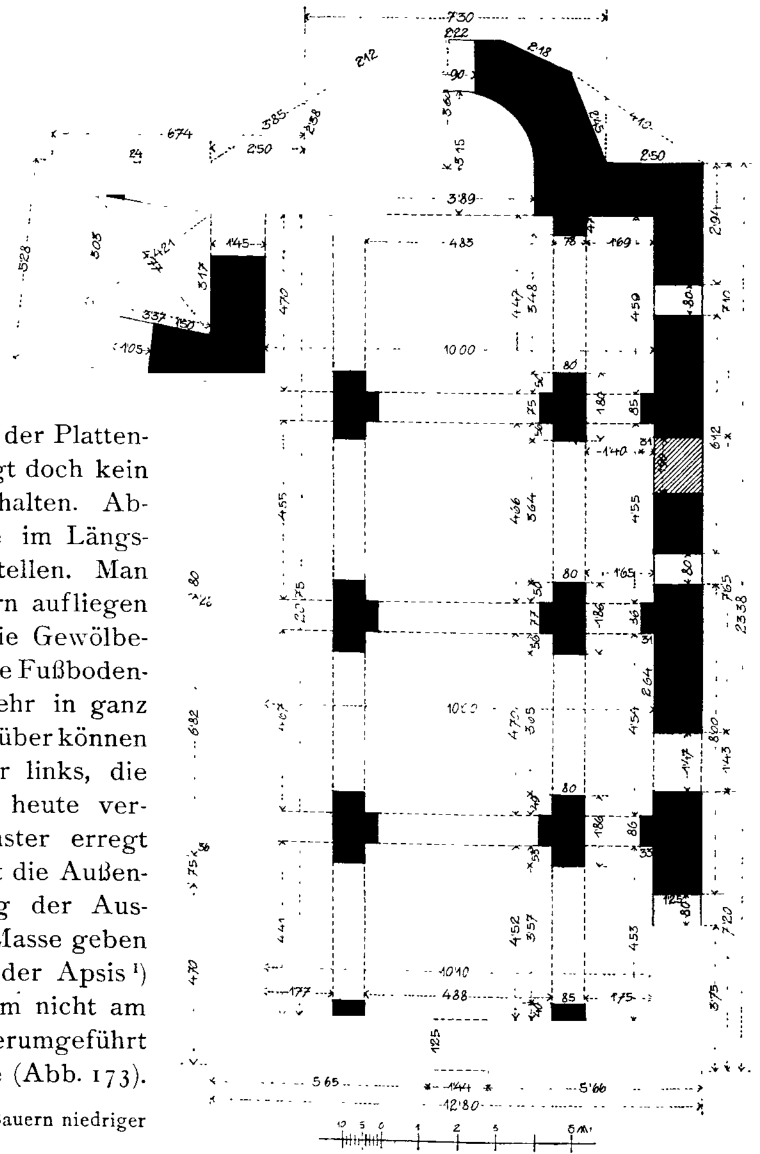


Abb. 172. Kassach, Dreischiffige Hallenkirche: Grundriß.

[1]) Ursprünglich höher. Die jetzige Wölbung ist von den Bauern niedriger neu gebaut.

[2]) Diese sollen früher außen wie innen größer gewesen sein.

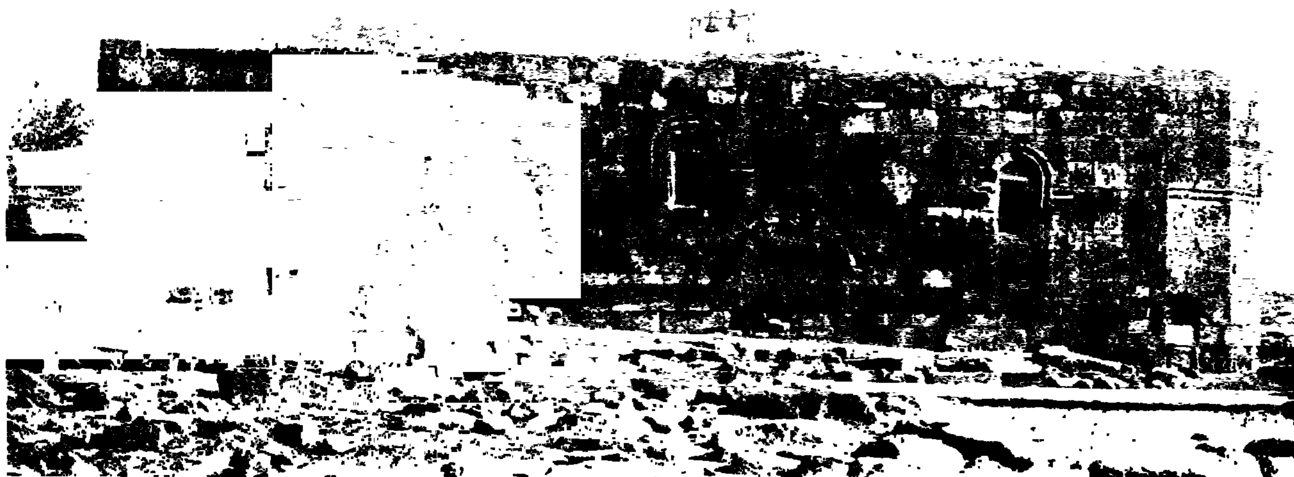


Abb. 173. Kassach, Dreischiffige Hallenkirche: Südansicht.

Man beachte den Gegensatz zur Nordwand (Abb. 8): dort alles wie abweisend verschlossen, hier die Wand einladend geöffnet durch drei Fenster und zwei Tore, zu denen sich ein drittes an der Westseite gesellt. Diese drei Tore hatten alle offenbar einst Vorbauten, deren Gewölbsteine noch im Entlastungsbogen über dem mächtigen Türsturz erhalten sind. Dieser selbst bei zwei Portalen im Flachrelief geschmückt. Im Westen auf dem 1·87 × 0·72 m großen Stein über der 1·97 × 1·47 m großen Türöffnung zwei Hirsche vor einer Palme und auf einem Weinzweige nach einem Kreuze mit S-Ansätzen zu stehend, das in einem Bogen erscheint (Abb. später [1]). Ringsum eine Doppelranke. Das gleiche nur 0·15 m hohe Flachrelief auch über der östlichen Südtür. Dort steht das Kreuz verkehrt (Abb. später). Man möchte glauben, daß der Stein verkehrt eingefügt sei; doch sind die beiden S-Ansätze am Ende des Langarmes oben angebracht und ebenso erscheinen die Tiere in Guirlanden oben in richtiger Stellung, ebenso die unausgearbeitete Weinranke zu beiden Seiten. Ringsum Kreispunktscheiben. Über dem Bogen ein gleicharmiges Kreuz mit verdeckten Enden. Man kann nach dieser Türaufnahme ungefähr beurteilen, wie tief die Kirche im Laufe der Jahrhunderte in die Erde geraten ist und wie ganz anders ihre Höhenabmessungen vorzustellen sind, als heute.

Vor allem ist an dem Bau beachtenswert die Nordseite. Man sieht hier außen (Abb. 8) Pfeilervorlagen, die in Läufern und Bindern in den Gußkern eingreifen. Sie entsprechen wie in Garni nicht den Innenpfeilern und stehen ungleich weit voneinander ab (Abb. 172). Es soll später im Zusammenhange auf diese seltsame Tatsache eingegangen werden. Inzwischen vergleiche man den nachfolgend beschriebenen Kirchenbau von Ereruk. Von dieser Basilika muß Kassach als Hallenkirche unterschieden werden [2]).



Abb. 174. Kassach, Dreischiffige Hallenkirche, Inneres: Blick in die Südostecke.

[1]) Vgl. vorläufig die Schlagwortreihe am Schlusse.

[2]) Weitere Nachrichten: Alischan, »Airarat«, S. 250 f.



Aufnahme Daschian

Abb. 175. Artsathi, Längskirche: Südwestansicht.

Manazkert (türkisch Melazkert)[1]) Der Ort liegt nördlich vom Wansee und dem Sipan am Knie des Murad. Lynch (II, S. 271 f) gibt einen Plan der alten Stadt und zeichnet darin zwei Kirchen ein, beide dreischiffige Längsbauten mit drei Pfeilerpaaren. Die Kirche Erek Choran Astwatsatsin hätte drei gleich große Apsiden. Die Pfeiler seien durch Spitzbogen verbunden, die einst Gewölbe getragen zu haben schienen. Dieses und die Nordpfeiler seien eingestürzt. Die Basen zweier Pfeiler seien achteckig und vielleicht von einem älteren Gebäude genommen. Lynch beschreibt dann noch den Kalksteinschmuck im Innern, die außen in Basalt ausgeführten Mauern und Reste von Malereien, so in der Apsis eine Taufe Christi. — Die zweite Kirche Surb Sargis ist ebenso groß wie die andere — 65 Fuß lang, 40 Fuß breit. Ein Pfeiler sei monolith und wohl einem anderen Bau entnommen. Neben der Apsis kleine Nebenräume. Da nicht abzunehmen ist, ob es sich um Hallenbauten oder richtige Basiliken handelt und ich eher ersteres annehmen möchte, so seien die Bauten an dieser Stelle eingefügt. Lynch macht auch keine bestimmten Angaben über das Alter. Aufnahmen wären sehr erwünscht. Die Stadt ist jedenfalls altarmenisch, die Kirchen könnten der goldenen Zeit angehören. Es war der Bischof von Manazkert, Melite, der, als er 452 Katholikos wurde, den Sitz von Wagharschapat nach Dwin verlegte. Auch sein Nachfolger Mowses I. (456 bis 461), und schon der Katholikos Zaven (374 bis 377) und dessen Nachfolger stammten aus Manazkert. Auf den einen oder andern dieser Patriarchen werden die Kirchenbauten zurückgehen. Nur die genauesten Aufnahmen an Ort und Stelle können darüber entscheiden, ob sie dem 4./5. Jahrhundert angehören oder einer späteren Zeit.

In den Kreis dieser Bauform scheint auch noch ein Bau in Hocharmenien zu gehören, die Astwatsatsin-Kirche in Artsathi, nördlich von Karin (Erzerum). Auch sie ist dreischiffig, mit drei Pfeilerpaaren und hat, wie die Kirche in Manazkert, drei Apsiden, angeblich durch eine gerade Ostwand abgeschlossen. Die Kirche soll jetzt als Baptisterium umgebaut sein. Aufnahmen von P. Jakobus Dr. Daschian weisen auf späte Zeit. Der Eingang in der Mitte der Südseite. Die Angaben sind leider so ungenau, daß sich kein Grundriß geben läßt. Die Außenaufnahme (Abb. 175) weist auf einen neuen Bau, der auf alten Resten errichtet wurde. Ich gebe die Abbildungen nur, um den lehrreichen Vergleich zu ermöglichen. Die Innenansicht (Abb. 176) zeigt eine Holzdecke, doch sollen die Seitenschiffe Gewölbe haben. Es könnte sein, daß die Pfeiler und Bogen älter sind. Die Oberwände sind jedenfalls wie die Apsis neu.

Die in dieser Gruppe vorgeführte Gattung, die dreischiffige Hallenkirche, hat auch auf dem Boden von Georgien übergegriffen. Über Bolnissi wird später zu sprechen sein. Ich nenne als bezeichnendes Beispiel die Kirche von Kapernaktschi, die



Aufnahme Daschian

Abb. 176. Artsathi, Längskirche: Innenansicht mit dem Blick auf die Apsis.

[1]) Vgl über den Namen Hübschmann, »Indogermanische Forschungen«, XVI, S. 449.

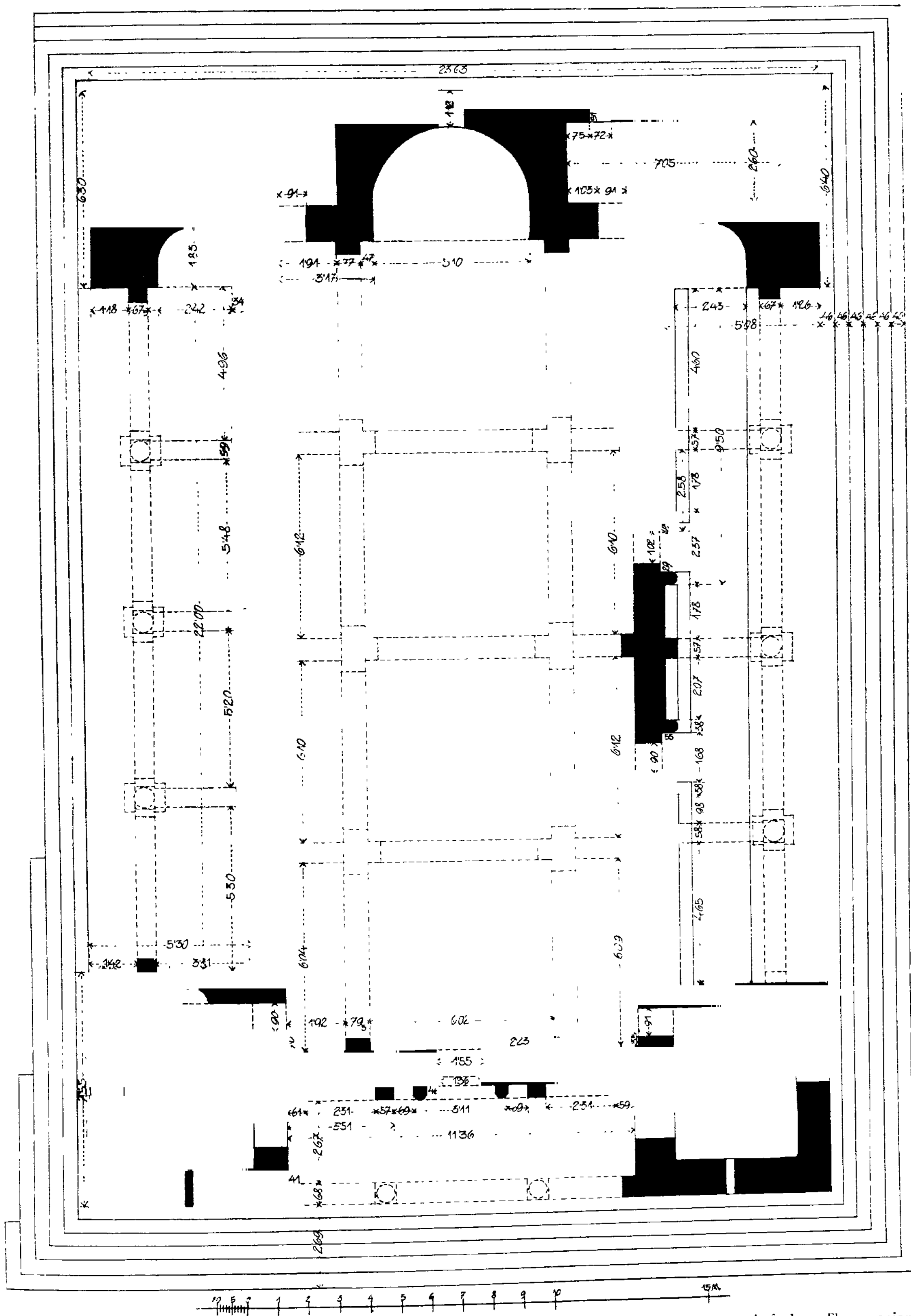


Abb. 177. Ereruk, Basilika: Grundriß. Aufnahme Thoramanian.

Kluge, »Versuch«, Seite 47, bringt. Sie liegt südlich von Tiflis und soll aus dem 9. Jahrhundert stammen. Fünf Paare von kreuzförmigen Pfeilern mit Gurten im Haupt- und den Nebenschiffen führen auf die gestelzt halbrund und auch außen rund vortretende Apsis hin. Je ein Eingang an jeder Schauseite, dazu mehrere Nebenräume. Kluge gibt, Seite 48, auch noch eine Säulenkirche in Urta aus dem 9. bis 10. Jahrhundert, die fast rein syrische Art zeigt Endlich kommt dazu die Trapeza des Klosters Opiza bei Ardanudsch, das Gräfin Uwarov, »Materialien«, III, Seite 65 und Tafel XXVIII, veröffentlicht hat. Im übrigen vgl. man über den Bautypus überhaupt, in späterer Zeit wie gesagt, Millet, »L'école grecque«, Seite 36 f.

B. Basiliken.

Ebensowenig wie von den Hallenkirchen steht von den Basiliken ein Bau vollständig aufrecht. Für diesen Typus kommt sogar vorläufig nur ein einziger Beleg in Betracht (Abb. 177), allerdings



Aufnahme Thoramanian.

Abb. 178. Ereruk, Basilika, Inneres: Blick in die Nordostecke mit der Apsis.

ein Bau, der, wo immer er auch in Europa stände, künstlerisch wegen seiner zielbewußten Abrundung das größte Aufsehen erregen würde.

Ereruk, Basilika. Diese von der Bahnstrecke zwischen Ani und Alagös sichtbare Ruine ist die weitaus wertvollste längsgerichtete Kirche ohne Kuppel in Armenien. Sie ist von Marr genauer untersucht und wird von ihm dem Ende des 5. oder dem Anfange des 6. Jahrhunderts zugewiesen[1]). Sie wurde im 10. Jahrhundert, nach einem Überfall der Araber im 9. Jahrhundert, durch einen Priester Jakob wieder hergestellt, wie Marr aus einem Kapitell schließt, das sich heute im Museum zu Ani befindet. Davon unten. Marr glaubt ferner auf Grund der Ausgrabungsbeobachtungen annehmen zu müssen, daß die Kirche in Ziegeln, nicht in Stein (oder Gußmauerwerk) gewölbt war. Er nimmt auch diese Tatsache für einen Beweis dafür, daß Ereruk vor dem 7. Jahrhundert entstanden sein müsse (ähnlich wie Tekor, davon später im systematischen Teile). Für diese Frühzeit sprechen ihm auch syrische Inschriften als Beleg, deren Spuren er an den Wänden von Tekor entdeckte.

Abbildung 23, oben Seite 25, zeigte eine Ansicht von Südwesten. Man sieht die westliche Schauseite aufragend hinter einer einst gewölbten Vorhalle, die zwischen zwei turmartigen Eckbauten lag. Rechts läuft die Südwand mit drei Pfeilervorlagen zwischen vier Fenstern und zwei Türen hin, endigend mit einer kleinen nach Süden vortretenden Apsis, das Ganze äußerst sauber im üblichen Mauerwerk (Guß mit Plattenverkleidung) auf einem Unterbau von sechs 2·76 m vorspringenden Stufen aufgeführt. An der Hand des Grundrisses (Abb. 177) ergibt sich, daß der eigentliche Längsbau 13·60 m, mit den Turmvorlagen (Abb. 23) an der Westseite 24 m und mit den Anbauten an der Ostseite (23·63 m breit) im ganzen 36 m lang ist. Der Innenraum mißt etwa 30 × 11·44 m. Das entspricht ungefähr Eghiward mit 29·27 × 11·80 m, während Aschtarak und Kassach, beide kleiner zurücktreten. Der innere Aufbau ist vollständig zusammengestürzt, doch läßt sich auf Grund der Pfeilervorlagen unter Heranziehung der Parallelen von Eghiward, Aschtarak und Kassach feststellen, daß trotz der Größengleichheit mit Eghiward doch nur drei Pfeilerpaare wie in Aschtarak und Kassach eingestellt waren. Die Abstände von 6·10 m würden keiner der erhaltenen Parallelen sondern ziemlich genau nur dem älteren Einbau von Aschtarak mit zwei Pfeilerpaaren entsprechen. Das Mittelschiff in Ereruk war etwa 6 m breit, also breiter als in jeder der drei Parallelen, ebenso die Seitenschiffe mit etwa 1·92 m Breite. Erwägt man die Kühnheit dieser Anlage, so wird die Annahme Thoramanians von Bedeutung, daß es sich hier um den ältesten erhaltenen Kirchenbau Armeniens handelt, was eine griechische Inschrift am östlichen Ende der Südseite insofern bestätigt[2]), als diese Sprache in Inschriften nach dem 7. Jahrhundert kaum noch in Gebrauch war und eine

[1]) Zapiski der östlichen Abteilung der kaiserlich russischen archäologischen Gesellschaft, XVIII (1908) und XIX (1909), S. 64 f.

[2]) Vgl. oben, S. 31 (Abb. 32).

armenische Inschrift neben der östlichen der beiden Südtüren die Zeit 1028 bzw. 1038 aufweist. An der Nordwand innen eine solche von Muscheg, Sohn des Abas. Nach den drei Parallelen werden die Pfeiler ein Rechteck von etwa 1·70 × 0·80 m mit einer Gurtvorlage von 0·80 m nach dem Mittelschiffe zu gebildet haben. Die eingestürzten Gewölbe füllen heute den Boden bis etwa zur Höhe der alten Altarbühne, wie Abbildung 178 zeigt. Daß sie vorhanden waren, beweist der in dieser Abbildung sichtbare Ansatz des Gewölbes über dem Kämpfer des Wandpfeilers. Erhalten ist noch das Gewölbe des Seitenraumes links von der Apsis, den man ebenfalls in Abbildung 178, oben, noch deutlich sieht. Die Apsis, im Grundriß mit gestelztem Rundbogen, zeigt diesen auch im Aufriß. Da er etwa 11·34 m hoch ist und bei 7·60 m Kämpferoberkante beginnt, so muß bei einer Spannung von 5·10 m die Stelzung etwa 1·19 m betragen. An den seitlichen Pfeilervorlagen ist mit 6·64 Oberkante (immer über der Altarbühne gemessen) ein Kämpfer sichtbar, der die Höhe der Bogenansätze im Mittelschiffe gibt. Rechnet man die Altarbühne mit 1 m etwa Höhe, so waren die Bogenansätze 7·14 m und die Bogen selbst etwa 9·79 m hoch. Abbildung 179 zeigt die Innenansicht der Westseite. Man sieht auch dort die Kämpfer der Pfeilervorlagen, kann aber zugleich feststellen, wie überaus hoch das Mittelschiff darüber noch emporgestiegen sein muß. Danach kann es sich nicht um eine Hallenkirche gehandelt haben, sondern nur um eine richtige Basilika, also mit einem Oberlichtgaden, in dem die Fenster etwa so hoch saßen, wie die Fenstergruppe (Triforium) im oberen Teile der Westwand (Abb. 179). Man vgl. damit die Außenansicht (Abb. 181): Unten drei Bogennischen, nach dem Grundriß (Abb. 177) gebildet durch Pfeilervorlagen, die sich auch an den Seitenwänden dieser Vorhalle wiederholen. Diese 11·36 m breite und etwa 3·70 m (samt Nischen) tiefe Vorhalle war überwölbt von einer Tonne, deren Ansatz deutlich sichtbar ist. Die Schauwand geht darüber weiter und es treten auch oben die beiden Pfeilervorlagen auf, zu deren Seiten



Aufnahme Thoramanian

Abb. 179. Ereruk, Basilika, Inneres: Blick auf die Westwand.



Abb. 180. Ereruk, Basilika: Außenansicht von Nordwesten her.

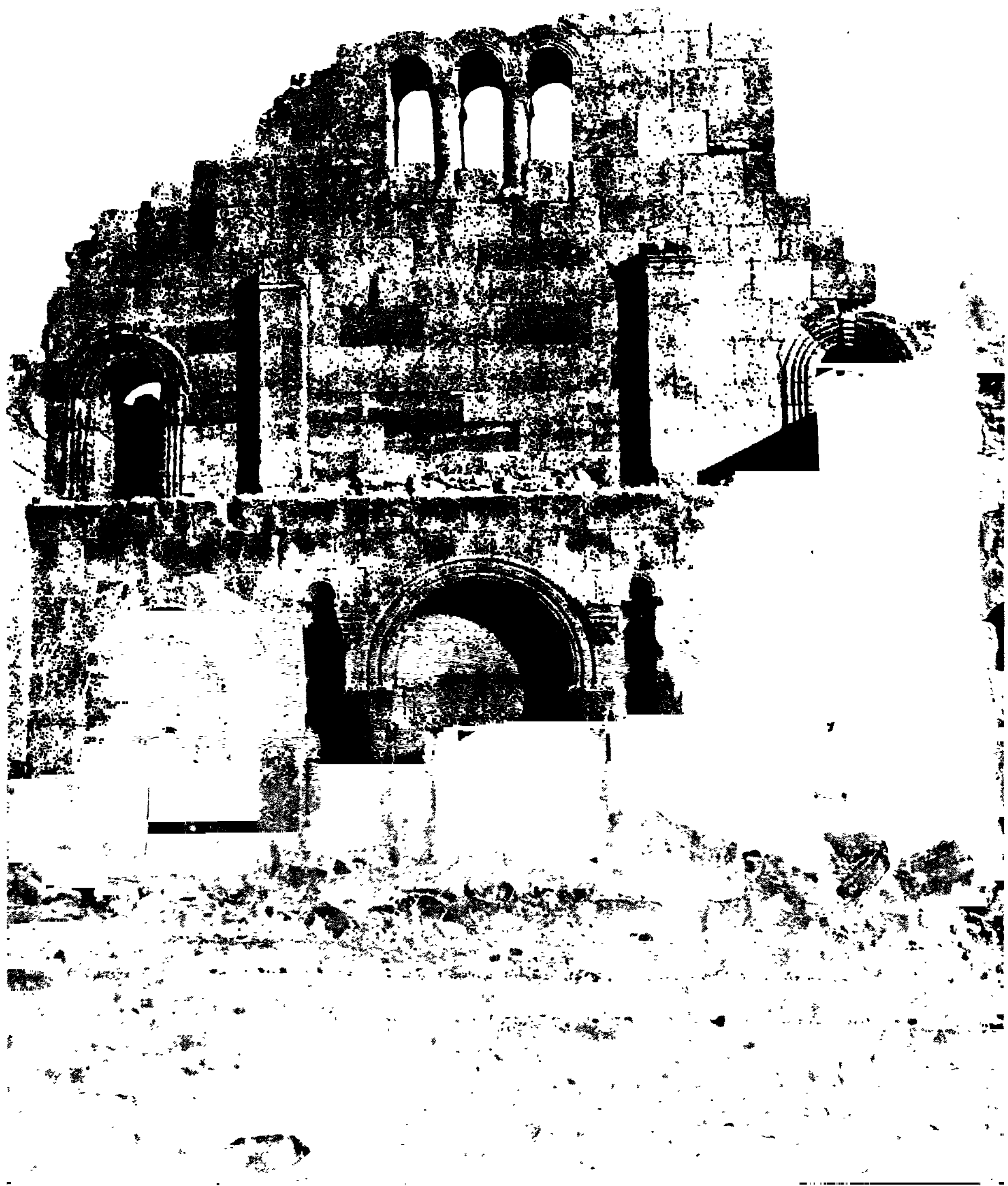


Abb. 181. Ereruk, Basilika: Schauseite im Westen. Aufnahme Thoramanian.

große Rundbogenfenster in die Seitenschiffe gehen, während in der Mitte hoch oben die Fenstergruppe des Mittelschiffes sitzt, getrennt durch Platten, die Säulen angearbeitet zeigen. Die aus Keilsteinen gebildeten Bogen werden begleitet von einem geritzten Dreistreif, wie das Doppelfenster im Innern von Aschtarak (Abb. 168). Rechts neben der Fenstergruppe von Ereruk ist noch die Mauerkante des Mittelschiffes erhalten.

Ich gehe nun über auf die Nebenräume. Die beiden turmartigen Bauten im Westen umschließen einen Innenraum von an der Nordseite 4·20 × 5·32 m, der an der Südseite um 0·30 m an beiden



Abb. 182. Ereruk. Basilika: Einzelheit von der südlichen Schauseite. Aufnahme Thoramanian

Seiten kleiner ist. Sie waren gewölbt mit Tonnen in der Richtung der Hauptachse. Die Seitenräume der Apsis im Osten waren zweistöckig. Man sieht sie im Grundriß mit einer Innenausdehnung von 7·05 × 2·60 m seitlich vortreten und erkennt in Abbildung 178, links, deutlich, wie das Gewölbe in der Richtung der Querachse gegen die Apsis ansteigt. Wir haben also die gleichen steigenden Tonnen vor uns wie in Binbirkilisse, Aachen u. s.[1]). Der Raum im ersten Stocke ist 6·40 × 2·67 m groß und am Anfang der Steigung des Gewölbes 2·53 m, am Ende 3·83 m hoch, die Steigung beträgt also 1·29 m. In Abbildung 180 sieht man die Nordseite des Baues und dort oben links die ansteigende Schräge, die vielleicht dem Verlaufe des Daches der Seitenschiffe entspricht, wovon ein Blick auf Abbildung 183 überzeugen mag. In Abbildung 180 sieht man die im Grundriß eingezeichneten Pfeilervorlagen der Nordwand ebenfalls zu dreien wie an der Südwand, nur fehlen hier Türen und Fenster. In der gleichen Abbildung 180 auch unter der steigenden Tonne die Außenapsis im Osten. Sie ist 2·42 m breit und 1·83 m tief, wie im Süden. Man erkennt in Abbildung 180 wie in Abbildung 183 deutlich die im Grundriß (Abb. 177) eingezeichneten Pfeilervorlagen neben diesen Apsiden. Da sich also diese Vorlagen am südlichen und nördlichen Apsisbaue wiederholen, darf man annehmen, daß hier wie vor der Westfassade Vorhallen anschlossen. Thoramanian hat von einer solchen in der Tat noch Säulen und Gewölbespuren gefunden. Sie waren im Gegensatz zur Westhalle so hoch wie die Seitenschiffe.

Abbildung 183 versucht den Querschnitt zu veranschaulichen. Manches verweist darauf, wie ursprünglich Tekor (von dem im entwicklungsgeschichtlichen Teile zu reden sein wird) bevor es in einen Kuppelbau umgewandelt wurde, ausgesehen haben mag: so besonders der Abschluß im Osten mit einem Querbau, vorgelagerten Außenapsiden und Vorhallen auf dem hohen Stufenunterbau. Davor der Aufbau der Basilika mit der Wölbung, wie sie ungefähr vorzustellen ist. Seltsam

[1]) Vgl. mein »Kleinasien«, S. 61, »Der Dom zu Aachen«, S. 27.

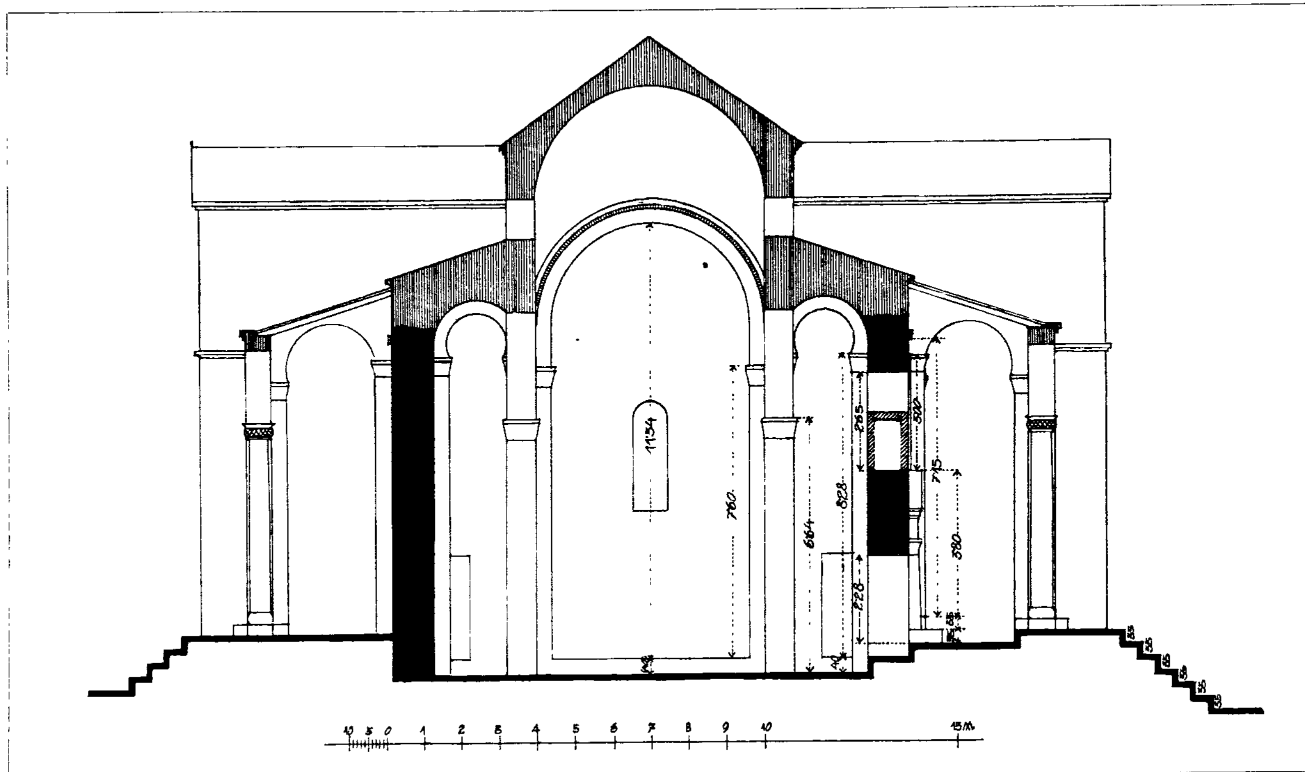


Abb. 183. Ereruk, Basilika: Wiederherstellung im Querschnitt.

wie der Bau in den Stufenunterbau eingetieft ist. Freilich ist da manches unsicher. Vor allem könnten die Querräume neben der Apsis, den Gewölben entsprechend, ansteigende Dächer gehabt haben.

Und nun die Ausstattung dieses feingliedrigen, im Äußern wie im Innern gleich in Schiffe zerlegten Baues. Das Haupttor an der Westseite (Abb. 181) verdient besondere Beachtung, nicht so sehr deshalb, weil dort der auf Säulen vortretende Hufeisenbogen — wie wir ihn in Awan (Abb. 77) feststellten, rund am westlichen Südportal von Kassach (Abb. 173) zu ergänzen haben und in Eghiward (Abb. 163) in einem anderen Beispiel sehen — noch gut erhalten ist, sondern wegen einer Einzelheit, die wichtig für die Entwicklung der islamischen Architektur geworden ist: man sieht, der Bogen mit den Säulen nimmt nicht den ganzen Zwischenraum der Pfeilervorlagen ein. Der übrig bleibende Randstreifen ist oben beiderseits von einer Trichternische übersetzt, die über dem Bogen auf Wandarmen ruht. Der Kenner findet hier eine Spur der gesuchten Belege für das alte persische Vorbild der Fassade der El-Ahmar-Moschee in Kairo von 1125. Davon später. Die Kapitelle sind Kämpfer mit Akanthus. Der Bogen zeigt eine ähnlich reiche, nur ganz verschiedene Profilierung wie Tekor (Abb. 37) oder die Seitenschiffenster oben, die von drei Stufen und einem Zahnschnitt umfaßt werden. Am Kapitell der Pfeilervorlage links und oben in den Zwickeln des Triforiums Kreuze. Die Südfassade (Abb. 23, rechts) ist in ihrem Hauptteile in Abbildung 182 wiederholt. Man sieht die beiden Tore wie an der Westseite, hier jedoch durch Giebel auf Wandarmen überdacht. Darüber die 1 m breiten Rundbogenfenster, die, heute zur Hälfte verlegt, ursprünglich wohl offen waren, wie (Abb. 23) heute noch am letzten östlichen Fenster, dann bis auf eine 0·94 m Durchmesser runde Öffnung verlegt waren, wie am letzten Fenster westlich (Abb. 23). Sie sind von einer eigenartigen Profilierung umrahmt. Über ihnen ein Zahnschnittfries. Ein solcher auch am Türgiebel, der hier richtig in die Wagrechte umbricht, nicht wie in Kassach (Abb. 173), wo die Lot- und Wagrechte sich aneinander totlaufen. Auf den Türstürzen aller drei Tore das gleicharmige Kreuz und an zweien eine Randleiste von Kreisen mit Knöpfen. Von der in Ereruk dem Syrischen entsprechenden Bauform unten. Ob es Basiliken in Georgien gegeben hat, ist fraglich. Vergleiche oben, Seite 152. Über Urbnissi wird unten zu reden sein.[1])

[1]) Weitere Nachrichten: Abich, »Aus Kaukasischen Ländern« I, S. 201, wo der Bau unter dem Namen Alam (Kissilkalba), einschiffig und mit Kreuzgewölben ergänzt ist. Alischan, »Schirak« I, S. 170 f., wo auch ein Blick auf die Ostseite außen. Thoramanian, »Tekor«, S. 50 f.

III. Der längsgerichtete Kuppelbau.

Alle bisher vorgeführten Gattungen und Arten, selbst die Konchenquadrate und Vierpässe, dazu die längsgerichteten Tonnenbauten, können, so häufig sie sich auch aus früher Zeit erhalten haben, nicht als die herrschend gebliebenen oder gar als für die Eigenart der armenischen Baukunst der neueren Zeit ausschlaggebenden Formen bezeichnet werden. Wie die italienische Renaissance erst nach mannigfachen Versuchen einen Bautypus gezeitigt hat, der nicht nur im Barock, sondern auch in späteren Zeiten anerkannt blieb, so ist auch die armenische Architektur erst allmählich die Schöpferin einer Bauform geworden, die bis auf den heutigen Tag als die herrschend gebliebene betrachtet werden kann. Sie liegt auf dem Gebiete des Kuppelbaues in dessen Verbindung mit der Längstonne. Dieser Gattung gehören die großen Kathedralen des Landes an, die den Stolz der Nation bilden. Die Kathedrale von Edschmiatsin freilich, das Hauptheiligtum, ist ein Übergangsbau, der bezeugt, daß man zu den neuen Bautypen u. a. durch das Bedürfnis der Raumerweiterung kam. Dazu aber gesellten sich Forderungen des Gottesdienstes, wie die Einstellung der Gläubigen in einer bestimmten Richtung. Das Durchschlagen der Längsrichtung im Kuppelbau muß in Armenien schon im 6. Jahrhundert neben dem reinen Kuppel- und dem reinen Tonnenbau zum Durchbruch gekommen sein, denn schon aus dem 7. Jahrhundert sind alle in dieser Richtung in Betracht kommenden Arten in erhaltenen Vertretern von einer Vollendung nachweisbar, deren Größe und selbstverständliche Reife auf eine längere, vorausliegende Entwicklung schließen läßt.

Die endgültige Lösung, ich nenne sie die Kuppelhalle, hat sich nicht ohne mannigfache Versuche durchgesetzt. Ich betrachte zuerst die Übergangsformen. Bezeichnend für alle Vertreter des Kuppelbaues mit Längstonnen ist, daß immer nur eine Kuppel über dem Hauptraume verwendet wird. Seine Erweiterung der Länge oder Breite nach geschieht nie durch weitere Kuppeln — wie etwa in Bauten von der Art der Apostelkirche in Konstantinopel — sondern diese Erweiterung erfolgt stets durch Tonnen. Selbst in den Ecken des Hauptraumes hinter den Kuppelstützen ist nie — entgegen Awan, der Apostelkirche in Ani, dem Byzantinischen und Orthodoxen — die Kuppel genommen, auch da herrschen die Tonne oder eine dem Kreuzgewölbe ähnliche Decke vor.

1. Dreipaßkirchen.

Die Vorliebe für die quadratische Kuppel, für die in den ersten beiden Gruppen des Typenkataloges zahlreiche Beispiele, sei es in den Konchenquadraten, sei es in der Form des Vierpasses, vorgeführt wurden, setzt sich, wenn auch nicht in den tonnengewölbten, so doch öfter in solchen Längsbauten durch, die mit der Kuppel verbunden bleiben. Sie treten hier zunächst wegen des von der neuen Baugesinnung geforderten Längsschiffes nicht als Vier-, sondern als Dreipaßbauten auf und zwar sowohl in der Gattung der einschiffigen Bauten, die dann immer in kleinen Maßen gehalten sind, wie bei dreischiffigen Kuppelbasiliken beziehungsweise Kreuzkuppelkirchen, die dann zu den größten und wirkungsvollsten Kathedralen des Landes von echt armenischer Art zählen.

A. Einschiffige Dreipässe (Abb. 51).

In dieser Gruppe sind zwei Arten zu unterscheiden, die eine, die die Strebenischen auch im Außenbau rund sichtbar macht und ihnen überdies in der fünfseitigen Form den Zusammenhang mit den Vierpässen beläßt und die zweite, die die Strebenischen außen rechtwinklig ummantelt Beide Arten sind sehr zahlreich vertreten. Ich gebe für jede ein Beispiel.

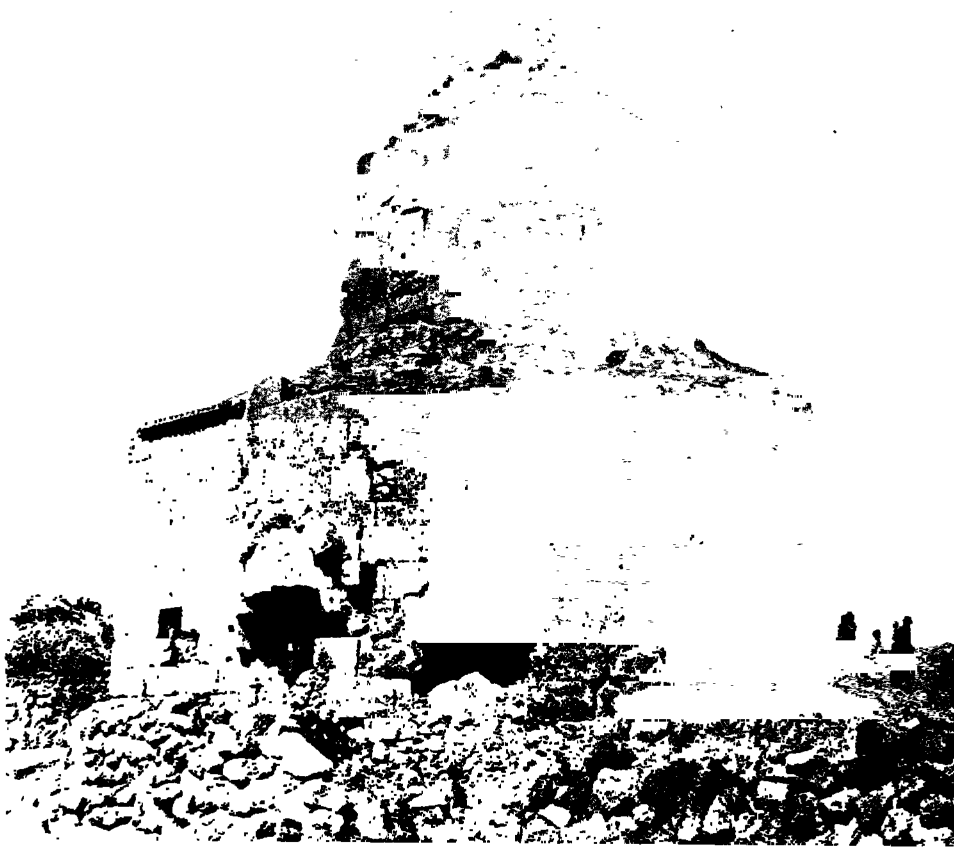


Abb. 184. Alaman, Ananiaskirche: Ansicht von Südosten.

a) Mit außen sichtbarer Nischenverstrebung.

Alaman, Ananiaskirche. Sie wurde, wie die als Gürtel um die Mauern herumgeführte Bauinschrift (Seite 36) meldet, 637 zur Zeit des Kaisers Heraklius (610 bis 647) von einem Gregor Illustris und seiner Frau Mariam um ihres Seelenheiles willen erbaut. Abbildung 184 gibt ihre Eigenart gut wieder. Diese besteht gegenüber den rein quadratischen Kirchen darin, daß statt der Westnische ein tonnen- oder wie hier ausnahmsweise kreuzgewölbter Arm eingefügt ist. Wir sahen ein solches Kreuzgewölbe schon über der Eingangshalle von Irind, S. 133 (Abb. später). In Alaman ist das Quadrat, wie der Grundriß (Abb. 185) zeigt, durch Verlängerung des Tragbogens in der Hauptachse zum Kreuz mit verlängertem Hauptarm geworden. Die drei andern Strebenischen sind geblieben wie sonst, nur sind sie etwas gestelzt, so daß auch dadurch das Kreuz betont erscheint. In den Ecken sind die üblichen Doppelbogen bis zum Boden herabgeführt, nicht wie in Mastara durch Wandarme oder in Agrak durch einen Dienst getragen. Im übrigen zeigt der Querschnitt (Abb. 186) die üblichen Trichter, zuerst vier größere, dann die acht kleineren, dazwischen vier kleine Trommelfenster. Die Kirche ist leider dem völligen Verfalle nahe und heute, in einem Tatarendorfe stehend, unbenützt. Die Dächer sind bis auf die Gußdecke verschwunden und in die Südkonche erscheinen sehr bedenkliche Löcher geschlagen. Abbildung 184 gibt darüber gut Auskunft. Man möchte wünschen, daß auch hier bald der Denkmalschutz einträte und dem gewissenlosen Treiben der Dorf-

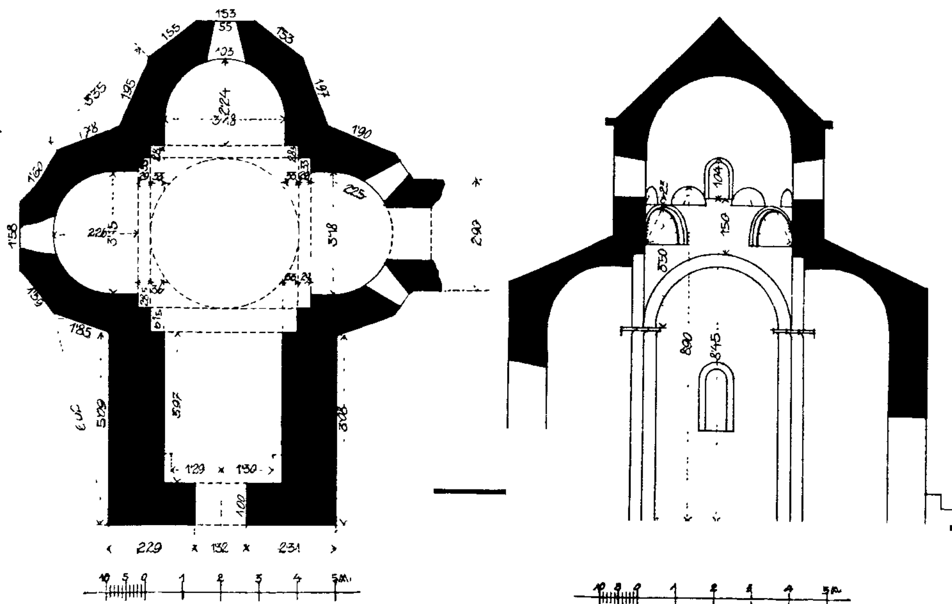


Abb. 185/186. Alaman, Ananiaskirche: Grundriß. Querschnitt.

bewohner ein Ziel setzte. Die Tataren beteiligten sich zwar gern am Lesen einer arabischen Inschrift,[1]) die Kirche selbst aber scheint ihnen gelegentlich als Steinbruch lockend. — Abbildung 187 läßt deutlich den Schmuck der Außenwände sehen. Vom Kranzgesims ist in Abbildung 187 noch gut der übliche Bogenfries sichtbar. Dazu kommen die ebenso beliebten Bogenbänder um die Fenster. An der Apsis — in Abbildung 184 rechts verkürzt — tritt das obere Band rechtwinklig vor und zeigt die gleichen tiefschattenden Dreiviertelbogen gereiht, wie die Kranzgesimse. Der innere Bogen dieses Fensters weist flach eine Weinranke auf. Die Südapsis in Abbildung 184 links hat die Fenster in den schmalen Seitenschrägen der mittleren Türwand. Das vorspringende Band bei dem in Abbildung 184 sichtbaren Fenster ist abgestuft und in der unteren Fläche mit strahlenförmigen Rillen versehen. Das andere in Abbildung 187 sichtbare Fenster hat an dem vortretenden Bande eine Art Mäander[2]).

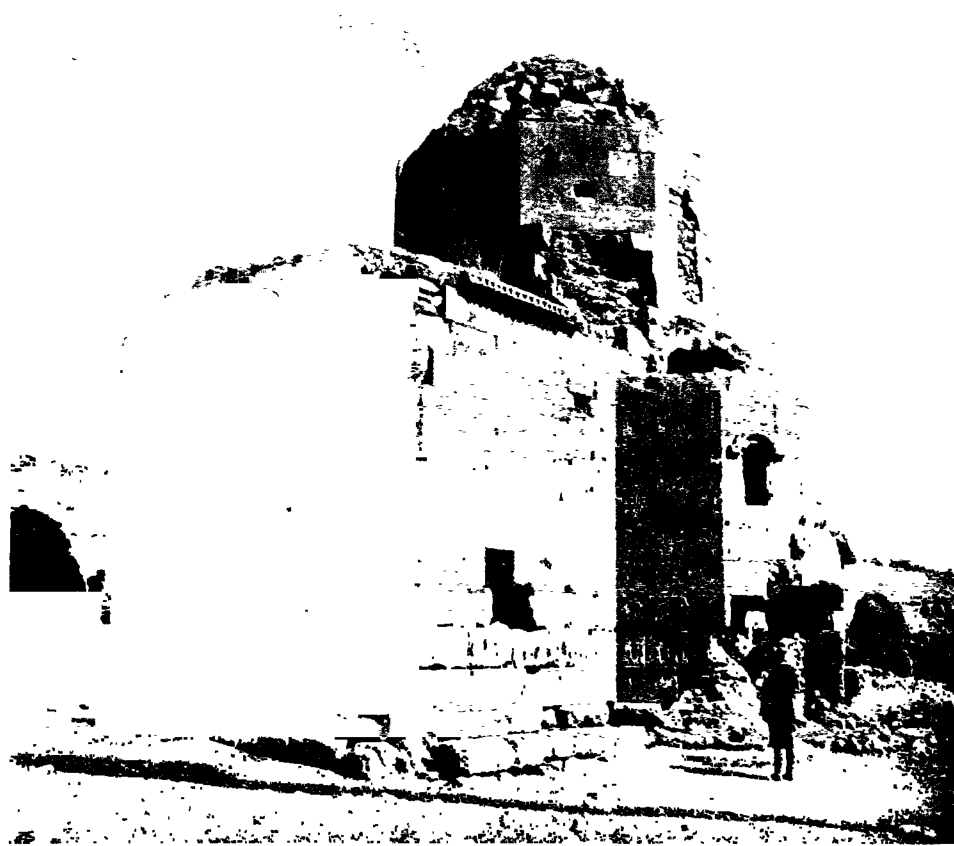


Abb. 187. Alaman, Ananiaskirche: Ansicht von Südwesten.

b) Mit Ummantelung der Strebenischen.

Für diese Art blicke man zurück, was oben, Seite 99, bezüglich des Baues von Matschitlu, bei einem Sechspaß auf der Burg zu Ani, Seite 128, gesagt wurde und betrachte daraufhin auch Irind.

Thalin, Marienkirche. Sie liegt, inschriftlich (S. 50 f.) im 7. Jahrhundert erbaut von Nerses Apohypat, unweit der großen Kirche, von der unten zu reden sein

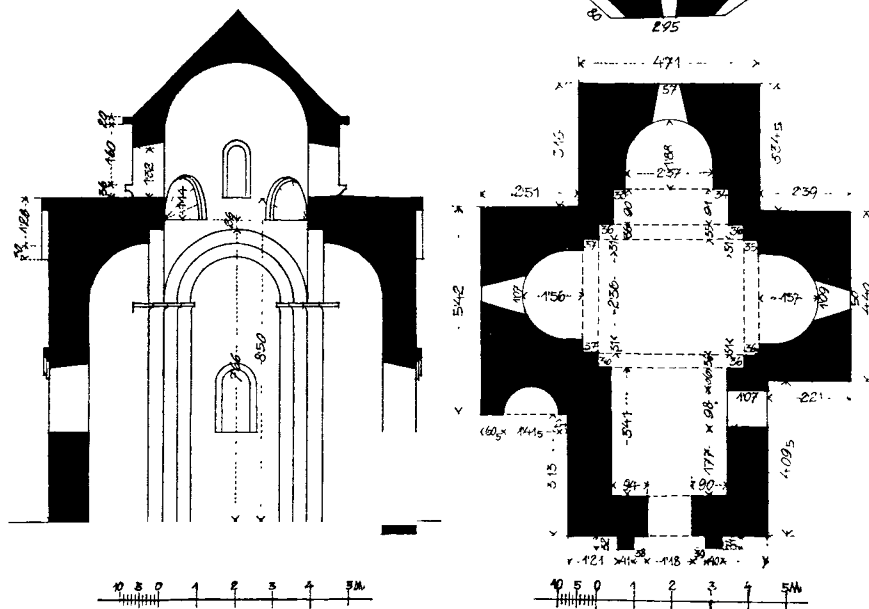


Abb. 188/189. Thalin, Marienkirche: Querschnitt. Grundriß (oben von der Kuppel).

[1]) Eine solche außen an der Nordostecke. Vgl. oben S. 37, Anm. 5.

[2]) Weitere Nachrichten: Ter-Mowsessian, »Zwarthnotz«, Tafel XVII, »Edschmiatsin und die ältesten armenischen Kirchen«, S. 20, und Tafel XXV. Dazu »Zeitschrift für christliche Kunst«, XXVIII (1016) S. 184.



Abb. 190 Thalin, Marienkirche, Ansicht von Südosten.

wird[1]). Abbildung 190 gibt die Südostansicht. Wichtig ist gleich die erste Feststellung, daß die Strebenischen im Rechteck ummantelt sind[2]), ferner, daß die Kuppeltrommel auf einem Mauerstutz sitzt, der das Grundquadrat, wenn auch mit abgefaßten Ecken — man betrachte den Einzelgrundriß in Abbildung 189 — über die Dächer der Kreuzarme weitergeführt zeigt. Im Innern entspricht dieser Aufmauerung der Trichtergürtel; das beweist ein Blick auf Abbildung 191 und die Überlegung, daß die zu beiden Seiten der Trichter sichtbaren Fenster die gleichen sind, die man in Abbildung 190 über dem quadratischen Ansatz in der niedrigen Fenstertrommel sieht.

Der Grundriß (Abb. 189) zeigt in der Mitte ein Rechteck, kein Quadrat und die drei gestelzten Strebenischen mit dem durch eine Tonne überwölbten Längsarm, im Westen mit der Eingangstür. Eine zweite, die heutige, tiefliegende Eingangstür, in der Südwand. Vor der Ostapsis eine kurze Tonne in der Breite des Westarmes, so daß auch da ein bewußter Schritt zur Betonung der Längsrichtung getan scheint. Der Querschnitt (Abb. 188) zeigt die Weiterführung der Doppelbogen bis zum Boden, und Abbildung 191, wie sie durch eine steile Hohlkehle mit Plättchen in Kämpferhöhe zusammengefaßt werden. Die bei der Kleinheit der Kirche doppelt auffällige Stärke der Umfassungsmauern, bei denen in der rechteckigen Ummantelung der Apsiden Baustoff in Massen verschwendet wurde — auch in der Nordwestecke ist durch Anfügung einer Nische nicht gespart — mag sich zum Teil erklären aus der Unsicherheit in Überwölbung eines Rechteckes mit der gleichen Trommelkuppel über Trichternischen, wie sie für das Quadrat üblich war. Das Rechteck mißt in der Hauptachse rund 3 m, in der Querachse rund 3·80 m. Es wolle an diesem, gerade wegen mancher Unregelmäßigkeiten beachtenswerten Baue das Verhältnis von Höhe und Breite des Innenraumes ins Auge gefaßt werden (Abb. 188). Der Kuppelscheitel dürfte 12 m



Abb. 191. Thalin, Marienkirche: Kuppelansatz.

[1]) Die Inschrift ist abgebildet bei Garegin Howsepian, »Die Kunst des Schreibens« (Abb. 5) mit der Zeitangabe 630—640.

[2]) Über ein zweites Beispiel in Mahmudschuk später.

über dem Boden liegen, die Kirche also rund viermal so hoch als breit sein, was bei den kleinen Abmessungen doppelt auffällt. Die Außenansicht (Abb. 190) läßt diese »gotischen« Verhältnisse nicht hervortreten, weil der Bau tief in der Erde steckt. Auch innen ist der Boden erhöht.

Im Schmucke der Außenseite fällt auf, daß statt der sonst üblichen Bogenfriese eigenartige Zahnleisten genommen sind. Sie machen, tiefschattend, freilich die gleiche Wirkung wie jene, aber es ist doch beachtenswert, daß der Zahnschnitt nur das untere tiefausgeschnittene Ende eines Schachbrettmusters ist[1]), wie Abbildung 190 stellenweise deutlich erkennen läßt[2]).

Ich begnüge mich mit den vorgeführten alten Bauten. Weitere armenische Beispiele dieses Typus findet man veröffentlicht bei Grimm, Dubois, Brosset, ferner bei Bachmann, »Kirchen und Moscheen in Armenien und Kurdistan«, Seite 47/8 (Kilisse deressi bei Chinnis), georgische in den Bänden der Gräfin Uwarov, »Materialien zur Archäologie des Kaukasus«, bei Kluge, »Versuch«, S. 20 f. und sonst. Darunter wird man wiederholt einer Art begegnen, die kreuzförmigen Grundriß, aber keine Konchen hat. Ich gehe unten im entwicklungsgeschichtlichen Teile näher darauf ein. Auch Millet, »L'école grecque«, Seite 72 f., hat eine Reihe solcher Bauten unter dem Schlagworte »croix libre« zusammengestellt.

B. Dreischiffige Dreipässe (Abb. 52).

Sie nähern sich am stärksten der Gattung der Basilika, so daß man unter Berücksichtigung eines nicht auf einen bestimmten Typus eingestellten Umbaues, Tekor, von dem unten zu reden sein wird, annehmen könnte, es handle sich zum mindesten im Falle der ausgesprochenen Längsbauten tatsächlich um Einführung der Kuppel in den Basilikenbau. Und nicht nur der Kuppel, sondern eines ganzen Kuppelquerschiffes, wozu auch die Endigung in Strebenischen gehört. Trotzdem scheint mir kaum möglich, in dieser Gruppe recht zwischen Kuppelbasilika und Kreuzkuppelkirche zu trennen. Zur Gattung der Kuppelbasilika, wie sie von der Marienkirche zu Meiafarqin und Qasr ibn Wardan über Kleinasien bis nach Salonik zu verfolgen ist[3]), gehört die Dreischiffigkeit in der Art, daß auch der der Kuppel entsprechende Querarm mit einer Tonne parallel zur Längsrichtung überwölbt ist, ferner, daß über den die Kuppel umgebenden Tonnen Emporen angebracht sind. Mit dieser Gattung hat die armenische »Kuppelbasilika« keinesfalls etwas zu tun. Es gibt in Armenien keine Emporen und auch, was die Übersetzung des Querarmes durch eine Tonne in der Ostwestrichtung anbelangt, ist von dem im Süden und Westen heimischen Zuge in Armenien nichts nachweisbar. Wenn man also von diesen für die Kuppelbasilika von Mesopotamien über Kleinasien bis nach dem Balkan bestimmenden Merkmalen absehen wollte, so könnte in gewissem Sinne vielleicht die alte Kathedrale von Dwin für eine Kuppelbasilika gelten. Ähnlich Kutais, Thalin und Odzun.

Dwin, Gregorkirche. Vor Jahren von Archimandrit Chatschik Dadian ausgegraben, aber unveröffentlicht[4]). Es ist die älteste nachweisbare und bedeutendste längsgerichtete Kuppelkirche Armeniens und lediglich im Fundament erhalten. Da aber nur die Umfassungsmauern freigelegt wurden und über dem ganzen Innern noch ein Hügel ruht, so läßt sich nicht mit voller Sicherheit urteilen. Es sind nach den Historikern zwei Bauperioden zu unterscheiden: 1. Wardan Mamikonian zerstört um 450 einen Persertempel und, nachdem der Platz ausgeglichen war, baut er mit denselben Steinen die große Kirche des hl. Gregor, in die der Katholikos Giut (475—485) übersiedelt, während die Fürsten Paläste anlegen und die Stadt mit Mauern versehen. So berichten Johannes Katholikos[5]) und Thomas Artsruni II, 1 (Brosset, I., Seite 70), deren Chronologie aber unzuverläßlich ist. Wardan Mamikonian, der Zerstörer des persischen Tempels und Erbauer der Gregorkirche stirbt um 451, Giut aber wurde erst nach 462 gewählt. Lazar von Pharpi, einem Zeitgenossen, ist das ganze Ereignis unbekannt. 2. Diese erste Kirche war 571/2 von den Persern verbrannt worden (Sebeos c. I, Macler, Seite 5). Smbat Bagratuni versammelt, nachdem er von Chosrav Parwiz die

[1]) Ähnliche Bildungen auch an romanischen Kirchen. Davon später.

[2]) Weitere Nachrichten: Ter-Mowsessian, »Zwarthnotz«, Tafel XIX, »Edschmiatsin«, Tafel XIX. Alischan, »Airarat«, S. 138 f., Schachchathunian II, S. 49 f.; Nahapetian, Album, Aufnahme II, 18.

[3]) Vgl. mein »Kleinasien«, S. 104 f. und Monatshefte für Kunstwissenschaft VIII (1915), S. 349 f., dazu Bell, »Churches and monasteries of the Tûr 'Abdin«, S. 88.

[4]) Ein rein beschreibender Aufsatz ohne Abbildungen in der Zeitschrift »Ararat« 1907, S. 658.

[5]) Tiflis 1912, S. 59 u. 71, wo es heißt, diese erste Kirche sei aus Ziegeln mit Holz erbaut gewesen.

Erlaubnis erhalten hatte, die »Meister des Steines«, setzt sie unter einen treuen Vorsteher und baut die Kirche 606/7 aus Steinen[1]) von Grund aus neu. Dann meldet Sebeos c. XXIII (Macler, S. 63) noch die Vollendung des Baues zur Zeit des Katholikos Komitas (611—621), des Erbauers der Hripsimekirche 618. P. Akinian macht mich zu diesen bis jetzt für die Baugeschichte verwerteten Quellen noch auf folgendes aufmerksam: Abraam Katholikos (607—611) war von Smbat Bagratuni, dem Marzpan des Gurkan (Hyrkanien) mit der Beaufsichtigung des Baues beauftragt. Wir besitzen noch einen Brief von ihm,[2]) in dem es heißt: »Ich konnte bis heute meinen Brief nicht schreiben, weil ich mit der Kirche beschäftigt war«. Wir haben also hier eine erwünschte Bestätigung für die von Sebeos gebrachten Nachrichten über die zweite Bauperiode.

Dieser zweite Bau überlebte die Einnahme Dwins durch die Moslim nach Stephan von Taron II, 4 (Gelzer-B., S. 87). Sie wird erwähnt im Martyrium des hl. David Dwnetzi († 695)[3]) und wurde erst im 9. Jahrhundert zur Zeit des Katholikos Geworg II (877–898) durch ein Erdbeben zerstört[4]).

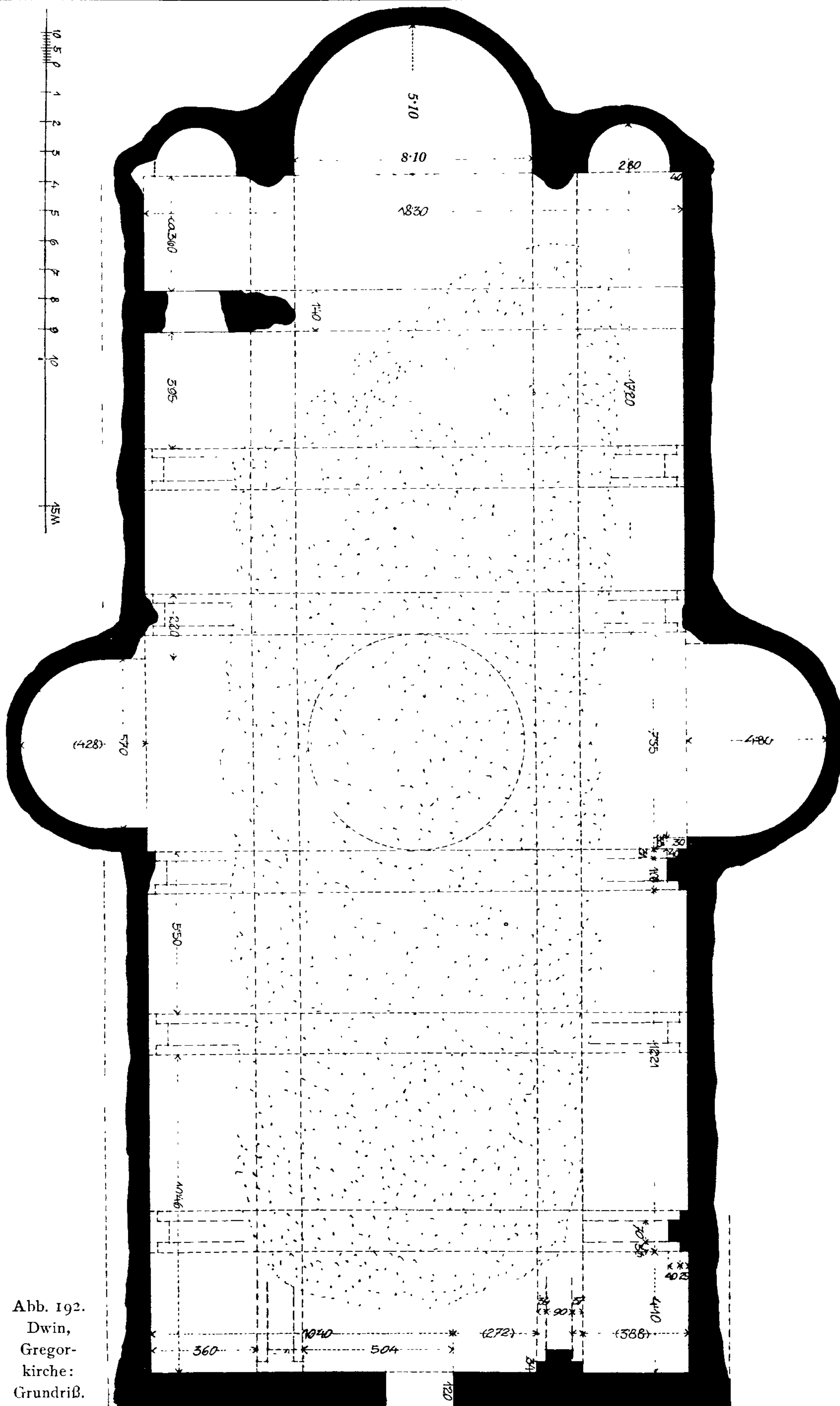


Abb. 192. Dwin, Gregorkirche: Grundriß.

[1]) Sebeos c. XVIII (Macler, S. 47 f.). Nach Johannes Katholikos aus Stein und Mörtel.

[2]) Vgl. P. Nerses Akinian, »Kyrion, Der Katholikos der Georgier« (Wien 1909), S. 56

[3]) Vgl. Alischan, »Airarat«, S. 408.

[4]) Thomas Artsruni III, 22 (Brosset, S. 231).



Abb. 193. Dwin, Ausgrabungen der Gregorkirche: Die drei Ostapsiden.

Abbildung 193 zeigt das Ausgrabungsgelände. Zwischen den Höhen im Hintergrunde und den Schutthügeln im Mittelgrunde liegt der ausgedehnte, wie es scheint aus mehreren Siedlungen bestehende Ort Dwin. Im Vordergrunde die Ausgrabung selbst, und zwar rechts die eine südliche Seitenapsis, in der Mitte die Hauptapsis, ganz links am Rande die linke Seitenapsis. Man sieht, der Bau war den Nachrichten Johannes Katholikos entsprechend in der üblichen Art zwar aus Stein, aber mit Mörtelfüllung erbaut. Nach den Abmessungen des Innern: etwa 45·70 m Länge und 18·30 m, bzw. im Querschiff 27·4 m Breite war es der bedeutendste Kirchenbau Armeniens. Die in Eile hergestellte Grundrißskizze (Abb. 192) zeigt ein durchaus vorherrschendes Langhaus, das wahrscheinlich durch zwei Stützenreihen getrennt zu denken ist, vielleicht mit fünf Pfeilerpaaren. Ein sechstes scheint in die Ecken zweier den Seitenapsiden vorgelegten Kammern einbezogen gewesen zu sein. Nach der Verteilung der Pfeilervorlagen am Westende hatte das Mittelschiff die Breite der Hauptapsis von etwa 8·18 m, die Seitenschiffe waren nur etwa 3·70 m breit. Da die Umfassungsmauern 1·40 m,[1]) also außergewöhnlich dick sind, so lassen sich Wölbungen voraussetzen, umsomehr, da die Anlage seitlicher Strebenischen ohnehin auf eine Kuppel schließen läßt. Aber freilich, diese Strebenischen sind wie in Artik u. a. O. ungleich groß: die südliche 6·75 m breit und 4·80 m tief, die nördliche 5·70 m breit und mindestens 4·28 m tief. Wie das zu erklären ist, läßt sich nicht sagen, besonders so lange die Mitte von den 3—4 m hohen Schuttmassen nicht freigemacht ist. Hoffen wir, daß, wie meine Arbeit von 1891 zur Ausgrabung von Zwarthnotz, jetzt die vorliegende Veröffentlichung zur wissenschaftlichen Ergänzung der gut gemeinten, aber naiven Ausgräberei von Chatschik führen wird. Nach seinen Mitteilungen sind die Apsiden außen fünfseitig ummantelt. Der Eingang, soweit sich heute urteilen läßt, im Westen. Chatschik spricht von fünf Türen. Vor der kleinen Apsis der Nordostecke wurde der Kopf einer Muttergottes (?), in farbigen Steinen, nicht in Glaswürfeln gearbeitet, gefunden. Er ist leider teilweise zerstört. Vom Estrich fanden sich Reste vor der südlichen und westlichen Tür in »teppichartigem« Steinmosaik[2]). Alles das wird bei weiteren Ausgrabungen sehr genau zu nehmen sein[3]).

Kutais, Kathedrale. Das wenige, was über Dwin mitgeteilt werden konnte, scheint geeignet zu der Feststellung, daß die große Ruine von Kutais in Georgien im Typus damit übereinstimmt. Die Kathedrale ist nach den Bauinschriften im Jahre 1003 vom König Bagrat III. (985—1014) für seine Mutter Guranducht begonnen, der Architekt war Maisa[4]).

[1]) Chatschik Dadian, »Ararat« a. a. O. gibt sogar an 3 Arschin (2·13 m).

[2]) Diese Funde heute in Zwarthnotz.

[3]) Die Kapitelle, die man in Abbildung 193 in der Hauptapsis liegen sieht, stammen nicht aus den Ausgrabungen dieser Kirche. Davon unten.

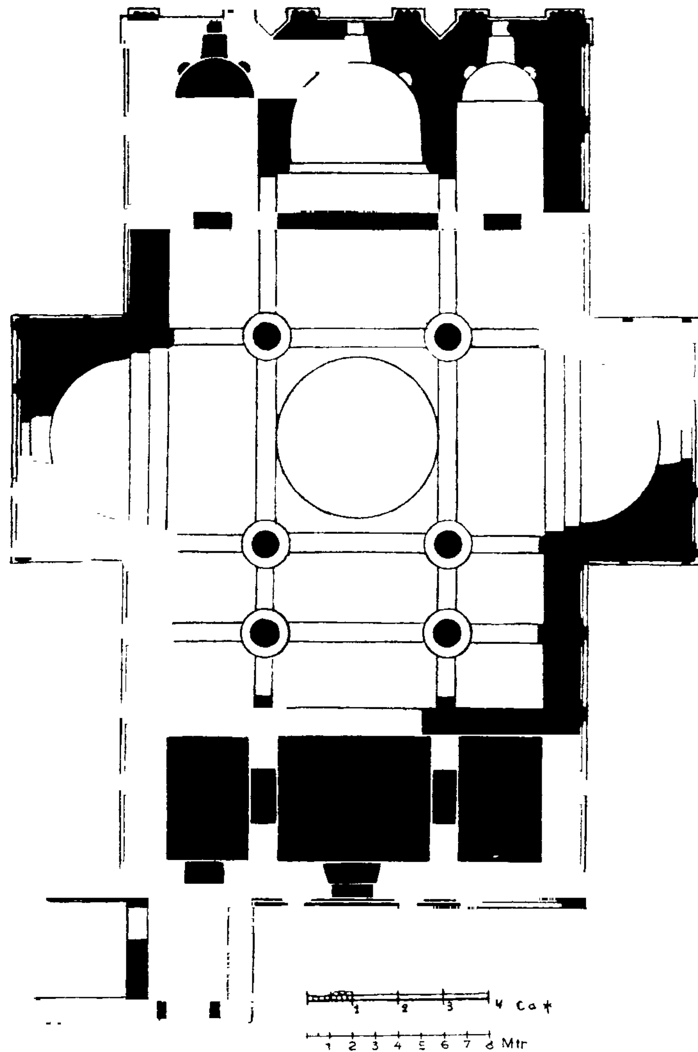
[4]) Inschriften und Pläne veröffentlicht von Dubois, I. S. 411 ff., Atlas III, Tafel XIII f.; Brosset, Rapport XI und Atlas Tafel XXXII; Uwarov, »Materialien z. kauk. Archäologie« III, S. 30 ff.



Abb. 194. Kutais, Kathedrale, Inneres: Ansicht nach der westlichen Eingangswand zu. Aufnahme Jermakov.

Es könnte ein ähnlicher Fall vorliegen wie in Ani (S. 119), wo Gagik den Dom von Zwarthnotz nachahmte, der kurz vorher eingestürzt war. So ist auch die Kathedrale von Dwin im 9. Jahrhundert zerstört worden: möglich, daß Bagrat sie in Kutais wieder aufleben ließ. Der Bau war 1889, als ich ihn besuchte, schon so weit verfallen, daß kaum noch die Mauern zu retten schienen. Die Wölbungen und der gesamte innere Aufbau war völlig zusammengestürzt. Abbildung 194 gibt eine Aufnahme des Innern nach der Eingangsseite hin: rechts steht noch die Nordkonche mit einer Fenstergruppe ähnlich jener an der Westseite der Kathedrale von Thalin (Abb. 199), von der gleich zu reden sein wird. Daran stößt eine hohe Wand, dann unter zwei kleinen Fenstern Gewölbeansätze, die zeigen, daß da eine Empore eingebaut war. Dem entspricht der Grundriß (Abb. 195)[1]. Es kommt darin die gleiche Einstellung des Kuppelquerschiffes in der Mitte zwischen zwei langen Armen im Osten und Westen zur Geltung wie in Dwin. Das Langhaus ist innen 112 Fuß (37·3 m) lang, das Querschiff 83 Fuß (27·4 m) breit. Das sind ungefähr die gleichen Maße, nur war Dwin etwas länger. Auch hatte das Mittelschiff in Kutais ungefähr dieselbe Breite wie in Dwin, 26 Fuß (8·66 m), die Seitenschiffe waren etwas breiter. Es könnte sein, daß sich auch in Dwin ein Emporenbau an der Westseite befand; damit wäre dann die Pfeilervorlage, die ich am Westende der Südmauer feststellte, erklärt. Ebenso waren vielleicht auch in Dwin den drei Strebenischen Tonnengewölbe vorgelegt, wie aus dem nur in den Grundlagen erhaltenen Mauerzuge an der Nordostecke geschlossen werden kann. Es darf also im allgemeinen gesagt werden, daß Kutais eine Wiederholung von Dwin war, wie die Gagikkirche in Ani eine solche von Zwarthnotz. Über die nähe-

[1]) Die Aufnahmen von Dubois, Atlas, Tafel XV und Brosset, Atlas, Tafel XXXII schwanken. Vgl. die Zusammenstellung bei Uwarov, »Materialien«, III, S. 30 f. und Kluge, »Versuch«, S. 39.



Aufnahme Uwarov
Abb. 195. Kutais, Kathedrale: Grundriß (starker verkleinert).

ren Einzelheiten, besonders die Anlage des Stützen- und Gewölbesystems wird in Dwin die Durchführung der von Chatschik begonnenen Ausgrabungen entscheiden: In Kutais kommt der vom Abendlande gewohnte basilikale Eindruck durch die Verwendung von säulenähnlichen achtkantigen Pfeilern zustande. Trotzdem kann ich Kutais nicht als Kuppelbasilika vorführen, wohl aber als Kreuzkuppelbasilika, weil die Kuppel sich nach den Seitenkonchen öffnete. Wichtig sind die Angaben über die Höhe des Hauptschiffes, das Dubois I, Seite 414, mit 62 Fuß (20 m) angibt. Das Verhältnis von Höhe und Breite muß daher »gotisch« gewirkt haben. Auch tauchte an verschiedenen Stellen der Spitzbogen auf, so an einzelnen der hohen Blendbogen der Außenwände. In den Schnitten, die in den Materialien zur kaukasischen Archäologie III, Seite 42, 43, gegeben sind, erscheinen auch die Tragbogen der Kuppel spitzbogig, was nach dem Beispiel der Kathedrale von Ani (Abb. 21) richtig sein dürfte.

Der Dom von Kutais war außergewöhnlich reich mit Schmuck versehen. Abbildung 196 gibt die Ostseite; sie war geradlinig mit einspringenden Dreieckschlitzen, alle Teile umrahmt von Blendbogen, bestehend aus zwei Wülsten auf drei Runddiensten mit Kugelköpfen. Über dem Mittelfenster noch das alte Bogenband mit im Zickzack fortlaufenden S-Schließen und Palmettenfüllung. Die gleiche Verzierung wiederholte sich größer und dreistreifig öfter im Innern, dazu kamen Würfelköpfe mit Tiermotiven und Einzelheiten an Ecksäulchen, wie man sie von babylonisch-assyrischen Möbeln her kennt. Ob sie im Kaukasus aus chaldischer (urartischer) Zeit stammen? Ein Beispiel dieser reichen Wandverkleidung habe ich »Altai-Iran«, Seite 130, gegeben, ein anderes für die reiche Tierverwendung, »Mschatta«, Seite 309. In der Ausstattung liegt jedenfalls georgische Art vor, wie ja auch Gagik in Ani darin nicht einfach Zwarthnotz nachahmte [1]).

Eine Art dreischiffiger, trikoncher Längsbau ist auch die georgische Kirche von Alawerdi [2]). Sie nähert sich jedoch mehr dem Typus der Kuppelhalle dadurch, daß die im Westen der Kuppel eingestellten Pfeiler je zwei seitliche Querkapellen, nicht Längsschiffe, abtrennen. Wenn Alawerdi auch auf eine alte Gründung aus dem 7. Jahrhundert zurückgehen mag, so ist der jetzige Bau doch spät.

Thalin, Hauptkirche. Eine der eindruckvollsten Ruinen Armeniens, inmitten eines ausgedehnten alten Friedhofs gelegen. Eine Bauinschrift fehlt leider, doch hat sich am südöstlichen Kuppelpfeiler eine Urkunde über die Zuleitung von Wasser (durch den Mönch Uchtatur und seinen Bruder Tuti vom Felsen Uchaten her) aus dem Jahre 783 erhalten [3]), die einen sicheren Zeitpunkt, vor dem die Gründung liegen muß, gibt. Eine andere Inschrift am südwestlichen Pfeiler meldet im Jahre 1040 die Widmung eines Gartens an die Kathedrale. Vielleicht rührt der Bau von dem gleichen Nerses Apohypat her, von dem die kleine Kirche (vgl. oben, S. 161 f.) im 7. Jahrhundert erbaut wurde.

[1]) Weitere Nachrichten: Schnaase, III, S 335 f. Für die Ausstattung vgl. besonders die Einzelaufnahmen bei Dubois a. a. O

[2]) Grimm, »Monuments«, 1864, S. 5 und Tafel; Kluge, »Versuch«, S. 45 f.

[3]) Garegin Howsepian, »Die Kunst des Schreibens«, Abb. 11.



Abb. 196. Kutais, Kathedrale: Ostansicht. Aufnahme Strzygowski 1889

Abbildung 16 zeigt den Bau von Nordwesten her. Die Kuppel ist eingestürzt bis auf die an der Nordseite noch aufrechtstehende Trommel. Sie erhebt sich über einem Tonnenkreuz, das sowohl die Seitenschiffe, wie die in der Querachse vortretenden Strebenischen überragt (Abb. 198). Die Baumasse steigt also in drei Dachschichten an. Der Grundriß (Abb. 197), zeigt dementsprechend einen kreuzförmigen Mittelraum von 34·35 m Länge und 23·99 m Breite, an drei Seiten mit Strebenischen endigend, von denen die östliche etwas breiter ist (6·82 m) als die beiden anderen (6 m)[1]. Abbildung 199, von der eingestürzten Südwestecke aus genommen, gibt gut Einblick in diesen Hauptraum und zeigt zugleich die Weststirnseite. Jedem der drei durch mächtige Kuppelpfeiler gebildeten Schiffe entsprechen Rundfenster unter dem Dache: dem Hauptraume mit der 7·50 m weiten Spannung drei solche im Dreieck gestellte Rundfenster; darunter belichten ihn fünf hohe, rundbogige Fenster

[1]) Es muß bemerkt werden, daß Zweifel an der Richtigkeit der Vermessung des Kuppelraumes obwalten. Ich maß damals, Thoramanian schrieb die Zahlen auf und trug dann den Plan auf. Nun kommt die Kuppel rechteckig heraus, und zwar in der Ostwestachse um einen Meter länger, da die Seitenkonchen im Westen mit einer breiteren Ecke ansetzen als im Osten. In Abbildung 199 f., den Innenaufnahmen ist davon nichts zu merken. Ich habe trotzdem keine Richtigstellung gewagt, weil das Gesamtmaß 34·35 m und die genauen Zahlen der übrigen Maße keine Änderung ohne Nachprüfung an Ort und Stelle zulassen. Die Entscheidung wird wohl nach dem Kriege gelegentlich erfolgen können.

über dem Haupttor. Die nur 2·80 m breiten Seitenschiffe haben nur ein einziges Rund- und ein hohes Fenster, das tiefer, neben dem Haupttor, an Stelle eines seitlichen Einganges liegt. Die Schiffe werden im Westteil getrennt durch riesige Rundbogen von 7·43 m Spannung. Man sieht in Abbildung 199 genau, daß sie sich nicht als Tonnennischen quer nach den Seitenmauern durchsetzen, die Seitenschiffenster, die wir an der Ostfassade festgestellt haben, münden vielmehr in hohe parallel zur Hauptachse laufende Längstonnen. Sie haben den gleichen Kämpfer wie die Haupttonne, steigen nur ihrer Spannung entsprechend weniger hoch auf. Wir haben es also deutlich mit einem in drei Tonnen verlaufenden Längsbau zu tun, der in der Mitte von der Kuppel mit ihrer in Strebenischen mündenden Quertonne durchsetzt wird. Ich nenne diese Raumgruppe von Kuppel, Tonne und zwei Strebenischen das absidiale Kuppelquerschiff. Einen Einblick in diese Art wird ein spätere Abbildung der Nordapsis gewähren. Der Scheitel des äußeren Bogens liegt 11·88 m über den Schuttmassen. Man sieht unten drei Fenster, entsprechend dem Grundriß, darüber die Tonne, deren Schildmauer von einem Rundfenster (innen 1·30 m, außen 0·80 m Durchmesser) durchbrochen ist, dann die Kuppel. Sie ist hier nicht durch Trichter, sondern durch Hängezwickel aus dem zugrunde liegenden Rechteck in das 13·07 m über den Schuttmassen liegende Rund, auf dem die achteckige Trommel aufsitzt, übergeleitet. Diese hat an der mit einem Wulste ge-

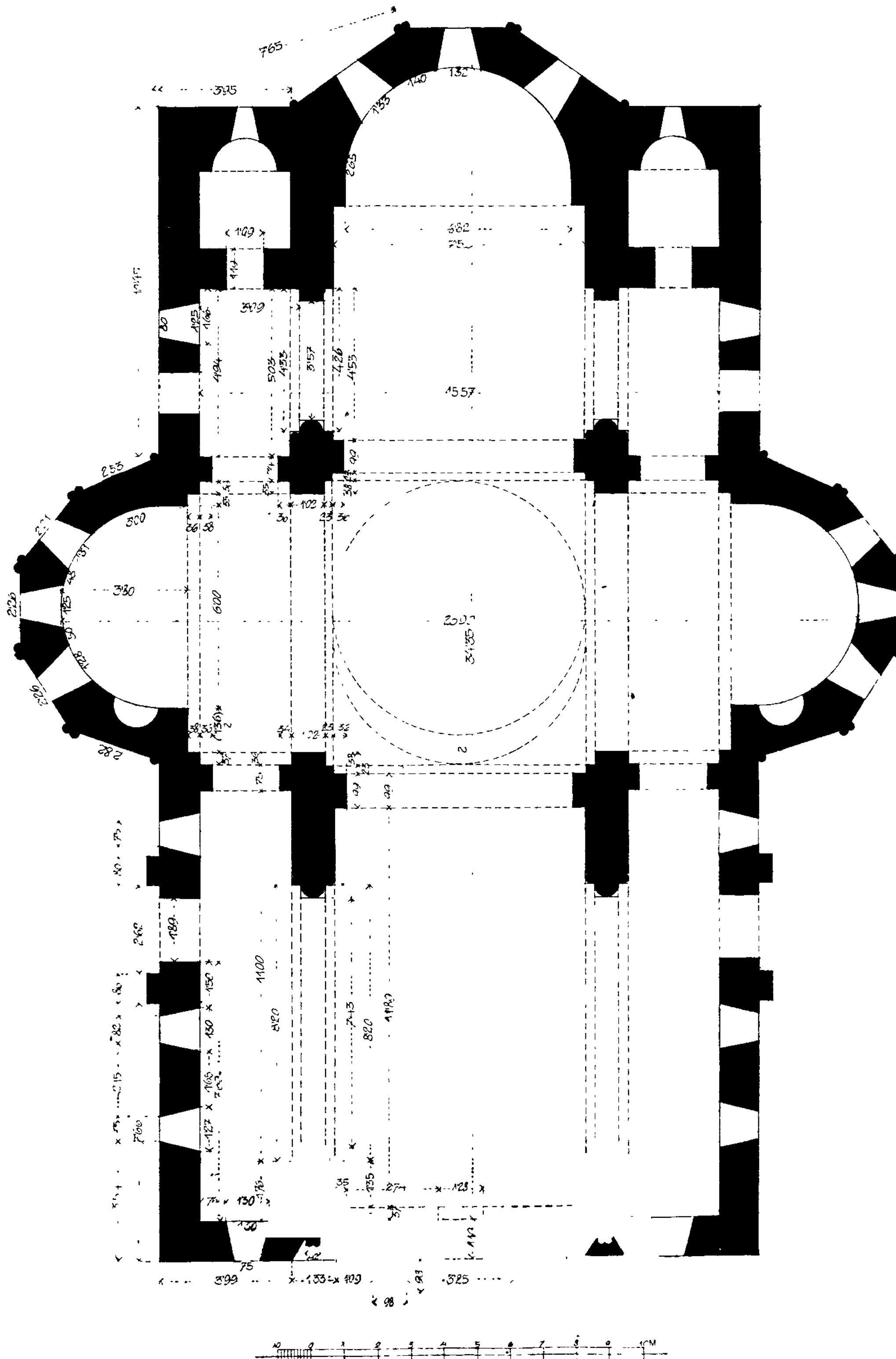


Abb. 197. Thalin, Kathedrale: Grundriß.



Abb. 198. Thalin, Kathedrale: Ansicht von Nordosten.

schmückten unteren Randschräge 7·23 m Durchmesser und ist von acht, 1·12 m innen, 0·66 m außen, breiten und 2·11 m hohen Fenstern durchbrochen. Man sieht diese von Bogen umrahmt, über denen die üblichen profilierten Scheiben hinlaufen. Sie haben — nach einem neben der Ostapsis liegenden Steine gemessen — 0·44 m Durchmesser und zeigen drei Wülste um eine mittlere Erhöhung von nur 0·10 m Durchmesser. In den Zwickeln der Fensterbogen sieht man — in Abbildung 199 und 200 — kleine Trompen, die die achteckige Trommel oben in das Kuppelrund überleiten. Nach einem am Boden liegenden Einzelstück gemessen sind sie aus drei Steinen zusammengesetzt: der obere



Abb. 199. Thalin, Kathedrale: Ansicht von Südwesten.



Abb. 200. Thalin, Kathedrale, Inneres: Blick in die Ostapsis.

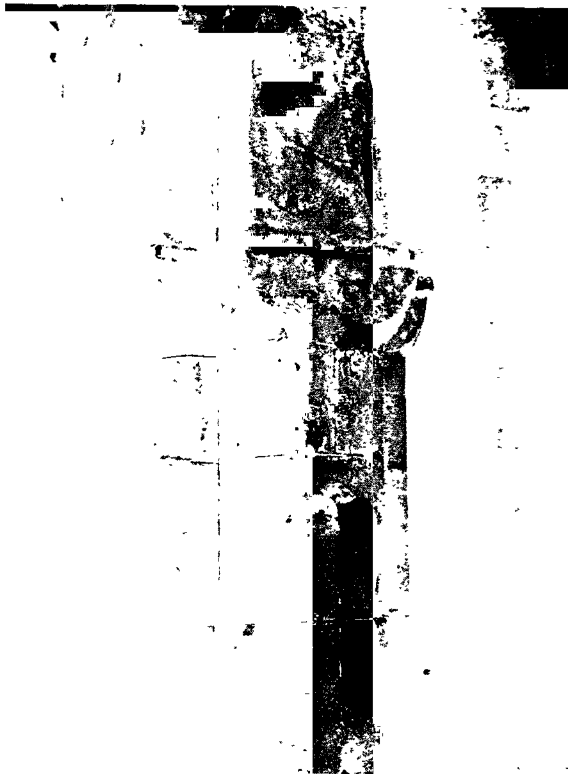


Abb. 201. Thalin, Kathedrale, Innenansicht: Einzelheit vom Südwestpfeiler.

halbrunde und ausgehöhlte Teil hat 0·73 m Durchmesser, die beiden unteren auf Gehrung geschnittenen rechtwinkeligen Dreiecke 28 × 29 × 41 cm. Diese drei Steine sind durchMörtel verbunden und auch rückwärts tief in Mörtel eingebettet. Von der Kuppel selbst sind noch über den Scheiben bis zu drei Steinreihen erhalten, auf denen man jene strahlenförmig nach dem Kuppelscheitel laufenden Streifen sieht, die in die Scheiben enden. Ich sah deren zwei. Wollte man im ganzen acht annehmen, so fehlte der Strahl im Osten.

In Abbildung 200 sieht man die Kuppel nochmals, diesmal die stehengebliebene Ecke über der Hauptapsis. Diese unterscheidet sich von den Seitennischen (Abb. später) dadurch, daß die vermittelnde Tonne länger ist und sich zwischen ihr und der Apsis in der Schildmauer zwei Rundfenster öffnen, die innen von Nischen umrahmt und durch Doppeldienste getrennt sind. In Abbildung 200 sieht man gut in das linke Seitenschiff und kann beurteilen, wie schmal und dunkel es im Verhältnis zum Hauptschiff wirkt. Der Boden ist ganz mit dem Schutte der Kuppel bedeckt, die Höhen konnten daher nur annähernd gemessen, daher auch kein Schnitt gegeben werden.

Die Ausstattung des Innern beschränkt sich ausschließlich auf den Wulst mit der Schräge am Kuppelansatz und die steile Hohlkehle an den Kuppelpfeilern (Abb. 200). Beachtenswert sind die Endigungen der Dienste dieser Pfeiler an der Rückseite (Abb. 201). Sie zeigen den ausgesprochenen Würfelkopf, wie wir ihn bereits an Artik (Abb. 61), Agrak (Abb. 93), Zwarthnotz (Abb. 115), Irind (Abb. 142) und sonst immer wieder festgestellt haben.

Das Äußere anlangend (Abb. 198/199), gewährt Abbildung 16, die Westecke der Nordapsis, einen vollen Überblick, beginnend mit der Kuppel. Sie schließt mit einem Zahnschnittfriese über Wulst und Plättchen. Die Fenstertrommel darunter zeigt jede Achteckseite geschmückt mit einem in drei Stufen verlaufenden Bogen, der auf je einem Dienste ruht, so daß an den Ecken Doppeldienste entstehen (Gesamtbreite 0·45 m). Das Kranzgesims des Tonnenkreuzes ist dem innen am unteren Kuppelrande ähnlich: Es besteht aus einer Schräge, auf die wagrecht ein Wulst aufgelegt ist. Das Kranzgesims des Langhauses und der drei Strebenischen ist das übliche: Man sieht es gut in Abbildung 3: über einem Wulste steigt die Schräge an, die mit drei zweistreifigen Bändern geschmückt ist, die einander im Zickzack durchsetzen. Vom höchsten Reize ist der hier gut erhaltene Schmuck der unteren Wände, d. h. der Fenster, Türen und Strebenischen. Die Fenster der Langhauswände sind von Bogenbändern überdacht, die bald gerade, bald schräge vor die Wand treten, bald auf einem Wulst oder einem Plättchen aufsitzen. Die Verzierungen sind, wenn ich mit dem ersten Fenster der Nordseite von Osten her beginne und dem Grundrisse nach Westen folge: 1. Gerade Fläche mit profilierten Scheiben durch Spitzen getrennt, unten ein Rautenband; 2. Tür: Schräge mit Rosetten; 3. bis 5. an der Strebenische glatt (Abb. 3); 6. Kehle über Wulst mit gesprengten Palmetten; 7. Gerade Fläche mit hängenden Stufendreiecken (Abb. 3); 8. Schräge über Wulst mit lotrechten Rillen; 9. gerade Fläche mit gereihten Hufeisenbogen, an deren Ende unten Palmettenhaken hängen (Vgl. oben S. 62). In gleicher Folge an der Südseite: 1. (Abb. 3), Palmetten auseinandergebogen mit aufgesetzter Spitze; 2. Kreuzrosetten; 3. bis 5. glatt (Abb. 202); 6. gleich 6 der Nordseite; 7. bis 9. zerstört. Ostseite: Apsisfenster, glatt (Abb. 198); Seitenräume untereinander gleich geschmückt mit Scheiben, die von nach unten gerichteten Dreiblättern umfaßt werden. Westseite (Abb. 199): Um die Rundfenster Lorbeerstäbe (vgl. Zwarthnotz, S. 178), über den drei mittleren Hochfenstern: Palmetten, unten durch Kreise verbunden, ganz links darüber noch breite gesprengte Palmetten, über den Seitenschiffenstern ein Stab aus Herzformen, von Wülsten

begleitet. An der Westfassade allein auch Dreieckschlitze (vgl. Grundriß, Abb. 197), darin ein Doppeldienst und um das Rund ein Lorbeerstab.

Am meisten Beachtung verdienen die Blendbogen um die drei Strebenischen. Man sieht in Abbildung 198 die Haupt- und Nord-, in Abbildung 16 die Nord- und in Abbildung 202 die Südkonche. Immer ist die fünfseitige Apsis von fünf Blendbogen umzogen, die wie an der Fenstertrommel an den Ecken in Doppeldiensten zusammentreffen. Die Bogen sind flach und mit Schrägen versehen, an denen Verzierungen angebracht sind. Ich werde später noch eine Einzelheit von der Südapsis geben. Sehr eigenartig sind die oberen Endigungen der Dienste: zwischen dem Quadrate oben und dem Kreise unten vermittelt ein von oben halbkreisförmig herabhängender Lappen, geschmückt mit einer Palmette, unter dem ein Geflecht dreistreifiger Bänder hervorkommt: also das richtige romanische »Würfelkapitell«, das ist die Grundart sämtlicher an dem Baue vorkommender Köpfe, nur entbehren alle Innendienste (Abb. 201) jedes Schmuckes. Die Schräge des Blendbogens, der nicht voll halbrund ist, beginnt mit einem Wulste, darüber eine plumpe Weinranke. An der Südseite oben eine Sonnenuhr, die mit Abbildung 31 zu vergleichen ist. An der Nordkonche (Abb. 16) sind die Köpfe mit Halbpalmetten geschmückt ohne Flechtband, die Bogen mit Granatzweigen, an der Ostapsis die Köpfe mit Spiralen, die Bogen mit Flechtbändern. Über die erhaltenen Reste von Malereien später.



Abb. 202. Thalin, Kathedrale: Strebenische der Südseite.

Der Gesamteindruck (Abb. 198) hat etwas scheinbar Unarmenisches darin, daß die Masse zu sehr zerklüftet erscheint. Das liegt wohl daran, daß Querarme und Strebenischen eine Häufung bedeuten. Die Baumeister werden das wohl empfunden haben: die Entwicklung des Kuppellängsbaues vollzieht sich denn auch in der Richtung der völligen Auflassung der alten Nischenverstrebung[1]).

[1]) Weitere Nachrichten: Lynch, I, S. 322 f. Ferner »Zeitschrift für christliche Kunst«, XXVIII (1916), S. 151 f.

2. Dreischiffige Kuppellängsbauten ohne Strebenischen (Abb. 53).

Auch in dieser Gruppe möchte man wieder zwischen Kuppelbasilika und Kreuzkuppelkirche trennen. Der richtige Bau ersterer Art wäre eine längsgerichtete, dreischiffige Kirche, die über der Mitte des Mittelschiffes eine Kuppel zeigte und deren Seitenschiffe der ganzen Länge nach mit Tonnen eingewölbt sein müßten. Diese Gattung kommt tatsächlich zustande, wenn man einer dreischiffigen, tonnengewölbten Kirche über einem Teil des Mittelschiffes nachträglich eine Kuppel aufsetzt. Es ist nicht unmöglich, daß wir solche Umbaukirchen in Armenien noch nachweisen werden. Kuppelkirchen, deren Pfeiler an sich unverständliche Doppelformen aufweisen, die also zuerst für den Längsbau bestimmt waren und dann verstärkt wurden zu Kuppelträgern (Tekor), lasse ich hier, wo es sich um die Vorführung reiner Typen handelt, weg und will sie erst in dem entwicklungsgeschichtlichen Abschnitte vornehmen. Kuppelbasiliken sind jedoch auch sie nicht.

A. Kreuzkuppelbasiliken.

Man darf sie nicht verwechseln mit der Bauform, die ich in »Kleinasien, ein Neuland«, Seite 104 f., herauszuarbeiten suchte. Die Bauten, die man auf armenischem Boden als Kuppelbasiliken bezeichnen könnte, entbehren, wie gesagt, zweier Hauptmerkmale, der Empore und der sie tragenden, den Bau entlang neben dem Kuppelschiff in der Mitte hinziehenden, tonnengewölbten Seitenschiffe. Eine eigentliche Kuppelbasilika, wie sie oben Seite 163 in Erinnerung gebracht wurde, gibt es also in dieser Gruppe noch weniger als in der der Dreipaßkirchen. Immerhin könnte in gewissem Sinne Odzun (Usunlar) dafür gelten. Es handelt sich eben wieder um einen Übergangsbau, bei dem schwer zu unterscheiden ist, ob er dem tonnengewölbten Längsbau noch näher steht als der Kreuzkuppel, einer Bauform, der alle anderen Vertreter der Gruppe ausgesprochen angehören.

Odzun (Usunlar), Hauptkirche. Ein alter Prachtbau, heute noch im Gebrauch. Eine neue Inschrift am Nordostpfeiler meldet, daß die Kirche 1888 wiederhergestellt und 735 n. Chr., nach der Synode von Manazkert (726) vom Katholikos Johann Odznezi (717—728?) erbaut wurde[1]).

Ich gebe Aufnahmen von Grimm-E. u. M., »Monuments d'architecture de l'antique Arménie«, 1911, XXXIX f.; danach die Abbildungen 204 und 207/208. Die Ansicht von Südwesten (Abb. 204) zeigt scharf von einander abgehoben die Kuppel, das Tonnenkreuz und den Längsbau. Eigenartig ist Thalin gegenüber, daß die seitlichen Strebenischen fehlen, dafür aber in der Art von Ereruk (S. 153) drei Seiten des Baues von Vorhallen umzogen sind. Ihre Decke ist eingestürzt, doch ist überall noch der Ansatz von Gewölben und Gurtbogen erhalten. Verschwunden ist nur der Westteil der Vorhalle an der Nordseite, und zwar so spurlos und glattweg, daß man deutlich sieht, er könne erst später an die bereits bestehende Kirchenwand angelegt worden sein. Der Grundriß (Abb. 208) ist daher in diesem Teile wiederhergestellt und ebenso die Ostkammer dieser Nordvorhalle; ich habe dort eine abschließende Nische vermerkt. Im übrigen ist der Grundriß im wesentlichen richtig, vor



Abb. 203. Odzun, Hauptkirche, Inneres: Blick in die Kuppel und Apsis.

[1]) Kalantar, ein Schüler Marr's bereitet eine Einzeluntersuchung über Odzun vor.

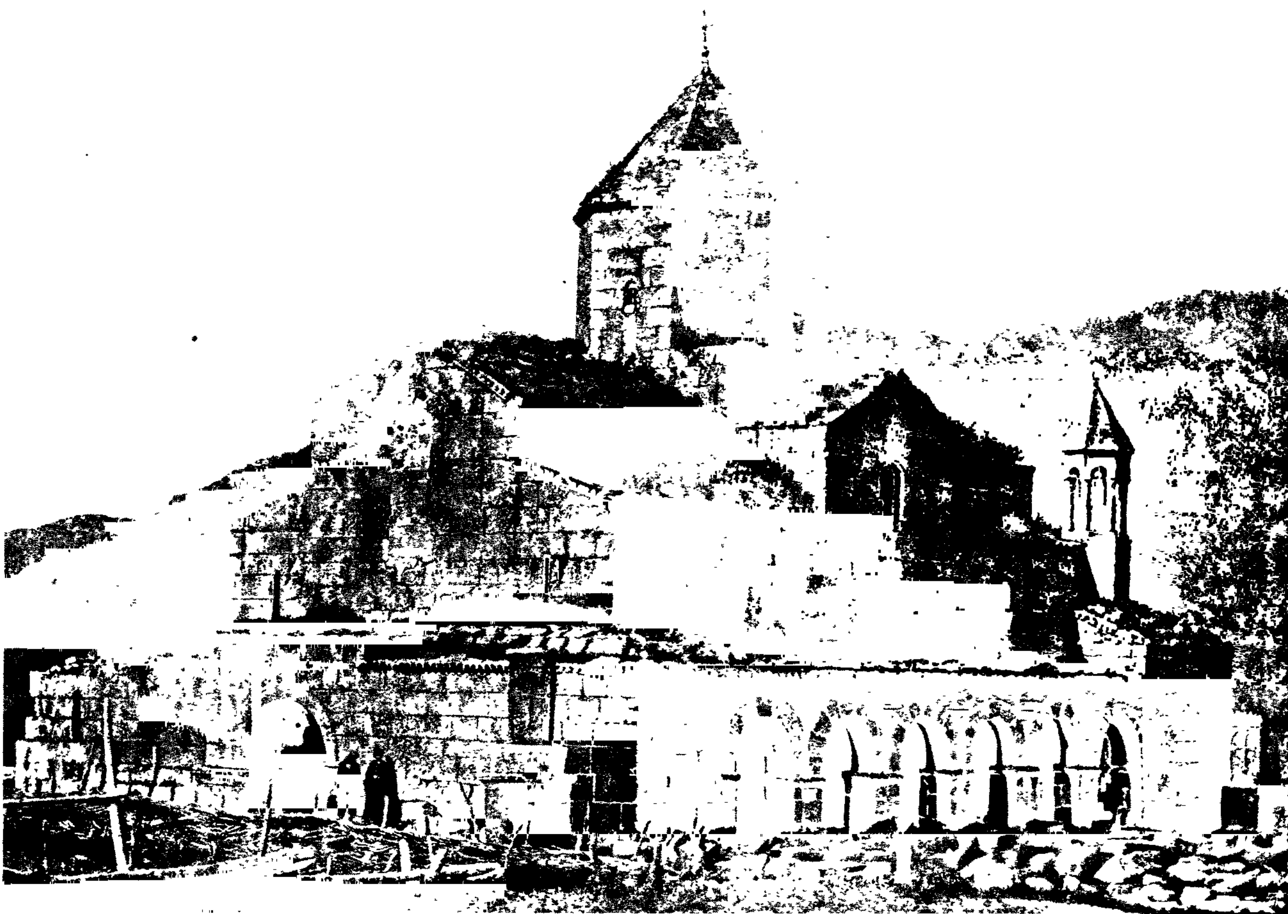


Abb. 204. Odzun, Hauptkirche: Ansicht von Südwesten. Aufnahme Grimm

allem in der Aufteilung des Innern. Dieses ist etwa 24·75 m lang (Rivoira 28 m) und etwa 10·75 m breit. Es zerfällt in drei Teile, von denen die Kuppel als der kleinste erscheint (Abb. 192!), obwohl ihre Bogenspannung nach meiner Messung die gleiche ist wie die der Tragebogen unter der Tonne vor der Apsis: 4·62 m. Kürzer ist nur die Spannung des westlichen Bogens, 4·13 m, weil hier noch ein 1·56 m langer Pfeiler im Abstande von 1·27 m von der Westwand folgt. Die Längsrichtung erscheint dadurch so stark betont, daß in Odzun der Begriff »Kuppelbasilika« trotz des die Längstonnen durchsetzenden Kuppelquerschiffes sehr anschaulich wird. Auffallend ist, daß die hohen Seitenschiffe nur 1·05, bzw. 1·71 m breit sind gegenüber einem Mittelschiffe von 4·60 m Spannung in den Kuppelbogen. Der Schnitt (Abb. 207) nach Grimm, Tafel XXXIX, gibt darüber Auskunft. Es bleiben in Folge dessen hinter den Kuppelpfeilern nur Durchlässe von 0·98 m Breite. Im Aufriß ergibt sich nach Grimm eine lichte Höhe der Gurten der Seitenschiffe von etwa 7·45, der Kuppeltragbogen von 10·13 und der Kuppel selbst von 18·60 m. Abbildung 203 gibt den Blick in den Ansatz dieser Kuppel. Die Umbildung des Quadrates in das Achteck der Fenstertrommel geschieht durch Trichter, die in Keilsteinen unter einer Bogenstufe verkleidet sind. In den Achsen der Trommel Fenster, darüber seitlich kleinere Trichter beim Übergange in das Rund-, dann



Abb. 205. Odzun, Hauptkirche: Fenster der Apsis.

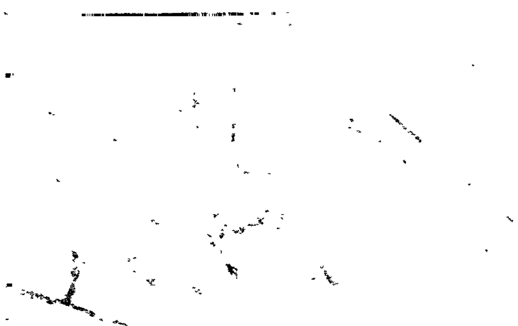


Abb. 206. Odzun, Hauptkirche: Fenster im Nordgiebel.

Rippenstrahlen (ohne die üblichen Scheibenenden), die nach dem Scheitel der Kuppel führen. Man sieht in Abbildung 203 auch die nach der 4·93 m breiten und 3·25 m tiefen Hauptapsis führende Tonne und unter den Trichtern die einfachen Kämpferhohlkehlen der aufsteigenden Pfeiler.

Im Äußern ist die Kirche an den Dachgesimsen lediglich durch Rundbogenleisten, dagegen mit Bildhauerarbeit an allen Fenstern und Türen geschmückt, wenn auch das meiste heute kaum noch zu erkennen ist. Nimmt man dazu, daß im Nordosten neben der Kirche das Denkmal Smbats von 914 mit seinen beiden auf allen vier Seiten von Flachbildern bedeckten Obelisken steht, so muß Odzun (wie Mzchet) als ein Hauptort zum Studium der altchristlichen Bildhauerei bezeichnet werden. Es handelt sich in der Hauptsache um den Schmuck der Bogenbänder über den Fenstern. Abbildung 206 gibt das Fenster im Nordgiebel: einen Doppelstab, von dünneren Wülsten umschlungen, darüber in den Ecken Weinblätter. Abbildung 205 das Fenster der Ostseite von Kugelband und Wulst umzogen, darüber in fast archaischer Reinheit des Faltenwurfs eine Christusbüste, mit der Rechten auf ein offenes Buch zeigend, seitlich Engel mit flatternden Bändern, alles sehr beschlagen. Am Südgiebel (Abb. später): über der Bogenleiste das Fenster mit dem Bogenband, darauf Vielkant und Wulst, darüber in den Ecken schlank hingelagerte Engel. Auch sonst an den Wänden zerstreut Flachbilder: Maria mit dem Kinde u. a. Ich komme auf diese Bildwerke unten zurück[1]).

Man lege den Grundriß von Odzun Abb. 208 neben den von Ereruk (Abb. 179) und einen der üblichen strahlenförmigen Kuppelbauten, etwa Mastara (Abb. 59): Es ist außer Zweifel, daß er sich trotz der Kuppel eher an die Gruppe der längsgerichteten Tonnenbauten anschließt und Ereruk noch ganz besonders nahesteht durch die Hallen, die außen herum um den ganzen Bau geführt sind. Wir werden später in Tekor den Schlüssel dieser Bauart finden. Die Entwicklung hält sich bei aller Neigung zur Längsrichtung doch mehr an die Art von Bagaran (Abb. 84), nur treten die Strebenischen zurück.

Die Beispiele von Bildhauerarbeit sind seltene Ausnahmen; im allgemeinen finden sich in Armenien nur Ornamente, keine figürlichen Darstellungen.

[1]) Weitere Beiträge: veröffentlicht von Grimm, »Monuments d'architecture en Géorgie et en Arménie«, 1864, S. 7 und Tafeln. Vgl. Alischan, »Sisakan«, S. 267, »Azgagrakan Handes«, VII/VIII (1901), S. 375 f., dazu Rivoira, »Architettura musulmana«, S. 211 f., Millet, »L'école grecque«, S. 73 f.

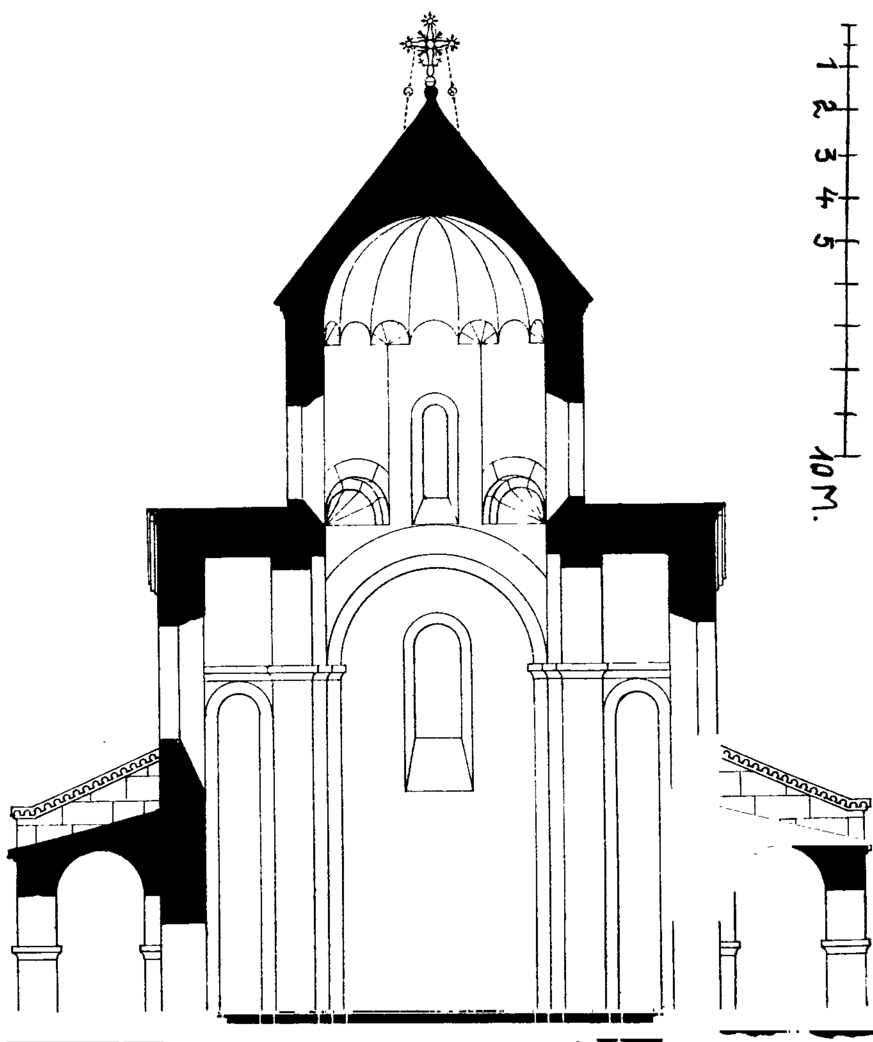


Abb. 207. Odzun, Hauptkirche: Querschnitt. Aufnahme Grimm

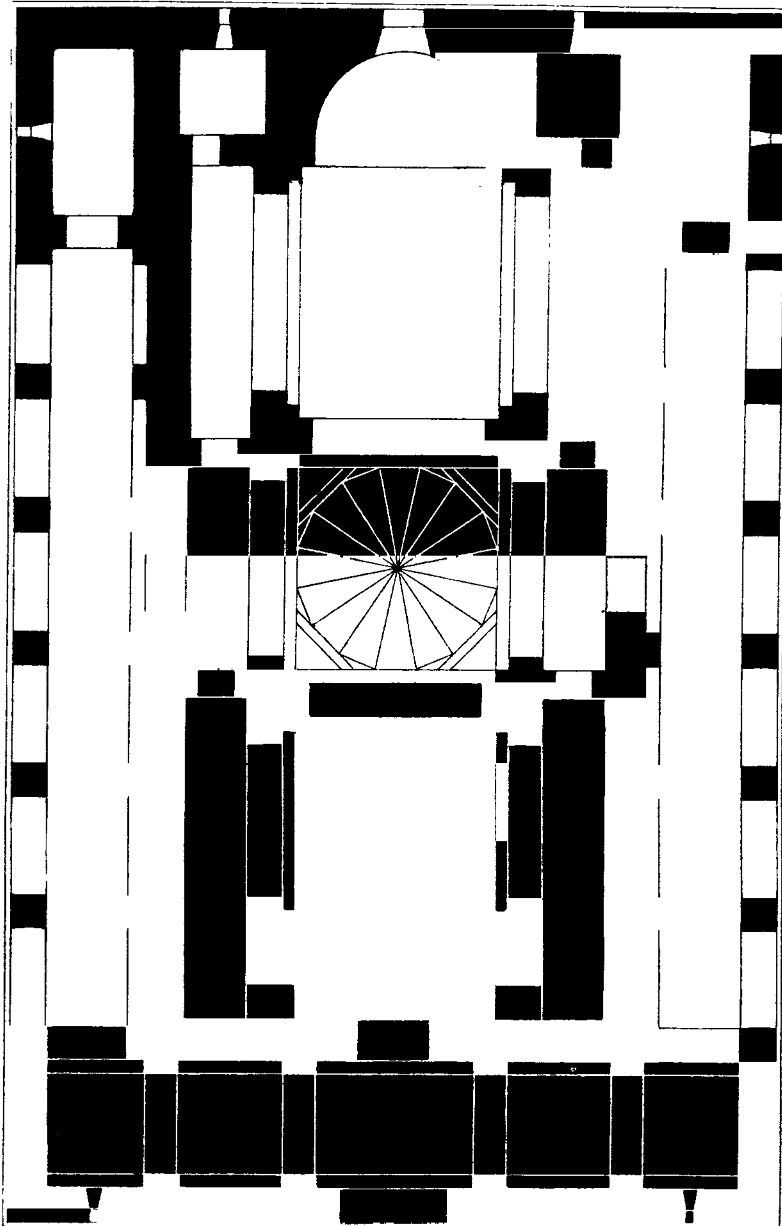
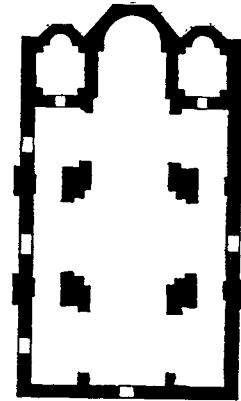


Abb. 208. Odzun, Hauptkirche: Grundriß. Aufnahme Grimm

Bagawan, Kirche. Noch ein zweiter Ort, der in der ältesten Geschichte des Christentums in Armenien eine Rolle spielt, scheint eine Kirche, die vielleicht der Gattung der Kuppelbasilika nahekommt, aufzuweisen. Es ist der Ort Bagawan in Türkisch-Armenien, bei Diadin, auf den Karten Uetsch Kilisse oder Surp Karapet eingetragen, wo der heilige Gregor von Aschtischat (bei Musch) kommend, Tiridat traf, taufte und eine Kirche baute. Orbeli hat im »Christ. Wostok«, II, Seite 108, eine Grundrißskizze (Abb. 209) dieser inschriftlich 631 bis 639, dem 21. Jahr des Heraklius, vom Katholikos Ezr erbauten Kirche gegeben, die wegen der ausgesprochenen Längsrichtung des durch eine unverhältnismäßig große Kuppel gekennzeichneten Baues vielleicht hierher gehört. Die Abbildung bei Alischan, »Airarat«, Seite 529, gibt davon kaum eine richtige Vorstellung, doch bestätigt Alischan immerhin die Kuppel. Es muß vorläufig unentschieden bleiben, ob dieser wertvolle Bau Übergangsmerkmale zeigt oder rein dem Typus der Kreuzkuppel angehört.



Aufnahme Marr
Abb. 209. Bagawan, Kirche: Grundriß

Übergangsformen zwischen Kuppelbasilika und Kreuzkuppel haben in Georgien Verbreitung gefunden. Die einst wegen ihrer falschen Datierung viel umstrittene Kirche von Pitzunda[1]) gehört hierher. Sie zeigt im Westtrakt vor der Kuppel zwei richtige Pfeilerjoche. Während sich aber hier im Osten unmittelbar an die Kuppel die Apsis mit breiter Tonne anschließt, sieht man den Typus reicher ausgebildet in der Kathedrale von Mokwi[2]), um 957 entstanden. Zwar erscheint dort der Grundriß von Kutais unter Verwendung von Kreuzpfeilern und Weglassung der Querapsiden beibehalten, doch ist der Bau auf drei Seiten wie in Odzun von Vorhallen umgeben. Da die Wände gegen diese Vorhallen geöffnet sind, erscheint er fünfschiffig. Der Typus hat dann in Trapezunt eine reiche Ausbildung erfahren[3]) und scheint in der Sophienkirche zu Kiew weiterzuleben. Davon unten.

[1]) Vgl. oben S. 56. Die ältere Literatur bei Schnaase III, S. 325. Vgl. jetzt Kondakov—Tolstoi, Russische Altertümer (russ.) IV, S. 59 f.

[2]) Uwarov, »Materialien« III, Tafel IV, Kluge, »Versuch«, S. 38, wo noch andere Beispiele zusammengestellt sind.

[3]) Vgl. Millet, Bulletin de corr. hell. XIX, S. 419 ff.

B. Längsgerichtete Kreuzkuppelkirchen.

Eigentlich ist Odzun eine Kreuzkuppelkirche. Wenn ich sie trotzdem unter dem Schlagwort Kuppelbasilika brachte, so geschah es, um diese Bauform, die gewiß auch in Armenien bestanden hat — nur freilich in anderer Art als in den hellenistischen Gebieten — nicht ganz ausfallen zu lassen. Auch schlägt in Odzun die Längsrichtung doch noch stärker vor als in den Bauten, die ich jetzt zusammenstelle, obwohl auch in ihnen, ganz im Gegensatze zu Bagaran (S. 95), die Längsrichtung immer noch deutlich anklingt. Entscheidend ist, daß in den Seitenschiffen nicht Tonnen in der Längsrichtung durchgehen, sondern die Kuppel verstrebt wird durch ein tonnengewölbtes Querschiff. Solche Kreuzkuppeln sind in Armenien in den bis heute erhaltenen dreischiffigen Denkmälern mit Kuppel allein vertreten. Dieser Bautypus wäre dem Kern nach eigentlich unter die strahlenförmigen Bauten wie Bagaran (S. 95) einzuordnen, wenn nicht der Chorteil selbständig derart angegliedert wäre, daß die Beziehung auf die Mitte aufgehoben und die Längsrichtung schließlich auch noch damit durchgesetzt würde, daß auch der Westteil öfter verlängert, dagegen die Breitenausdehnung verkürzt wird.

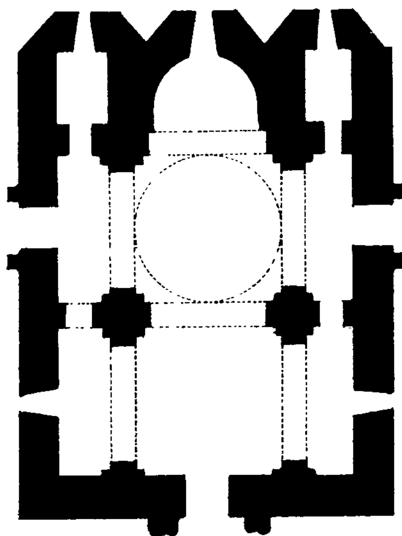
Die Bauform der Kreuzkuppelkirche habe ich bereits in »Kleinasien, ein Neuland«, Seite 132 f. und ausführlich dem Ursprunge nach »Zeitschrift für Geschichte der Architektur«, VII (1915), Seite 51 f. erörtert. Die armenischen Kreuzkuppeln lassen sich des Näheren einteilen nach den Schmuckformen, die an den reinen Kuppelbauten beobachtet wurden und besonders im Gegensatz der Vierpässe S. Sergios in Chtskonk und der Apostelkirche in Ani hervortraten (S. 195 f.). Ich würde also zu trennen haben, Kreuzkuppeln ohne Dreiecknischen (Gajane und Mren) von Bauten wie die Kathedrale zu Ani, wo Dreiecknischen und Blendbogen den ganzen Bau wie ein fein gesponnenes Netz mit einzelnen durch tiefe Schatten hervorgehobenen Stellen umziehen. Doch ist diese Übergangsgruppe zu klein, als daß sie diese Einteilung lohnte. Man beachte auch den Zeitunterschied.

Als Einteilungsgrund wichtiger scheint mir ein Unterschied in Grundriß und Aufbau. Er liegt im wesentlichen darin, ob die vier Pfeiler freistehen oder nach irgend einer Seite hin mit den Umfassungsmauern in engerer Verbindung stehen. Durch letztere Art wird grundsätzlich die Kuppelhalle vorbereitet.

a) Kreuzkuppelkirchen mit zwei freistehenden Pfeilern.

Die Dreiteilung der Kirche in Chor, Kuppel- und Vorraum erscheint durch Verbindung der beiden östlichen Kuppelpfeiler mit den beiden die drei Chorräume teilenden Mauerkeilen insofern aufgehoben, als dadurch Chor und Kuppel fast wie beim einschiffigen Dreipaß (S. 159 f.) zu einer Einheit zusammengezogen erscheinen. Ich gebe zwei Beispiele, die ich leider nicht selbst gesehen habe.

Akori (Akhuri nach Lynch, Arkhouri nach Dubois) liegt auf dem Ararat und ist von Dubois aufgenommen (Abb. 210[1]). Der Bau muß ziemlich bedeutende Maße haben, nach Dubois ist er 54 Fuß (17·25 m) lang, 30 Fuß (9·75 m) breit und allerdings — was vielleicht von einer Erhöhung des Fußbodens herrühren mag — nur 15 Fuß (4·83 m) hoch. Starke Mauern bilden ein Rechteck, aus dem nur die drei Apsiden herausgeschnitten sind. Vier Pfeiler tragen die Kuppel, doch sind die östlichen mit dem Apsisbau in festem Verbande. Die Kreuzkuppelkirchen stellen sonst die vier Pfeiler frei und zeigen die Seitenschiffe breiter. Akori nähert sich den Kuppelhallen, in denen, wie wir sehen werden, die Pfeilerpaare mit den Seitenwänden verbunden sind. Die Bildung des Westteiles erinnert an Thalin (S. 169) insofern, als die Spannung vom Pfeiler zur Westwand fast ebenso groß ist, wie im Kuppelraum selbst. Akori bildet also eine Art Mittelglied. Dubois (Atlas, S. 2) setzt den Bau ins 7. Jahrhundert, Ter-Mowsessian[2]) sagt, Wartan berichte, der Nachfolger Nerses III., Anastas (661 bis 667) habe die Kirche gebaut. Dubois bringt einen Grabstein von 955 und eine Pfeilerinschrift



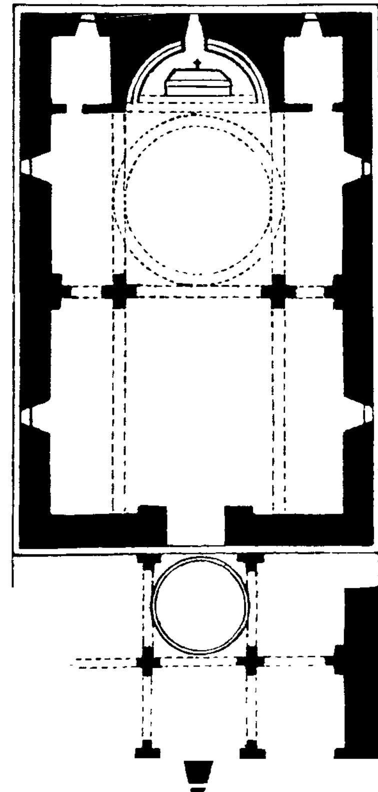
Aufnahme Dubois.
Abb. 210. Akori, Kirche: Grundriß.

[1]) Atlas, III, Tafel VIII, 4. Text, III, S. 465. Vgl. Lynch, I, S. 183 f.

[2]) »Edschmiatsin und die ältesten armenischen Kirchen«, S. 109, Nr. 17. Vgl. S. 22.

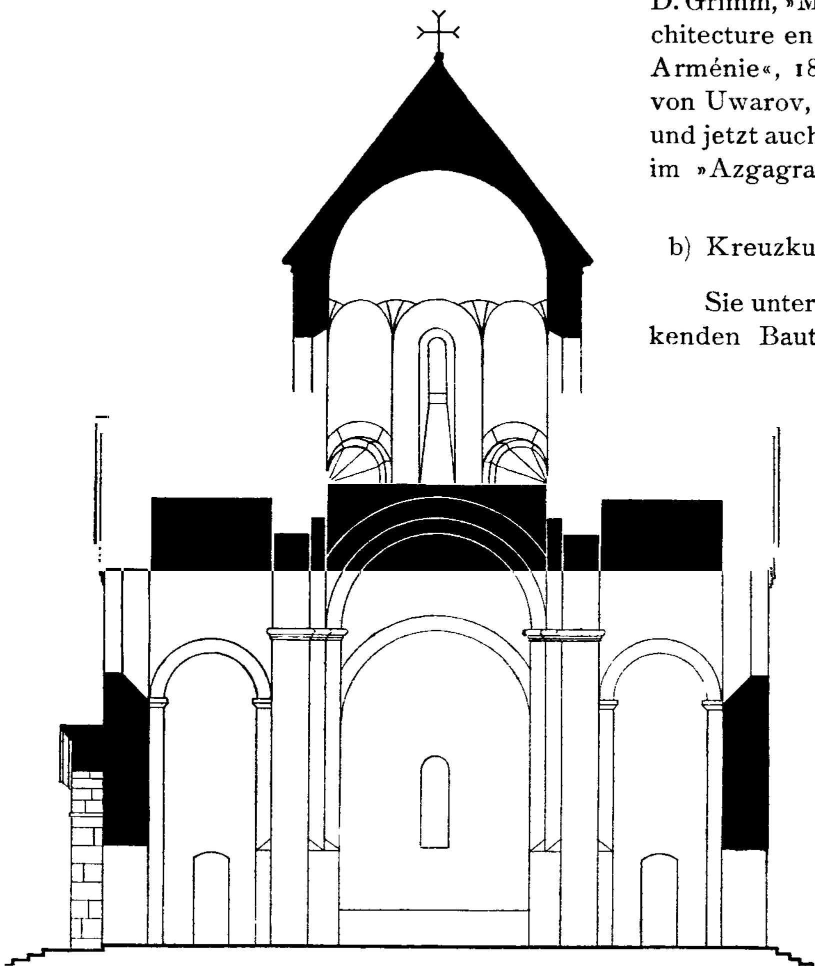
des Gagik von 989 als Zeitansätze, vor denen die Erbauung liegen muß. Bevor nicht mindestens Lichtbilder des Baues zu haben sind, möchte ich nicht Stellung nehmen[1]). Dubois, Atlas III, Tafel XX, Seite 8, bringt aus Akori noch ein Doppelwürfelkapitell. Vgl. auch Alischan, »Airarat«, Seite 473 und Ritter, »Erdkunde«, X, Seite 481.

Astapat, Kirche. Es ist möglich, daß mit Akori noch ein Bau zusammengehört, den Lalajan im »Azgagrakan Handes«, XV (1907), Seite 151/52, veröffentlicht hat, das Rote- oder Stephanskloster bei Astapat (in der Nähe von Nachidschewan bei Dchulfa). Es soll im 6. Jahrhundert gebaut sein und wird zuerst erwähnt in einem Hirtenbriefe des Katholikos Chatschik vom Jahre 976, aus welchem Jahre in der Kirche auch ein Grabstein vorhanden ist. Erneuerungen fanden im 17. Jahrhundert und im Jahre 1840 statt. Die Kirche (Abb. 211) zeigt ziemlich genau die Art von Akori, nur scheint sie altertümlicher darin, daß die Kuppelpfeiler einfache Kreuzform haben. Sie ist angeblich aus riesigen roten Steinen gebaut, 24 Arschin lang, 19 breit und 21 hoch. An der Kirche ist zum mindesten sehr viel verändert, besonders die »arabischen« Bogen, richtige Seldschukenarbeiten im Äußern und Innern fallen auf[2]). Die Malereien im Innern stammen aus dem Jahre 1859/60.



Aufnahme Lalajan
Abb. 211. Astapat, Kirche: Grundriß.

Die vorgeführte Bauart mit einem an der Ostseite verbauten Pfeilerpaar ist in Georgien sehr beliebt. Man blättere daraufhin D. Grimm, »Monuments d'architecture en Géorgie et en Arménie«, 1864, die Bände von Uwarov, »Materialien«, und jetzt auch Kluge, »Versuch«, S. 30 f. durch. Dazu Lalajan im »Azgagrakan Handes«, VII/VIII (1901), S. 427 f.



Aufnahme Grimm
Abb. 212. Wagharschapat, Gajanekirche: Querschnitt.

b) Kreuzkuppelkirchen mit vier freistehenden Pfeilern.

Sie unterscheiden sich von den wie Kuppelbasiliken wirkenden Bauten Odzuns (Usunlar) mit drei Pfeilerpaaren und den Kreuzkuppeln mit einem freistehenden Pfeilerpaare (Akori) dadurch, daß sie zwei kuppeltragende Pfeilerpaare haben, die beide zur Innengliederung verwendet werden und nach allen Seiten vom Chor sowohl, wie den Umfassungswänden losgelöst sind. Der Chorteil wird dadurch selbständig und dem westlichen Vorraum entweder gleichwertig oder gar überlegen.

Wagharschapat, Kirche der heiligen Gajane. Die Kirche ist nicht inschriftlich datiert. Doch tritt dafür das Zeugnis des Johannes Katholikos (Tiflis 1912, S. 80) ein: »und dann hat Katholikos Ezr das Martyrium der heiligen Gajane, welches vorher schmucklos und dunkel erbaut war, zerstört und es größer und heller neu gebaut, aus behauenen Steinen

[1]) Vgl. Millet, »L'école grecque«, S. 92.

[2]) Eine Außenansicht bei Lalajan a. a. O., S. 151, besser Alischan, »Sisakan«, S. 511 f.

und Mörtel zusammengefügt.« Das Datum 630 (Ezr: 628 bis 640) gibt schon Brosset, III, Seite 82, indem er hinzufügt, die Kirche sei 1652 vom Katholikos Philipp wiederhergestellt worden. Man kann annehmen, daß der Grundriß im wesentlichen alt sei, weil er wenige Jahre später in Mren wiederkehrt, ebenso der Kern des Aufbaues. Abbildung 214 zeigt ihn (mit der erst 1683 hinzugekommenen Vorhalle) nach einer Aufnahme von Grimm in den »Monuments d'architecture de l'antique Arménie«, 1911, Tafel XXXIII. Man würdigt die Raumbildung vielleicht am besten bei einem Vergleiche mit Thalin (Abb. 197). Dort zerfällt der Baukörper im Grundriß in drei Teile, unter denen der tonnengewölbte dreischiffige Westteil im Ausmaß derart vorherrscht, daß der Eindruck eines Längsbaues mit aufgesetzter Kuppel entsteht. Noch stärker ist das in der mächtigen Halle von Thalisch der Fall (Abb. 228). Diesen beiden Kirchen steht die Gajane ausgesprochen als stärker auf die Kuppelmitte bezogen gegenüber. Der Grundriß zerfällt deutlich in vier Teile, von denen drei ganz offenkundig um die Hauptkuppel gruppiert sind, der vierte aber — die Längsrichtung kommt vornehmlich dadurch zustande — sich als Chorteil lose anschließt. Die Pfeiler sind nach allen Seiten gleichmäßig verstrebt, das Tonnenkreuz hebt sich heute so auffallend hoch heraus, daß daneben die Füllung der Ecken in flachen Dächern zurücktritt (Abb. 214). Die Kuppel ist durch Ecknischen in die achteckige Trommel übergeleitet, das Absetzen ist im Äußern besonders in die Augen springend. Die schmalen, nach außen stark verjüngten Fenster weisen auf jüngeren Ursprung der Kuppel. Die Überleitung in das Rund besorgen Bogen mit Fächertrompen in den Zwickeln. Rivoira[1]) stellt den Bau an die Spitze der altarmenischen Bauten und hält ihn wegen des Fehlens der Dreiecknischen am Äußern für älter als die Hripsime und die Kathedrale von Edschmiatsin, nennt dann aber doch die Zeit des Ezr (628 bis 640) als Bauzeit. Von der alten Ausstattung der Dachleisten, Fenster und Türen ist nicht viel übrig geblieben[2]).

Man könnte die Gajane besser als jeden anderen Bau neben Bagaran (S. 95) stellen als Anpassung der Gattung der quadratischen Kreuzkuppel an die Forderung der Längsrichtung. Beide sind ungefähr gleichzeitig um 630 entstanden. Unter dem Ein-

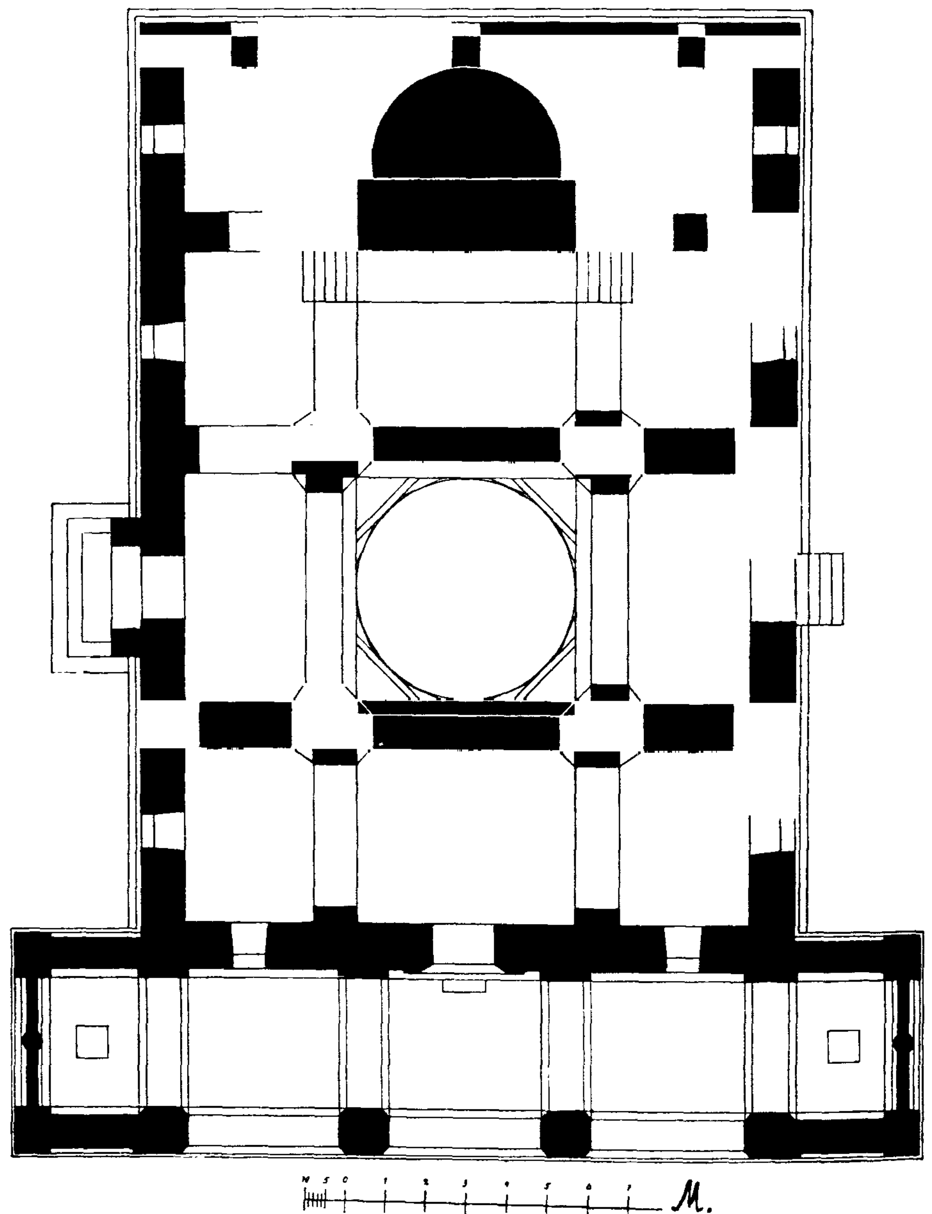


Abb. 213. Wagharschapat, Gajanekirche: Grundriß. Aufnahme Grimm

[1]) »Architettura musulmana«, S. 190 f.

[2]) Weitere Nachrichten: Alischan, »Airarat«, S. 243 f.; Lynch, I, S. 245 und 270; Macler, Nouv. archives des missions scient. XIX, 2, Abb. 5; Millet, S. 73; Thoramanian, »Tekor«, S. 4.

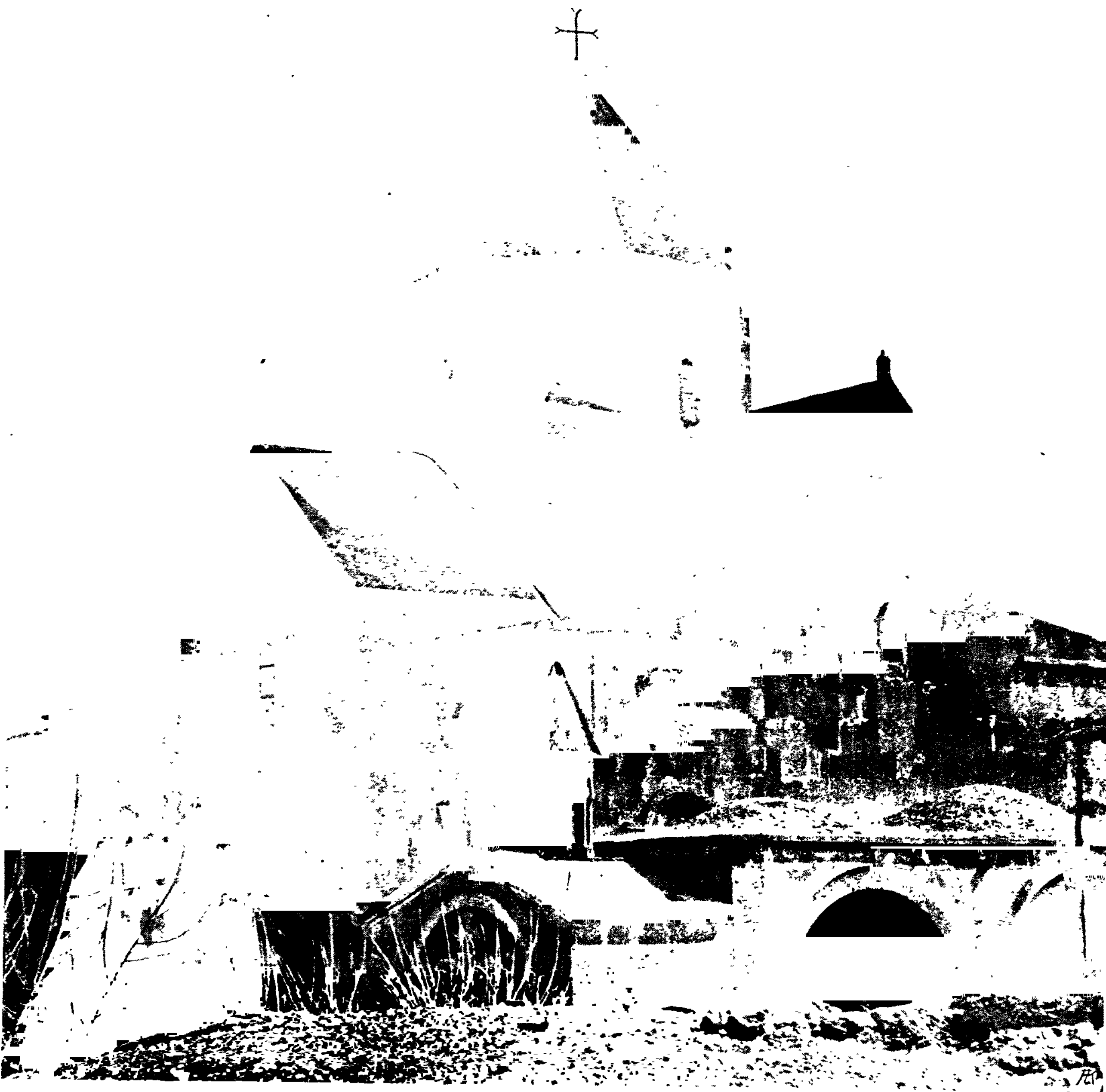


Abb. 214. Wagharschapat, Gajanekirche: Ansicht von Nordwesten. Aufnahme Grimm.

fluß der Längsbauten fallen bei der Gajane die Strebenischen weg und die Pfeiler, in Bagaran noch quadratisch, passen die Kreuzform der Basiliken den Tragbogen der Kuppel an. Die Apsisstrebenische im Osten ist durch Vorlage einer Tonne in der Längsrichtung hinausgeschoben. Ob die Nebenkammern ursprünglich sind, wird nur eine genaue Untersuchung des vielfach wiederhergestellten bzw. veränderten Baues aufklären können.

Es ist vielleicht schon hier hervorzuheben, daß von den bisher vorgeführten Bauten von Edschmiatsin: Hripsime (S. 92 f.), Zwarthnotz (S. 108), Gajane, wozu noch (S. 188) die Schoghakathkirche kommen wird, nur eine winzige Kapelle neben letzterer (Abb. 153) dem längsgerichteten Tonnenbau angehört, also hier am Sitz der geistlichen Macht, wie einst der weltlichen (Wagharschapat) durchaus der Kuppelbau vorherrscht. Das wird auch die Kathedrale bestätigen.

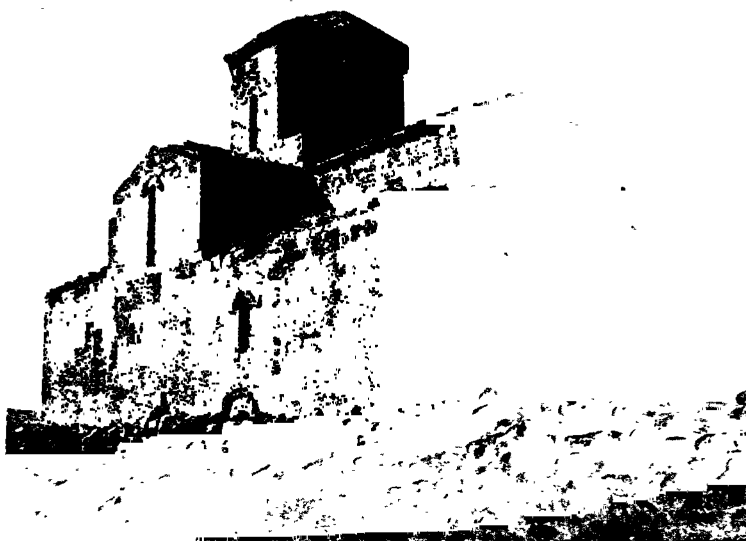


Abb. 215. Mren, Kathedrale: Ansicht von Südosten.

Mren, Kathedrale. Dieses alte Hauptbeispiel der längsgerichteten Kreuzkuppelkirche steht heute noch wohlerhalten als Rest der alten Stadt (S. 278 f.) auf einer Hochlandsteppe aufrecht. Alle Zugänge sind mit Steinen verlegt, man kann nur durch ein in der Nordtür gebliebenes Loch hineinkriechen. Sie ist inschriftlich festgestellt in die Zeit des Kaisers Heraklius (etwa 638 bis 640)[1]. Die Angaben, die David Saharuni als Fürsten, Theophilos als Bischof und Nerses Kamsarakan als Herren von Schirak und Arscharunik nennen, ergeben diesen Ansatz. Abbildung 215 zeigt die Ansicht von Südosten, Abbildung 217 von Nordwesten[2]. Wir sehen, wie sich das Tonnenkreuz hoch aus dem Längsbau heraushebt und die gut erhaltene Kuppel den Bau überragend krönt. Mren vertritt im Grundriß (Abb. 221) eine etwas andere Art als die Gajane insofern, als eine gewisse Neigung zur Längsrichtung schon im zentralen Kuppelbau vorliegt, diese nicht erst in der Anschiebung des Chorteiles begründet erscheint. Während in der Gajane die Eckräume kürzer sind als die Kreuztonnen, sind sie hier eher länger. Die Bogenspannung nach dem Mittelschiff beträgt zwar unter der Kuppel 5·84 m, im Westteil nur 5·49 m; aber die Eckräume treten so stark (1·18 m) hinter die kräftigen Pfeiler zurück, daß die Tonne selbst in den Ecken länger wird.

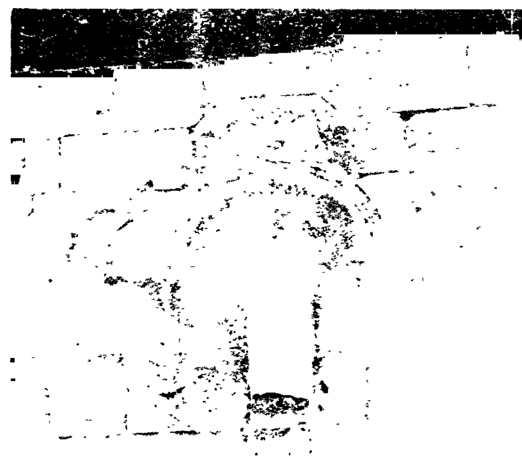


Abb. 216. Mren. Kathedrale, Ostseite: Nordfenster.

Das Innere liegt heute etwa 1·50 m tiefer als der umgebende Bogen. Wer es betritt, steht überrascht in einem durch seine Verhältnisse großartig wirkenden Raume, zugleich dem einzigen der großen armenischen Kathedralen, der noch unberührt samt der Kuppel aufrecht steht. Vor allem wirkt die Höhe. Leider konnten wir nicht auf das Dach steigen — der Bau ist zu gut erhalten und Leitern waren nicht zur Hand. Ich zählte bis zur Höhe des ersten Kämpfers 23 Steinlagen von je etwa 0·40 m Höhe. Es würden also die Gewölbe bei etwa 9·20 m beginnen. Man beurteile an der Außenansicht, wie mächtig sich darüber die Kuppel mit ihrem Tonnenkreuz heraushebt. Der Besucher kann sich nicht sattsehen an dem wohlausgewogenen Einklange des Raumes in Höhe und Breite. Auskunft darüber, wie diese Wirkung erzielt ist, könnten nur genaue Messungen

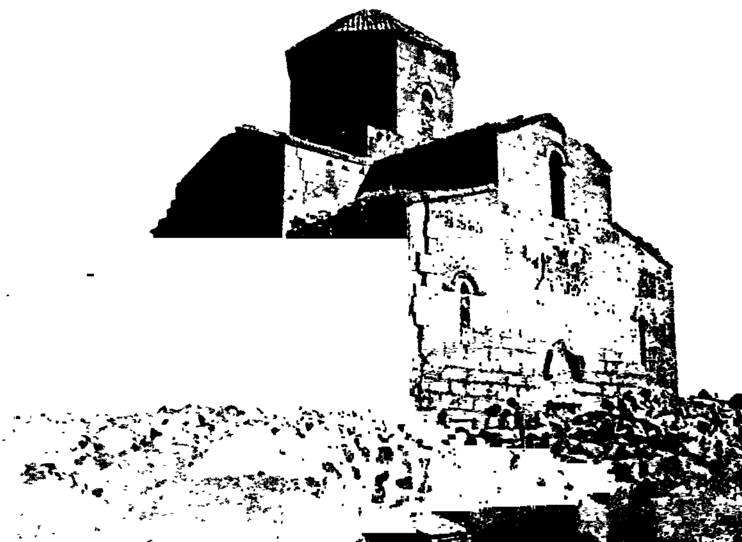


Abb. 217. Mren, Kathedrale: Ansicht von Nordwesten.

[1]) Vgl. oben, S. 41 f.

[2]) Ter-Mowsessian, Izvjestija der archäologischen Kommission VII, Tafel XVI und »Edschmiatsin«, Tafel XXIV, gibt ebenfalls diese Ansicht.

geben. Unsere Innenaufnahmen vermögen wohl von der Schönheit der wechselnden Durchblicke eine Ahnung zu vermitteln, sind aber doch in erster Reihe zur Darlegung der baulichen Einzelheiten angefertigt. Eine spätere Abbildung [1]) wird vielleicht den Höhenwert in seiner Wirkung und den Eindruck unbedingter Schlichtheit (zum Beispiel in den Kämpfern) hervortreten lassen; der Nordostpfeiler von Südwesten gesehen mit dem Ansatz von Apsis und Kuppel. Abbildung 220 zeigt einen Blick aus der Südostecke auf die Rückseite des davorstehenden Pfeilers und um diesen herum rechts auf den Kuppelansatz, links in den südlichen Kreuzarm. Man bekommt hier einen bleibenden Eindruck von der Gediegenheit und zweckmäßigen Knapp-



Abb. 218. Mren, Kathedrale, Inneres: Blick in die Kuppel.

heit armenischen Bauens der ersten Blütezeit; sie artet später künstelnd aus. Abbildung 218 endlich läßt das Auge fast lotrecht in die Kuppel hineinsehen. Diese weist ein Mittelloch auf, auf das die acht unten mit Scheiben ansetzenden Rippen zulaufen. Man sieht die vier Fenster, die acht kleinen und die vier großen Trichternischen. Dann die abgestuften Tragbogen über den Kämpfern der Pfeiler und zum Teil noch die Kreuztonnen, alles sauber in Stein gefügt. Mren hat unter dem Chor eine Krypta, bestehend aus einer Kammer mit Apsis, letztere 2·10 m breit und 1·37 m tief.

Das Äußere (Abb. 215) ist zwar im ganzen gesehen ähnlich herb und schlicht; im einzelnen jedoch weist es wie Odzun (Usunlar) und die Kreuzkirche in Mzchet einigen Schmuck an Türen- und Fensterkrönungen auf. Die Westseite (Abb. 38, oben S. 43) ist überdies be-



Abb. 219. Mren, Kathedrale, Ostseite: Südfenster.

deckt von später regellos eingemeißelten Kreuzen und Inschriften. Der Vorbau des Westtores ist weggebrochen, geblieben jedoch sind wertvolle Flachbilder. Man sieht Christus thronend zwischen den von Heiligen herangeführten Stiftern. Am Nordportal ist ein Mann dargestellt, der vom Pferde gestiegen, eine Huldigung darbringt. Davon wird in einem anderen Teile des Buches ausführlich zu handeln sein[2]). Die Bogenbänder über den Fenstern weisen die bekannten Muster auf, so das Mittelfenster der Westseite unter einem flachen Band eine nach unten vorstehende Schräge mit Tropfen aus Kugeln und Würfeln, das Nordfenster eine Hohlkehle, in dem eine um einen Stab gewundene Hohlkehle, darunter ein Vielkantband liegt, das Südfenster ein ge-

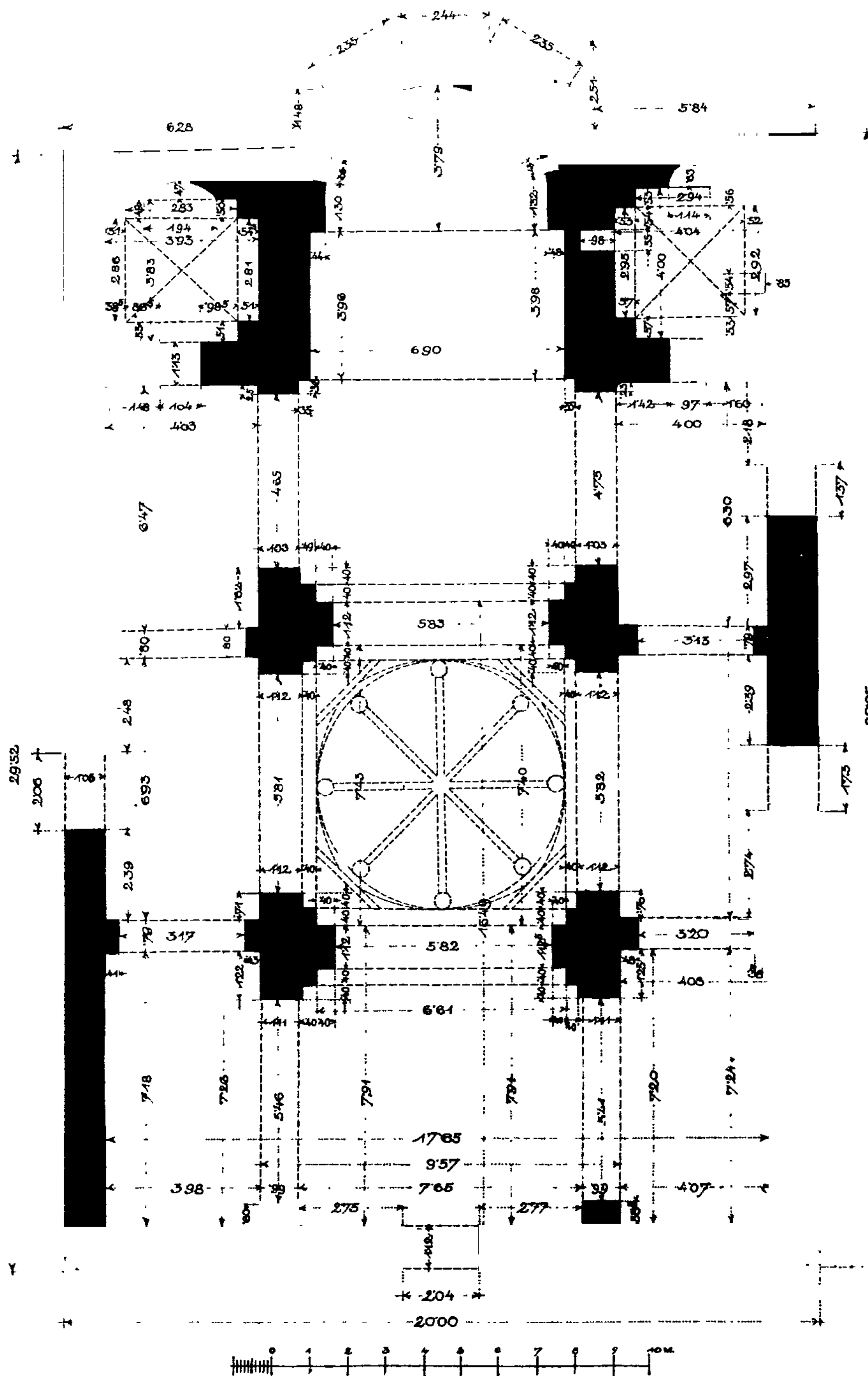


Abb. 220. Mren, Kathedrale, Inneres: Blick aus der Südostecke.

[1] u. [2]) Vgl. die Schlagwortreihe am Ende des Werkes.

rades Profil von Wulst und Hohlkehle. An der Nordseite das Mittelfenster zweimal Zickzack zwischen Stäben, unten Rauten, das Westfenster unter einer Schräge Wulst, Hohlkehle und Zahnschnitt, das Ostfenster ein Profil von Plättchen, Hohlkehle und Wulst mit zwei Reihen daranhängender Tropfen. Die drei Fenster der Apsis sind durch ein Bogenband zusammengefaßt: unter einem Profil von Hohlkehle und Wulst eine Schräge mit Rillen. Die beiden seitlichen Fenster zeigen figürlichen Schmuck, an der Nordseite (Abb. 216) über der Mitte eine Büste, seitlich Tiere (?), alles sehr beschlagen, an der Südseite Schlangen, deren Schwänze sich über der Mitte zu einem Knoten schlingen, (Abb. 215). Die Verwandtschaft mit Mzchet (S. 84 f.) und Odzun (S. 175 f.) ist deutlich.

In der Hauptapsis der Kathedrale von Mren haben sich Spuren von alten Malereien erhalten. Am Rande eine Folge von Büstenkreisen, im Felde vielleicht ein Thron mit herabgehenden violetten Falten. An den Wänden darunter in der Mitte ein Altar. Ob von einer Eucharistie? Dann ein Band mit Ranke, gefüllt mit gerippten Kürbissen. Endlich in der Fensterzone acht stehende Heilige[1]).



Aufnahme Thoramanian.

Abb. 221. Mren, Kathedrale: Grundriß.

Ani, Kathedrale[2]). Ich stelle diesen prachtvollen Bau an den Schluß der Reihe von Kuppelkirchen mit vier freistehenden Pfeilern[3]). Sie wurde im Jahre 989 begonnen und 1001 vollendet[4]). Der Bau ist durchaus einheitlich in seiner ganzen Erscheinung (Abb. 20/21), Wiederherstellungen können sich nur auf den Ersatz der Steinverkleidung bezogen haben. 1319 stürzte bei einem Erdbeben die Kuppel ein. Wir werden in der eigentlichen Untersuchung von Fall zu Fall nachzuprüfen haben, ob die Ausstattung den um 1000 geltenden Grundsätzen entspricht. Augenblicklich handelt es sich lediglich um die Beschreibung des gegenwärtigen Bestandes. Die Kathedrale gehört vom Standpunkte des Abendlandes zum wertvollsten, was die armenische Architektur hervorgebracht hat. Heute der Kuppel beraubt, steht sie leer, ist aber gut bewacht. Abbildung 20 gibt die Südost-, Abbildung 223 die Nordostansicht[5]). Im Vordergrund von Abb. 20 der

[1]) Weitere Nachrichten: Garegin Howsepian, »Die Kunst des Schreibens«, Abb. 6; Thoramanian, »Tekor«, S. 47. Er hält auch Mren wie Tekor für den Umbau einer dreischiffigen Basilika mit drei Kreuzpfeilern. Davon später.

[2]) In meinem Plane oben, S. 64, Nr. 1, bei Orbeli, Führer Nr. 73.

[3]) Die ältere Literatur, zusammengestellt bei Schnaase, III, S. 336. Vgl. Alischan, »Schirak«, S. 64 ff.

[4]) Vgl. über die Bauinschrift oben S. 56 f.

[5]) Drei Stellen der Ostwand unten sind wiederhergestellt.

längere Chorbau mit dem wenig über das Seitendach vortretenden Dache des Tonnenkreuzes. In der Ecke kommt oben das Kuppelquadrat heraus, darüber die runde, bzw. vielseitige Fenstertrommel mit Resten ihrer Verzierung. Im Hintergrunde links das kürzere Westende. Man kann das Verhältnis der Längenabmessungen am Blendbogenschmucke der Längswand ablesen. Unter dem Giebel erscheint ein Rundfenster, dann unter einem profilierten Spitzbogen — der in einem ringsum abgenommenen Felde stehen gelassen ist — das hohe rechteckige Fenster, endlich der jetzt halbzerstörte Türvorbau. Diese im Mittellot liegenden Einzelheiten erscheinen seitlich begleitet von Schlitzfenstern in Nischen und den beiden tiefschattenden Dreieckschlitzen, die auch an der andern dem Beschauer zugewendeten Ostseite wiederkehren. An der Längswand nun liegen nach Westen von der Dreiecknische nur drei, nach Osten aber vier Blendbogen. Ein Blick auf den Grundriß (Abb. 222) zeigt, daß man, von diesem ausgehend eher den Eindruck gewonnen hätte, der Westteil sei länger als der im Osten. In Wirklichkeit ist in der Kathedrale von Ani der Chorteil an die Kuppel herangeschoben, d. h. der zwischen Apsis und Kuppel in der Gajane und besonders in Mren voll entwickelte Ostteil ist in der Kathedrale von Ani derart eingeschränkt, daß auf ihn im Äußern statt der drei Blendbogen im Westen nur einer fällt. Der Bau ist außen 34·30 × 21·70, innen 32 × 19·70 m groß. Die Kuppel verengt sich am Ansatz innen auf 8·10 m, die Wand der Fenstertrommel aber hat einen Durchmesser von 12·60 m außen, 10·75 m innen. Abbildung 21, oben Seite 23, vermittelt einen Blick ins Innere. Man sieht rechts die Apsis mit ihrem einzigen, schmalen, nach außen verjüngten Fenster.

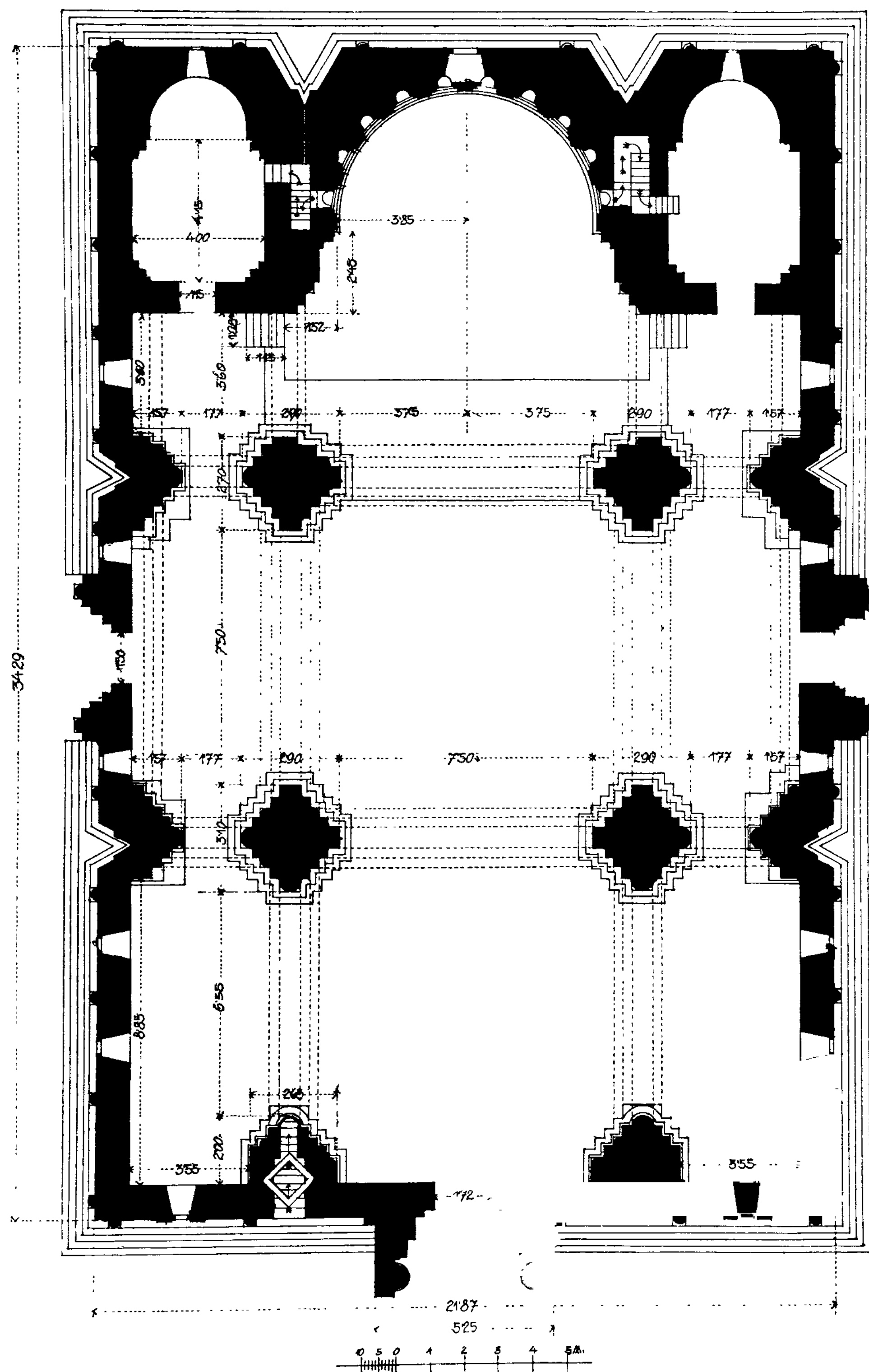


Abb. 222. Ani, Kathedrale: Grundriß.

Aufnahme Thoramanian

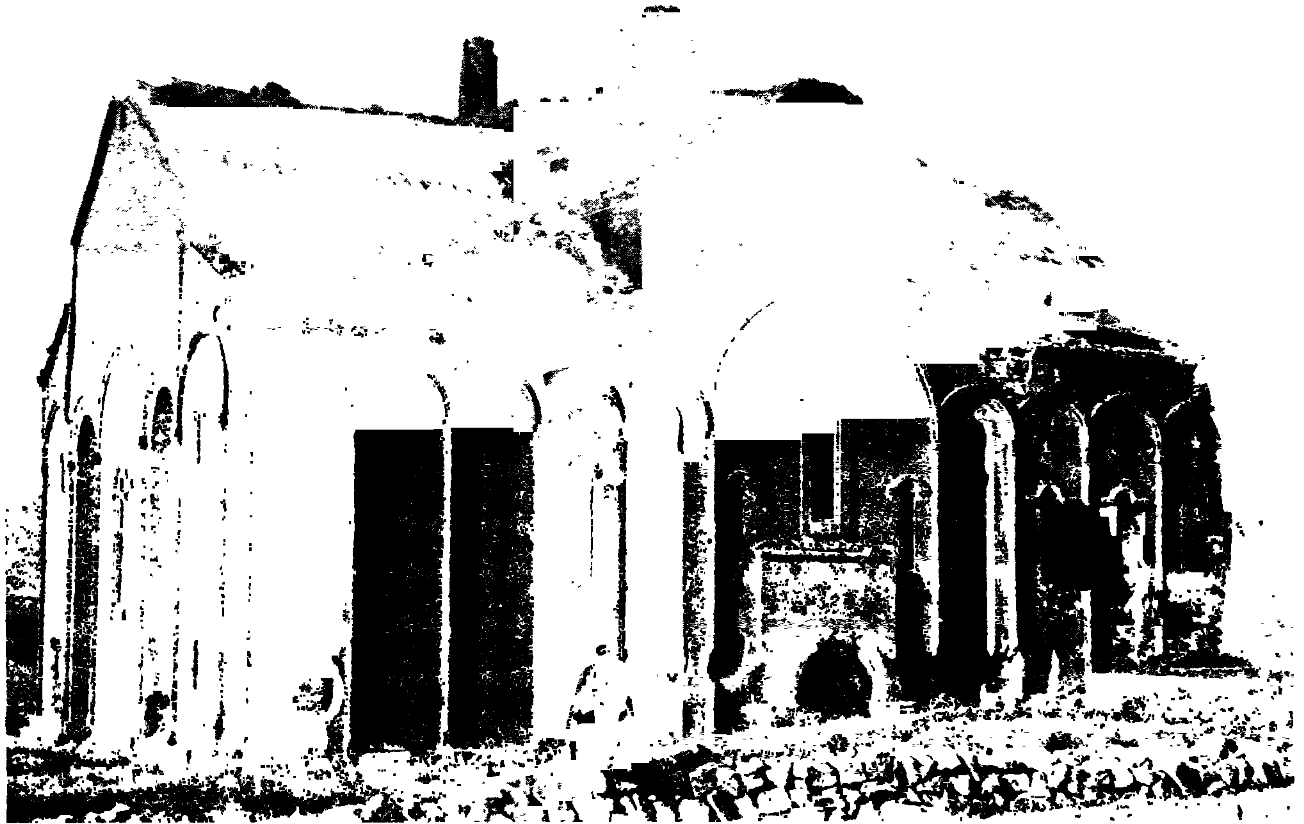


Abb. 223. Ani, Kathedrale: Ansicht von Nordosten. Aufnahme Thoramanian.

Sie ist leicht spitzbogig wie die Tonne, die davor auf die Kuppel zuläuft. Links vor ihrer Ecke der nordöstliche Kuppelpfeiler, der in seiner Abstufung auf den dreifachen Spitzbogen Bezug nimmt, der mittelst Hängezwickeln zum Kuppelkranz überleitet. Im Vordergrunde links der nordwestliche Pfeiler mit seiner Verstrebung nach der Nordwand in einem nur 1·70 m breiten Rundbogen. Man beachte, daß über seinen an sich schon sehr hoch liegenden drei Abstufungen noch nicht das Gewölbe aufruht. Es zieht sich noch höher liegend, parallel zur Hauptachse hin, wodurch die bezeichnende Dachform des Äußern (Abb. 223) entsteht. Die Ausstattung des Innern ist immer noch sehr einfach. Der Kämpfer der Kuppelpfeiler ist ein einfacher Ablauf, an den Mittelschiffbogen ein Wulst und an den Seitenschiffbogen der Würfel. Doch fällt auf, daß die Füße der Bündelpfeiler ein reiches Profil von fast gotischer Art und die Hauptapsis eine Gliederung der unteren Wandfläche zeigt, die etwa an Bana (Abb. 121) erinnert. Doch ist die Apsis nicht wie dort in Bogen durchbrochen, vielmehr laufen in Ani lediglich unter dem Fenster (Abb. 21) zehn geschlossene Rundnischen neben einander hin.

Abbildung 224 gibt einen Längsschnitt des Baues nach einer getuschten Aufnahme von Thoramanian. Man sieht, wie sich der Bau in den außen herumlaufenden Stufenunterbau einsenkt, so daß selbst die hohen Pfeilerfüße innen nicht die Höhe der Wandstufen außen erreichen. Die mächtigen Kuppelpfeiler bekommen durch die reiche Abstufung und die eingestellten Dienste im Grundriß Rautenform, die Bogen darüber zeigen in Westteil und Kuppel die Zuspitzung, nach Abb. 21 auch der Bogen vor der Apsis. Vor ihn tritt unten die Altarbühne. Das Licht fiel in der Hauptsache durch die Kuppel ein, wie es Thoramanian andeutet, die hohen Fenster, die sich nach außen verjüngen, spielen in der Beleuchtung eine untergeordnete Rolle. Auch im Innern sind die Wände in dem fleckigen Tuff ausgeführt zu denken. Die Wand und die zarten lotrechten Linien herrschen in größter Einfachheit vor. In der Apsis Spuren eines thronenden Pantokrator.

Für das Äußere gebe ich in Abbildung 223 noch eine Ansicht von Nordosten. Die Mitte der Nordseite ist einfacher gegliedert als im Süden, die seitlichen Fensterschlitze neben dem Tor liegen nicht in Nischen. Infolgedessen kommen die Dreieckschlitze stärker zur Geltung, ebenso die zart wie



Abb. 224. Ani, Kathedrale: Längsschnitt. Aufnahme Thoramanian.

hingehaucht über die Fläche gesponnenen Bogen, hier ausnahmsweise nur auf einem Dienste ruhend. Bei näherem Zusehen gewahrt man um die Fenster, an den Blendbogen und in den Trichterschlitzen reiche Flechtbänder. Darauf wie auf unzählige Einzelheiten des hochwichtigen Baues werde ich unten gelegentlich und immer wieder einzugehen haben. Ebenso wird dann auch die Westseite zu besprechen sein, an der Trichternischen fehlen, hinter der aber in der Pfeilervorlage links dafür eine Treppe aufsteigt, die zu einem schmalen Umgang über dem Kämpfer führt (Abb. 222). Die Tore zeigen wie die Bündelpfeiler die reichste Entwicklung und man begreift, wie Schnaase und andere abendländische Forscher gotische Baumeister an dem Bau tätig denken mußten, um seine Reife ohne genaue Kenntnis des altchristlichen Kuppelbaues der Armenier verstehen zu können[1]).

Die Kathedrale von Ani steht an der Grenze zwischen armenischer und romanisch-gotischer Baukunst, den grundsätzlichen Baugedanken nach, auf die letztere überleitend. Man wird zugeben, daß sie durchaus in den Rahmen der altchristlichen Entwicklung der armenischen Baukunst gehört und sich nichts Fremdes in die durchaus einheitliche Wirkung eindrängt. Man lese oben, Seite 57 f. nach, zu welchen gegen diesen unbefangenen Eindruck gerichteten Annahmen dieses Bauwerk Forscher wie Schnaase u. a. geführt hat, die den Boden Armeniens nie betreten hatten oder Forscher wie Kondakov, die eine Voreingenommenheit gegen den altchristlichen Ursprung der armenischen Baukunst hatten. Ich denke, die einfache Vorführung der Denkmäler wird genügt haben zu zeigen, daß die Kathedrale von Ani ohne fremdes Zutun aus dem Entwicklungsgang der altchristlichen Kunst Armeniens heraus zu verstehen ist. Ich habe oben Seite 6 einen Ausspruch Abichs über diesen Dom angeführt. Er fügt hinzu: »Es ist ein Bauwerk aus einem Gusse, was in alle Zeiten paßt, wo nur irgend das Bedürfnis einer christlich-kirchlichen Kunst empfunden wird.«

[1]) Weitere Nachrichten: Texier, »Description de l'Armenie«, S. 111 f. Thoramanian, »Tekor«, S. 7 f., Rivoira, »Archittetura mus.«, S. 226 f. Abich, »Aus kaukasischen Ländern« I S. 194 f. Über die späteren Schicksale der Kathedrale vgl. »Zapiski der Gesellschaft der Liebhaber kaukasischer Archäologie«, 1875, S. 26 f. und Orbeli, »Führer«, S. 38 f.

3. Kuppelhallen (Abb. 54).

Die endgültige Lösung der Spannung zwischen dem rein künstlerischen Drängen des Kuppelbaues nach dem strahlenförmigen Grundriß mit beherrschender Mitte der Höhe nach und der kirchlichen Forderung der Längsrichtung fand die armenische Kunst in der Bauform der Kuppelhalle. Ich stelle sie an den Schluß schon deshalb, weil sie bis auf den heutigen Tag in Gebrauch ist und gesagt werden kann, daß sich die armenische Kirche bei ihr dauernd befriedigte. Ich führe für diese Gattung den Begriff »Halle« ein, weil der Innenraum durchaus den Eindruck eines großen, einheitlichen Raumes, eines Saales oder einer Halle für Versammlungen macht[1]). Im Armenischen nennt man einen solchen Raum vielleicht »Dadschar«[2]).

Die »Kuppelhalle« stellt einen in drei Abschnitten von Westen nach Osten angeordneten einheitlichen Längsraum dar, dessen Mitte die Kuppel krönt. Nie sitzt diese wie im Abendlande vor der Apsis. Die Halle erscheint einschiffig, weil die vier Kuppelpfeiler sich nicht von den Seitenwänden loslösen, sondern lediglich aus ihnen vortreten. Es fällt auf, daß die in dieser Gattung denkbar einfachste Form, bei der die Gewölbe unmittelbar auf den Umfassungsmauern ruhen würden, die Kuppel über der Mitte, eine gleich breite Tonne über dem West- und Ostteil, nicht nachweisbar ist. Eine solche Bauform wäre möglich, weil ja die Kuppel auf Gurtbogen gelegt werden kann, die bei entsprechender Stärke der Umfassungsmauern, keiner oder einer außen ansetzenden Verstärkung bedürften. Nach letzterem Grundsatz ist die Gotik, freilich ohne Heranziehung der Kuppel, verfahren. Daß dergleichen Lösungen in der altarmenischen Baukunst fehlen, wird später im entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhange zu verwerten sein. Wenn die Kuppel ohne in das Schiff vortretende Verstrebung auf einen einschiffigen Raum gelegt wird, so geschieht dies mit Hülfe von Strebenischen. Es entstehen dann die Dreipaßbauten, von denen oben Seite 159 f. die Rede war. Bei der Kuppelhalle erscheint das Langhaus über die Breite der Kuppel hinaus erweitert durch drei hinter einander liegende Quertonnen, wie Abbildung 14 rechts deutlich macht. Es sind also eigentlich einschiffige Bauten, deren Seitenwände — weit und räumlich vollkommen klar überblickbar — in großen flachen Nischen zurücktreten. Dadurch entsteht eine Einheitlichkeit der Raumform, die diesen Bauten eine bedeutende Wirkung sichert. Sie bilden die Hauptform der armenischen Baukunst, die gleich in dem ältesten erhaltenen Beispiele, Thalisch von 668, in einer Großartigkeit auftritt, die den Vergleich mit den mächtigen Kathedralen des Abendlandes und den Barockbauten vom Typus des Gesù im Besonderen aushält.

Auch hier können auf Grund der Ausstattung Gattungen geschieden werden, je nachdem die Wände ohne jede Gliederung durch Dreieckschlitze bleiben — solche hätten nur an der Ostseite zur Andeutung der tatsächlich vorhandenen drei Apsiden Berechtigung — oder diese Nischen auf allen vier Seiten oder auf dreien (unter Ausschluß der Westseite) vorkommen. Ich stelle die Bauformen ohne Dreiecknischen voran; sie stehen den längsgerichteten Tonnenbauten am nächsten. Die Dreieckschlitze sind wohl von Typen wie dem der Hripsime oder den reinen Konchenbauten herüber genommen, bei denen sie die innen runden Strebenischen im geschlossenen Baukristall außen eckig kennzeichnen sollten. Ihre Anwendung bei den Kuppelhallen bezeugt die weit vor dem 7. Jahrhundert liegende Entwicklung der Konchenbauten, denn schon im 7. Jahrhundert lassen sich Kuppelhallen und Dreiecknischen (an der Ostseite Thalisch) nachweisen, die allmählich als Zierform um so höher geschätzt worden sein müssen, als sie schon im 9. Jahrhundert (Schirakawan) an einer sehr heikligen Stelle angebracht erscheinen. Schließlich werden auch am Äußern der Kuppelhallen Trichternischen und Blendbogen neben einander verwendet (Marmaschen).

A. Ohne Dreieckschlitze.

Wagharschapat, Schoghakathkirche. Wir haben unter diesem Namen bereits die Grundmauern einer kleinen Kapelle in der Gruppe der einschiffigen Tonnenbauten aufgeführt (Abb. 153). Die Hauptkirche dieses Namens liegt einige Schritte nördöstlich davon und steht vollständig aufrecht[3]). Trotz-

[1]) Vgl. Kluge, Etymologisches Wörterbuch, 3. Aufl., S. 121.

[2]) Vgl. Stephan von Taron II, 2 (Gelzer-B. S. 67) und sonst.

[3]) Über dem Namen Schoghakath vgl. Marr, »Zapiski der östlichen Abteilung der kaiserlich russischen archäologischen Gesellschaft« XIX (1909) S. 53 f. So hieß eine Zeitlang auch die Kathogikhe von Wagharschapat, Edschmiatsin selbst.

dem gilt sie für eine Gründung des hl. Gregor nach Agathangelos und ist wohl gleichzeitig mit der Hripsime und Gajane, wie manche wohl infolge einer Verwechslung glauben, von Nerses III. neugebaut. Der Glockenstuhl auf der Westseite ist 1693 aufgesetzt[1]). Sie liegt in der Nähe der Hripsime, das gestattet die alte nationale Art des Quadrates mit Strebenischen unmittelbar mit der neuen, durch den Einfluß des Längsbause herbeigeführten gut zu vergleichen. Die Längsrichtung schlägt schon in der Außenerscheinung entschieden durch, die Kuppel bezeichnet in diesem Richtungsbau nur die Mitte. Für ihre Festigkeit sorgen die vor die Wände tretenden Pfeiler. Die Kirche ist vielfach wiederhergestellt, an einzelnen Stellen wird wohl nur der Gußkern der Mauern allein alt sein. Immerhin sind die sechs Fenster des zwölfseitigen Tamburs so groß, daß man annehmen möchte, die Grenze des Alten reiche bis in den Kuppelanfang hinauf[2]). Trotzdem

[1]) Lynch I, S. 244/45 Grundriß, S. 271 Ansicht und Text.

[2]) Die Fenster sind heute im Perserbogen (Eselrücken) gewölbt.

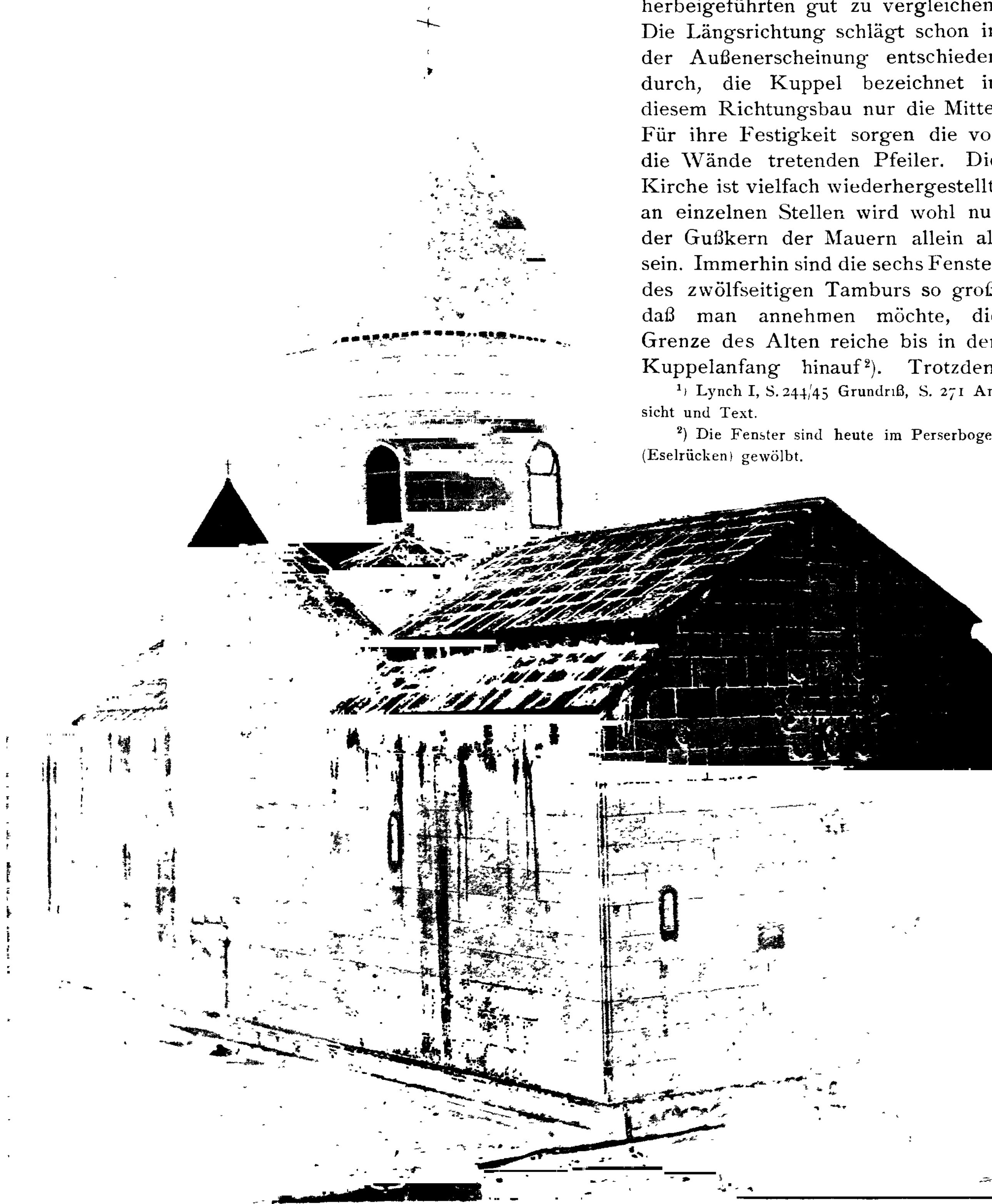


Abb. 225. Wagharschapat, Schoghakathkirche: Südostansicht. Aufnahme Grimm

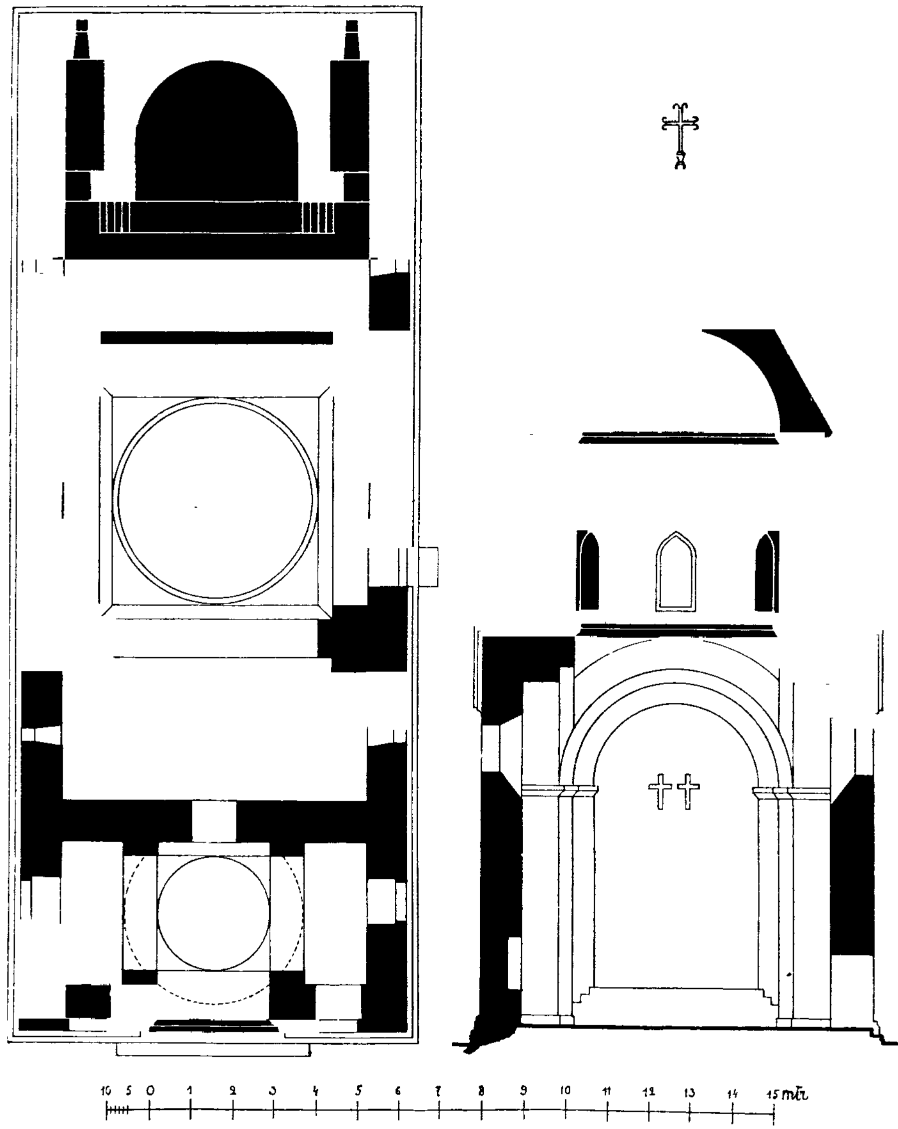


Abb. 226/227. Wagharschapat, Schoghakathkirche: Grundriß und Querschnitt.

möchte ich für die Zeit vor 1000 nur mit dem Grundriß rechnen. Der Bau ist verhältnismäßig klein, die Kuppel hat nur etwa 5·50 m Durchmesser. Sie wird getragen von vier aus den Wänden des Rechteckes in das Innere vortretenden Pfeilern, also verdeckten Mittelstützen. Ein tiefer Chorraum mit eingebauter Apsis und ein schmaler Vorraum ergänzen den mittleren Kuppelraum zum Längsschiff[1]). Der Grundriß (Abb. 226) zeigt die Längsrichtung vollkommen durchschlagend. Trotzdem spricht im Querschnitt (Abb. 227) durchaus die Höhe. Man denkt unwillkürlich an die auf dem Balkan, in Serbien, Bulgarien und bis herauf nach Rumänien und der Bukowina herrschende Bauform, in der aber die Strebenischen beibehalten sind. Davon später. Im Äußern wie im Innern herrscht strengste Einfachheit, die Kreuze, die man an der Ostseite (Abb. 225) sieht, gehören zweifellos einer sehr späten Zeit an. Im Innern lobt Lynch I, S. 271 die Wirkung der roten und grauen Steine: »and so admirably are they fitted that one would regret the introduction of any internal decoration«.

B. Mit Dreieckschlitzen.

a) Mit Dreieckschlitzen an der Ostseite.

Thalisch (alter Name: Arudsch), Kathedrale. Der Bau heißt in der Bauinschrift vom Jahre 668 das »heilige Katholikon«, bei den Geschichtschreibern der Ruhmestempel auf den Namen Gottes und die prachtvolle Kirche. (Vgl. oben S. 46 f.) Ihr Erbauer ist Fürst Gregor Mamikonian (um 662—685)[2]) und seine Gemahlin Helene. Die innen 34·54 × 17 m große Kirche ist heute unbenutzt und Ruine. Ich habe eine Außen- und Innenansicht oben Seite 14 und 15 gegeben. Die Kuppel von etwa 10 m Spannweite ist eingestürzt, die Decke aber sonst in der Wölbung gut erhalten, nur der äußere Belag über dem Gußmauerwerk ist verschwunden. Abbildung 229 zeigt die Ansicht von Nordwesten, Abbildung 13 oben Seite 14 von Südosten, beide zusammen bieten also den vollen Rundblick. In der Mitte von drei Seiten sieht man die Reste der Türvorbauten, die nur im Osten

[1]) Weitere Nachrichten: Brosset, Bull. de l'académie de St.-Pétersbourg 1840, S. 46 f, Atlas, Tafel XXII, Rivoira, »Arch. mus.«, S. 200. Meine Abbildungen nach Grimm, Egiazarov-Martyrosiantz, »Mon. d'arch. de l'antique Arménie« 1911, Tafel XXXVI/VII.

[2]) Nach Alischan, »Airarat«, S. 563. Nach Justi stirbt Patricius Gregor 683.

fehlen, dafür dort die beiden Trichterschlitze; doch ist hier in neuerer Zeit ein roher Mauerschutz um die Hauptapsis gelegt worden. Große Fenster führen von allen Seiten Licht in das Innere, über das der Grundriß (Abb. 228) Aufschluß gibt. Ein durch Abmessung und Einfachheit mächtig wirkender Raum! Man erkennt ganz deutlich, daß das umschließende Mauerrechteck durch je zwei 3·08 m starke und 3·65 m vorspringende Pfeilervorlagen der Länge nach in drei ungefähr gleiche Teile von rund 8·70 m Breite zerlegt wird. In den Ostteil ist die Apsis mit ihren Seitenräumen eingebaut, er ist daher etwas tiefer. Davor die 3·72 m in einer Breite von 11·36 m vortretende Altarbühne, die, seitlich durch je drei Stufen zugänglich, etwa 0·80 m hoch aufsteigt. Man sieht in der Innenansicht (Abb. 14), daß sie kaum zum alten Bestande der Kirche gehören dürfte. Die Tragbogen der Kuppel steigen bis zu 14·12 m Unter- und 16·39 m Oberkante, besser Kuppelansatz auf. Die Kämpferoberkante dieser vier Bogen liegt 10·45 m über dem heutigen Boden, die der niedrigen Seitenräume in den Ecken nur etwas über 6 m bei 10·41 m Höhe der die Tonne umrahmenden Bogenstufe. Hier sieht man einmal gut, wie das Innere vollständig bis in die Tonnengewölbe und Kuppelhängezwickel mit Platten verkleidet ist. Die Bogenstufe über sämtlichen Gewölbekanten geht bis zum Boden durch und ist unter dem Kämpfer als Vierteldienst behandelt. Die in Abbildung 14 deutlichen Kämpferfriese sind sehr einfach als Schräge zwischen zwei Wülsten behandelt, darüber die Deckplatte. Man sieht die Apsis von drei großen Fenstern durchbrochen und wird aus dem Grundriß und Abbildung 13 ersehen, daß die seitlichen Fenster in der geraden Ostwand ermöglicht werden durch die tief in den Mauerkern einschneidenden Dreieckschlitze. Sie sowohl wie die Fenster sind außen durch Bogenbänder verbunden. Die drei oberen Bogen werden geschmückt durch Herzformen mit oben und unten ansetzenden Palmettenlappen (Abb. 231). Unter der Deckplatte der Dreieckschlitze ein seltsamer Schmuck: ein Doppelwulst, der außen endet mit einem Lorbeerstabe und an der Stirn mit einem Kranze aus gefiederten Zweigen. Die Fensterbogen darunter (Abb. 13) sind mit Weinlaub geschmückt. Im übrigen zeigen sämtliche großen und kleinen Fenster der Kathedrale die üblichen Bogenbänder. Man sieht ein solches in Abbildung 230 am Südostfenster, über dem die Mauer eingestürzt ist, so daß man gut Einblick in die Mauerfügung gewinnt. In dieser Abbildung läßt sich auch gut fest-

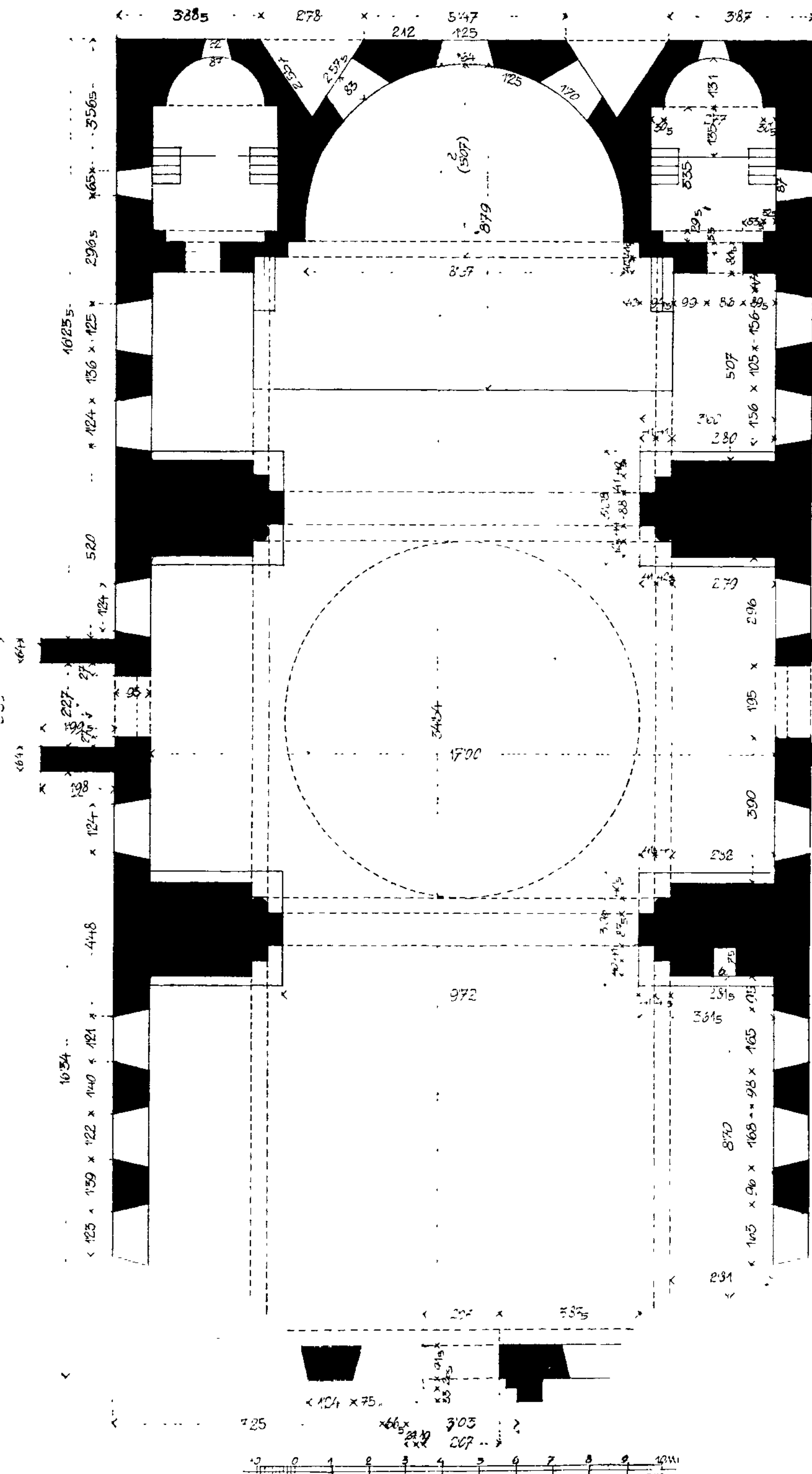


Abb. 228. Thalisch, Kathedrale: Grundriß.



Abb. 229. Thalisch, Kathedrale: Ansicht von Nordwesten.

stellen, daß sämtliche Dächer, sowohl an der Kuppel wie über den hohen Tonnen, wie an dem tiefsten Dachrand über den Ecktonnen (vgl. Abb. 229) Kranzgesimse zeigen, an deren 27·5 cm hoher Schräge über einem unteren Wulst immer zweistreifige Bandgeflechte erscheinen. Dieses Muster ist hier sogar an der Deckplatte dieser Kranzgesimse wiederholt. Die Fenster der Apsis sitzen in der gleichen Höhe wie im ganzen übrigen Gebäude, man vergleiche Abbildung 13 und beachte deren Größe. Sie sind 1·70 breit und verjüngen sich nur sehr wenig. Unten erscheinen sie außen durch eine Platte von 0·55 m Höhe geschlossen. Außer dieser unteren Fensterreihe sitzen unter den Giebeln der hohen Tonnen im Westen, Süden und Norden noch in einer Höhe von 8·20 m Doppelfenster, die innen durch eine schmale Nische zwischen den sie umrahmenden Wülsten zu einer Gruppe verbunden sind (Abb. 14).



Abb. 230. Thalisch, Kathedrale: Südostecke.

Abbildung 229 zeigt an der Nordseite noch den Torvorbau erhalten, von dem an der Westseite nur noch Spuren erhalten sind. Daneben beiderseits je ein großes Fenster. Darüber auch an der Westseite das Doppelfenster und der mit einer Stufe aufsteigende Giebel mit der Schräge und Bandgeflechten. An den Ecken des Gebäudes Dreivierteldienste.

Auf zwei Unregelmäßigkeiten im mittleren Kuppelraum muß im Besonderen aufmerksam gemacht werden. Die Kuppel selbst bildet zwar im Grundriß einen Kreis, ist aber nicht einem Quadrate, sondern einem Rechteck eingeschrieben. Man sieht deutlich in Abbildung 14, daß sie im Osten unmittelbar auf der Kante des Tragbogens aufruht, im Süden dagegen etwa 40 cm (eine Steinschicht) zu diesem im Mauerwerk herübergezogen ist. Und weiter fällt auf, daß die Tore der Nord- und Südseite nicht in der Achse liegen, sondern etwas nach Osten verschoben sind. Die Mauerteile zwischen Tür und Fenster (man vgl. für die richtige Vorstellung Abb. 228) werden dadurch ungleich.

In der Apsis der Kirche sind noch Reste von Malereien erhalten. Man erkennt einen sehr großen.



Abb. 231. Thalisch, Kathedrale, Ostseite: Dreieckschlitz und Bogenband.

Johannes Katholikos erzählt, auf der Südseite, neben dem »göttlichen Versammlungsraum habe Fürst Gregor seinen Palast am Rande der felsigen Schlucht gebaut, in welcher ein schimmernder Quell entspringt«. Tatsächlich fanden wir im Südosten der Kirche, etwa 60 Schritt entfernt, am Ostrande riesige Schutthaufen und Mauerzüge aus ihnen hervorkommend. Nachgrabungen könnten dort vielleicht wie in Zwarthnotz noch die Grundmauern des Palastes von 668 zu Tage fördern. Ebenso würden sich Grabungen empfehlen an einem Hügel südlich von der Kathedrale, wo eine alte Kirche stand. Von einer dritten Kirche ist ein Kapitell bei Garegin Howsepian im Wirtschaftshof der Hripsime bei Wagharschapat zu sehen, davon unten.

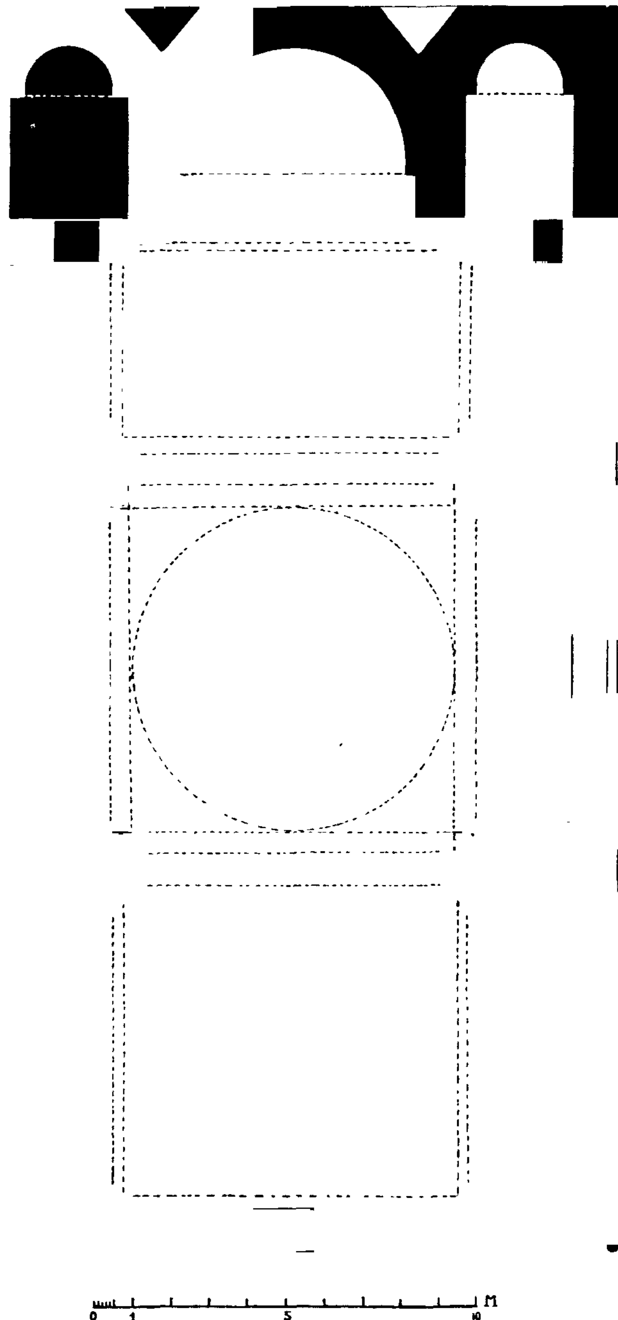
b) Mit Dreieckschlitzen an drei Seiten.

Schirakawan, Kathedrale. Der Ort, südwestlich von Alexandropol, heute Basch Schörakeal genannt, ist die Stätte der ersten Bagratidenresidenz (vor Ani) und hieß ursprünglich Erazgawors[1]).

Die erste Kirche von 834 dürfte verschwunden sein, ebenso der von Smbat erbaute Palast. Nachgrabungen könnten dort guten Erfolg haben. Die heutige Kirche wird mit der von Smbat 897/8 erbauten großen Erlöserkirche zusammengebracht. Sie ist umgebaut. Eine Erbauungsinschrift fehlt heute. Erhalten ist eine Erneuerungsinschrift vom Ende des 11. Jahr-

[1]) Vgl. Hübschmann, »Indogerman. Forschungen« XVI (1904), S. 459 und 361, 8.

stehenden Christus, auf blauem Grunde mit grünen Bodenstreifen. Er steht auf einem mit Quadraten zwischen je zwei Perlen beschlagenen Schemel, trägt braunes Untergewand und weißen Mantel und hält in der Linken eine armenische Schriftrolle gesenkt. Darunter ein Fries und neben dem Südfenster an der breiten Wand sechs Apostel in voller Gestalt in Vorderansicht mit Büchern, die Rechte segnend oder vor die Brust erhoben. Es wird also schwerlich die Eucharistie dargestellt gewesen sein. Leider kann man nicht mehr erkennen, ob zwischen den Fenstern Figuren standen.



Aufnahme Thoramanian.
Abb. 232. Schirakawan. Kathedrale: Grundriß.

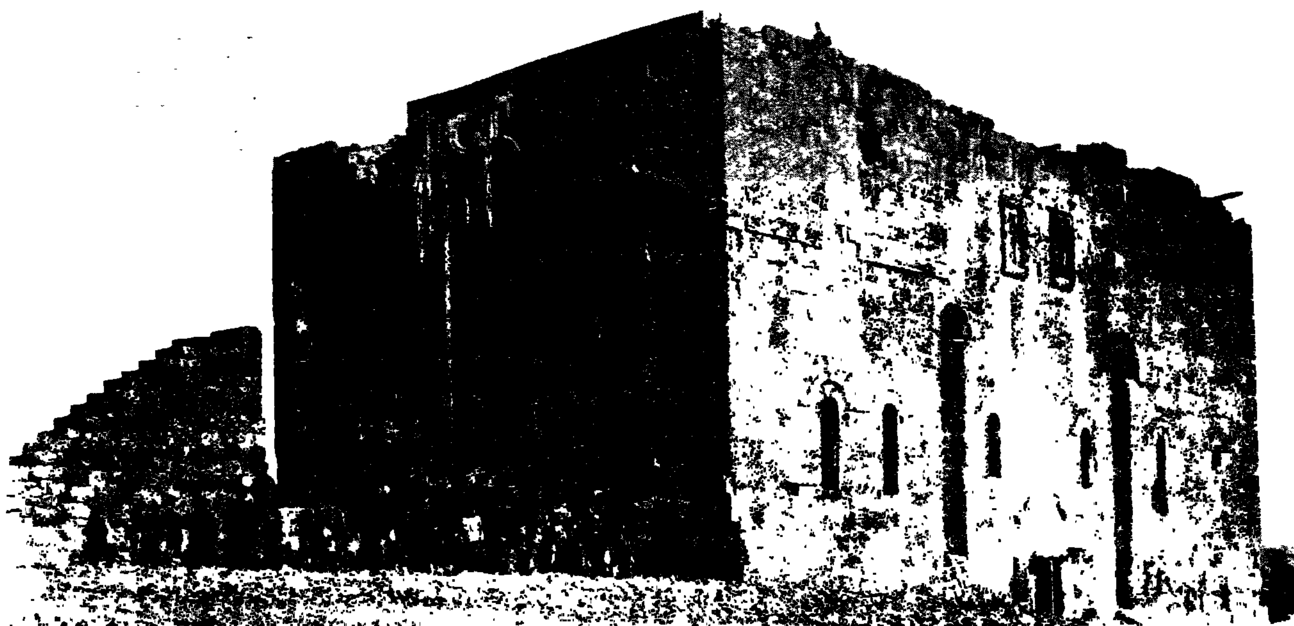


Abb. 233. Schirakawan, Kathedrale: Ansicht von Südwesten. Aufnahme Thoramanian.

hunderts, dann Inschriften vom Jahre 1228 und 1231. Ringsum viele Grabsteine (einer von 1272) und zwei verfallene Kapellen, eine im Osten, eine im Süden. Schirakawan war bis 961 Residenz der Bagratiden[1]).

Die Kirche ist derjenigen von Thalisch nahe verwandt. Leider sind Kuppel und Dächer derart zerstört und ergänzt, daß sich der Eindruck in den oberen Teilen völlig verändert hat. Abbildung 233 zeigt die Kirche von Südwesten. Man erkennt an der Westseite noch deutlich Reste des einst in voller Breite aufsteigenden Giebels, der vielleicht wie in Thalisch (Abb. 229) in einer Stufe gebrochen war. Das durch ein gemeinsames Bogenband verbundene Fensterpaar oben — zu dem hier noch ein Rundfenster darüber kommt — und die beiden großen Fenster unten sind noch wie in Thalisch erhalten. Das Tor steckt ganz in der Erde, wenn es überhaupt da ist. Auch die Südfront entsprach ganz Thalisch (Abb. 13), nur sind in Schirakawan auch an den Seiten Dreiecknischen und nur zwei Fenster statt drei im West- und Ostteil verwendet. Im übrigen liegen die Fenster und das Tor genau so wie in Thalisch, man sieht in den Übermauerungen auch noch deutlich zu Seiten über den rechteckig gerahmten Fenstern die alte Giebelwand. Der Grundriß (Abb. 232) deckt sich fast vollkommen mit dem von Thalisch, nur sind die Abmessungen in Schirakawan etwas kleiner, 30·40 auf 14·70 m lichte Weite im Innern. Immer noch aber haben wir ein mächtiges Bauwerk vor uns, das nur darin von Thalisch abweicht, daß vor die Hauptapsis eine kurze Tonne gelegt ist, wodurch sich die Bildung des Chores etwas verändert. An der Nordwestecke von Schirakawan steht überdies wie in Tekor (Abb. S. 9) eine Steintreppe, die heute ohne Verbindung mit der Kirche selbst ist. Sie dürfte wie in Tekor zu der später über der Kirche angelegten Festung gehören, nicht zu einer Empore. Von einer richtigen Empore kann bei der Bauform der Kuppelhalle nicht die Rede sein.

Argina, Kathedrale. Der Ort war noch im 10. Jahrhundert (seit 971) Sitz des Katholikos[2]). So heißt es bei Stephan von Taron III, 9 (Gelzer-B , S. 136) u. a. vom Katholikos Chatschik I. (972—999), er habe das Palasthaus des Katholikos erneuert und die Kathedrale gebaut, dazu auch noch drei andere Kirchen von gleicher Form. Als Architekt wird Trdat genannt. Ich werde die Kathedrale daher erst wenn ich diesen behandle, abbilden[3]). An der Westtür eine mangelhafte Inschrift, datiert 1012[4]). Von der Kirche steht heute nur noch die Nordhälfte. Es war eine längsgerichtete Kuppelhalle, also in der Mitte

[1]) Vgl. Alischan, »Schirak«, S. 8 ff.

[2]) Vgl. Samuel von Ani, S. 720 und Chamich, »Hist. of Armenia«, II, S. 90.

[3]) Vgl. Nahapetian, Album I, 25.

[4]) Vgl. Alischan, »Schirak«, S. 12.



Abb. 234. Horomoskloster: Minaskirche: Ansicht von Nordosten. Aufnahme Thoramanian.

mit einer Kuppel; ihre Tragbogen sind zugespitzt[1]). Ich habe von dem Bau leider keinen Grundriß, kann daher nicht sagen, ob er gerade nur an drei Seiten die Paare von Dreiecknischen hat[2]).

Choschawank oder Horomoskloster, Minaskirche. Das »Römer«-Kloster liegt etwa eine Wegstunde von Ani nördlich am Arpatschai. Ursprünglich im Tale begründet, wurde es später (1038) auf die Höhe verlegt und zu einer großartigen Grabstätte der Bagratiden ausgebaut. Wir haben es hier nur mit den bescheidenen Ruinen der ältesten Anlage zu tun (S. 249), die, rings vom Sumpf umgeben, im Tale still dahinsterben. Nach den zahlreichen Inschriften ist von ihnen die Minaskirche, wie Thoramanian in einem Aufsatze über das Horomoskloster 1911 gezeigt hat[3]), die älteste. Bis 1013 hatte das Kloster nur diese eine Kirche, die vor 986 entstanden sein muß. Sie dürfte nach Thoramanian zwischen 930—953 vom Mönch Johannes gegründet sein (Abb. 4 und 234 f.).

[1]) Das bestätigt Rivoira, »Arch. mus.«, S. 233. — [2]) Weitere Nachrichten: Lynch I, S. 355.

[3]) Vgl. oben S. 9 dazu Bischof Abel Mchitharian: Geschichte des Klosters Horomos in Schirak und Beschreibung einiger Klöster dortselbst. Wagharschapat, 1870. Oktav, 53 S.; darin auch eine Beschreibung des Klosters Marmaschen in Schirak. Oktav, 36 S.



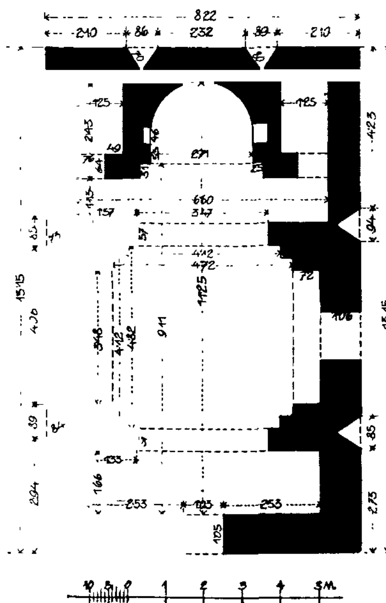
Abb. 235. Horomoskloster, Minaskirche: Kuppelansatz.

Die Minaskirche ist außen nur 13·15 auf 8·22 m, also kaum halb so groß wie Thalisch. Abbildung 4 oben, Seite 5, gab die Ansicht von Nordosten. Man sieht, daß die an der Ostwand zur Gliederung der drei Räume, bzw. zur Hervorhebung der Hauptapsis berechneten Dreiecknischen auch auf der Nord- und Südseite auftreten. Würde man daraus auf Querapsiden im Innern schließen, so belehrt der Grundriß (Abb. 236) eines Besseren. Es gibt nur eine Apsis im Osten, wie in Thalisch. Dann einen Kuppelraum auf Quertonnen ruhend und ein gegen Thalisch stark verkümmertes Westjoch, das nur 1·66 m gegen 3·48, besser 4·82 m im Kuppelquerschiff breit ist. Die vier Wandpfeiler springen bis zu 1·33 in den 6·60, bzw. 6·09 m breiten Saal vor. Die Raumanordnung erscheint ganz auf die Kuppel gestellt, obwohl daneben das Längenmaß von 11·25 m immer noch entschieden zur Geltung kommt. Beachtenswert ist in Surb Minas die Bildung der vier Zwickel, die vom Quadrat überleiten auf das Rund der Fenstertrommel (Abb. 235). Wir sehen die Kuppelpfeiler mit Ablauf und einem Bande enden, in dem sich über einem gedrehten Wulste Bogen kreuzen. Dann folgen die abgestuften Tragbogen und im Zwickel ein ähnlich abgestuftes Bogensegment, das mehr schmückend in einen Hängezwickel eingeschnitten, kaum noch als richtige Trichternische betrachtet werden kann. Die Kuppel selbst ist spitzbogig. In Abbildung 235 sieht man auch noch den Ansatz der Kuppel mit einem Wulst zwischen Stäben und wie dann das Kuppelrund zurücktritt. Die Fenster sind klein und verjüngen sich nach außen. An der Wand neben dem unteren Fenster in Abbildung 235 eine Inschrift vom Jahre 1013.

Im Äußern fällt an der Kuppel (Abb. 234) das gedrehte Doppelband über den Fenstern und das Kreis-Rautenornament am Kuppelabschluß auf. Die Kranzgesimse der Tonnendächer sind glatt abgeschrägt, um die Trichternischen und Fenster laufen Folgen kleiner Rundbogen, begleitet von Herzblättern, Kreuzen u. dgl. Bezeichnend sind die kleinen engen Schlitzfenster der Spätzeit[1]).

Choschawank oder Horomoskloster, Geworgkirche. Diese größere Kirche steht östlich neben Surb Minas und ist von Gagik I. (990—1021) nach 1013 erbaut. Ich verzichte auf die Wiedergabe des Grundrisses, weil diese Georgskirche der des hl. Minas durchaus entspricht (Abb. 237). Auch hier sind Dreieckschlitze auf drei Seiten angebracht. Die dritte dieser Horomoskirchen im Tale — ich gebe Abb. 278 eine Gesamtansicht der Gruppe — ist ein kleiner Tonnenbau. Die Georgskirche mißt außen 16·42 auf 10·40 m und umfaßt einen Innenraum von 14·73 auf 8·75. Der Typus ist Surb Minas nahe verwandt, nur ist alles reicher, doch fehlt die Tür im Westen. Bei allem Vorwiegen des Kuppelraumes schlägt doch die Längsrichtung durch. Auch das Äußere ist gleich, nur ist die runde Fenstertrommel ohne Schmuck, die Giebel der Tonnen wesentlich spitzer und die Kranzgesimse mit Bandgeflecht versehen[2]).

Chtskonk. Drei von den fünf Kirchen gehören diesem Typus an (Abb. 25 oben, S. 26). Sie sind von sehr kleinen Abmessungen und nur als Dutzendbelege von Interesse. Überhaupt ist dieser Bautypus



Aufnahme Thoramanian.
Abb. 236. Horomoskloster, Minaskirche: Grundriß.

[1]) Weitere Nachrichten: Lynch I, S. 389, Rivoira, »Architettura musulmana«, S. 223.

[2]) Eine Abbildung auch bei Rivoira, a. a. O. S. 224.

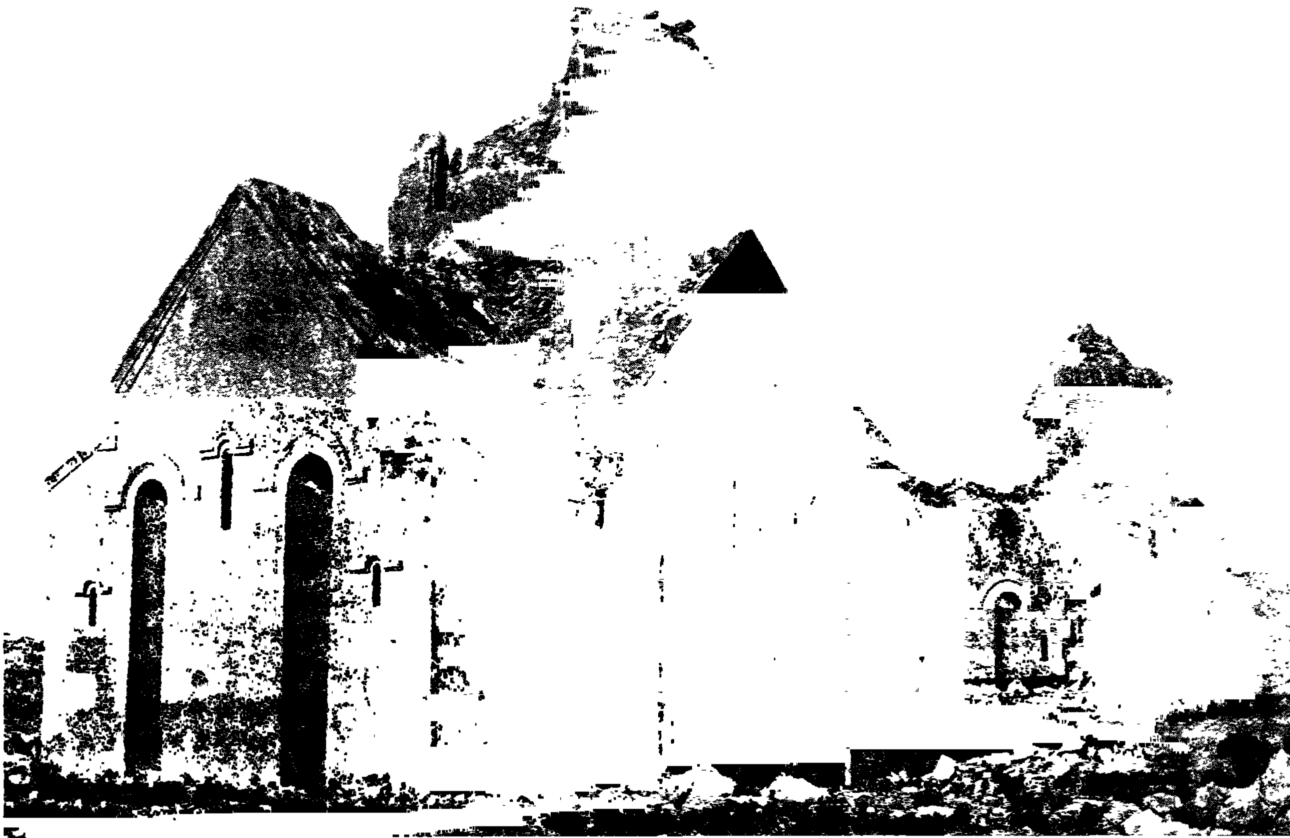


Abb. 237. Horomoskloster, Georgskirche: Ostansicht. Aufnahme Thoramanian

derart verbreitet, daß sich leicht Hunderte von jüngeren Beispielen aufzählen ließen. Vgl. Bachmann a. a. O., Tafel XXV (Wan, Surb Poghos-Paulos). Ich mache nur darauf aufmerksam, daß die Hauptkirchen in den Klöstern der Bagratidenzeit dieser Gattung angehören und zähle einzelne der wichtigsten nach ihrer Bauzeit auf, ohne näher darauf einzugehen. Es wird dies von Fall zu Fall im weiteren Verlaufe dieses Werkes ohnehin geschehen.

Bagnair (Seite 211). Eine Gründung Smbats II. (977—989)[1]. Ähnlich Tailar Seite 208.

Ketscharus (Seite 248 f.). Die Gregorkirche 1033 erbaut, später die Kathogikhe u. a. Bauten[2].

Haghbat und Sanahin sind von Brosset in einem eigenen Werke behandelt worden. (Description des monastères arméniens d'Haghbat et de Sanahin, St. Pétersbourg 1863.)

Sanahin. Es war schon oben Seite 67 f. davon die Rede. Man sieht im Plane, Abbildung 42 die Hauptkirchen. Sie gehören beide der Gattung der Kuppelhallen an. Die Muttergotteskirche (4) ist älter als die Erlöserkirche (6), die 966—972 erbaut ist, vergleiche oben Seite 99[3].

Haghbat. Die Kreuzkirche dieses Klosters soll von demselben Trdat gebaut sein, der die Kathedrale von Ani und diejenige von Argina erbaute. Davon unten anläßlich dieses Architekten[4].

Choschawank. Oberes Kloster mit der von Johann Smbat (1020—1040) erbauten Kuppelhalle als Kern. Ich werde sie Seite 237 anläßlich des Zamatun von 1035 zu besprechen haben[5].

Die wesentlich jüngeren Kirchen in den Klöstern Geghard (Seite 245 f.), Howannawank, Aisassi u. s. f, die ebenfalls Kuppelhallen aufweisen, werde ich trotz der Grenzen, die sich dieses Werk gesteckt hat, da und dort hereinzuziehen haben und verweise dafür auf die Schlagwortreihe am Schlusse des ganzen Werkes. Für Saghmosawank vgl. Macler, Nouv. archives miss. scient. XIX, 2, Seite 72 f.

[1] Alischan, »Schirak«, S. 115, Rivoira, »Arch. mus.«, S. 193.

[2] Brosset, Atlas, Tafel XXII (Text II, S. 114), Alischan, »Airarat«, S. 264 f., »Azgagrakan Handes« XIV (1912) S. 1 f., mit sehr guten Abbildungen und Text von Lalajan.

[3] Vgl. Grimm, 1864, S. 9 und Tafeln, Grimm, 1911, Tafel XIX f., Rivoira, »Arch. mus.«, S. 225.

[4] Grimm, 1864, S. 6 und Tafeln, Grimm, 1911, Tafel III f., Schnaase III, S. 334.

[5] Brosset, »Ruines d'Ani«, Tafel XXXIII, Lynch I, S. 306 f.

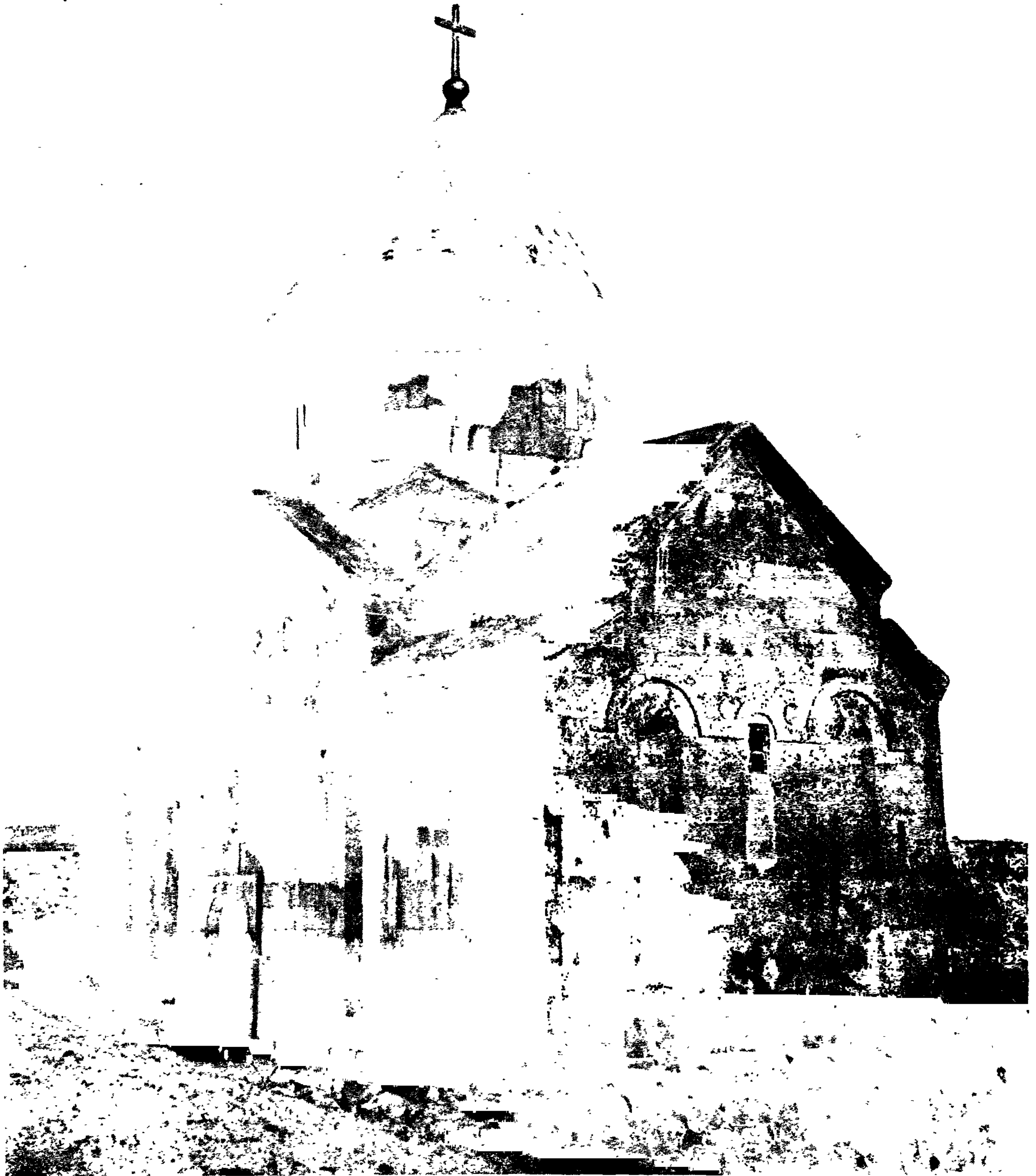


Abb. 238. Choschawank, Gregorkirche: Ansicht von Südosten.

c) Mit Dreieckschlitzen auf allen vier Seiten.

Begreift man baulich nicht, wie die armenischen Meister die Dreieckschlitze auf die Nord- und Südseite übertragen konnten, wo sie den Pfeiler schwächen, so ist ganz spielerisch und als reine Freude an dem folgerichtigen Zuendedenken der einmal eingeschlagenen Richtung, die Übertragung auf die Westseite aufzufassen. Dort liegt keine Mauerverstärkung durch Pfeiler vor, die Nische

schlitzt also einfach die Wand entzwei. Wenn trotzdem Beispiele dieser Art nachweisbar sind, so zeigt das nur, daß wir uns der Zeit nähern, in der die Ausstattung an Stelle des Bauens zur Hauptsache wird. Das geschieht ziemlich genau am Ende der Zeit, mit der sich dieses Werk beschäftigt, also um 1100 herum.

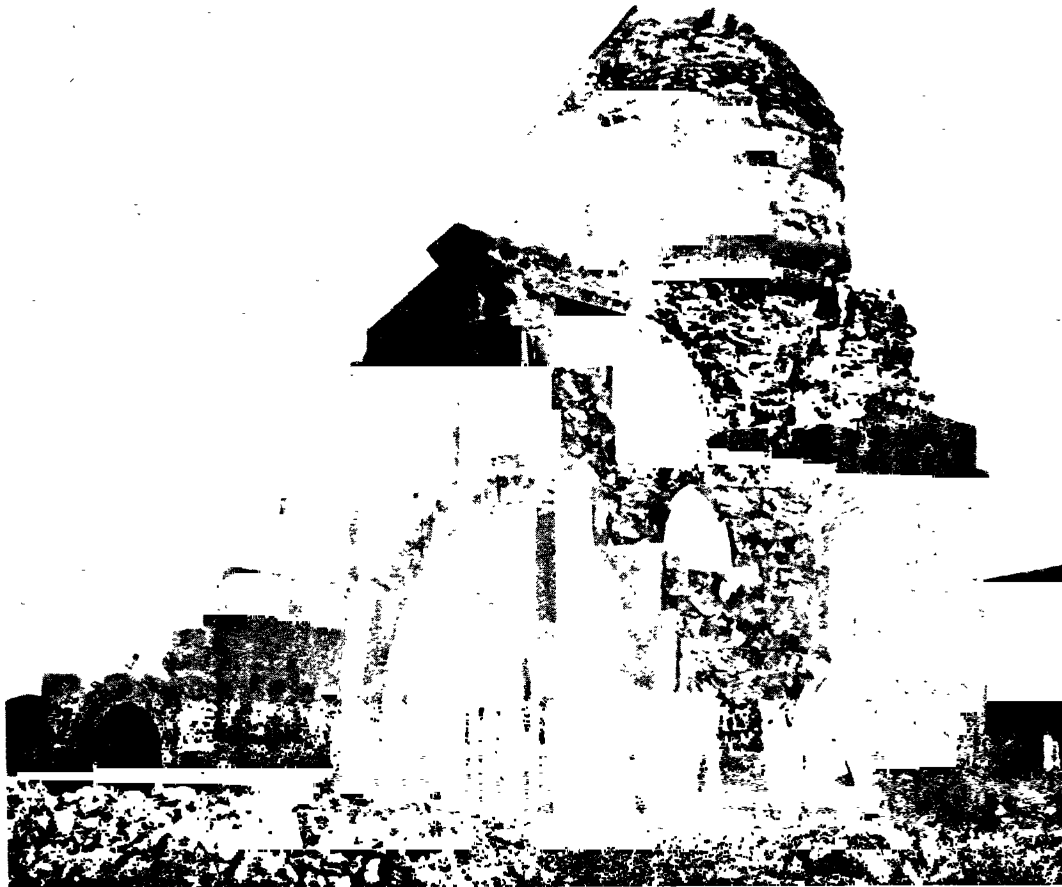


Abb. 239. Makarawank, Kirche: Südwestansicht. Aufnahme Nahapetian.

Dorf Choschawank, Gregorkirche (Kyzyl Kilisse). Die Kirche liegt etwa eine Stunde vom Kloster Choschawank jenseits des Flusses Arpatschai. Sie ist nach einer Bauinschrift auf der Südseite im Jahre 985 von den Äbten des Klosters Horomos Sargis und Soghomon durch den Mönch Samehan errichtet[1]). Wir sehen (Abb. 238) den Bau von Südosten und haben die gleiche Erscheinung vor uns wie in Thalisch und im Horomoskloster. Die Trichternischen sind hier einmal auf allen vier Seiten angebracht. Die Kuppel beherrscht das ganze derart, daß nur der Chorteil im Osten in dem Verhältnis zu ihr beibehalten erscheint, wie in Thalisch. Die beiden andern Teile sind verkümmert, wie der Grundriß (Abb. 240) beweist. Die ganze Kirche ist innen nur 12·45 m lang und 6·50 m breit, der Westraum nur an 2 m, der Apsisquerraum nur 1·12 m tief. Die Kuppel wird durch Hängezwickel aus dem Quadrat ins Rund übersetzt und diese Übergangsstelle außen deutlich durch Fortführung des Quadrates, wie bei allen Vertretern dieser Reihe, angedeutet. Der Bau nähert sich in seiner Selbstverständlichkeit der gesuchten einfachsten Form. Er ist innen reich an abgestuften Pfeilervorlagen und Diensten. Davon unten. Auffallend sind die fast ganz unterdrückten Fenster und der Löwe an der Südseite (Abb. 320).

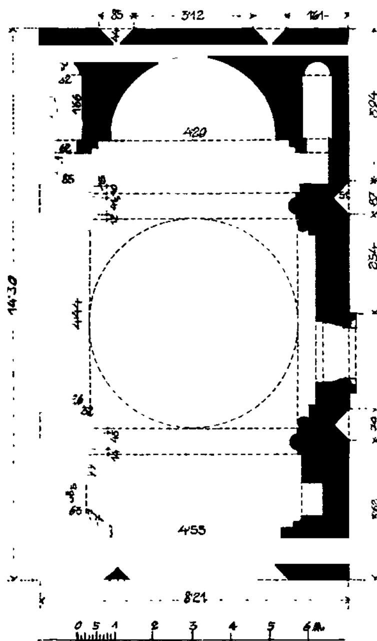


Abb. 240. Choschawank. Gregorkirche: Grundriß.

Makarawank, obere Kirche. Sie ist zu unterscheiden von einer einschiffigen Kapelle im Tal und liegt etwa eine halbe Stunde von Mahmudschuk südlich. Die Apsisseite ist eingestürzt, die Ruine (Abb. 239)[2]) ähnelt sehr stark bis ins einzelne den Horomoskirchen. Sie ist 1001 oder vor diesem Jahre entstanden. An der Eingangstür der Hufeisenbogen,

[1]) Vgl. Alischan, »Schirak«, S. 169 f.

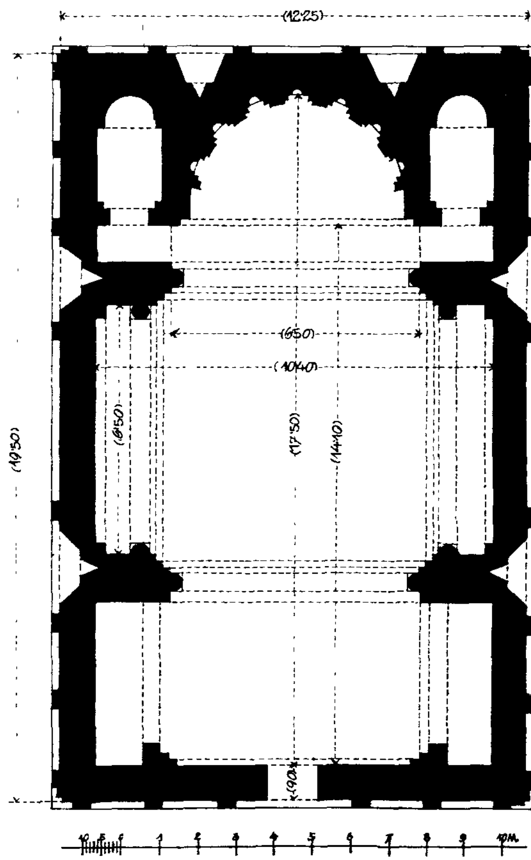
[2]) Nach Nahapetian, Album II, S. 24. Für die Lage vgl. oben S. 16.

auf gedrehten Doppeldiensten, in der Apsis noch eine Nische mit Doppelsäulen erhalten. Der Grundriß gibt die typische Kuppelhalle mit 8·10 auf 5·75 m innerer Weite. Die Wandpfeiler treten 0·83 m vor, die Quertonnen sind 3·02 m, die Westtonne nur 1·50 m breit. Der Hufeisenbogen wechselt bei geringer Spannung mit dem ovalen Bogen. Am Äußern (Abb. 239) ist zu erwähnen, daß die Trichternischen hier ebenfalls auf die Westwand übergegriffen haben. Die Ruine gibt guten Einblick in die Baukonstruktion. Vorbauten im Westen sind eingestürzt.

C. Mit Dreieckschlitzen und Blendbogen.

Wir lernten solche Bauten schon unter den reinen Strebenischen- und den dreischiffigen Kuppellängsbauten kennen. Freilich nicht aus der Zeit des 7. Jahrhunderts und der vorausliegenden Werdezeit, in der Dreieckschlitz und Blendbogen zwei ganz getrennte Arten des Außenschmuckes sind. Die Vereinigung geschieht erst in der Bagratidenzeit, die Kathedrale von Ani ist das bekannte Hauptbeispiel dafür. Diesem Vierpfeilerbau treten als Kuppelhallen an die Seite zwei der eindrucksvollsten Denkmäler Armeniens, Marmaschen und zwei jüngere Kirchen in Ani.

Marmaschen (Khanlidscha), Hauptkirche. Diese südwestlich von Alexandropol gelegene Kirche wurde 988 bis 1029 vom Fürsten Wahram »mit großer Mühe und vielen Kosten erbaut«[1]. Abbildung 7, oben, zeigt die Gesamtansicht von Osten her, eine Ansicht von Nordwesten gebe ich unten. Die Dachbildung ist die gewohnte, der Absatz zwischen dem Dach der hohen und niedrigeren Tonnen ist dafür bezeichnend. Das Querschiff ist wieder durch den Giebel gekennzeichnet. Neu ist gegenüber den bisher vorgeführten Kuppelhallen nur, daß dieses Baugerüst, mit Trichternischen auf drei Seiten, allseits durch Blendarkaden auf Doppeldiensten überzogen ist, an der Kuppel mit Giebeln, unten im Bogen geschlossen. Auch die dreistreifig gemusterten Kranzgesimse sind beibehalten. Über alles das später ausführlicher. Sehr merkwürdig und auffallend ist die überaus bezeichnende Tatsache, daß die Kirche fast keine Fenster hat. Denn die kleinen vier Schlitze in der Kuppeltrommel und unter den Wandgiebeln unten kommen doch bei einem Vergleich mit den Bauten der ersten Blütezeit etwa Thalin oder Thalisch kaum in Betracht. Bemerkenswert ist auch im Innern die Apsis, weil sie unter einem Weinlaubfries eine Folge von sieben Blendnischen als unteren Wandschmuck zeigt. Die Bogen sind fünffach abgestuft und je zweien ein Dienstpaar untergestellt. Da liegt also ein beliebtes romanisches Motiv in reicher Gliederung um 1000 vor. Die Bauinschrift spricht mit Recht von allerlei Schmuck, womit der Fürst die Kirche ausgestattet habe.



Aufnahme Thoramanian.
Abb. 241. Marmaschen, Hauptkirche: Grundriß.

Die Verteilung der Blendbogen über die Schauseiten beurteile man nach dem Grundriß (Abb. 241): Obwohl entgegen Ani (Abb. 222) seitliche Tore fehlen, sind doch die Giebelwände von einem breiten Bogen überspannt, dann folgt die Säumung der Dreieckschlitze und der Ecken, dazwischen ist an den Längsseiten noch ein Paar eingestellt. Ebenso an der Westseite zwischen Tür und Ecke. Mit der Raumgliederung des Innern hat also die Verteilung der Blendbogen unmittelbar wenig zu tun. Eine einundzwanzigzeilige Inschrift auf der Westseite außen bezeugt nun, daß das Kloster lange Zeit als Wohnstätte benutzt, die Kirche zu einer Festung gemacht und geplündert wurde, bis im Jahre 1225 Chariph und Episkopos Grigor von den Nachkommen Wahrams die »Weltlichen«, d. h. Bauern, aus dem Kloster wegjagten, wieder eine Mönchs- und Priestergemeinde begründeten und

[1]) Vgl. vorläufig Brosset »Voyage«, III, 88 f. und »Ruines d'Ani«, S. 64 f. Ich gebe diese wichtige Bauinschrift später der Südseite im Wortlaute.



Abb. 242. Ani, Gregorkirche des Tigran Honentz: Sudwestansicht. Aufnahme Jermakov 18321.

die Kirche beschenkten [1]). Aus dieser Inschrift schloß Lynch, daß der Bau 1225 extensively restored wurde und Rivoira zieht daraus den Beweis zum mindesten für die Kuppel, daß erst damals die Blendbogen der Kuppel entstanden wären, wie er denn überhaupt aus Unkenntnis der Tatsachen dazu neigt, allen derartigen Blendbogenschmuck erst dem 13. Jahrhundert zuzuschreiben. Lynch, auf den er sich dabei für die Kuppel von Marmaschen beruft, sagt davon nichts.

Vor der Kirche lag einst ein offenbar jüngerer — vielleicht von 1225 stammender Zamatun, seine Dachlinie ist noch an der Westseite erkennbar (Abb. unten.) Von anderen Resten dieses Vorbaues sah ich nichts. Es sollen noch solche der vier achteckigen Pfeiler vorhanden sein [2]).

Ani, Gregorkirche des Gregor Honentz [3]). An ihrem Orte stand ursprünglich eine Muttergottes-kapelle, an deren Stelle Tigran Honentz, 1215, die jetzige Gregorkirche errichtete. Das meldet eine Bauinschrift an der Südmauer [4]), eine andere von 1310 bezieht sich auf eine Wasserleitung. Wir werden noch das zugehörige Bad kennen lernen.

Ich gebe den Grundriß nach Texier, Tafel XXI. Er ist (Abb. 243) eigenartig insofern, als das Ost-

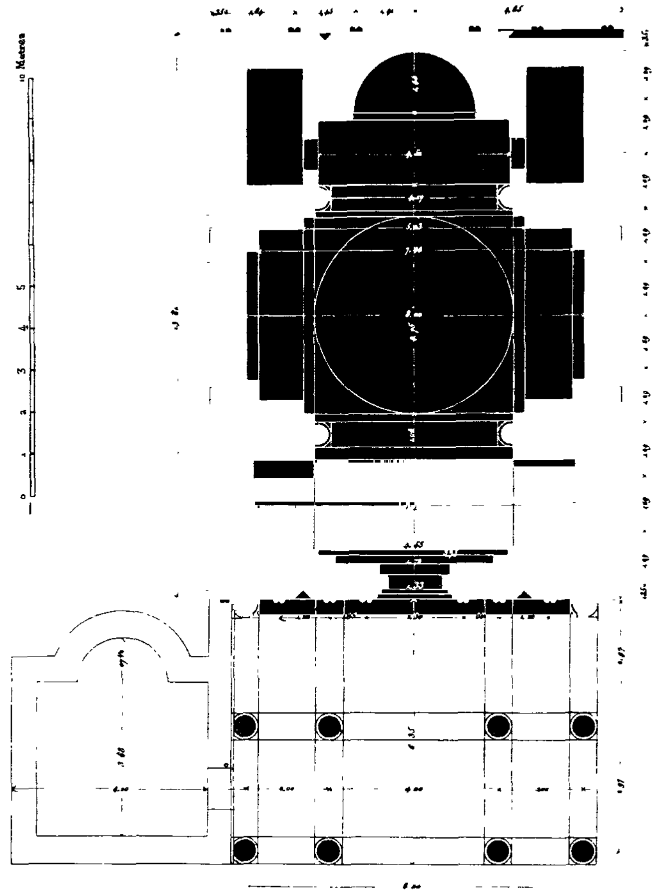
[1]) Aus dieser Inschrift geht hervor, daß hier zwei Klöster waren, »das Obere« (die Friedhofskirche) und »das Große«, die nun vereinigt und einem Bischof untergestellt wurden.

[2]) Weitere Nachrichten: Vgl. Alischan, »Schirak«, S. 145 f.; Lynch, I, S. 131 f.; Rivoira, »Arch. mus.«, S. 204 f.; Brosset, »Ruines«, Atlas Tafel XXXII; Millet, »L'école grecque«, S. 156 und 199. Vgl. Anmerkung 3, S. 195.

[3]) In meinem Plane oben, S. 64, Nr. 8, bei Orbeli, Führer Nr. 82. Brosset, »Ruines d'Ani« nennt sie immer die griechische Kirche.

[4]) Brosset, »Ruines«, S. 14 f; Alischan, »Schirak«, S. 75 f.

pfeilerpaar mit dem Chorbau zusammengezogen ist und die Altarbühne unter die Kuppel vortritt. Ich ziehe diese späte Kirche nur herein, um die weitere Entwicklung der armenischen Kunst nach der Zeit, mit der wir uns hier beschäftigen, anzudeuten. Vor allem liegt mir an der Ausstattung. Wir werden die Malereien des Innern kennen lernen. Hier sei zunächst nur darauf hingewiesen, welche Umbildung die Blendbogen und Trichternischen im 13. Jahrhundert erfahren haben (Abb. 242). Die Einfachheit der ersten Blüte ist nicht minder vorüber wie die immerhin noch nüchterne Art der Kathedralen von Ani und Marmaschen. Die Dienstpaare behalten zwar ihre alte Einfachheit, aber die Bogen selbst sind über und über bedeckt mit einer wuchernden Tierranke, die den gleichzeitigen Handschriften nichts nachgibt. Ich bringe hier lediglich eine Gesamtansicht, damit man die Einzelheiten unterzubringen weiß, die unten wiederholt heranzuziehen sein werden. Man sieht im Vordergrunde die eingestürzte Vorhalle, dahinter die Südwestecke mit den Blendbogen, die auch die Kuppel überziehen[1]). Die der Kirche angegliederte Vorhalle, die um 40—50 Jahre jünger sein mag, ist vielleicht anders wiederherzustellen, als Texier (Abb. 243) das getan hat. Wahrscheinlich hatte sie keine Mittelstützen. Über der Mitte ist wohl ein Glockenstuhl (vgl. unten S. 243) zu denken.



Aufnahme Texier.

Abb. 243. Ani, Gregorkirche des Tigran Honentz: Grundriß.

Ani, Kirche auf dem Jungfernfelsen[2]). Ich habe oben, Seite 21, eine Ansicht vom Burgberge aus gegeben. Die Kirche ist eine Kuppelhalle, innen und außen von reicher Ausstattung. Der Innenraum hat Kreuzform angenommen dadurch, daß die Seitenräume an allen vier Ecken in kleine Kapellen (ähnlich etwa der Apostelkirche in Ani, Seite 106) umgebildet sind. Die Kuppelpfeiler weisen zwei dünne Dreivierteldienste und einen starken Halbkreisdienst als Triumphbogen vor der Apsis auf, die auch wieder ganz an die Kuppel herangeschoben ist. Außen sind auf allen vier Seiten Dreieckschlitze angebracht. Blendbogen jedoch nur an der Süd- und Westseite. Sie ruhen auf Doppeldiensten. Außen herum eine Doppelstufe als Unterbau. Der Bau stammt aus dem 12./13. Jahrhundert[3]).

Die Bauform der Kuppelhalle weist auch einzelne Spielarten in der Verteilung des Innenraumes auf, die aber nie die Grundeinteiluug berühren. So liegt mir der Grundriß eines Baues vor, der die Kuppel nicht auf ein reines Quadrat, sondern eine Art Achteck legt, das dadurch entsteht, daß zwischen den schmalen Mittelraum und den Vorraum im Westen schräge Raumkeile mit sehr spitzen Trichternischen in die Ecken getrieben erscheinen. Ich weiß nicht, ob der Bau in Ani oder wo sonst steht, begnüge mich also hier mit dieser Erwähnung.

[1]) Weitere Nachrichten: Texier, Description de l'Arménie, S. 149, Grimm 1864, S. 8 und Tafeln; Brosset, »Ruines«, Atlas, Tafel IV; Abich, »Aus kaukasischen Ländern«, II, S. 197 f.; Lynch, I, S. 373 f.; Rivoira, S. 204 f.; Orbeli, Führer, S. 41 f.

[2]) In meinem Plane S. 64, Nr. 15, bei Orbeli, Führer Nr. 117, S. 17.

[3]) Weitere Nachrichten: Orbeli, Führer, S. 17.

ZWEITES BUCH

WESEN

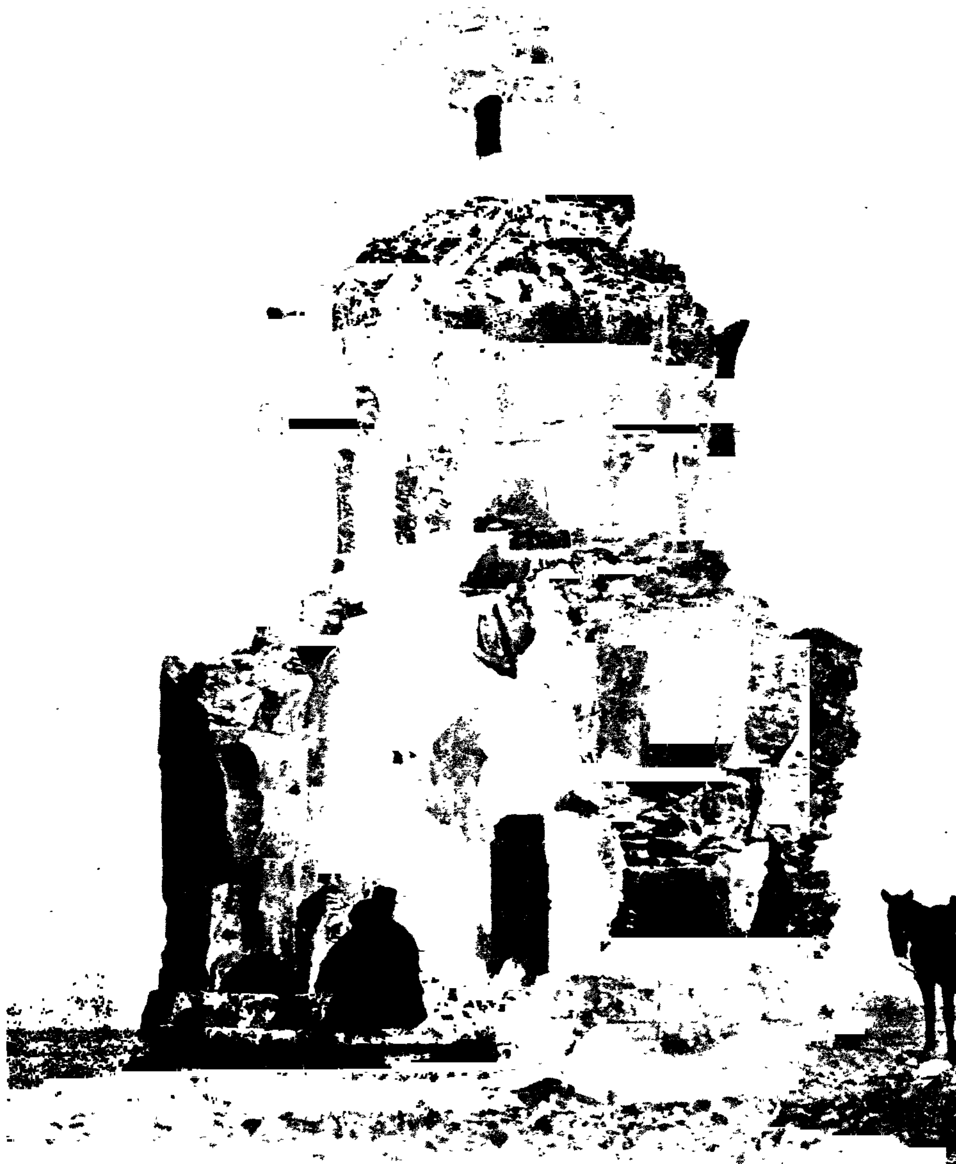
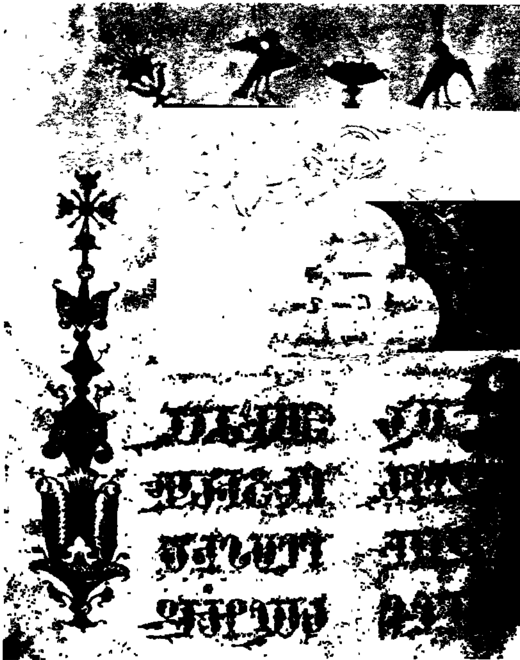


Abb. 244. Ani, Hirtenkirche. Aufnahme Thoramanian



Die armenische Baukunst frühchristlicher Zeit, wie sie eben vorgeführt wurde, bietet durchaus das Bild geschlossener Einheit, gepaart mit einem Reichtum der Bauformen, der — dürfte sich zeigen — vorübergehend von Süden und Westen her beeinflußt, gerade durch die Abwehr dieser Versuche den Eindruck kräftigen und volkstümlich selbständigen Lebens hinterläßt. Die handwerklichen Mittel, mit denen gearbeitet wird, bleiben sich zwar immer gleich, aber ihre Anwendung im Dienste geistigen Schaffens wechselt derart, daß ein lebhaftes Verlangen platzgreift, Wesen, Ursprung und Triebkräfte dieser eigenartigen Baurichtung festzustellen, auch wenn dafür kein wissenschaftlicher Zwang vorläge. Der nachfolgende Versuch soll mehr eine Anregung als eine Lösung bedeuten. Sich bequem solchen Fragestellungen entziehen oder sie anderen zuliebe abwartend zurückschieben, heißt — wie ich von Ägypten her weiß — sie nie erleben, ja nachher um dieser Unterlassungssünde willen zusehen müssen, wie Anfänger die Dinge in vorgefaßten Schulmeinungen auf den Kopf stellen. Es ist freilich üblich, daß sich wissenschaftliche Fachinstitute auf die Vorlage des Materials beschränken. Das meiner Lehrkanzel angegliederte Institut kann das schon deshalb nicht tun, weil ihm keine Mittel zur Verfügung stehen. Es verfügte vor dem Kriege lediglich über eine Dotation für Unterrichtserfordernisse (1800 K jährlich). Was ich im Typenkataloge bieten konnte, ist mit großen, von allen Seiten gebrachten persönlichen Opfern durchgesetzt und darf nicht so gewertet werden, wie wenn die Vorlage der Denkmäler bei ausreichenden Mitteln vorgenommen worden wäre. Schon deshalb muß ich den Nachdruck auf die wissenschaftliche Bearbeitung legen[1]) und es anderen, so vor allem Thoramanian überlassen, die Denkmäler selbst genauer als ich es konnte, vorzulegen. In der Bearbeitung aber möchte ich das Beste bieten, was mir zu leisten nach vieljähriger Arbeit möglich ist[2]).

Jedes Wesen bedeutet bei voller Kraft und Reife Einheit. An sich untrennbar, ist es der wissenschaftlichen Forschung d. h. planmäßig geregeltem Denken nur zugänglich auf Grund einer Einteilung, die den verschiedenen Seiten dieses Wesens gerecht zu werden sucht, indem es diese auseinanderhält. Ebensowenig wie der Naturforscher die Einheit des Lebewesens auflösen kann und will, so wenig kann es der Forscher beim Werke der Natur aus Menschenhand, der bildenden Kunst. Wo bei solcher Zerlegung nichts übrig bleibt, da liegt schwerlich etwas Großes vor, da ist der »Künstler« ein unfreier Mensch gewesen, den nichts über das Handwerk und die sachliche Gebundenheit hinaus zur Form drängte.

Die altchristliche Kunst der Armenier ist nicht so leicht zu verstehen, wie scheinbar Kunstrichtungen, die »darstellen«. Ganz Baukunst, will sie aus Zeichen ergründet sein, die keine dem Alltag geläufige Sprache reden. Man kann sagen, sie trete uns im 7. Jahrhundert in einer Formvollendung entgegen, die der des dorischen Tempels gleichkommt. Dort aber wird das bauliche Bild durch die Darstellung des Menschen ergänzt und so ein Schlüssel geboten. In der armenischen Kunst aber fehlt die »Darstellung«; sie gleicht darin, wie sich zeigen wird, ursprünglich ganz der

[1]) Das Institut hat Bd. III, die Funde von Grünwedel, Le Coq und Pelliot in Mittelasien, in Bd. VI diejenigen der amerikanischen Forschungsreisen nach Syrien in ähnlicher Art zu bearbeiten gesucht. Vgl. Mitt. d. geogr Ges. in Wien 61 (1918), S. 20 f.

[2]) In welchem Lichte man dieses Bemühen z. B. in Wien gern dargestellt sieht, entnehme man einer Besprechung meiner letzten Arbeiten in »Die graphischen Künste« XL (1917), Mitteilungen, S. 36 f. Dazu Monatshefte f. Kunstwiss. IX (1918), S. 101 f.

islamischen Kunst, freilich mit einem wesentlichen Unterschiede: Wenn die islamische Kunst vorwiegend als »Zierkunst« gelten kann, so ist die armenische vor allem und am Anfang geradezu ausschließlich »Baukunst«. Dadurch, daß ihr ein gern menschenähnlich gedeutetes Gebilde wie die Säule fehlt, verführt nichts an ihrer Deutung zu den beliebten Beschauerirrwegen der Ästhetik.

Einem Kunstwerke ist wissenschaftlich nur beizukommen dadurch, daß man sich bemüht, sein Wesen nicht nur aus sich selbst heraus festzustellen, sondern es zugleich durch Vergleich tiefer zu erfassen und dann Werden und Wirken auf geschichtlichem Wege zu erkennen. Ich lasse daher in dem Bemühen, die vorgeführten Tatsachen nutzbar zu machen, mit der Wesensforschung Hand in Hand den Vergleich gehen. Ein späterer Abschnitt wird dann aus den aufgewiesenen Möglichkeiten die tatsächlichen Zusammenhänge geschichtlich zu begründen suchen und zum Schlusse der Ausbreitung nachgehen.

Bei Durchführung der Wesensuntersuchung halte ich mich an eine Einteilung, die in den letzten Jahren wiederholt Gegenstand der Vorführung war. Ich verweise u. a. auf die grundsätzliche Auseinandersetzung in dem Aufsatze »Der Wandel der Kunstforschung« in der Zeitschrift für bildende Kunst, L (1914/5), Seite 3 f. und »Altai-Iran«, Seite 302 f, für die schulmäßige Anwendung auf das Werk von Potpeschnigg »Einführung in die Betrachtung von Werken der bildenden Kunst«, Wien 1915 [1]). Der Plan, den man gut tut, sich für die Sonderung der verschiedenen Problemreihen einzuprägen, ist folgender:

Handwerk		Geistige Werte Welt	
I. Stoff und Werk Erreger: Schaffen Ziel: Können		Bedeutung	Erscheinung
Mensch (Künstler)	Sachliche Gebundenheit	**II. (Sache) Gegenstand** Erreger: Geistiger Zustand Ziel: (Zweck) Deutung	**III. Gestalt** Erreger: (Zeichen) Natur Ziel: (Verständigung) Darstellung
	Persönliche Freiheit	**V. Inhalt** Erreger: Seele Ziel: Ausdruck	**IV. Form** Erreger: Sinne Ziel: Wirkung

Ich habe die Reihenfolge meiner Untersuchungen durch die in den Plan eingedruckten Zahlen angedeutet. Sie geht auf Erfahrung zurück [2]).

Handwerk.

Dieser Abschnitt muß leider infolge des Krieges ohne jene eingehenden Untersuchungen an Ort und Stelle erscheinen, wie sie geplant waren. Wäre der Krieg nicht, dann hätte schon in diesem einführenden Werke Thoramanian diesen Abschnitt aus seiner reichen Erfahrung heraus geschrieben. Ich bin lediglich auf das angewiesen, was ich selbst 1889 und dann 1913 ohne die Absicht genauerer Erforschung auf dem handwerklichen Gebiete beobachtet habe. Schließlich ist diese Art Arbeit Sache technischer Fachleute, die ja wohl nicht säumen werden, sich über die für den Betonbau der Gegenwart so überaus wichtige Bauweise Armeniens bald auf den Laufenden zu setzen (vgl. oben, S. 3 f.).

Der Stand des Handwerkes war und ist in Armenien ein hoher. Die Armenier genießen heute noch im ganzen Orient als Kuppelbauer den Vorzug. Das scheint in noch weiterem Umfange für die Zeit der Völkerwanderung gegolten zu haben, für die das vorliegende Werk wahrscheinlich zu machen suchen wird, daß die Armenier damals ähnlich als Baumeister und Bauhandwerker im Gebiete des Mittelmeeres bis nach Frankreich herüber begehrt wurden wie nach ihnen die Lombarden bis nach Deutschland, Frankreich und England hin.

[1]) Arbeiten des Kunsthistor. Instituts der Universität Wien (Lehrkanzel Strzygowski), Bd. II.

[2]) Für die Anwendung auf die Dichtkunst vgl. Potpeschnigg, Planmäßige Wesensforschung in der Dichtkunst. Jahrbücher für das klass. Altertum 1917, II. Bd. XL. S. 209 f.

I. Stoff und Werk.

Die Werte, die für das Handwerk den Ausschlag geben, sind die das Schaffen und Können bestimmenden Voraussetzungen von Material und Technik. Ich verwende dafür die guten deutschen Bezeichnungen »Baustoff« und »Werk«. Beide sind in der armenischen Kunst eigenartig und von ausschlaggebender Bedeutung. Zugleich aber sind Baustoff und Verarbeitung zwei Werte, die getrennt behandelt werden müssen. Der griechische Tempel zeigt in den Orthostaten, scheint es, einen deutlichen Rückstand der Zeit, in der noch nicht der reine Steinbau üblich war. Ähnlich könnten in der armenischen Baukunst Überreste entwicklungsgeschichtlicher Natur vorliegen, die nur bei einem klaren Auseinanderhalten von Baustoff und Werk zu Tage kommen.

A. Baustoff.

Es bestehen darüber falsche Vorstellungen. So ist besonders beliebt die Meinung, daß die armenischen Bauten reine Steinbauten seien. Schnaase z. B. sagt III, Seite 327, die alten Kirchen seien überwiegend in Haustein ausgeführt und erwähnt nie, daß es sich um Gußmauerwerk mit Plattenverkleidung handelt. Diehl hat erst 1910 wieder gläubig seine Quellen überboten[1]: »Les constructeurs arméniens, en effet, ont été des techniciens incomparablement habiles. Vivant dans un pays où la pierre domine, ils ont développé la stéréotomie avec une singulière adresse ... Enfin dans la technique, on constate l'emploi exclusif de la pierre de taille.« Im Gegensatz zu diesem Lob hat Schnaase, der das Land ebensowenig aus eigener Anschauung kannte wie Diehl in seiner zusammenfassenden Einleitung Seite 330 behauptet: Übrigens haben die Mauern niemals die Solidität europäischer Konstruktion, die Steine sind unregelmäßig behauen, so daß die Fugen nicht fest sind, und nur dem Mangel des Holzes verdanken diese Kirchen ihre lange Erhaltung.« Der Vergleich mit dem reinen Steinbau ist nicht am Platze. Immer wieder wird verschwiegen, daß es sich um Verblendung, nicht wie in der ägyptischen und griechischen Kunst um reinen Steinbau handelt. Die Folge der schon in der Einleitung Seite 1 f. gemachten Feststellung ist, daß in der Frage des Baustoffes unterschieden werden muß zwischen der eigentlichen Mauermasse und der ihr außen und innen vorgeblendeten Wand. Ich behandle zunächst jenen Baustoff, der für die Verkleidung oder Verblendung, besser noch eigentlich Schalung, herangezogen ist.

a) Verblendung in Lawa und Tuff.

Die Bauten bilden trotz ihrer Zusammensetzung aus zweierlei Baustoff eine so fest verbundene Masse, daß man versteht, wie man sie nach ihrer Außenerscheinung als reine Steinbauten nehmen konnte. Freilich, wer den Fuß in das Land selbst gesetzt hat, wird diesem Irrtum nicht verfallen können. Aller Orten stehen Bauten im verfallenen Zustande, bei denen Gußmauerwerk und Plattenverblendung sofort ins Auge fallen. Zwei Abbildungen: 244, die Hirtenkirche in Ani, und 245 Tailar[2]), mögen das schon oben Seite 1 f. gegebene Bild vervollständigen und im besonderen zeigen, wie starr verbunden die Baustoffe sind; selbst die völlige Unterhöhlung konnte das Werk nicht zu Falle bringen. Ich gehe zunächst auf die Plattenverkleidung ein.

Dazu bemerkt H. Glück: »Das Vorhandensein und die Art der Baumaterialien, die ein Land bieten kann, sind die Hauptfaktoren für die Gestaltung der architektonischen Formen. So sind zwei Umstände für das armenische Hochland in dieser Beziehung von größter Bedeutung: Armenien ist

[1]) Diehl, »Manuel d'art byzantin«, S. 315 und 441 f.

[2]) Entstanden 1198 (?) oder früher.

auf Grund seiner geologischen Beschaffenheit, seiner Höhenlage und seines Klimas durch und durch Steinland und kann nur eine bedingte und spärliche Decke von Holzpflanzen aufweisen.

Unter den Gesteinen sind es in erster Linie die vulkanischen: Basalte, Laven, Tuffe, die das geologische Oberflächenbild des Landes bestimmen. Von diesen ist der Basalt für die Verwendung als Baumaterial weniger geeignet. Hart und spröde, ist seine Bearbeitung als Baustein nur schwer möglich, zudem erscheint er meist nur an den steilen, schwer zugänglichen Wänden der canonartigen Flußdurchbrüche aufgeschlossen. Doch war es gerade seine Härte und seine Widerstandsfähigkeit gegen klimatische Einflüsse (Verwitterung), die ihn schon im Altertum als Inschriftstein oft zur Anwendung kommen ließ, sei es an der natürlichen Felswand (Keilinschrift bei Marmaschen)[1] oder als Tafel an Bauwerken (Stele mit Keilinschrift in Zwarthnotz, siehe oben, S. 30). Für die Verwendung am Baue viel naheliegender waren die leicht zu bearbeitenden Laven und Tuffe, deren uralte erkaltete Ströme die ganze Hochfläche bedecken, zum Teil in großen Blöcken und Platten, zum Teil als Schutt vermengt mit Tuffen und Konglomeraten in posttertiären Überlagerungen. Die härteren dieser Blöcke (meist von grauschwarzer Farbe) kamen hauptsächlich für die konstruktiven Glieder des Innenbaues (Pfeiler, Bogen und Gurten) in Betracht, die porösen, leichteren und besser zu bearbeitenden Stücke (rot, gelblich oder grau) für die Verkleidung der Wände. Basalt wird fast nur, aber auch das selten, für die Stützen verwendet.

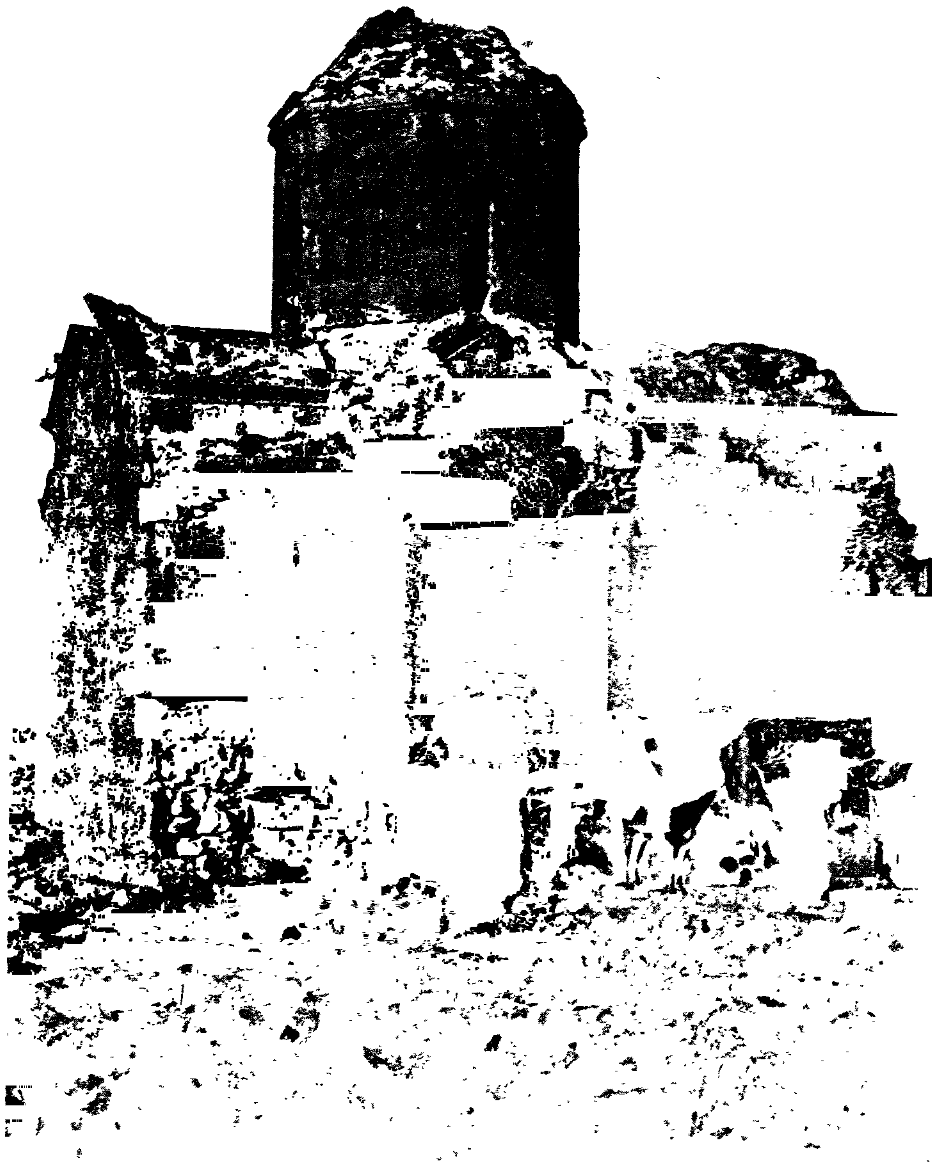


Abb. 245. Tailar, Kirche: Südansicht. Aufnahme Nahapetian

Was übrigens die geologischen Materialgegebenheiten anlangt, so muß doch auch der Lehm- und Ziegelverwendung gedacht werden. Diese bleibt für das eigentliche Hochland bei seinem Mangel an Diluvialgebiet und bei der leichten Verwendbarkeit des Steines in Armenien etwas Fremdes. Das gewöhnliche Bauernhaus aus Stein ist in Hocharmenien ein Zeugnis uralter, im Lande wurzelnder Bautradition. Bei Überschreitung der Ränder freilich, im Norden und Osten, wo die

[1]) Uwarov, »Materialien«, V, Tafel XIX f., Nikolsky, S. 885 f. Vgl. oben S. 31.

großen Flußebenen ihr reiches Lehmmaterial bieten, wechselt sofort das architektonische Siedlungsbild, der Stein tritt seine Rolle der einfachen Lehmmauer, wie sie meist im gewöhnlichen Hausbau erscheint, oder der Ziegelmauer im Monumentalbau ab. So bieten das Kurtal, wo es unterhalb Tiflis die Enge der Berge verläßt, und die Rionebene die Voraussetzungen der georgischen Ziegelarchitektur. In diesem Sinne läßt auch die Eriwaner Ebene den vom Hochlande Kommenden den Kontrast der fremden Natur und Kultur erleben, wenn er statt der wuchtigen, mehr als ein Jahrtausend alten Steinmonumente des eigentlichen Armeniens, die zierlichen Ziegelpaläste Eriwans nach kaum zwei Jahrhunderten bereits in kläglichem Verfall antrifft.

Der Überfülle an Stein steht in Armenien der Mangel an Holz gegenüber. Das eigentliche Plateau ist vollkommen baumlos und nur in die Flußtäler dringt die reiche Vegetation ein, die das Hochland, besonders in seinem nördlichen Teile, wie ein breiter Gürtel umgibt. Aber gerade den großen Buchen- und Eichenwäldern Georgiens und der pontischen Gebirge gegenüber, sind es in den Tälern nur Haine von Birken und Erlen, die als Nutzbäume in Betracht kommen, abgesehen von den Obstbäumen, die längs der größeren Flüsse in das Hochlandgebiet eindringen, sonst aber auch nur an den Rändern desselben als Überleitung zu den reichen Obstkulturen der Umländer erscheinen. Der Baum ist zu selten und zu wertvoll, als daß er in größerem Maßstabe als Baumaterial für Monumentalbauten hätte Verwendung finden können. Sein Vorkommen reicht doch kaum für die primitive Eindeckung der Wohnhäuser und zur Herstellung der notwendigsten Geräte aus, so daß Holz selbst als Brennstoff nicht in Betracht kommen kann. Außerdem waren die wenigen Holzarten schwerlich für die Verwendung in größeren Konstruktionen geeignet. So wurde das Land aus sich selbst zum Wölbungsbau gedrängt und die geologische Beschaffenheit sowie die Flora ein bedeutender Faktor bei der Gestaltung der architektonischen Kunstform.«

b) Füllung: Gußmauerwerk.

»Während für die Verkleidung Platten aus Lawa und Tuff geschnitten wurden, diente der vulkanische Schutt, der das Land bedeckt, in größeren oder kleineren Brocken als Material für das Füllmauerwerk, dem technischen Hauptcharakteristikum der armenischen Architektur. Die Füllung wurde unter starker Beimengung von Mörtel als Bindemittel vollzogen. Der Gebrauch des Mörtels ist, während sonst die Bauten dem Material nach selbst wie vulkanische Gebilde aus dem vulkanischen Boden des Landes erzeugt erscheinen, nicht so naheliegend, wie die Verwendung der Eruptivgesteine. Denn kaum irgendwo innerhalb der eigentlichen zentralen Plateauzone zwischen Achaltzich im Norden, dem Gökschaisee im Osten, dem Araxestal im Süden und der nordwestlichen Hochlandgrenze liegt die Masse des nichtvulkanischen Grundterrains offen zutage, überall haben die eruptiven Ergüsse das primäre Gestein überlagert. Nur in der Kette des Pambak (nordöstlich von Alexandropol) drängt das Tertiär des georgischen Bodens in einem schmalen, von unreinen Kalken überlagerten Streifen noch einmal durch. Dieses umgibt aber in geschlossener Masse den ganzen nördlichen Teil des Hochlandes von drei Seiten. Nur im südlichen und westlichen Teile Armeniens erscheinen längs des Eufrat, Araxes und Tschoroch oft sehr mächtige Gips-, Kreide- und Kalklager und verleihen dem geologischen Bilde eine reichere Gliederung. Von hier aus wird auch das Herz des Hochlandes, das Gebiet von Alexandropol, Kars und das Umland des Alagöss den Bedarf an Bindemitteln bezogen haben.«

So weit Glück. Ich muß mit Bedauern gestehen, daß wir kein Mörtelmaterial für die Untersuchung mitbrachten — aus dem sehr einfachen Grunde, wie gesagt, weil diesen Abschnitt der berufenste Fachmann auf diesem Gebiete, Architekt Thoramanian, selbst schreiben sollte und neue Reisen für diesen Zweck in Aussicht genommen waren. Der Krieg hat auch diese Möglichkeit unterbunden. So mußte ich notgedrungen meine Zuflucht nehmen zu einem Stückchen Mosaikbettung, das ich aus Zwarthnotz mitgebracht habe. Es läßt sich einerseits als sicher annehmen, daß für diesen Zweck feineres Material als zur Verfugung der Platten und Füllung der Zwischenräume zwischen den Steinplatten verwendet wurde; immerhin aber ist doch auch der Schluß zulässig, daß die chemische Zusammensetzung des eigentlichen Bindemittels bei beiden Mörtelarten mit einander ziemlich übereinstimmen dürfte. Der Unterschied im Aussehen besteht im wesentlichen darin, daß die Mosaikbettung fast rein weiß wie Kreide ist, während der eigentliche Betonmörtel durch die Bei-

mengung von grobkörnigem vulkanischem Sand grau aussieht, wobei das Mauerwerk die Hauptfarbe durch die eingebetteten Stücke des vulkanischen Schuttes erhält. Bis zur endgiltigen Klarstellung der Frage durch die vorzunehmende chemische Untersuchung des eigentlichen Mauermörtels, kann man sich mit dieser Gleichheitsannahme wohl begnügen. Ich wandte mich wegen Untersuchung des mitgebrachten Stückes der Mosaikbettung an Prof. Dr. Emmerich Selch, der die Güte hatte, mir das nachfolgende Gutachten zur Verfügung zu stellen[1]).

»Der kreidig weiße, leicht zerbrechliche Mörtel ist in Salzsäure unter lebhaftem Aufbrausen zum größten Teile löslich. Es bleibt nur eine geringe Menge Sand neben etwas flockiger Kieselsäure zurück, die, von der Zersetzung durch die Salzsäure herrührend, von zehnprozentiger Sodalösung leicht gelöst wird. Die quantitative Analyse ergab:

Sand	= 3·85 %
Ca O	= 46·35 %
Lösl. SiO_2	= 5·43 %
Lösl. $Al_2O_3 + Fe_2O_3$	= 1·71 %
Glühverl.	= 40·79 %
unbest. Rest	= 1·87 %
	100·00 %

Eine direkte Kohlensäurebestimmung ergab einen Gehalt von CO_2 = 34·80 %.

Zu diesen Analysenergebnissen ist zu bemerken: Zunächst fällt die geringe Menge von Sand auf, 3·85 %. Es kann sich demnach nicht um einen gewöhnlichen Sandmörtel handeln, bei welchem auf 1 Teil Kalk 2 bis 3 Teile Sand kommen. Aus dem gefundenen Gehalte CO_2, wie an Ca O, die auch im Verhältnisse zu einander befriedigend übereinstimmen, ergibt sich, daß die Mörtelprobe zu rund 80 % aus kohlensaurem Kalke besteht. Diese Menge setzt sich zusammen aus dem ursprünglich verwendeten gelöschten Kalke, der durch Aufnahme von Kohlensäure aus der Luft zu kohlensaurem Kalke wurde, und aus dem von Anbeginn an dem gelöschten Kalke beigemischten kohlensauren Kalke. Es wurde also seinerzeit ein Mörtel verwendet, der statt des gewöhnlich angewendeten Sandes dem gelöschten Kalke beigemengten kohlensauren Kalk in Form von Kalkstein, Marmor oder Kreide enthielt. Da der Sand im gewöhnlichen Mörtelgemische nur eine mechanische Rolle spielt und keine chemische Reaktion mit dem gelöschten Kalke eingeht, so kann er auch durch irgend ein anderes indifferentes Pulver von geeigneter Korngröße, in unserem Falle durch kohlensauren Kalk irgend einer Form, ersetzt werden. Solche reine Kalkmörtel werden gelegentlich auch heute verwendet.

Wie die Analyse ferner zeigt, enthält der Mörtel 5·43 % lösliche Kieselsäure und 1·71 % durch Salzsäure herauszulösende Tonerde und Eisenoxyd. Das sind jene Stoffe, welche einem Kalke, woferne sie in genügender Menge vorhanden sind, hydraulischen Charakter verleihen. Ihre Gesamtmenge von 7·14 % ist ja an und für sich gering. Bezieht man aber diesen Gehalt an »Hydraulefaktoren« nicht auf die Gesamtmenge des Mörtels, sondern auf die des seinerzeit angewendeten gelöschten Kalkes, so fallen sie wesentlich mehr ins Gewicht. Nun läßt sich heute nicht mehr konstatieren, wie viel von dem analytisch festgestellten kohlensauren Kalke aus dem gelöschten Kalke des Mörtels entstanden ist, wie viel davon schon damals als kohlensaurer Kalk beigesetzt wurde. Nimmt man aber das jetzt gewöhnlich eingehaltene Mischungsverhältnis an, so wäre etwa ein Drittel des Mörtels als jene Menge anzusehen, welche in dem damals benützten frischen Mörtel als gelöschter Kalk enthalten war. Das Verhältnis des gefundenen Hydraulefaktoren zum Kalke wäre dann zu verdreifachen. Ein Kalk mit rund 20 % Hydraulefaktoren hat aber sicherlich hydraulischen Charakter, wenn auch nicht in dem Maße, wie unsere heutigen Zemente.

Ob diese hydraulische Natur des verwendeten Kalkes jener Zeit bekannt war, bewußt benützt, vielleicht sogar planmäßig hervorgerufen wurde, kann hier nicht entschieden werden. Technisch sind zwei Möglichkeiten gegeben. Der hydraulische Charakter des Kalkes kann davon herrühren, daß der zum Brennen verwendete Kalkstein tonige oder kieselige Beimengungen enthielt, die die Hydraulefaktoren lieferten, wie dies heute beim Romanzemente und bei den schwachhydraulischen Kalken der Fall ist. Es wäre dann ganz gut denkbar, daß die Baumeister jener Zeit rein empirisch die Kenntnis gewannen, ein aus solchem Material erbrannter Kalk liefere einen festeren Mörtel als ein anderer, und dann aus dieser Erfahrung Nutzanwendungen für die Technik ihres Bauens machten.

Die andere Möglichkeit, den hydraulischen Charakter des Kalkes zu liefern, liegt in der Beimengung von Traß. Traß ist wie die Puzzolanerde ein schon den Römern bekannt gewesenes natürliches Material, welches, im richtigen Verhältnisse gewöhnlichem gebrannten Kalke zugesetzt,

[1]) Ich danke die Vermittlung Herrn Dr. Stur.

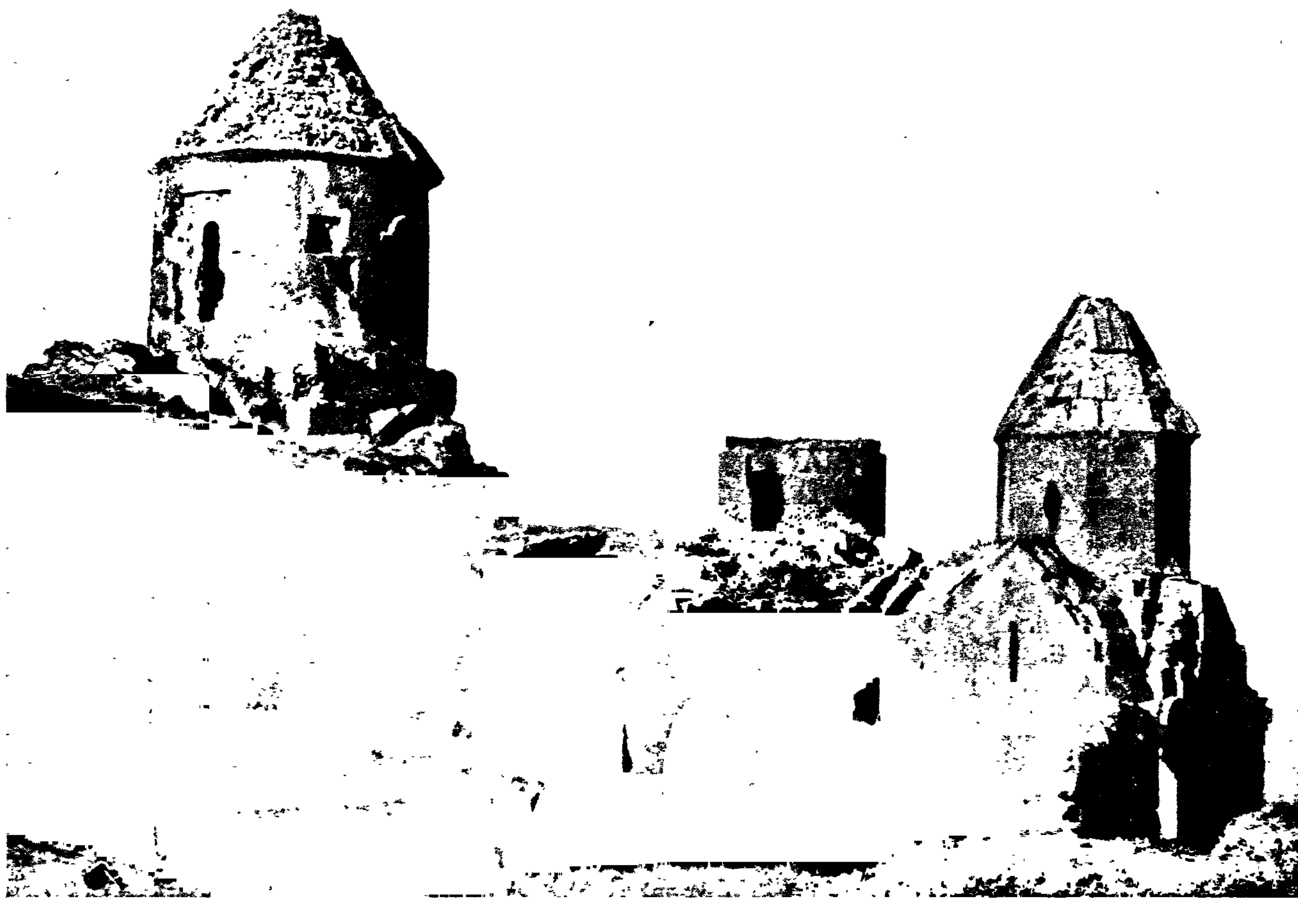


Abb. 246. Kloster Bagnair, Kirchengruppe: Außenansicht. Aufnahme Nahapetian.

diesen hydraulich macht und so den vorzüglichen Traßzement liefert. Traß ist ein vulkanisches Produkt und es ist gut möglich, daß der vulkanische Boden Armeniens einen derartigen »natürlichen Zement« zu liefern vermag. Ist dies der Fall, so könnten die armenischen Baumeister auf seine Verwendbarkeit ebenso gekommen sein, wie ihre römischen Kollegen auf die Benützung der Puzzolanerde in Italien und des Traß in den Rheinlanden. Freilich würde der vorliegende Mörtel dann ein recht schlechter Traßmörtel sein. Die Baumeister müßten entweder das richtige Verhältnis, in dem Traß beizumischen gewesen wäre, nicht gekannt haben oder davon aus irgend welchen besonderen Gründen abgewichen sein.«

Nach diesem Gutachten haben wir es also nicht mit Luftmörtel, sondern mit einer Art hydraulischem Mörtel (Zement) zu tun[1]), der wohl beim Bauen durch die Zumengung von vulkanischem Sand und Schutt in seiner Wirkung erhöht wurde. Über die Art des Vorgehens gibt vielleicht Abbildung 246 Aufschluß insofern, als man in dieser Aufnahme des Klosters Bagnair[2]) an der Kirche links im Vordergrunde, wo die Platten von der Wand in weitem Umfange abgefallen sind, ganz deutlich Schichten feststellen kann, die freilich zum Teil von dem in die Platten vorgequollenen Zement herrühren; sie setzen aber offenkundig ein schichtenweises Vorgehen voraus, wobei die Füllung wahrscheinlich durch Stampfen Schicht für Schicht mit dem Aufgehen der Steinschalung entstand. Man wird auch sonst an den Abbildungen von Bauten, die des Deckmaterials beraubt sind, in dieser Richtung gut Beobachtungen machen können. Mit dieser Feststellung sind wir bereits in die Frage nach der Art der Verarbeitung der Baustoffe eingetreten.

[1]) Selch macht mich auch noch aufmerksam auf Kiepenheuer, »Kalk und Mörtel«, Köln 1907, wo S. 43 Angaben über den Mörtel der Pnyx gemacht werden. Der dort verwendete Mörtel habe eine merkwürdige Übereinstimmung mit dem armenischen Mörtel des Mosaiks. Jedenfalls handle es sich auch dort um den selteneren Fall eines statt mit Sand mit kohlensaurem Kalke angemachten Mörtels. Leider mache Kiepenheuer darüber keine näheren Angaben und unterlasse auch jeglichen Hinweis darauf, woher er die Analysendaten habe und wo Näheres zu finden sein dürfte. — Im Dialekt von Erzerum heißt unsere Art Mörtel »Schor«.

[2]) Von Smbat II. (977—89) erbaut. Vgl. Alischan, »Schirak«, S. 115 (Grundriß).

B. Werk.

Das Werk, das der armenische Baumeister mit diesen Stoffen aufführte, eine Art Beton mit Steinplattenschalung oder -Verkleidung, ist heute wieder derart unterwegs, daß die armenische Art des Bauens der Gegenwart durch seine ausgezeichneten Methoden, wie gesagt, wertvoll werden kann. Der Eisenbetonbau geht ähnlich vor und sucht, soweit er nicht als Kunststein behandelt wird, nach einer Art der Wandverkleidung, die für große Verhältnisse als das schlechtweg Vollkommene gelten kann. Dabei stößt der Architekt auf die Schwierigkeit, daß sich bei Anwendung von Stein und Beton, letzterer im Kern stärker setzt als der Stein in der Außenschicht. Deshalb muß auch heute noch das Einbinden der Steinplatten vermieden und zudem Beton und Stein getrennt werden (durch Weißkalk etwa), weil der Beton den Stein chemisch angreift. Solche Überlegungen werden wohl auch den armenischen Architekten beschäftigt haben. Man gewinnt jedenfalls von dieser Seite her den Eindruck, daß die vorgeführten Bauten schon im 7. Jahrhundert eine völlig ausgereifte Erfahrung, also jahrhundertelange Schulung und Entwicklung erkennen lassen.

Wir haben es nach der Analyse mit einem vulkanischen Baustoff, ähnlich der römischen Puzzolanerde oder dem rheinischen Traß zu tun[1]), einem natürlichen Zement, auf dessen Vorkommen in Armenien wohl manches in der Eigenart der Bauten des Landes zurückzuführen sein wird. Davon war bereits im ersten Abschnitte der Einleitung die Rede; dort gaben die Abbildungen auch gute Beispiele der nicht unwesentlichen Unterschiede, die in der Zusammensetzung der Füllmasse bestehen. Abbildung 1 zeigte einen verhältnismäßig feinen Verguß, Abbildung 4 eine so grobe Steinfüllung, daß man sich wundert, wie der Bau trotzdem so viele Jahrhunderte aufrecht bleiben konnte. Beim Durchblättern der Abbildungen in der Folge der Gattungen und Arten von Bauformen, Seite 77 f., wird dieser Eindruck verstärkt. Man dürfte erkennen, wie notwendig eine fachmännische Untersuchung gerade in dieser handwerklichen Hinsicht ist. Jedenfalls zeigt sich, wie überaus ständig das in Abbildung 1 in einem ganz außergewöhnlichen Beispiele gegebene Werk in Armenien wiederkehrt. In Zwarthnotz (Abb. 109 f.) überwiegt in den Pfeilern der gegossene Kern derart, daß der Plattenbelag daneben, der Masse nach, nur als glatte Haut zur Geltung kommt. Nur im Gewölbe (Abb. 247) griffen die Steine, richtige Binder, tief in die Gußmasse ein. Der riesige Gewölbebrocken, den ich hier abbilde[2]), zeigt wie verschieden das Verhältnis zwischen Gußmauerwerk und Plattendicke sein kann. Im gegebenen Falle sind ganz unförmige Steine genommen. Ein zweiter Gewölbebrocken (Abb. 248) zeigt die dicken Platten unten und darüber eine Gußmasse, deren Ausdehnung kaum zu begreifen ist. Die Gewölbe von Zwarthnotz gehen noch weit über das hinaus, was ich seinerzeit an den Resten des Gewölbes auf dem Burgberge zu Ephesos anstaunte[3]). Bei anderen Gewölben dagegen, wie in Thalin (S. 918 f.) bleibt es auch in Tonne und Kuppel bei dünnen Platten.

Unter solchen Umständen kann es natürlich nicht wundernehmen, wenn die Mauern auffallend stark sind, im Durchschnitt 1·20 m, in so großen Kathedralen wie Dwin und Zwarthnotz gar 1·40 m. Selbst bei kleineren Kirchen, wie der Marienkirche von Thalin, beträgt



Abb. 247. Zwarthnotz, Gregorkirche: Mauerbrocken von der Wölbung.

[1]) Vgl. darüber die Arbeit von Gutacker, »Der rheinische Traß«, Berlin 1914, und die dort reichlich beigebrachte Literatur. Man beachte besonders S. 22 über die Baumaterialien der mittelalterlichen Bauten des Abendlandes.

[2]) Vgl. die Gesamtaufnahmen, S. 12 und 108 f. Dazu Izvjestija VII, Tafel II f.

[3]) Vgl. »Kleinasien, ein Neuland«, S. 143 f.

die Mauerstärke immer noch 1·10 m. In allen solchen Fällen überwiegt natürlich weitaus der Gußkern. Man betrachte Abbildung 138 f. aus Irind und wird von dieser Tatsache einen bleibenden Eindruck haben. Ausnahmen kommen freilich vor, so z. B. in Abbildung 249. Hier sind in Ani nach innen keilförmig zugehauene Quadern verwendet, die den Mörtelkern auf ein Mindestmaß einschränken. Diese Werkart hat kaum noch etwas mit der Plattenverkleidung zu tun[1]). Man kann sich endlich für den Fall, daß Riesensteine — wie in Diraklar, Seite 140, oder in Gelati — in die Wand eingefügt sind, nichts anderes denken, als daß sie die Wand durchgehend füllen. Es wird dann Unerhörtes geleistet wie in alter Zeit. Das Herrschende aber ist jedenfalls das Gußmauerwerk mit Plattenverkleidung. Unter diesen Umständen wird man verstehen, wie es möglich ist, daß einzelne Kirchen, so besonders die der hl. Hripsime und Gajane in Wagharschapat, oft wieder hergestellt werden konnten, ohne deshalb wesentlich ihre Erscheinung zu verändern. Es wurden eben einfach die ausgefallenen Platten ersetzt, wie an der Kathedrale und Apostelkirche zu Ani (Abb. 20, 223) oder an Sarintsch (Abb. 91) u. a. O. Auch in Aschtarak (Abb. 165 f.) sind die Steine wiederholt ersetzt und verstärkt worden, ohne daß sich die Bauform änderte. Andererseits ist bei einem Blick auf Abbildung 245 u. a. klar, wie einfach sich hier mit wenig Mitteln helfen ließe. In der Hirtenkirche von Ani (Abb. 244), die noch zu besprechen sein wird, war ein Teil der Umfassungsmauer eingestürzt und doch hatte das kleine zierliche Gebäude »aus einem Guß« derart inneren Halt, daß es Thoramanian durch Einziehung eines Pfeilers noch retten konnte. — In Abbildung 149 sieht man vorn die abgestürzte Apsis liegen. Hier auf der Burg von Ani werden sich die gut sichtbaren Grundmauern am Abhange gesenkt und dadurch den Bruch der Gußmasse herbeigeführt haben. In solchen Fällen, oder — was häufiger vorkam — wenn die Kuppel einstürzte, mußte allerdings neu gebaut werden. Gewöhnlich freilich hörte mit dem Kuppeleinsturze die Benutzung des Gebäudes auf. Wir kamen gerade zurecht, diesem Übergang in Tekor beizuwohnen. Dort war die Kuppel am 13. August 1912 dem 85jährigen Priester Johannes Ter-Jeritzian geradezu über dem Kopf eingestürzt. Abbildung 250 zeigt, daß sie, nach Süden fallend, das Gewölbe des Hauptschiffes samt dem Südschiff mit sich riß, daher heute eine schräg gegen die Südwand ansteigende Schuttmasse bildet, die nur im Nordschiff und der Apsis leicht weggeräumt werden konnte. Dort liest der greise Priester heute noch

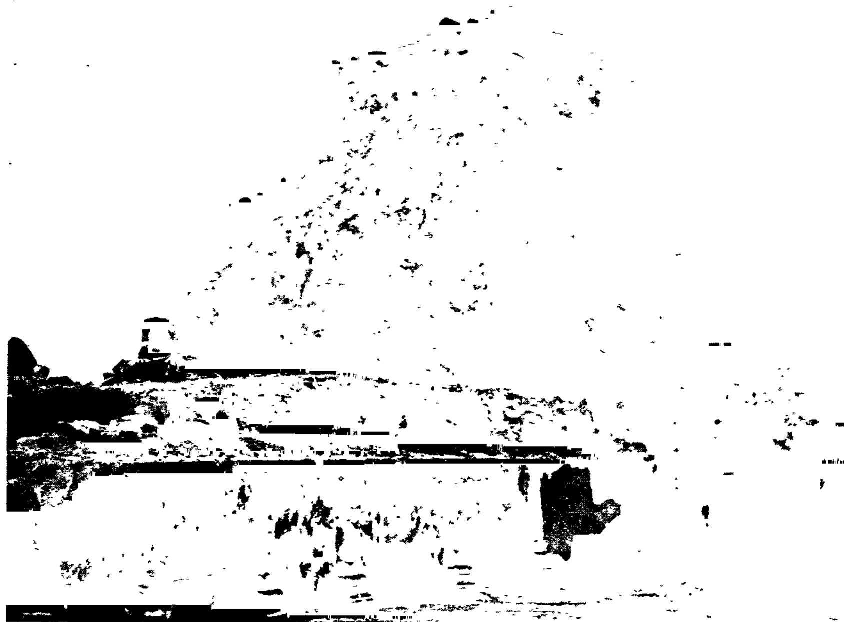


Abb. 248. Zwarthnotz, Gregorkirche: Mauerbrocken aus den Gewölben.



Aufnahme Thoramanian.

Abb. 249. Ani, Mauergefüge eines Baues gegen das Tal des Arpatschai zu.

[1]) Vgl. auch die Kuppel in Abb. 4, S. 5.



Abb. 250. Tekor, Sergiuskirche, Inneres: Die samt der Kuppel eingestürzten Gewölbe. Eingangsseite.

Messe. Das kann natürlich nicht bleiben. In Ani (Abb. 20/21) fiel die Kuppel der Kathedrale bei einem Erdbeben über die Nordwestecke der Kirche hinaus, ohne diese selbst wesentlich zu verletzen. Der Schutt ist dort inzwischen abgeräumt.

Beachtenswert ist der Fall von Bagaran (oben S. 95 f.), wo einmal Lücken in der Bauinschrift bezeugen (S. 32 f.), daß die Ecken des Quadrates am oberen Ende eine Veränderung erfuhren und andererseits eine Inschrift von 1211 die Erneuerungen der veralteten (baufälligen) Stätte (eines Klosters?) meldet. Die Kuppel ist heute eingestürzt, aber im übrigen die Kirche doch vollständig in der Bauform der Gründungszeit (624—631) erhalten. Die Kuppel fiel also wohl in sich selbst zusammen und es war am Äußern der Plattenbelag wiederholt zu ersetzen, worunter besonders die Inschriften litten, aber der Gußkern blieb wie die Bauform davon unberührt. Das bestätigt auch die Kathedrale von Mren wo einzelne Steine der Bauinschrift (Seite 43), durch Kreuzsteine ersetzt, andere an den andern Schauseiten (S. 182 f.) von ihrem ursprünglichen Platze gebracht sind.

Es sei nochmals ausdrücklich festgestellt, daß Gußmauerwerk zu allen Zeiten und in allen Gebieten der armenischen Kunst bis auf den heutigen Tag verwendet wurde und wird. Woher es eigentlich stammt und ob die großen Mauerstärken nicht vielleicht auf ein anderes Material als Voraussetzung hinweisen, wird unten zu besprechen sein. Ich gehe nun noch kurz die einzelnen Teile des Werkes: Mauer, Decke, Stütze und Dach durch.

a) Mauer. Die zwischen die Verkleidungsplatten eingefügte Mauer ist, wie gesagt, nicht winkelrecht gelegt, sondern gegossen. Ich gebe eine Aufnahme von Abich »Aus kaukasischen Ländern«, I, Seite 185 (Abb. 251). Man sieht, wie dünn auch er die Platten beobachtete und wie groß die Füllbrocken im Durchschnitt sind.

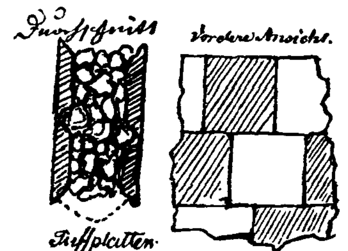


Abb. 251. Mauerbildung nach Abich.

Über die Grundmauern weiß ich, soweit nicht die Stufenterrassen dafür gelten können, nichts zu sagen. Bei den Obermauern ist die Verblendung mit Platten zumeist außerordentlich sauber und regelmäßig. Die Lagerfugen laufen durch, doch sind Verklingungen nicht ausgeschlossen. Die Stoßfugen wechseln ebenso im Abstand wie öfter auch die Höhen der Plattenreihen. Sie sind in der Regel rechtwinklig, doch finden sich auch schräge Stoßfugen. An den aufgehenden Wänden wechseln (Abb. 16 f.) Breit- und Schmalplatten ziemlich regelmäßig. Man würde daraufhin Läufer und Binder erwarten. Die Fugung ist so dicht, daß man staunt, wie die Arbeit so genau, und scheint es, ohne Mörtel ausgeführt werden konnte. Solche Tatsachen legen die Frage nahe, ob diese Werkart in der Verkleidungsbaukunst selbst entstanden sein kann oder nicht von einer andern Bauart übernommen sein dürfte. Thoramanian machte uns auf die für die Zeitstellung nicht unwichtige Erscheinung aufmerksam, daß im 7. Jahrhundert die Kanten der Steinplatten öfter nicht scharf, sondern abgeschliffen seien. Man wollte dadurch wohl das Ausspringen verhindern.



Aufnahme Thoramanian.
Abb. 252. Ani, Verfallener Bau.

Über die Verbindung von Platte und Gußkern wurde schon in der Einleitung gesprochen. Nach Abbildung 1 binden die Platten, scheint es, nicht einmal oben an der Fenstertrommel ein, wo die Bogen auf Wandarmen aufruhen: der mittlere Wandarm ist abgefallen, ohne eine Spur des Eindringens in den Gußverband zu hinterlassen. Dagegen scheint der untere Steinkranz einzubinden. Er gleicht eben zugleich das Gußmauerwerk an einer wichtigen Stelle aus und erfüllt so eine Aufgabe, die in einem vereinzelten Falle durch eingezogene Holzbalken besorgt wird. Man betrachte in Abbildung 250, der Innenansicht der eingestürzten Kathedrale von Tekor, die Westwand: die zum Teil noch erhaltenen Holzbalken liegen unter den Steinplatten und greifen auch in das Gußmauerwerk ein. So wird dem Druck der oberen Schichten begegnet und jenem Ausspringen der Kanten vorgebeugt, das in den unteren Wandteilen der Außenansichten wiederholt beobachtet werden kann. Die Dicke der Platten ist schwankend, sie läßt sich am besten an lotrechten Kanten, z. B. in Abbildung 17, feststellen.

Die Farbe schwankt zwischen schwarz, braun und gelb. Es ist verwunderlich, daß man von diesem Wechsel nicht künstlerisch Gebrauch gemacht hat. Die Bauten sind außen bunt gefleckt, wie Abbildung 17 (Mastara) u. a. deutlich erkennen lassen. Die wenigen Ausnahmen, die sich z. B. an den Mauern von Ani oder einem Bauwerke wie dem kleinen, in Abbildung 252 wiedergegebenen Baurest mit zwei Tonnen übereinander feststellen lassen, scheinen der späteren Zeit anzugehören und, zum Teil wenigstens, auf den Einfluß islamischen Geschmackes zurückführbar. In Abbildung 252, einem verfallenden Baue bei Ani, ist die Vorderseite fleckig ohne Regel wie sonst, nur bei den Keilsteinen des Bogens ist eine Auswahl in gleicher Farbe getroffen. Dagegen ist ganz deutlich, daß die linke Seitenwand im Schachbrettverbande nach hellen und dunklen Platten gelegt ist. Eigentliche Muster reicherer Art begegnen erst in islamischer Zeit an Palästen, Moscheen und Stadtmauern.

Beachtenswert ist in diesem Zusammenhange die Kirche von Ughuzlü (Abb. 253), die mit Schirakawan (S. 193) und Tailar (S. 208) eine zwischen Alexandropol und Ani liegende Gruppe bildet und dem Typus der Kuppelhalle angehört (S. 197). Sie ist 1001 »erneuert«, die Erbauungsinschrift nennt einen Hassan, Sohn des Chakan Güthuni, der sich vielleicht mit einem Zeitgenossen Smbats I., Ende des 9. Jahrhunderts, zusammenbringen läßt[1]). Man sieht an Abbildung 253 ganz deutlich das alte, gleichmäßig im dunklen Ton gehaltene Mauerwerk und daneben die Südwestecke, die offenbar Wiederherstellung ist. Sie weist zwei dunkle Streifen und sonstige, offenbar absichtliche Lagerungen der Steine nach den Farben auf. Diese einer jüngeren Zeit angehörige Ergänzung könnte der modernen Denkmalpflege, die sich hoffentlich bald auch in Armenien durchsetzt, die Wege zeigen: durch maßvolle farbige Wirkung auf den ersten Blick die Ergänzung aufzuzeigen.

Außer der braunen Lawa wird der schwarze Basalt als Träger verwendet. Er fällt besonders in Zwarthnotz (Abb. 110) sehr auf, weil sein Vorkommen entsprechend der Seltenheit solcher freistehenden Stützen in Armenien nicht oft beobachtet werden kann.

[1]) Vgl. Alischan »Azgagrakan Handes« 1898. Aufnahme Nahapetian I, 25 und Jermakov Nr. 9727.

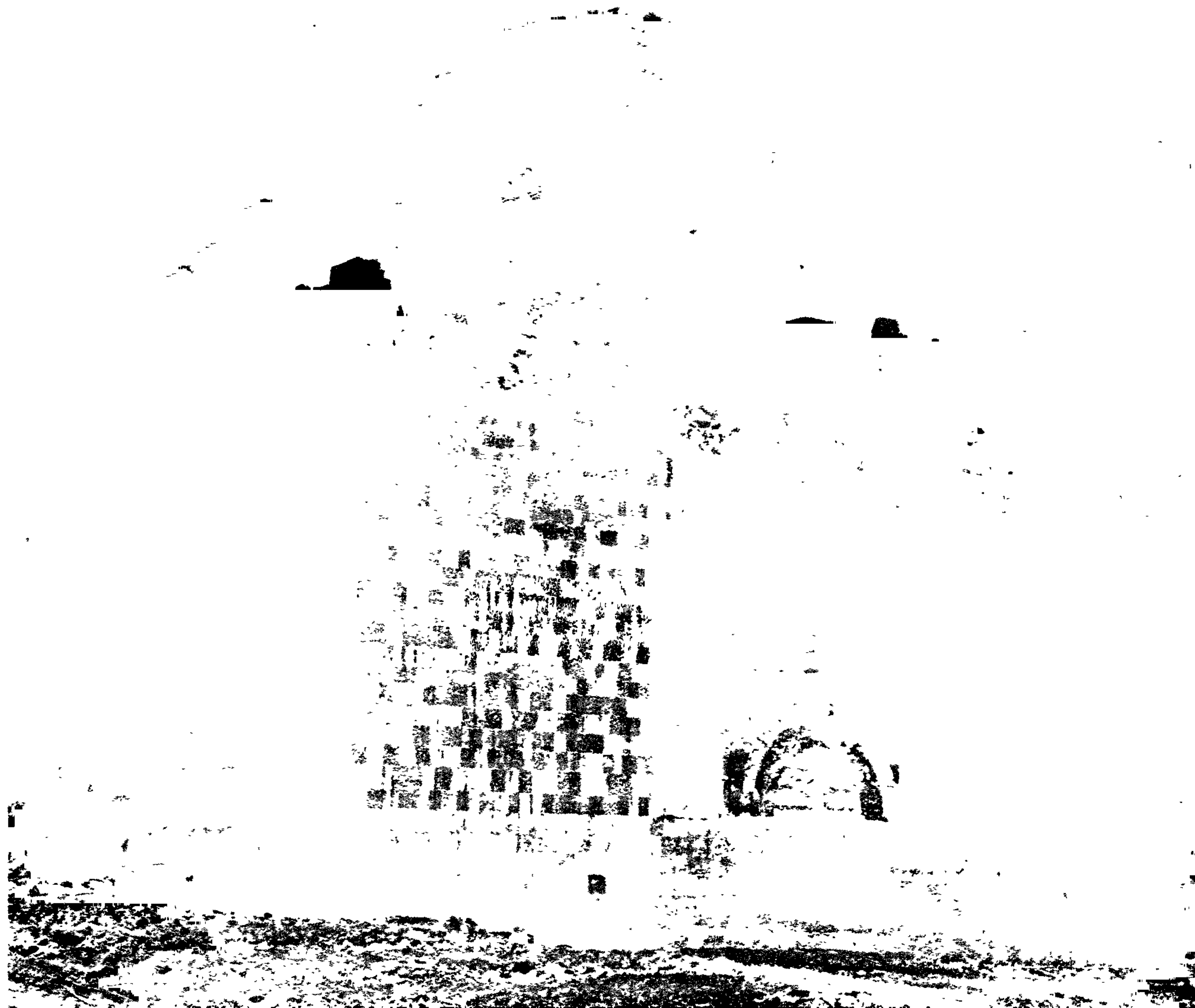


Abb. 253. Ughuzlü, Kirche: Der alte Bau deutlich von den Ergänzungen zu unterscheiden. Aufnahme Thoramanian.

b) Decke. Die Armenier kennen nur die gewölbte Decke und verfügen dafür über eine ausgezeichnete Werkart. Angewendet werden fast ausschließlich die Tonne und die Kuppel. Da sie gegossen sind, waren Lehrgerüste notwendig, Verschalungen für den Guß, wie heute im Betonbau. Es scheint nun, daß zunächst über dem Lehrgerüst die Plattenverkleidung vorgenommen und dieser Schalung dann durch den Guß zugleich der dauernde Halt gegeben wurde. Abbildung 28 (Bagaran) zeigt, daß die Verkleidung an sich schon so gewissenhaft im Keilverband behandelt wurde, daß sie stehen blieb, auch wenn der Verguß nachträglich von Zeit und Wetter aufgebraucht wurde. Andererseits beweist der Befund in Abbildung 168 (Aschtarak), daß das Wölben über einem Lehrgerüst erfolgt sein muß, weil die Platten nicht in die vertikale Wand einbinden. Das Gewölbe scheint sogar in einzelnen Fällen vor der Wand vollendet: in Abbildung 87 (Bagaran) sieht man wie Gewölbe und Wand mit der Kante aufeinanderstoßen, bzw. die Wand stellenweise unter das Gewölbe gezogen ist. Andererseits wird durch die zahlreichen Beispiele, in denen die Verkleidung weggefallen und nur die Gußschicht erhalten ist, bewiesen, wie ausschlaggebend der Verguß für die Dauerhaftigkeit des Werkes war. In Thalisch (Abb. 14) sind die Gerüstlöcher am Gewölbeansatz erhalten.

Ein gutes Beispiel für die Beurteilung der Art des Wölbens bietet Abbildung 254, der nördliche Seitenraum der Kirche von Karawank, s. ö. vom Goktschai-See aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Das Tonnengewölbe steht nur noch im Plattenbelag aufrecht. Dieser ist in Reihen nebeneinander ausgeführt. Der Schildbogen der Wand ist eingestürzt und läßt den Blick auf das gegos-

sene Innere ebenso frei, wie das Mauerwiderlager des Bogens links. — Wenn Bachmann[1]) die Armenier als Meister der Wölbetechnik feiert, so kann das angesichts der in diesem Bande gegebenen Beispiele nur sehr nachdrücklich bestätigt werden. In Karawank zeigt das Stehenbleiben der Tonne ohne Verguß, wie genau die Fugen der Platten gearbeitet sein müssen.

Es ist wichtig, hier schon festzustellen, daß auch die Kuppel, sowohl in ihrer Überleitung aus dem Quadrat, wie in der Fenstertrommel und der abschließenden Halbkugel selbst gegossen und verkleidet war (Abb. 1, 4, 135), also z. B. bei der Einwölbung der Eckzwickel keine Keilsteine verwendet sind, die Platten vielmehr in zumeist wagrechten Schichten gelagert oder strahlenförmig gestellt sein können, ohne eigentliche bauliche Leistung. Von einem Hängezwickel als berechnetem Teil der Kugelschale des umschriebenen Kreises kann daher, schon vom Werkstandpunkte aus, nicht die Rede sein.



Aufnahme Jermakov.
Abb. 254. Karawank, Streberaum der Kirche: Art des Wölbens.

c) Stütze: Die Träger der Decke sind, wenn nicht die Wand selbst die Arbeit leistet, in den armenischen Kirchen immer Pfeiler, nie wie sonst in den altchristlichen Kirchen Säulen. So viel als möglich wird die Mauer selbst als Auflager herangezogen. Eine Gattung, wie die des Quadrates mit Nischenverstrebung in den Achsen (S. 74 f) zeigt deutlich, daß der geschlossene Mauerverband ursprünglich das Denken dieser Baumeister ausschließlich bestimmt haben muß. Die freistehende Mittelstütze scheint erst infolge des Bedarfes an größeren Räumen eingeführt worden zu sein (Abb. 255). Die Säule ist, mit wenigen Ausnahmen, unbekannt. Dagegen kommt häufig der Dienst vor. Er ist immer der Mauer, bzw. dem Pfeiler vorgelegt und hat in der Frühzeit nie die Leistung einer selbständigen Stütze zu verrichten. Wie die Säule, wenn sie überhaupt vorkommt (Zwarthnotzreihe S. 113 f.), in Armenien eigentlich als Rundpfeiler zu denken ist, so der Dienst als abgerundete Ecke, oder als der Mauer, oder dem Pfeiler vorgelegte Einleitung des Gewölbes, oder (beim Tor) als Füllung einer Eckabstufung. Davon später.

Von der Mauer oder dem Pfeiler wird das Tonnengewölbe getragen, die Kuppel von jenen Bogen, die Mauer oder Pfeiler oder beide verbinden. Das Tonnengewölbe ist vorwiegend rundbogig, selten spitz, oval oder hufeisenförmig. Das Gleiche gilt vom Bogen (Abb. 255). Die Übersetzung der Ecken zwischen den Bogen geschieht, falls sie eine Kuppel tragen, durch Trichternischen (Trompen) oder Hängezwickel (Pendentifs), die zur Fenstertrommel (Tambur) überleiten und nochmals auftreten, falls diese innen rund ist. Die Kuppel selbst ist immer eine Kugelschale. Über Abweichungen später.

Dach. Es ist schräg in Steinplatten über das Gewölbe gelegt und ruht auf der Gußmasse, die den Raum zwischen Gewölbe und Dach zumeist massig füllt. Die ursprüngliche Pyramidenform

[1]) Kirchen und Moscheen in Armenien, S. 34.



Abb. 255. Bagaran, Kathedrale: Nordwestpfeiler.

über der quadratischen Fenstertrommel weicht bald dem Kegel (über runder oder eckiger Fenstertrommel). Ob die Höhe im Laufe der Zeit zunimmt, zuerst der Halbmesser der Fenstertrommel dafür genommen ist, bleibe vorläufig dahingestellt[1]).

Dabei hatte das Klima mitzusprechen. Der Wölbungsbau erhielt in Armenien seine ihm eigentümliche Außenform durch das Unsichtbarmachen des Wölbungsrunds mittels Aufsetzen geradliniger Schrägdächer. Besonders die Kuppel empfing dadurch ihr bezeichnendes Gepräge, bei der Tonne ist es das Pult- oder Giebeldach, das überall die Wölbung verdeckt. Wenn wir die Bauten der südöstlichen Nachbarländer Armeniens, (Persiens und Mesopotamiens) überblicken, die die Wölbung im ausgedehntesten Maße verwenden, so treffen wir die Kuppel oder die Tonne dort zumeist frei und in ihrer Rundung vollkommen sichtbar, das Pult- und Giebeldach hat dort keine ausschließlich herrschende Bedeutung. Daß diese keinen anderen Zweck haben als den Niederschlägen leichteren Abfluß zu gewähren, braucht nicht eigens bewiesen zu werden, wenn man nur die gewöhnlichen Hausformen der Erde in ihrer geographischen Verteilung übersieht. Hat man es doch schon unternommen, die verschiedene Neigung des Giebels auf die Niederschlagsmengen der einzelnen Lokale zurückzuführen[2]). Wenn auch das armenische Haus in Ermanglung von Holz für einen Dachstuhl den Giebel nicht kennt, so ist er in den nördlichen Umländern sofort festzustellen, sobald man das Waldgebiet betritt[3]), ein Beweis, daß die Bereitschaft dazu vorhanden war. Seine Einführung in den Großbau wird später besprochen werden.

C. Betrieb.

Inschriften und Geschichtschreiber geben manche Aufschlüsse über den Baubetrieb. Eine sehr merkwürdige Stelle steht bei Sebeos, III, Seite 1: Er (Smbat Bagratuni 606/7) hat die »Meister des Steines« versammelt (und) stellte über sie einen treuen Vorsteher und befahl (die Kirche) eilig zu vollenden. Macler, Seite 47, übersetzt: Il rassembla des artisans pour la pierre et mit à leur tête des surveillants fidèles; il donna l'ordre de mener à bonne fin, en hâte (l'entreprise). Hier ist also von einer Art Gilde der Steinmetzen die Rede. Man beachte, daß Sebeos als Zeitgenosse schreibt. Ähnliche Angaben macht auch noch Thomas Artsruni im 10. Jahrhundert, als Gagik daran ging, Achthamar eine neue Gestalt zu geben (III, 36, Brosset, S. 236 f.). Tausende von Arbeitern bauen fünf Jahre an der Stadt. Dann aber, als es an die Anlage des Palastes geht, zeichnet der König mit eigener Hand unter Beihülfe mehrerer Künstler die Pläne. »Comme une foule d'artistes, gens de mérite, venus de toutes les contrées, étaient réunis à la porte royale et exécutaient sans faute les plans du roi, les ordres donnés étaient accomplis incontinent. Le prince commanda à l'un d'entre eux, qui était fort intelligent, de construire u. s. f. Vgl. unten S. 280.

Über die Dauer der Arbeiten klären die Inschriften auf. Bagaran ist 624 begonnen und in sieben Jahren, 631, vollendet, Bagavan 631—639, Marmaschen mit großer Mühe und vielen Kosten, 988—1029. Die Kirche von Achthamar ist nach Thomas, 915—921, erbaut.

Öfter wird gesagt, der Bauherr habe selbst den Plan entworfen. Eben wurde die betreffende Stelle bei Thomas Artsruni erwähnt. Eine Profaninschrift von 1211 in Mren, die Marr bespricht[4]), berichtet von der Erbauung eines Sommerpalastes mit Garten. Der Bauherr rühmt sich »ohne Meister, aus eigenem Kopfe den Plan entworfen und das Fundament des Baues und des Gartens gelegt und in zehn Jahren vollendet« zu haben (Vgl. unten S. 279). Man gedenke dabei des Anteiles Justinians an der Erbauung der Sophienkirche. Von dem hl. Gregor und der Erbauung der drei Heiligtümer in Wagharschapat später.

Es verdient vielleicht erwähnt zu werden, daß das armenische Märchen von der Wundernachtigall[5]) sieben Jahre als Bauzeit vorsieht, bei dem zweiten Bau neun Jahre, wobei es sich freilich um eine Kirche handelt, »daß man eine ähnliche in der ganzen Welt nicht finden kann«[6]).

[1]) Vgl. Kondakov, »Alte Architektur Georgiens«, S. 32.

[2]) Sarre-Herzfeld, »Iranische Felsrelief«, S. 178.

[3]) Koch, »Reise in Grusien, am Kaspischen Meere und im Kaukasus«, S. 103 f

[4]) Novy materialy po arm., S. 81 f.

[5]) Chalatiantz, »Märchen und Sagen«, S. 10 1.

[6]) Bei den Armeniern Siebenbürgens wird die prächtige Kirche binnen Jahresfrist fertig. Vlislocki, »Märchen und Sagen der Bukowinaer und Siebenbürger Armenier«, S. 27 f. Vgl. Schullerus, »Rumänische Volksmärchen«, S. 248; Leskien, »Balkanmärchen«, S. 228, der Aarne, Nr. 550, zitiert.

Geistige Werte.

Ich hätte die Wahl, mit welcher der beiden Reihen, die einander durchkreuzen (vgl. den Plan S. 206), ich beginnen wollte. Wenn ich dafür entscheide, II. mit dem »Gegenstande« zu beginnen und dann III. die »Gestalt« folgen zu lassen, so wird zwar anschließend an IV. Stelle ein Erscheinungswert, die »Form« folgen, aber die beiden Bedeutungswerte II. »Gegenstand« und V. »Inhalt« auseinandergerissen erscheinen, ersterer am Anfang, letzterer am Ende der Untersuchung stehen. Man versuche ein anderes Vorgehen und wird finden, daß dieser scheinbare Übelstand eine Tugend ist, die zum scharfen Erfassen des Gegensatzes der beiden Bedeutungswerte: »Gegenstand« und »Inhalt« zwingt.



Abb. 256. Mastara, Kuppelquadrat mit Strebenischen in den Achsen. Vorderansicht der Strebenische im Westen.

Die »Bedeutung« des Kunstwerkes ist dessen, von den Sinnen unabhängige, aber freilich nur durch sie, also in der bildenden Kunst nur durch die Hand des Künstlers werdende und durch das Auge des Beschauers greifbare innere Ursache seines Werdens. Doch muß schon hier (wie später bei der Erscheinung zwischen Gestalt und Form) getrennt werden zwischen dem sachlich Gebundenen, dem »Gegenstande« und dem persönlich Freien, dem »Inhalte«. Ersterer verleibt das Kunstwerk nach Zeit, Ort und Gesellschaft dem gegebenen geistigen Zustande ein, letzterer ist persönlicher Gehalt, hebt die neue Schöpfung über den in Ort, Zeit und Gesellschaft gegebenen Zustand empor, indem er das zur künstlerischen Entfaltung bringt, was als Zukunft in diesem Zustande verborgen liegt. Erscheinung sollte Mittel, Bedeutung in dieser letzten Zuspitzung Selbstzweck der Kunst sein.

II. Bedeutung, Erster Teil: Gegenstand.

Der Gegenstandsforscher fragt zunächst nach der allgemeinen Richtung des geistigen Zustandes, dem die Denkmäler angehören, dann nach dem besonderen Zwecke, dem sie zu dienen hatten, endlich nach dem Besteller. Da muß nun zunächst hervorgehoben werden, das die armenische Kultur in der Zeit, mit der wir uns hier beschäftigen, einen ausgesprochen nationalen und kirchlichen Charakter zugleich hatte. Es ist nicht Zufall oder Auswahl, daß wir gerade Kirchen zum Leitmotiv der Untersuchung machen; Tatsache ist vielmehr, daß die nationale Kultur der Armenier, soweit in Denkmälern der bildenden Kunst erhalten, ausgesprochen zuerst religiös mit allgemein völkischem Einschlag ist, dann kirchlich wird. Zwar hat es eine vorchristliche Zeit gegeben — und der Forscher begegnet auf Schritt und Tritt ihren Resten mit Keilinschriften — in der mächtige Burgen für Armenien bezeichnend waren und es ist möglich, daß davon manches in den Burgenbau übergegangen ist, der auch noch in christlicher Zeit neben dem Kirchenbau eine Rolle spielt. Aber schließlich gab letzterer doch in der Entwicklung der christlichen Zeit entschieden den Ausschlag.

Wir werden trotzdem nachfolgend wenigstens an einigen Beispielen neben Kirchen, Klöstern und Grabbauten auch Burgen und Palastanlagen vorzuführen haben, dann die wichtigsten Städte, vor allem das armenische Pompeji, die Bagratidenstadt Ani, um bei Ursprungsfragen über den Kultbau und die christliche Zeit weiter zurückgehen zu können. Um mehr als Andeutungen über den für den Kirchenbau in Betracht kommenden Vergleichsstoff kann es sich dabei nicht handeln. Gerade weil die Spuren für die allerfrüheste christliche Zeit in Armenien, das 4. bis 6. Jahrhundert, spärlich sind, muß zum mindesten der Rahmen selbst über den Kirchenbau hinaus abgesteckt und der Blick von vornherein immer auf das Ganze gerichtet bleiben. Dabei wird sich zeigen, daß vorläufig freilich nur vom Kirchen-, bzw. Kultbau größere Reihen mit alten, zeitlich sichergestellten Vertretern nachweisbar sind. Schon diese Tatsache rechtfertigt die Beschränkung, die dieses Buch sich auferlegt. Im vorliegenden Abschnitte werde ich die zeitliche Grenze bisweilen etwas überschreiten müssen.

1. Kirchen.

Zweck. Der Zweck der Kirchen prägt sich in ihrem Namen aus. Sie heißen bei den Schriftstellern des 5. Jahrhunderts, bei Agathangelos, Faustus von Byzanz (bes. III, S. 3) und Lazar von Pharpi immer wieder »Haus des Herrn« oder »Haus des Gebetes« und werden je nachdem, wem zu Ehren sie gebaut sind, bald Margarearan maturn, d. i. Haus des Propheten oder Arakelaran, d. i. Haus der Apostel oder Wkaiaran, d. i. Haus der Märtyrer genannt[1]). Man sagt auch Maturn (Kapelle), Ekklesia, Oratorium, Heilstätte, Versammlungsraum. Im ältesten Lectionarium heißt es nach Katerdschian (siehe unten): »Man versammelt sich im Maturn, dann wird die Messe gelesen im heiligen Maturn, vor dem heiligen Kreuze«. Für die Hauptkirche ist der spätere Ausdruck »Kathoghike« üblich, gleichbedeutend etwa mit unserem »Kathedrale«.

Im wesentlichen ist also die armenische Kirche Gotteshaus und Versammlungsraum, Gebetshaus und Martyrion zugleich und es frägt sich nur, wie man für diese Zweckforderungen auf den Kuppelbau der oben vorgeführten Reihen und Arten kommen konnte. War das armenische Haus oder der Versammlungsraum in der Entstehungszeit der christlichen Kirche, oder war das, was Martyrion genannt wird, ein Kuppelraum oder hat man diese Bauform von außen, vielleicht erst mit dem Christentum übernommen? Und da eine solche Bauform im Kirchenbau des Mittelmeerkreises wenig bekannt war,

[1]) z. B. Maturn des heiligen Sergius in Tekor, der heiligen Thekla bei Faustus von Byzanz, IV, S. 10, (Langlois, S. 245.)

woher kann diese Zweckform sonst gekommen sein? Solche Fragen, hier gestellt, werden in späteren Abschnitten zu beantworten sein.

Besteller (Stifter). Als Besteller treten in den Inschriften auf: In Bagaran, 624, der selige Ter But Araveghian als Gründer, dessen Frau Anna, 631, als Vollenderin. In Alaman Gregor Illustris und seine Frau Maria. In Mastara wird der unwürdige Gregoras genannt. In Thalisch, 668, der Fürst Gregor Mamikonian und seine Frau Helene. Sein Nachfolger, der Patricius Aschot, ein berühmter Mann, ein Freund der Wissenschaften und voll der Furcht Gottes, baute nach Stephan von Taron II, 4 (Gelzer-B., S. 89) die Kirche von Darunikh. Auch die älteste, 486 entstandene Bauinschrift von Tekor, leider nur in einer verstümmelten Abschrift erhalten (S. 39 f.), nennt einen Fürsten Sahak Kamsarakan, als Erbauer. Und an der im 7. Jahrhundert erbauten Kleinen Kirche von Thalin wird ebenfalls der Herr des Landes Nerseh Apohypat Patrik (erwähnt 680/90)[1]) als Erbauer genannt. Für Mren nimmt Lissitzian an, daß die Fürstenfamilie, die Gemeinde von Mren und das ganze Land die Erbauungskosten trugen.

Die Gründe für die Erbauung der Kirchen sind ziemlich immer die gleichen. In Bagaran freilich sind neben der wiederholten Bezeichnung der Kirche als »heilig« keine angegeben. In Alaman aber bauen Gregor und Anna »die heilige Kirche um unserer Seelen willen«. In Mren wurde die heilige Kirche wegen der Fürbitte für die Kamsarakanen, für Mren selbst (und das ganze Land) erbaut. Die Ersatzinschriften von Mastara, etwa aus dem 10. Jahrhundert sagen, »das göttliche Haus« sei gebaut worden, um den unwürdigen Gregoras zu erlösen. Sie versteigen sich zu sehr bezeichnenden Redewendungen: »Diese Kathedrale ist eine Braut mit dem Kreuz als Krone bekränzt, sie hat als Bräutigam Christus, als Brautführer die Apostel, Propheten und Märtyrer, sie beschützt uns durch Jahrhunderte und erlöst den Grigoras«. Davon dürfte freilich der Gründungszeit (um 640) nur der allerletzte Satzteil angehören. Ursprünglich fehlen solche Verstiegenheiten. Man vergleiche nur Thalisch von 668, wo es einfach heißt, die heilige Kathedrale sei als Fürbitte für ihre Erbauer gegründet. Um der Fürbitte willen war auch schon das »Martyrion« des heiligen Sargis in Tekor erbaut worden (nach 486) von einem Fürsten der Kamsarakandynastie »für sich und für das ganze Volk und für die Gemahlin und für die Kinder (Söhne) und für die Geliebten und ...« Ebenso lautet auch die Widmung in der Bauurkunde der kleinen Marienkirche von Thalin: »Im Namen der hl. Muttergottes, um der Fürbitte willen für mich und für Schuschan, meine Gattin und für Hrahat, unseren Sohn«.

Die Kirchen waren also Gaben, die man Gott um der Fürbitte willen darbrachte. Flachbilder solcher Darbringungen, wie wir gewöhnlich sagen, Stifterbilder, sind mehrfach erhalten als seltene Beispiele von »Darstellungen«, wovon in dem Abschnitt über die Gestalt zu reden sein wird. Gewöhnlich erscheint der Stifter zu Pferd oder er trägt das Modell. Nur Mren macht eine entschiedene Ausnahme. Doch dürften auch diese beiden Reliefs immerhin dem Grundgedanken der Darbringung Ausdruck geben. Christus und die Apostelfürsten zusammen mit den beiden Engeln darüber bilden dort das Forum, an das sich die Bitte richtet. Ob die Stifter nun Nacharars (Adelige), der Katholikos, der König oder andere Persönlichkeiten sind, wird sich im einzelnen Fall, wo keine Inschrift vorhanden ist, erst auf Grund einer vergleichenden Geschichte der Tracht feststellen lassen. An späteren Kirchenbauten findet man die Stifter öfter, so über der Hauptapsis außen an der Klosterkirche von Harridscha, in Achthamar an der Westseite, wovon unten zu reden sein wird, dann in Georgien: in Wardzia (Georg III), Gelati (David), Ateni (Bagrat III) u. s. f. und anderen Kirchen.

Kluge, »Versuch einer systematischen Darstellung der altgeorgischen Kirchenbauten«, Seite 7, scheidet wirkliche Bedürfnisbauten, Devotionskapellen und Friedhofkapellen. Als Geschlechtergründungen dienten sie gleichzeitig als Grabanlagen, Kloster- und Kirchenbauten, die ganz von reichen Standesherren abhängen und von diesen erhalten werden. Wer Geld genug hatte, baute sich als Luxusbau seine eigene Kirche und hielt sich womöglich seinen eigenen Priester. Daraus erkläre sich auch der rasche Verfall; Aussterben des Geschlechtes, Verschiebung der gesellschaftlichen Verhältnisse und besonders Religionswechsel taten das Ihrige. Die Bauten wurden so nicht selten zu Steinbrüchen für die zwischen die Einheimischen eingesprengten Türken und Tataren.

Ich gehe nun über auf die Besprechung der einzelnen zu einer Kirche gehörigen Teile.

[1]) Wahrscheinlich ist es dieser Nerseh an den in der Nachschrift zur armenischen Übersetzung der Kirchengeschichte des Sokrates die Worte gerichtet werden: »O du Herr Nerseh Kamsarakan, Apohypat Patrikios, der du Erbauer der Kirchen bist«. (Ausgabe Wagharschapat, S. 89, vgl. oben S. 49). Er ist also, wie der Katholikos Nerses III Schinogh als Stifter besonders hervorzuheben.

Teile des Kircheninnern (Liturgische Forderungen).

A. Ostteil.

Die armenische Liturgie der ältesten Zeit ist von P. Josef Katerdschian im Anschluß an die Vision des hl. Sahak und den Befund von Tekor behandelt worden[1]). Es ist offenbar sehr wenig, was man darüber weiß; seit Katerdschian ist überdies nichts wesentlich Neues hinzugekommen. Vielleicht wird gerade die vorliegende Veröffentlichung der ältesten Kirchenbauten auch in dieser Richtung erst festere Grundlagen schaffen. Die wichtigste Unterlage lieferten jedenfalls die Ausgrabungen von Zwarthnotz. Ich gehe die einzelnen liturgischen Forderungen durch, soweit sie für den Kirchenbau von Bedeutung waren.

Ostung. Die Kirchen waren nach Osten gerichtet, man nannte sie daher auch »Gebäude, welche nach Osten schauten« (Stephan von Taron III, 3 Gelzer-B., S. 203). Ausnahmen sind selten[2]). Die erste Regel der von Johann dem Philosophen im 8. Jahrhundert gesammelten Apostel-Kanones (Daschian, S. 299) schreibt vor: »Wenn man sich zum Beten anstellt und die Gottheit anbetet, soll man gegen Osten stehen.« Die neunte Regel des Thaddäus, die Johann der Philosoph nicht kennt, die daher jüngeren Ursprunges ist, schreibt vor: »Wenn die Gläubigen im Hause Gottes zusammen kommen zum Beten . . . sollen sie gegen Osten stehen und die Hände ausbreiten . . .[3])

Die armenischen Kirchen bestehen aus drei von Osten nach Westen hintereinander liegenden Teilen: dem Ostteil, in dem auf einer Bühne erhöht der Altar stand, dann dem Hauptraum in der Mitte unter der Kuppel, worin sich die Gläubigen versammelten und einem dritten Raum im Westen, dem Vorraum für die Sünder. Ich bespreche die einzelnen Teile in dieser Reihenfolge zugleich mit den dazugehörigen Nebenräumen.

Nach Katerdschian hieß der Ost- oder Chorteil der Kirche »Das« oder (auch bei den Armeniern) »Bema«. Wir sehen ihn in der Folge der Bauformen in mehreren Beispielen mit einer viereckigen Bühne ins Innere der Kirche vortreten, nach rückwärts aber abgeschlossen durch die halbrunde Apsis. Ich will im späteren Verlaufe des Buches nicht weiter auf solche Dinge eingehen, daher seien gleich hier einige ausführlichere Bemerkungen gemacht, die auf die Einrichtung der Kirche Bezug haben. Wie eindrucksvoll die Gestaltung des Bema wirkt, mag belegt werden durch die Tatsache, daß Kluge seine systematische Vorführung der altgeorgischen Kirchenbauten einteilt zunächst nach der Gestaltung des Bema, d. h. ob die Apsis viereckig oder rund, ein- oder ausgebaut ist und ob zwei, drei oder mehr Apsiden da sind. Dann erst geht er auf die Bauformen selbst ein. Ich halte das bei Bearbeitung der Kirchen als Kunstwerken für verwirrend und trenne zwischen Bauteil und Bauganzem. Aber daß das Bema als Stätte der gottesdienstlichen Handlung besondere Aufmerksamkeit in der Trennung der verschiedenen orientalischen Kirchen verdient, geht schon aus der Gegenüberstellung mit der bekannten syrischen Form hervor und dem Kampf, der sich auf dem Zwischengebiet zwischen Syrien und Armenien, im nördlichen Mesopotamien, in dieser Richtung abspielt. Doch sehen wir uns zunächst die armenische Art an. (Abb. 257 f.).



Abb. 257. Zwarthnotz, Kirche: Ausgrabung hinter der Altarbühne.

[1]) »Die heiligen Meßliturgien der Armenier«, herausgegeben von P. Jacobus Daschian, Wien, Mechitaristenverlag 1897. Katerdschian schrieb in den Siebzigerjahren, es ist also manches an der Arbeit veraltet. Vgl. den Anhang »Die Kirchen von Armenien im 5. und 6. Jahrhundert«, S. 724 f. Ich verdanke eine Übersetzung dieses Teiles P. Mesrop Haposian.

[2]) Kluge, a. a. O., S. 7, sagt, die Altarnischen seien in Georgien bald nach Jerusalem, bald nach dem Osten gerichtet. Ich weiß nicht, ob für die Richtung nach Jerusalem auch in Armenien Belege vorhanden sind.

[3]) Daschian, S. 406.



Abb. 258. Tekor, Sergiuskirche: Apsis mit der Altarbühne.

Vorangestellt sei eine Stelle bei Gregor von Thatev († 1410), der für die Kircheneinrichtung folgende Forderungen aufstellt[1]): Die Kirche ist aus Stein und verschiedenen Stoffen zusammengesetzt. Sie besteht aus drei Teilen: dem Altar (choran[2]) oder Bema, dem Vorhof (gawith) und dem Innern. Die Form ist kreuzförmig, im Osten kuppelförmig. In der Kirche sind zwölf Grundsteine und zwölf Fenster zur Erinnerung an die zwölf Propheten und Apostel, welche die Lichtstrahlen der Kirche sind. In ihr zwei Türen im Süden und Westen. Gregor erwähnt dann noch die drei Klassen der Diener: den Bischof, die Priester und Diakonen.

a) Bühne In Zwarthnotz, das 650 entstand und vor 1000 zerstört wurde, ist sie gut erhalten (Abb. 263). Man gehe aus vom Grundriß (Abb. 113). Dort tritt eine Altarbühne vor die halbrunde Apsis, Abbildung 257 gibt davon eine Ansicht[3]). Man lege Grundriß (Abb. 228) und Innenansicht (Abb. 14) von Thalisch daneben, wo die Apsis mit der Bühne eine Tiefe von 8·79 m hat; in Zwarthnotz 10·50. Die Breite der vor die Apsis tretenden Bühne richtet sich nach dem äußersten Einsprunge der Apsisecke und beträgt in Zwarthnotz 12·95, in Thalisch 11·36 m. Ihre Höhe macht bis zu 1 m aus. Davor liegt dann eine etwa 0·40 m breite Stufe ringsum. In Zwarthnotz führen nicht nur auf den beiden Schmalseiten, wie in Thalisch, sondern auch vorn in der Mitte Treppen zur Bühne. Man sieht sie gut in Abbildung 263. Rechts, an der Südwestecke der Bühne steht jetzt die Platte mit der Sonnenuhr (Abb. 31), davon später. Die Bühne selbst ist bis unter den Boden der übrigen Kirche ausgegraben. Ich habe Untersuchungen über die Zeit ihrer Aufführung nicht angestellt, verweise aber bezüglich der Art, wie die Ansichten über diese Fragen noch ganz ungeklärt sind, auf die Meinungen, die Thoramanian in seinem Buche über Tekor im Hinblick auf die verschiedenen Wandlungen des Chorteiles äußert. Ich mag als Laie nicht mitreden. Man vgl. Seite 336 den Grundriß von Tekor und Abbildung 258, die die Apsis mit der Bühne in dem Zustande zeigt, den wir 1913 vorfanden. Die Bühne tritt auffallend wenig vor und hat seltsamerweise keine Stufen. Ich glaube nicht, daß sie besonders alt ist. Der Chorteil hat in Tekor, wie unten, Seite 340, zu zeigen sein wird, so mannigfache Wandlungen durchgemacht, daß die Bühne dabei fortwährend verändert worden sein muß. Der Altar selbst ist auch nicht mehr vorhanden, heute steht da ein einfacher Tisch. In einer Abbildung unten, Seite 338, wird man beobachten, daß zwischen der Altarbühne und der Mittelkuppel ein 3·60 m langer, tonnengewölbter Raum liegt, der Platz genug für das übliche Vortreten der Bühne geboten hätte. Man möchte schon aus der kümmerlichen Art der jetzt eingebauten Bühne schließen, daß sie nicht als Beleg für die Art der ältesten Zeit verwendet werden darf. Ich muß diese Dinge gleich hier zur Sprache bringen, weil Tekor entwicklungsgeschichtlich neben Edschmiatsin der wichtigste Bau ist und oben in der Reihe der Gattungen und Arten nur deshalb weggelassen wurde, weil er ähnlich wie in seiner Altarbühne in jeder Richtung Mischformen aufweist. Einzig Zwarthnotz kann das ersetzen, was in Edschmiatsin und Tekor im Laufe der Jahrhunderte verloren gegangen ist. Aber mehr als die allgemeine Anordnung ist auch dort nicht erhalten.

Wichtig ist, daß im Zwarthnotztypus, entgegen Tekor und Thalisch, der Ostteil nicht von der Kuppel getrennt ist. Die Bühne tritt fast bis in die Mitte vor, was in den anderen Kirchen nur selten der Fall ist, weil sich zwischen Kuppel und Apsis gewöhnlich noch ein eigener Querteil, besonders deutlich in Thalisch (Abb. 197), einschiebt. Wie dem auch immer sei, jedenfalls ist der

[1]) Armenische Ausgabe von 1725, S. 613/4.

[2]) Josef Braun S. J., dem ich die Fahnenkorrektur für sein umfassendes Werk über den Altar zusandte, meint, daß unter choran wohl nur der Altarraum zu verstehen sei, nicht der Altar selbst, wie aus dem von Conybeare, Rituale Armenorum (Oxford 1905), mitgeteilten Ordo der Kirchenweihe hervorgehe.

[3]) Vgl. auch mein »Der Dom zu Aachen«, S. 35

Ostteil schon sehr frühzeitig in Armenien eigenartig entwickelt. Daher überrascht es nicht, wenn sich in Mesopotamien zeigt, daß Armenien dort frühzeitig Einfluß auf die Entwicklung des Bema, des Altarraumes, genommen hat. Wir danken es Baumstark[1]), wenn dazu heute auch von kunsthistorischer Seite schon ein Wort gesagt werden kann. Er hat die liturgiegeschichtliche Literatur vereinigt mit den Tatsachen, die an den nordmesopotamischen Kirchen beobachtet werden. Es sind drei Arten der Bildung des Altarraumes zu unterscheiden: erstens die offene Apsis, zweitens die durch eine Schranke mit Säulen durch Vorhänge verschließbare und drittens die durch Mauern zu einer nur durch eine Türe zugänglichen Kammer umgebildete Apsis. Baumstark meint, diese drei Arten folgten zeitlich aufeinander, in der Art, daß zuerst die offene Apsis da war, dann die Vorhänge eingeführt wurden und endlich der Mauerabschluß erfolgte. Gegen diese Annahme erheben sich aber von Seiten der bildenden Kunst Bedenken in der Richtung, daß vielleicht eher eine örtliche Anregung in der Art anzunehmen sei, wonach der an Armenien grenzende Norden Mesopotamiens zur offenen Apsis, die wir jenseits des Taurus allgemein und bis heute herrschend finden, neigt, während die durch Mauern abgeschlossene Apsis ursprünglich dem mesopotamischen Süden angehören dürfte, die Verwendung von Vorhängen aber und die Einführung des dazu dienenden Templons eine vom Westen eindringende, vielleicht byzantinische Art wäre. Für diese Auffassung seien hier, soweit Armenien in Betracht kommt, einige Gründe angeführt.

Der altarmenischen Kirche fehlt jede Art Verschluß der Apsis. Das Bema öffnet sich frei gegen den eigentlichen Kirchenraum[2]). Darin liegt vielleicht der größte Unterschied von den übrigen orientalischen Kirchen, der griechischen ebenso wie der von dieser abhängigen georgischen Kirche[3]).

Die armenische Art nähert sich in dieser Ablehnung der Bilder- oder Vorhangwand auffallend der abendländischen Art, ohne doch auch wieder mit ihr übereinzustimmen.

Die Einrichtung der Bühne findet sich mindestens auch in einer der nordmesopotamischen Kirchen mit offener Apsis: im Der ez-Zaferan bei Mardin[4]), der gleichen Kirche, die schon als Konchenquadrat in den Kreis der armenischen Kirchen gehört. Sie ist heute der Sitz des jakobitischen Patriarchen. In die 4 m breite Apsis ist ein Podium eingebaut, das den modernen Altar trägt. Nach Preusser könnte diese Bühne alt sein. Seine Aufnahme (Tafel 63) läßt darüber Zweifel. Die Stufen gehen vorn, nicht seitlich wie in Armenien, empor, doch gibt immerhin Zwarthnotz als Ausnahme eine Parallele. Eine zweite Kirche, die der Maria zu Khakh[5]), war ursprünglich offen und zeigt in der Apsis die gleiche Nischenreihe wie später die Kathedrale von Ani (Abb. 222) und Marmaschen (Abb. 241). Es wäre nicht ausgeschlossen, daß auch sie ursprünglich die armenische Bühne autwies. Die beiden Kirchen von Meiafarqin (Tigranocerta?), die Basilika (vielleicht die vom Bischof Marutha für die persischen Märtyrer erbaute Kirche) wie die Marienkirche, zeigen der Apsis einen Raum vorgelegt[6]). Es scheint also nicht

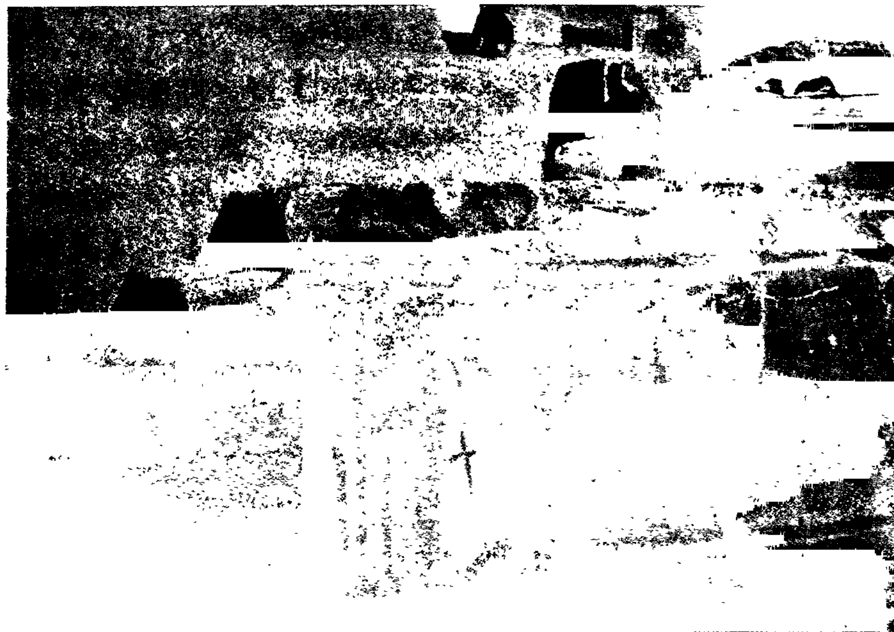


Abb. 259. Ani, Gregorkirche des Gagık: Altarbühne. Aufnahme Marr

[1]) Ein Alterskriterium der nordmesopotamischen Kirchenbauten, Oriens christianus N. S. V. (1915), S. 111 f.

[2]) Nur so ist Faustus V, 28, zu verstehen, wo von einem ungläubigen Mönche die Rede ist, der von fern alle Handlungen des die Messe lesenden Priesters im Klostermartyrion von Mambre zu beobachten imstande ist.

[3]) Vgl. Kondakov, »Alte Architektur von Grusien«, S. 36 f. und Uwarov, »Materialien«, an vielen Stellen.

[4]) Preusser, »Nordmesopotamische Baudenkmäler«, S. 49 f. und Tafel 62/3.

[5]) »Amida« S. 258, Bell, »Churches and monasteries of the Tur Abdin«, S. 81.

[6]) Bell, S. 86 f. Vgl. für die Zeitstellung meinen Aufsatz »Repertorium für Kunstwissenschaft«, 1918.

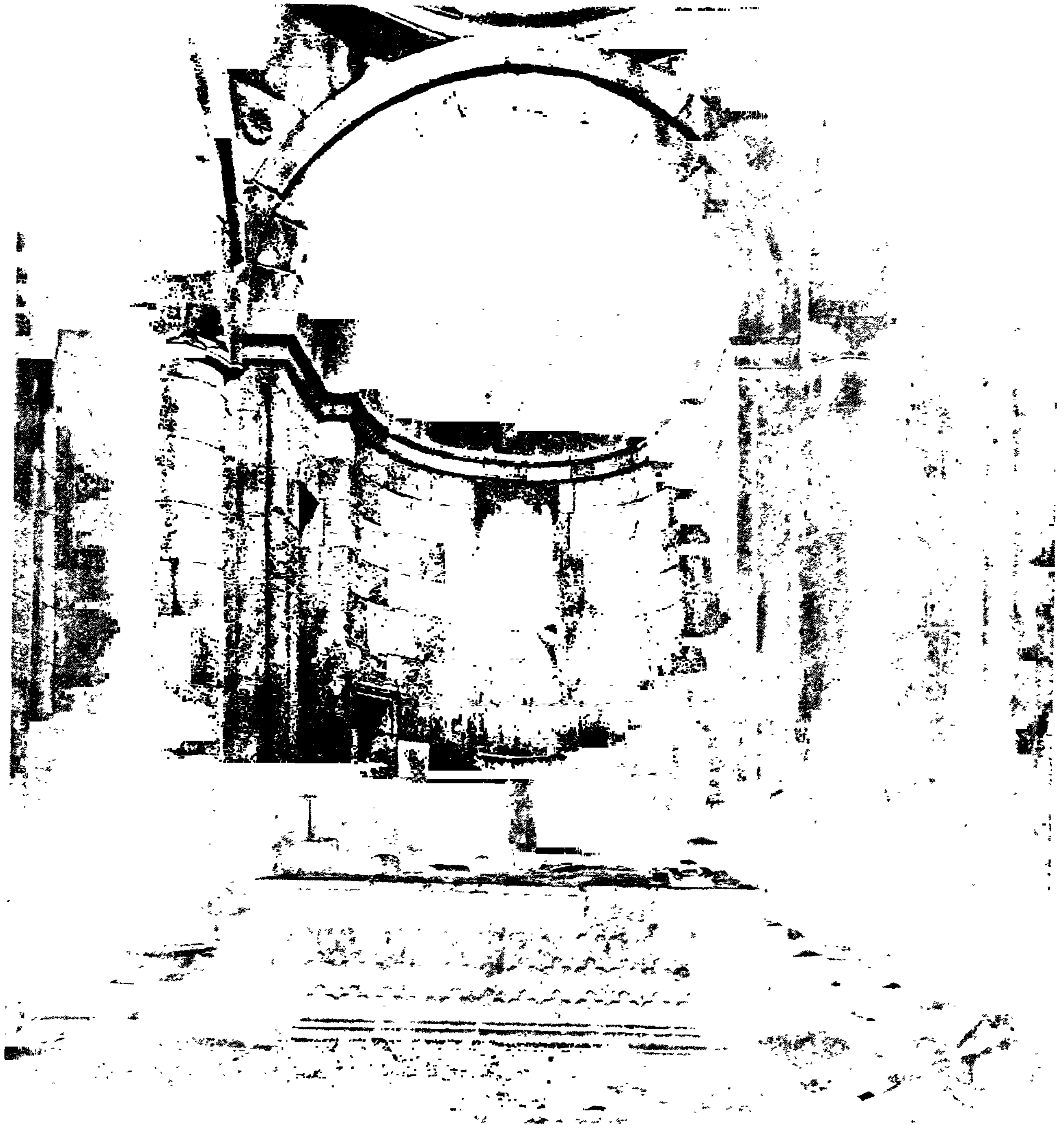


Abb. 260. Amaghu, Gregorkirche: Apsis mit Altarbühne. Aufnahme Jermakov 15901.

ausgeschlossen, daß wir in diesen Städten der an Armenien grenzenden Tigrislandschaft ein Übergreifen der armenischen Art annehmen dürfen.

Die bis zu 1 m hohe Vorderseite der Bühne war bisweilen mit Schmuckplatten ausgestattet; es bliebe sonst unverständlich, wie man in Marmaschen z. B. eine ganze Reihe von Ornamentplatten bzw. Bruchstücken von solchen gerade an dieser Stelle hat unterbringen können. Die erhaltene Bühne der Gagikkirche in Ani (Abb. 259) gibt dafür ein altes Beispiel[1]). Am Ende neben der Treppe eine Nische auf Doppeldiensten, dann über den Platten ein zweistreifiges Flechtband über einem Wulst. An der Vorderwand der Bühne der Gregorkirche von 1033 in Ketscharus ist eine Reihe von Blendbogen angearbeitet (Abb. unten, S. 307). In der Gregorkirche des Klosters Amaghu (Abb. 260)

[1]) Vgl. Marr, »Texte und Untersuchungen zur arm.-griech. Philologie« X (1907) S. 14.

sieht man die Altareinrichtung vorzüglich erhalten. Die Vorderseite der Bühne schmücken als Muster ohne Ende vierlappige Rosetten in Flachrelief, gerahmt von profilierter Leiste. Zu beiden Seiten führen vier Stufen empor zum Altar, der als eine Platte auf eine achteckige Stütze gelegt erscheint. Darüber die Apsis mit der unmittelbar davor aufsteigenden Kuppel, die auf Tragbogen mit Halbsäulen ruht und die in Steinplatten vorkragenden Hängezwickel zeigt, von denen noch zu reden sein wird. Der Bau stammt etwa aus dem 13. Jahrhundert. — Es ist beachtenswert, wie sich in Nordmesopotamien die allmähliche Einführung des Vorläufers der Bilderwand, der Schranken für Vorhänge an Säulen, beobachten läßt[1]).

b) Apsis: Die Rundapsis, wie sie Tekor, Zwarthnotz, Thalisch u. a. alte Kirchen zeigen, soll nicht die ursprüngliche Form sein. Lazar von Pharpi teilt c. 16 (Langlois, Seite 274) eine Vision mit, die der hl. Sahak, der Parther, in Wagharschapat hatte, als er angeblich in der Kathedrale von Edschmiatsin auf dem Bema beim Altar des Herrn saß[2]). Der hl. Sahak war Katholikos 403—438, Lazar schrieb um 500, die Vision soll nach Langlois um 460 verfaßt sein. Man vergleiche die französische Übersetzung bei Langlois mit der deutschen, die ich P. Mesrop verdanke und in der nur das herausgehoben ist, was als greifbare Angabe gelten kann.

»Es erschien mir auf der Erde ein vierseitiges Bema aus Wolken . . . Auf dem Bema ein Tetraskel (Ciborium) aus reinem Gold in Würfelform . . . ., verhüllt mit einem sehr dünnen Schleier in glänzend weißer Farbe. Auf der gewölbten (kuppel- oder zeltartigen) Decke (Choranadzew Dzadzguthiun) erschien deutlich das Zeichen des Kreuzes . . . Und siehe da, es wehte plötzlich ein leiser Wind und schlug einen Teil des Schleiers auf. Ich schaute hinein und sah auf dem Bema einen vierseitigen Tisch mit vielfarbigen Edelsteinen verziert. Auf dem Tische lag ein heiliges Brot und eine Weintraube... (folgt die Beschreibung eines Ölbaumes). Auf der linken Seite des Bema sah ich einen hohen, vierseitigen Thron, wie einen meerfarbigen Kristall, mit einer dunklen Leinwand bedeckt. Die Leinwand wurde durch den angenehmen Wind abgeweht und ich sah eine große silberne Platte auf dem Throne, darauf ein zusammengelegtes purpurnes Meßkleid (naport) und daneben eine Kugel, ganz aus Gold, ein Pergament in Form von viereckigen Blättern, an dessen Anfang einige Linien in Gold so bewundernswert geschrieben waren, daß sie von einer geschickten Hand angefertigt schienen . . . . .«

Auf Grund dieser Vision des Sahak wird nun angenommen, das Bema sei ursprünglich viereckig gewesen. Das wäre nicht verwunderlich; ich habe in meinem »Amida« wiederholt (Seite 186, 275) nordmesopotamische Kirchen mit dieser Art von Chorschluß vorzuführen gehabt[3]). Vielleicht war sie auch dort die ursprüngliche und wurde erst später durch die runde Form verdrängt. Thoramanian nimmt eine solche Wandlung für Armenien an. Lissitzian hat aus seinen verschiedenen Schriften die diesbezüglichen Äußerungen zusammengetragen.

Nach Thoramanian ist die halbrunde Apsis in Armenien bis zum Ende des 5. Jahrhunderts nicht bekannt. Das vorchristliche Armenien kenne keine Basilika mit Apsis. Die am Ende des 5. Jahrhunderts von Wahan Mamikonian neu erbaute Kathedrale von Edschmiatsin habe schon halbrunde Apsiden an den vier Armen des Kreuzes gehabt[4]). Am Ende des 5. Jahrhunderts werde an die Kirche von Tekor eine halbrunde Apsis anstatt der früheren rechteckigen Vertiefung gebaut[5]). Die Apsis der Kirche von Ereruk (Abb. 177) sei zu derselben Zeit, wahrscheinlich aber etwas später hinzugefügt[6]). Die Apsis von Kassach (Abb. 172) stamme ebenso aus dem 5. Jahrhundert[7]). Die Kirche von Diraklar habe bis jetzt noch keine halbrunde Apsis, sondern lediglich eine rechteckige Vertiefung an der Ostseite (Abb. 152. Wir fanden dort eine 1864 eingebaute runde Apsis vor). — Man darf nicht vergessen, daß die Nischenverstrebung zur Übernahme der halbrunden Apsis ebenso gedrängt haben könnte, wie der griechische Einfluß. So ist es zu erklären, daß die ursprüngliche eckige Form später fast vollständig verschwand[8]). Auf die Außengestalt der Apsiden, die rund oder vieleckig sein kann, gehe ich unten ein. Als Beispiel einer heutigen Einrichtung gebe ich Abb. 261 in der Innenansicht der Hripsime: Altar, Gehäuse und Bühne sind dort trefflich erkennbar. Dazu der Vorhang, mit dem der Altarraum abgesperrt werden kann.

c) Altargehäuse (Ciborium). Ein Gehäuse, wie es die Vision des hl. Sahak verlangt, zeigen die

[1]) »Amida«, S. 260 und Bell, »Churches«, S. 81. Vgl. Holl, Archiv für Religionswiss. IX, 365 f. — [2]) Ich lasse hier unerörtert, ob es eine solche Kathedrale damals schon gegeben habe. Vgl. solche Visionsvorstellungen in byzantinischen Miniaturen, z. B. in den Handschriften des Jakobus Monachus (Stornajolo, Miniature delle omilie, Tafel 31 f.). — [3]) In den ukrainischen und skandinavischen Holzkirchen ist das Bema zumeist viereckig. — [4]) »Die Kathedrale von Edschmiatsin« S. 12, Abb. 4, davon unten. — [5]) »Tekor«, S. 36. Abb. 6. — [6]) A. a. O. S. 79, Abb. 18. — [7]) »Tekor«, S. 78 f. — [8]) Eine Ausnahme mag vielleicht der merkwürdige Bau vom Matschitlu sein, dessen oben S. 99 Erwähnung getan wurde. Vgl. auch Millet, S. 180 f.

Anfangsminiaturen jenes Evangeliars, das ich »Das Edschmiatsin-Evangeliar«, Tafel II, 1 und »Huschardzan« Tafel II, S. 347 veröffentlicht habe und das dann als Lebensbrunnen in die karolingisch-ottonischen Handschriften übergegangen ist[1]). Die gewölbte Kuppel mit dem Kreuzeichen, die Sahak sah, bestimmte den Maler zu der seltsamen Bildung der vier Säulen, die in der Redaktion in Jerusalem verdoppelt sind. Ein altes Ciborium ist meines Wissens nicht erhalten. Ein neues im Katholikon von Edschmiatsin und in der Hripsime (Abb. 261).

In neuerer Zeit scheint es in Armenien zu einer Vereinigung von Gehäuse und »Bilderwand«, aber freilich ohne Bilder gekommen zu sein[2]). Man blättere daraufhin den Typenkatalog durch. Agrak (Seite 102) läßt darüber keinen Zweifel und auch Mastara (Seite 76) bietet eine Holzwand

[1]) Vgl ebenda und der »Dom zu Aachen«, S. 20 f.

[2]) Dazu schreibt mir P. Braun: »Ich habe Zweifel, ob die fragliche Holzwand mit der griechischen Ikonostase im Zusammenhang steht, nicht bloß, weil sie keine Bilder aufweist, die für die Ikonostase auch liturgisch notwendig sind, sondern auch, weil die Ikonostase ihrer wesentlichen Bedeutung nach Abschluß des Altarraumes und des Altares ist. Ich möchte eher praktischen Rücksichten die Einführung der Wand zuschreiben. Wir haben in Spanien schon bei Altarretabeln des 15. Jahrhunderts eine ähnliche Einrichtung. Der Altar steht vor dem Retabel, einer breiten, von Wand zu Wand reichenden Bilderwand. Rechts und links neben dem Altar befindet sich eine Türe, die in einen hinter dem Retabel liegenden Raum führt. In Deutschland findet sich im 17. und 18. Jahrhundert oft die gleiche Einrichtung beim Hochaltar. In Italien kommt sie bisweilen in Klosterkirchen beim Eingang des Chores vor«.



Abb. 261. Wagharschapat, Hripsimekirche, Südostecke des Innern: Bühne, Altar und Gehäuse.

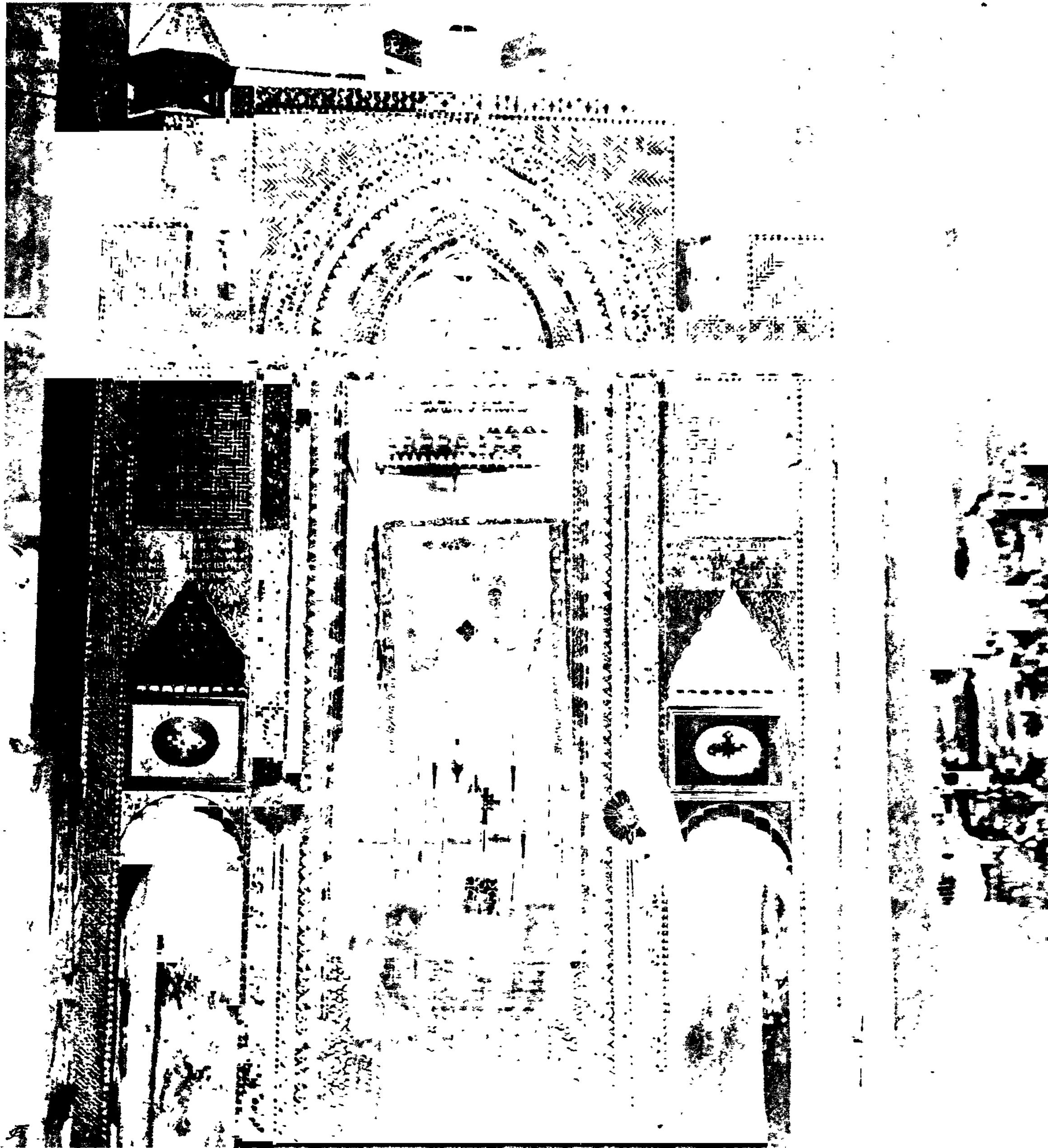


Abb. 262. Achthamar, Kreuzkirche, Inneres: Kreuzhalter. Aufnahme Lalajan.

mit Gehäuse. Als Beispiel führe ich Abbildung 262 einen solchen »Kreuzhalter« (Chatschkal) genannten Aufbau aus der Kirche in Achthamar vom Jahre 1756 vor[1]). Er erinnert mit dem hohen Spitzbogen in der Mitte an seldschukische Fassaden und ist reich in durchbrochener Holzarbeit ausgeführt, die an den Mimbar von Kairuan aus dem 9. Jahrhundert gemahnt[2]). Das Merkwürdige nun ist, daß zwar seitlich die beiden für die Bilderwand bezeichnenden Türen gegeben sind, die Mitte aber der Altar einnimmt. In ähnlicher Art muß man sich auch die beiden Holzeinbauten von Agrak und Mastara ergänzen. Der Altar wurde, wie die Vision des Sahak bezeugt, im 5. Jahrhundert durch einen an dem Gehäuse hängenden Vorhang abgeschlossen, danach führte das Bema auch den Namen »Abteilung des Vorhanges«. Vgl. Riegl »Ein orientalischer Teppich vom Jahre 1202«.

d) Altar: Er war nach der Vision ein vierseitiger Tisch mit vielfarbigen Edelsteinen verziert. Katerdschian meint, der Altar sei von Holz gewesen, erst seit dem 8. Jahrhundert aus Stein. Johann

[1]) Vgl. »Azgagrakan Handes« XX (1910), S. 209.

[2]) »Altai-Iran«, S. 198 f.

der Philosoph[1]) schreibt vor: »Es geziemt sich nicht, den Altar, auf dem das Opfer Christi dargebracht wird, aus Holz und beweglich zu richten, sondern aus Stein und unbeweglich aufzustellen.« Er spricht an anderer Stelle auch von den vier Seiten des Altars. Koriun erzählt, daß der Körper des Erfinders der armenischen Schrift Mesrop (Maschtotz) von Wahan Amatuni in Oschakan beigesetzt wurde; nach drei Jahren (nach dem Ableben Maschtotz') gelang es Wahan Amatuni »einen wunderbaren Altar (oder Apsis: choran) aus gemeißelten und verzierten Steinen zu bauen und im Innern des Altars (oder der Apsis) die Ruhestätte des Heiligen zu errichten und (ihm zu Ehren) prächtige vielfarbige und hellaussehende Geräte aus Gold, Silber und wertvollen Steinen zum Andenken (Mesrops) dem Tische (seghan) des lebenspendenden Leibes und Blutes Christi darzubieten« [2]). Noch im 10. Jahrhundert spricht Johann der Geschichtschreiber c. XXXVI in der Kirche, die König Smbat neben seinem Palaste in dem Städchen Erazgawors (Schirakawan) erbaut hatte, von einem Gürtel ganz aus Gold, mit Edelsteinen geschmückt, der einfassend auf den Tisch des Herrn gelegt war. Also scheint es damals doch üblich, den Altar, ob er nun aus Holz oder Stein war, mit Gold oder Edelsteinen zu schmücken. Der Altar steht so, daß man um ihn herum gehen und vor ihm sich bewegen kann. Er soll hinter einem Vorhang verdeckt werden können, wie öfter gesagt wird, so auch in dem Briefe, mit dem Makarios von Jerusalem, 565—572 etwa die Anfrage des Bischofs Wrthanes von Siunik (552—580) beantwortet, also sagt, wie es in Jerusalem gehandhabt werde[3]): »Der Tisch der Sühne soll hinter einem Vorhang sein. Die Kleriker sollen nach ihrem Grade, das Volk außerhalb des Vorhanges stehen und die Ungetauften an der Türe, damit sie sich nicht durcheinander mischen und die Ordnung der Kirche aufgehoben wird. Ein jeder soll seine Stelle einhalten« (Hs.[4]) fol. 56 v.). An einer anderen Stelle heißt es im 21. Kanon (Hs. fol. 116 v.): »Ich höre, daß man die Gefäße der Kirche, besonders den Vorhang dem Bräutigam und der Braut für das Brautgemach und den Kelch den Soldaten zum Weintrinken ausleiht. Solche Priester soll man ausstoßen. . . . .« [5]). Vgl. Mai, Script vet. nova coll. X, II, S. 26.

e) Thron. Er steht ebenso wie der Altar auf der Bühne, und zwar, wie ihn die Vision verlangt, auf der linken Seite. Der Thron erinnert in seiner ganzen Ausstattung an die Darstellung der Hetoimasia[6]). Möglich, daß diese von solchen Thronen ihren Ausgang genommen hat. Katerdschian erwähnt einige Stellen bei Faustus und Johann d. Phil., die den Katholikos sitzend auf dem Bema, bzw. dem Throne des Bema vorführen.

f) Kanzel. In Zwarthnotz, wo gerade die Mitte und die linke Seite des Bema zerstört ist, steht auf der rechten Seite ein runder Aufbau (Abb. 263), den man als Ambo nehmen möchte. Die Möglichkeit einer solchen Deutung ist gegeben durch Zeugnisse, die für den Gebrauch eines solchen sprechen. In den freilich späten, in Kilikien geschriebenen Vorschriften für die Messe von Nerses von Lambron nimmt der Diakon das Evangelium und steigt auf die Kanzel (Ampon) oder den Balkon des Subdiakons und liest vor. War eine Kirche entweiht, so zeichnet man am Vorabend mit dem Kreuze den Tisch . . . sowie das Baptisterium und den Ampon. Aber schon Lazar von Pharpi (Langlois, S. 365) berichtet von dem Zusammenlauf in einer Kirche, wobei der Patriarch Psalmen singen ließ und dann segnend die »Stelle des Hörens« bestieg, um eine Ansprache zu halten. Der Aufbau auf dem Bema von Zwarthnotz steigt im Dreiviertelkreise mit 2 m äußerem und 1·20 m innerem Durchmesser, also mit 25 cm Wanddicke auf, wozu noch die Halbsäulen zu rechnen sind, die, zwölf im ganzen, in 24 cm Abstand, durch Bogen verbunden, elf 80 cm hohe Nischen bilden. Sie stehen auf einem 57 cm hohen Unterbau und einer 26 cm hohen Profilierung, über ihnen ein Randsteg. Die Kanzel ist im ganzen 1·80 m hoch und an der Ostseite durch drei Stufen zwischen ihren Seitenwänden zugänglich. Die übliche Deutung dieses Aufbaues ist freilich eine andere. Man sieht ihn für einen Reliquienschrein an[7]). Tatsache ist, daß sich sonst in altarmenischen Kirchen meines Wissens keine Spur einer Kanzel nachweisen läßt.

[1]) Nach P. Daschian vgl. Joh. Philosophi Opera, S. 63, der Ausgabe von Aucher. Vgl. auch S. 275.

[2]) Übersetzung nach dem echten Koriun (1894, S. 46) von P. Akinian. Vgl. Langlois II, S. 15.

[3]) Englische Übersetzung von Conybeare, The key of truth, S. 178 f. Hier und überall ist der Brief dem Makarios der Zeit des Nikäischen Konzils 325 zugeschrieben. Vgl. dazu P. N. Akinian »Kyrion, Katholikos der Georgier«, S. 98, Anm. 2.

[4]) Ich zitiere nachfolgend in dieser Art die Kanones-Handschrift der Wiener Mechitaristenbibliothek.

[5]) Dieser Kanon stammt aus dem 5. Jahrhundert; die fälschlich dem hl. Sahak zugeschriebenen Kanones S. 100—115. Vgl. Armenische Bibliothek (Soperk haikakank), Venedig 1853, II, S. 93.

[6]) Vgl. darüber meinen Beitrag in Dölgers »Konstantin der Große und seine Zeit«, S. 373 f. Der Thron zu Edschmiatsin vom Jahre 1721 abgebildet bei Astvatsaturean, Album Nr. 52.

[7]) Vgl. auch Marr, »Texte und Untersuchungen«, X (1907), S. 14 .

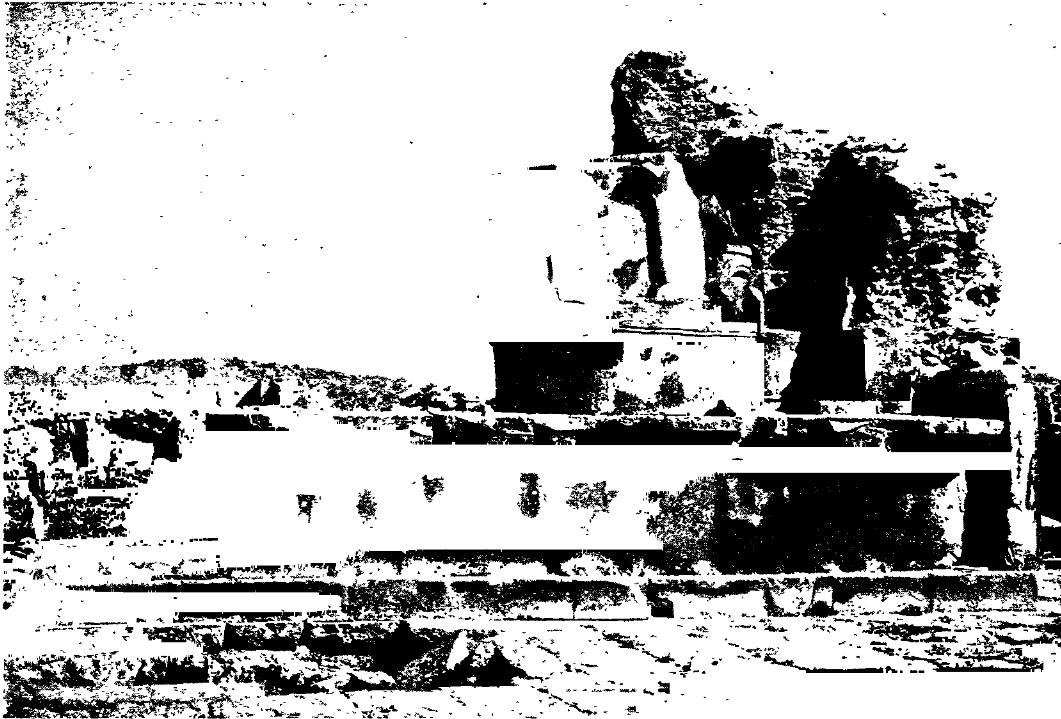


Abb. 263. Zwarthnotz, Gregorkirche: Die Altarbühne mit dem runden Aufbau.

g) Sonnenuhr. Sie gehört eigentlich nicht zum Innern, sondern naturgemäß zum Äußern der Kirche. An der schmalen Südwand der Bühne von Zwarthnotz (Abb. 263) aber steht heute freilich neben der Treppe eine Sonnenuhr (oben S. 31, Abb. 31). Auf einer Platte von 1·30 m im Quadrat ist ein mit breiter Hohlkehle profilierter Kreis gegeben, der durch eine Linie in zwei Hälften geteilt ist. Die eine enthält die Inschrift: Ps. XXXI, 16 (Dafür werden Dich alle Heiligen bitten zur rechten Zeit), die andere die Uhr mit ihren an den Enden von zwölf Radien angebrachten Kreispunkten, darüber die Zahlzeichen. Es ist nicht verständlich, was die Uhr im Innern der Kirche soll. Für ihre Anbringung am Äußern vgl. Thalin (Abb. 202) und sonstige Beispiele in den Abbildungen dieses Werkes. Immerhin dürfte es vielleicht berechtigt erscheinen, sie in näheren Zusammenhang mit der Ausübung des Gottesdienstes und dem Ostteil der Kirche zu bringen. Über den Gebrauch von Sonnenuhren in Kirchen lese man nach, was ich in »Byzantinische Zeitschrift«, III (189), S. 16, gelegentlich der 873/4 erbauten Kirche von Skripù vorbringen konnte. Über die Verwendung solcher Uhren im Islam vgl. Wiedemann-Hauser, Über die Uhren im Bereich der islamischen Kultur (Halle 1915).

Nebenräume.

Nach Katerdschian wurden die Seitenräume der Hauptapsis im 5. Jahrhundert Diakonikon genannt, im 8. Sakramentarium. Er glaubt, daß eine dieser Kammern für die Geräte der Kirche bestimmt war, in der man sich auch ankleidete und die Opfergaben für das Sakrament vorbereitete, die zweite aber für die Gaben und Almosen des Volkes, die es für die Bedürfnisse der Kirche und ihre Priester hergab. Thoramanian ist diesen Fragen ausführlich nachgegangen, Lissitzian stellte aus seinen Schriften folgendes zusammen.

»Man kann drei Formen von Seitenräumen unterscheiden: erstens von Norden nach Süden gestreckte und in der Art von Querarmen vorspringende Anbauten. Diese kommen nur im 5. und 6. Jahrhundert an Kirchen wie Tekor, Ereruk (Abb. 383, 177) und an der Kathedrale von Edschmiatsin (Abb. 264) vor[1]); zweitens quadratische Seitenzimmer im 7. Jahrhundert: Kirchen wie die heilige Gajane (Abb. 213), Mren (Abb. 221, im 7. Jahrh. zugebaut) u. a.[2]); drittens längliche, von Westen

[1]) »Tekor«, S. 10 f.

[2]) »Tekor«, S. 8, Abb. 16, 17. Über die Annahme eines Umbaues von Mren unten.

nach Osten gestreckte Räume, im 10, 11. und den folgenden Jahrhunderten, an Kirchen wie Schirakawan (Abb. 232, Anfang des 10. Jahrhunderts), der Kathedrale von Ani (Abb. 222, 1001) u. a. Viele armenische Kirchen haben außerdem noch Seitenzimmer an der Westseite wie Ereruk, die Hripsime und die Kathedrale von Edschmiatsin (in ihrer ursprünglichen Form), Awan, die Apostelkirche von Ani u. a. Diese Seitenzimmer sind oft zweistöckig [1]).

Im Mittelmeerkreise werden die Seitenzimmer der Hauptapsis als πρόθεσις (paratorium, oblationarium) und διακονικόν (diaconium) benannt. Welche ist nun ihre Bestimmung in Armenien? Aus dem Werke des Nerses von Lambron [2]) ersehen wir, daß diese Bestimmung im 11. und 12. Jahrhundert in Kilikien die gleiche war wie im Abendlande. »Der Priester soll vor der Messe sich also nach dem Ritus kleiden Er tritt mit dem Diakonen in das »avandatun« (Sakristei), wo sich das Kleid des Gottesdienstes befindet« [3]). Das andere Zimmer diente als Ablegekammer für Kirchengeräte und Kleider, für Gaben u. a. und wurde einfach Kammer oder Zimmer (seneak) genannt [4]). An einer anderen Stelle gibt Nerses von Lambron diesem Zimmer die Bezeichnung: »und die Diakonen müssen ins »sarkawagatun« (diaconium) gehen und heilige Gaben mit Kerzen und Weihrauch bringen« [5]).

Aus den Kanones des zweiten Konzils von Dwin (555) ersieht man aber, daß zu dieser Zeit die heiligen Geräte im Hause des Hauptpriesters bewahrt und nur während des Gottesdienstes in die Kirche gebracht wurden. Kanon 14 lautet: Bestandteile der Messe und die Opfer und die Geräte der Kirche müssen im Hause des Hauptpriesters bewahrt werden, wie es seit jeher angeordnet ist [6]). Die Seitenzimmer hatten also eine andere Bestimmung.

Die Fortsetzung desselben 14. Kanons lautet: »Und der Hauptpriester selbst darf die Kirche nicht verlassen und sich mit Hausbeschäftigungen befassen . . ., damit er das Amt und das Gebet des Tages und der Nacht wie auch die Aufsicht über das Volk nicht vernachlässigt. Seine Mitpriester aber müssen im Sommer der Reihe nach mit ihm bleiben.« Ebenso lautet der 15. Kanon des heiligen Sahak (Anfang des 5. Jahrhunderts): »Im Sommer muß der Hauptpriester immer in der Kirche bleiben und seine Mitpriester müssen der Reihe nach jede Woche bei ihm sein« [7]).

Nach der Meinung des P. N. Melik-Thangian [8]) befand sich die Sommerwohnung des Hauptpriesters im Hofe der Kirche. Thoramanian glaubt aber, daß dies bis zum 7. Jahrhundert mindestens nicht wahrscheinlich ist. Diese Sommerwohnung befand sich am ehesten in den Seitenzimmern (oder in einem der Seitenzimmer). Der merkwürdige Umstand, daß diese Wohnung für den Sommer allein und nicht für den Winter bestimmt war, beweist das. Im Winter wäre es notwendig gewesen, Feuer anzuzünden um zu heizen. Das Anzünden des Feuers in der Kirche aber wurde in den frühen Zeiten des christlichen Eifers, wo man bestrebt war, alles Vorchristlich-Heidnische auszurotten und zur Zeit der religösen Kämpfe und Verfolgungen von Seiten der Feueranbeter als größte Sünde und sogar Gotteslästerung betrachtet. Darum wurde die Wohnung nur für den Sommer bestimmt [9]).

Wir kennen folgende Kirchen des 5. und 6. Jahrhunderts: Kassach (S. 150), die an dem nordöstlichen Ende ein unregelmäßiges Zimmer hat, Diraklar (S. 140), an deren südöstlicher Seite sich ein ähnliches Zimmer befindet, Tekor (S. 335 f.) und Ereruk (S. 153), welche auf beiden Seiten der Apsis zweistöckige Zimmer haben. Es ist möglich, daß diese Seitenzimmer im 7. Jahrhundert zur Sakristei und zur Aufbewahrungskammer wurden, nachdem Katholikos Ezr zum ersten Mal im

1) Vgl. dazu Millet, »L'école grecque« und die Kirchen von Resapha (»Amida«, S. 221 f.).

2) »Betrachtungen über den Ritus der Kirche und Erklärung der Messe des Nerses von Lambron, Bischofs von Tarsos«, Venedig 1847 (armenisch).

3) Nerses von Lambron a. a. O., S. 143, zitiert von Thoramanian »Vorhalle u. a. in den ältesten armenischen Kirchen«, S. 8.

4) Nerses von Lambron a. a. O., S. 84, zitiert a. a. O., S. 8.

5) A. a. O., S. 211, zitiert a. a. O., S. 8.

6) Thoramanian: »Vorhalle etc.«, S. 9. Thoramanian läßt aber die Frage unbeantwortet, ob nicht etwa unter dem »Hause des Hauptpriesters« eben diese Wohnung in oder bei der Kirche (in den Seitenzimmern etwa) verstanden wurde. Jedenfalls nur im Sommer, wie wir das gleich sehen werden.

7) »Vorhalle«, S. 9. Jede Kirche hat heute mehrere Priester. Unter dem Hauptpriester wird jetzt derjenige verstanden, an welchem die Reihe, den Gottesdienst zu verrichten, ist. Eine gewisse Zeit (etwa zwei Wochen) vor und ebensoviel nach dem Gottesdienste muß er seinem Hause (der Frau) fern bleiben.

8) »Das armenische Kirchenrecht«, Schuschi, 1903, S. 379.

9) »Vorhalle etc.«, S. 9 f.

Hofe der Kirche der hl. Gajane einen getrennten Bau als Wohnung für den Priester (Zamatun) baute, welche Sitte später allgemein wurde[1]). Die Form der Seitenzimmer wird jetzt viel regelmäßiger.

Welches ist nun die Bestimmung der westlichen Seitenzimmer? Aus der Kirchenliteratur wissen wir, daß die armenischen Kirchen außer der Priesterwohnung noch Raum für die Büßer, das Baptisterium oder den Taufstein haben mußten. In der armenischen Kirche wurden außer den Heiden noch Exkommunizierte und sogenannte »Zuhörer« (welche je nachdem von außen oder im Innern der Kirche zuhören durften) unterschieden. Es ist nun die Frage, wo sie sich während des Dienstes und während des Gebetes »Niemand von den Heiden« befanden. Die armenischen Kirchen haben ohne Ausnahme keinen Narthex, entgegen den Kirchen des Mittelmeerkreises. Die Kirchen von Tekor (S. 335 f.), Ereruk (S. 153 f.), Kassach (S. 150) und Odzun (S. 177), die nach Thoramanian den ältesten Typus der armenischen Kirchen vertreten, haben eine Vorhalle auf drei Seiten. Obwohl die Kirche von Aschtarak jetzt keine Portikus zeigt, ist sie in dieser Beziehung noch zu prüfen. Da die ältesten Kirchenkanones das Vorhandensein des Gesetzes über Heiden und Büßer bestätigen und wir keinen anderen Raum in den ältesten armenischen Kirchen dazu bestimmt finden, bleibt zu vermuten, daß den umlaufenden Vorhallen diese Rolle des Raumes für Büßer im 5. und 6. Jahrh. verliehen war. Die Kirchen dieser Zeit haben außer der Westtür je zwei Türen auf den Süd- und Nordseiten, obwohl manche von ihnen sehr kleine Abmessungen haben. Die große Zahl der Türen scheint zu bestätigen, daß die Portiken als Büßerraum verwendet wurden; durch diese Türe sollten von außen Zuhörende den Dienst vernehmen[2]).

Am Ende des 5. Jahrhunderts taucht in Armenien eine neue Form mit der von Wahan Mamikonian erbauten Kathedrale von Wagharschapat auf, deren Kopie die fünfkuppelige Kirche von Awan[3]) ist. (Vgl. S. 89: am Ende des 6. Jahrhunderts vom Katholikos' Johann erbaut.) Diese Kirchen haben auch auf der Westseite quadratische, bzw. runde Seitenzimmer. Man hatte vor dem 7. Jahrhun-

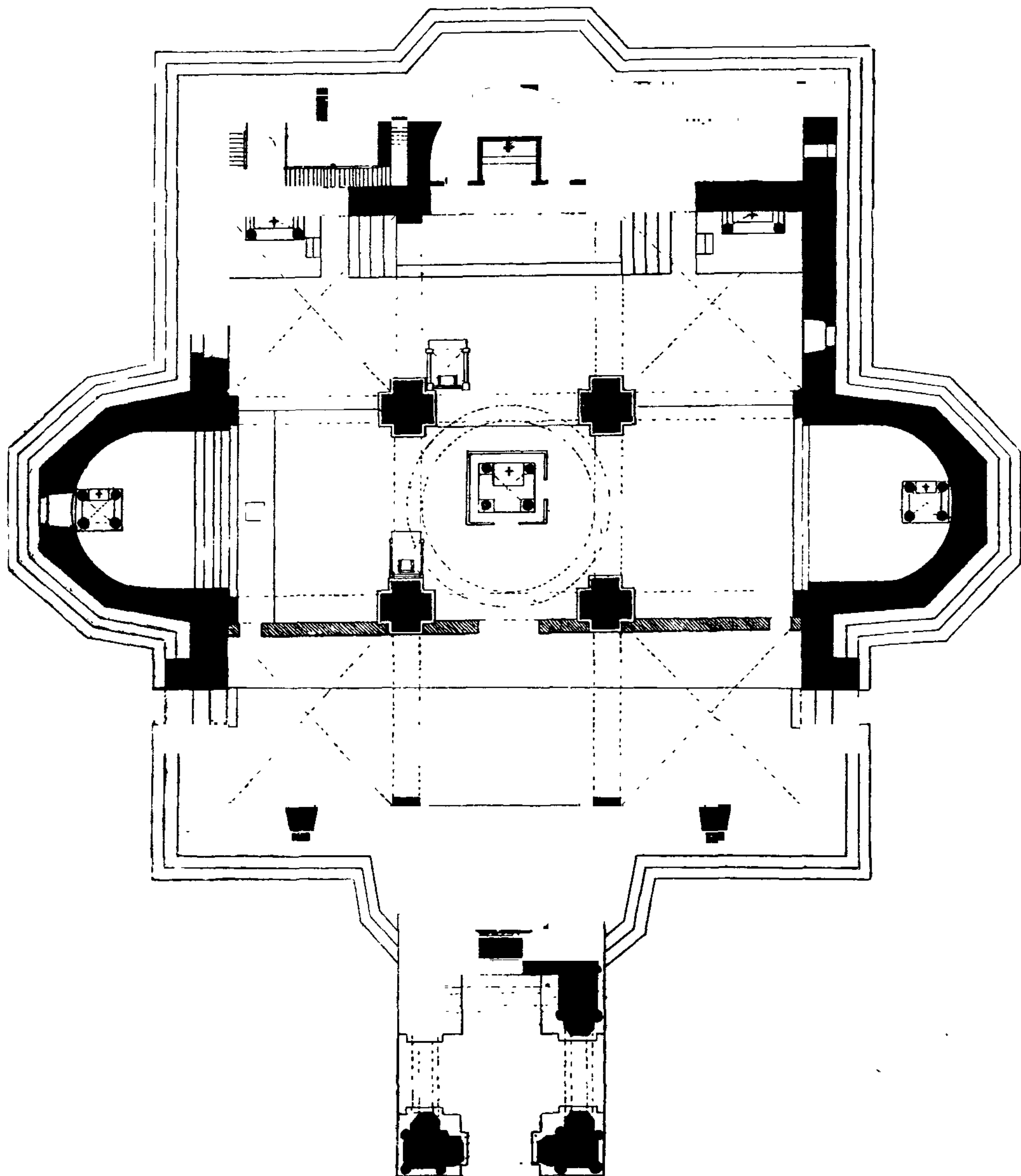


Abb. 264. Edschmiatsin, Kathoghike: Grundriß. Aufnahme Brosset.

[1]) Johannes Katholikos, Geschichte (Jerusalem, 1843), S. 56; »Vorhalle« etc., S. 10.

[2]) »Vorhalle« etc., S. 14.

[3]) Thoramanian, Neueste Meinungen über die armenische Kunst in »Anahit«, Paris 1911, Heft 9—12, S. 212.

dert offenbar das Bedürfnis nach westlichen Seitenzimmern. So hat man z. B. an die Kirche von Ereruk, spätestens am Ende des 6. Jahrhunderts, solche Seitenzimmer zugebaut[1]), wahrscheinlich als Raum für Büßer[2]). Die Kirchen, welche eine Portikus haben, sind entweder geweihte Tempel oder nach ihrem Muster gebaute Kirchen. Man hat die Portikus zuerst als Büßerraum verwendet, im kalten armenischen Winter dürfte es aber unmöglich gewesen sein unter der freien Portikus zu stehen. So ist es zu erklären, daß Ereruk neben der Portikus noch Seitenzimmer hat. Dann hat man die Vorhalle vollständig ans Ende gesetzt, indem man sich mit den westlichen Seitenzimmern begnügte. Diese Zimmer haben außer den Türen, die sie mit dem eigentlichen Gebetraume verbinden, noch eine Türe von außen, damit man in sie eintreten kann ohne durch die Kirche zu gehen. So z. B. die Kathedrale und die hl. Hripsime von Edschmiatsin (jetzt in beiden vermauert)[3]). Viele neue Kirchen ohne westliche Seitenzimmer zeigen den entsprechenden Teil durch Gitterwerk von dem übrigen Raume getrennt. In Kleinasien wird dieser Teil »pinamaz-seküssi«, Raum für Büßer (»des Gebetes Entzogene«), genannt[4]). Es gibt jedoch Kirchen des 7. Jahrhunderts, welche keine westlichen Seitenzimmer haben, wie z. B. die hl. Gajane von Edschmiatsin, neben der hl. Hripsime, die solche Zimmer hat. Es scheint, daß der Zwang, getrennt Buße zu tun, in Armenien schon im 7. Jahrhundert sein Ende fand, womit diese Zimmer ihre Bedeutung verloren. Die Kanones über die Buße waren in Armenien immer viel milder als im Westen. Nach dem 10. Jahrhundert werden auch diese westlichen Zimmer zu Kapellen«.



Abb. 265. Bagaran, Kathedrale: Rest der zugebauten Nebenkammer im Südosten.

Dazu ist nach Katerdschian noch zu bemerken: An die Stelle der Sakramentarien sind heute gewöhnlich rechts und links des Hochaltars in derselben Richtung zwei Altäre getreten. Diese Form wird von vielen als die einzig armenische angesehen, obwohl Johann der Philosoph[5]) u. a. ausdrücklich nur einen Altar vorschreiben. Die Kirche in Edschmiatsin hat jetzt rechts und links des Hochaltares sowohl Kammern als auch Altäre (Abb. 264), die letzteren sind aber aus späterer Zeit. Bei den Alten war die Vorschrift »Ein Altar, eine Kirche« streng, so sagt Nerses von Lambron: »Dem einen Christus ist ein Altar genug, aber zahlreiche Diener wenig«. Im 11., 12. und 13. Jahrhundert wurden zwar häufig viele Altäre errichtet, sie waren aber, um der Vorschrift nachzukommen, so ummauert, daß jeder eine Kapelle für sich bildete. Dagegen kämpft Nerses heftig: »Die Ecken der Kirchen füllen wir mit Altären... Die große Kirche in Konstantinopel begnügte sich mit einem Altar, so auch die Kathoghike von Ani, die Sionkirche von Jerusalem, die Petruskirche in Antiochia und die hl. Sophie von Tarsus... Aber in den Klöstern haben wir die Altäre zahlreicher gemacht, als die Bewohner derselben«.

[1]) »Tekor«, S. 84. Vgl. mein »Kleinasien«, S. 43.

[2]) »Vorhalle« etc., S. 15.

[3]) »Vorhalle« etc., S. 21.

[4]) »Vorhalle« etc., S. 21 f; vgl. Nerses von Lambron: »Betrachtungen etc.«, S. 328, zitiert bei Thoramanian.

[5]) ed. Aucher, S. 304.

Den Kunsthistoriker wird ein Blick auf die ältesten Arten der Kuppelquadrate und der reinen Nischenbauten überzeugen, daß die Kammern nicht zum ursprünglichen Baugefüge gehören, sondern zumeist erst später — öfter ganz unorganisch — hinzugefügt wurden. Als augenscheinlichen Beleg gebe ich Abbildung 265 eine Aufnahme des Südanbaues von Bagaran (S. 95), der eingestürzt ist. Man sieht den das Gewölbe tragenden Pfeiler in die Ecke gestellt und kann an den Wänden feststellen, daß dieser Zubau nicht einbindet. Auch die Türe dürfte erst später eingefügt sein. Die Vierpaßkirchen, die ich Seite 101 f. nach der Zahl dieser Kammern einteilte, liefern dafür gute Belege. Es fällt in diesem Zusammenhang überhaupt auf, daß in den ältesten Kirchenbauten der liturgische Charakter wenig oder gar nicht betont erscheint. Das gibt vielleicht einen Fingerzeig für den Ursprung der einzelnen Bauform. Davon unten. Doch kann schon hier der Meinung Ausdruck gegeben werden, daß es die Längsbauten waren, die das Bedürfnis nach Seitenkammern in den armenischen Kirchenbau einführten, die Kuppelbauten haben sich erst allmählich dieser Forderung angepaßt. Man lese oben, Seite 75, über Mastara nach; wie in Bagaran wurden dort die Nebenräume der Apsis erst später zugebaut. Auch die halbrunde Apsis selbst könnte auf diesem Wege als Kultform in Armenien Eingang gefunden haben[1]).

B. Der Mittelteil.

a) Die Kuppel. Der Mittelteil der Kirche wird Nav (Naos), nach Johann dem Philosophen auch Tadschar genannt. Wenn ich vom Grundriß von Thalisch (S. 191) ausgehe, so wird als der eigentliche Gemeinderaum wohl eben das Quadrat unter der Kuppel zu bezeichnen sein. Der Ostraum mit der Altarbühne ist das Bema, das westliche Drittel des Gesamtraumes die Vorhalle (Gawith). Daß der Mittelteil, der eigentliche Versammlungsraum der Gemeinde schon in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts als Kuppel auf Bogen über vier Stützen vorgestellt wurde, geht aus einer von Agathangelos dem hl. Gregor zugeschriebenen Vision hervor, von der öfter zu reden sein wird (Langlois, S. 157). Doch kann man sie nicht für die Zeit des Gregor selbst verwerten, weil deutlich ist, daß sie erst im 5. Jahrhundert in das Leben des Gregor (Agathangelos) eingefügt wurde, vielleicht nur, um den Bestand der Katholikatskirche schon in der Zeit des Gregor zu belegen. Sie beweist aber jedenfalls, daß der Phantasie des 5. Jahrhunderts die Gestalt eines Kuppelraumes, wie wir ihn in den strahlenförmigen Kuppelbauten vor uns sehen, geläufig war.

Man könnte meinen, daß die Vorliebe für die Beibehaltung der Strebenischen, die sich an die Kuppel anlegen, nicht nur auf ihren ursprünglichen Zweck, die Verstrebung der Kuppel, zurückzuführen sei, sondern auch in dem Bedürfnisse fußte (wie auf dem Athos), Räume für die Aufstellung der Sänger zur Verfügung zu haben. Aber dem widerspricht, daß die Sänger (Söhne des Das und Kleriker) im Presbyterium neben dem Altar stehen. Der Nav war für die Gemeinde bestimmt. Aufstellung von Bänken ist nicht üblich, man steht beim Gottesdienste, u. zw. öfter nach Geschlechtern getrennt. Naos und Gawith müssen durch eine Schranke getrennt gedacht werden, weil in liturgischen Gesängen Achtung auf die Türen verlangt wird, damit kein Sünder Eintritt in das Heiligtum habe.

b) Empore. Ein erster Stock ist in Armenien nicht bekannt, es wird schwer, ihn dort auch nur in Ansätzen nachzuweisen. Bei Vorführung der Kathedrale von Artik fanden wir in der Nordkonche eine Treppe (S. 78). Ein Vergleich des Äußern (S. 77) mit dem von Mastara (S. 19) zeigt in der Tat über dem Kranzgesimse der Strebenischen einen weiteren Aufbau. Er könnte jünger sein, aber auch der quadratische Hauptteil steigt darüber empor. Wie soll nun aber in dem Typus »Konchenquadrat« eine Empore Raum finden? Achthamar (Bachmann, Tafel 32) zeigt seitlich eine Empore, die sich aber lediglich auf die Südkonche beschränkt. Vielleicht führte die Treppe in Artik auch nur zu einem solchen Einbau oder dem Dach[2]). Die öfter nachweisbaren Treppenanlagen, die frei neben den Baukörper einzelner Kirchen wie Kassach oder Schirakawan u. s. w. hingestellt sind, dürften kaum mit Emporen in Zusammenhang zu bringen sein. Sie laufen zuerst im Abstand parallel mit der Kirchenwand hin, biegen dann im rechten Winkel um und führen senkrecht zum Dach empor (Abb. 8 und 232). In Kassach ist dieser Zugang noch im Gebrauch, trotz des jetzigen

[1]) Vgl. mein »Kleinasien«, Register und bes. S. 217. Oder gehen Anregungen von Armenien aus?

[2]) Die Zugangstür ist heute durch Erhöhung des Bodens so niedrig, daß man nur kriechend zur Treppe gelangen kann.

Holzdaches, in Schirakawan steht nur der untere Flügel. Keinesfalls sind diese Außentreppen so alt wie die Kirchen und möglicherweise überhaupt erst angelegt, als man die Ruinen in Kastelle verwandelte[1]).

Im Zusammenhange mit der Emporenfrage ist der Wiederherstellungsversuch von Zwarthnotz von Bedeutung. Thoramanian, der mit Recht eine Steinkuppel und das pyramidale Dach annimmt (Abb. 119), hat dem Vierpaß von Zwarthnotz eine Empore gegeben. Er mag das wegen der Verstrebung der mächtigen Kuppel notwendig gefunden haben. Spuren der Treppe sind bis jetzt nicht nachgewiesen, auch nicht außerhalb des Baues, es sei denn, daß der Zugang hinter der Ostapsis in seinen oberen Teilen dafür verwendet war. Für die Anbringung von Eckemporen spricht Bana (Abb. 127).

Die Empore scheint im allgemeinen eine Forderung größerer Städte. Ihr Wegfallen in Armenien wäre daher begreiflich und muß mit der Art zusammenhängen, wie die Frauen sonst untergebracht wurden. Man hatte nicht nötig, wie in Mesopotamien, besonders in dessen aramänischen Nordteil, und in Kleinasien den Kuppelbau durch Einschaltung einer Empore in die Höhe zu treiben (Kuppelbasilika), sondern brachte die Frauen anders unter, wo, können mir freilich die Wardapeten der Wiener Mechitaristen, die ich darum befragte, für die ältere Zeit nicht sagen.

Anläßlich der Empore wären vielleicht auch Doppelkirchen in zwei Geschossen übereinander zu nennen, wie ich solche in Eghiward und Amaghu kennen lernte. Doch haben die beiden Räume miteinander keine Verbindung und gehören erst der jüngeren Zeit an. Entwicklungsgeschichtliche Bedeutung, wie etwa die Doppelrundkirchen in Schweden, haben sie jedenfalls nicht erlangt[2]).

C. Westteil.

Es gibt mehrere Arten von Vorhallen, bzw. Vor- und Nebenräumen: die eigentliche Vorhalle (Gawith), dann das schon im 7. Jahrhundert Zamatun genannte »Wohnhaus der Priester« mit gekuppelten Hallen, die voll von Grabsteinen sind und endlich eine dritte Art, Bibliotheken, Reliquienhäuser oder Synodenhallen genannt. Darüber hat zusammenfassend Thoramanian[3]) gearbeitet. Er geht dabei davon aus, daß vor dem 10. und 11. Jahrhundert keine Bauten neben den Kirchen gestanden hätten. Es will mir scheinen, daß diese Annahme doch nicht ganz das Richtige trifft.

a) Gawith. So lange wir keine Kirchen des 4. und 5. Jahrhunderts kennen — sie sind alle in den Kriegsstürmen von 451 und 572 zerstört worden — dürften schwerlich jene Vorhallen nachgewiesen werden können, die in Kuppelbauten für Büßer bestimmt waren. Für Längsbauten schlägt Thoramanian vor, die Außenhallen dafür anzusehen (S. 233). Im Grundriß von Thalisch, einer Kuppelhalle, könnte man dafür den dritten, westlichsten Teil des Innenraumes nehmen. Dieses Gawith ist im Gegensatze 1. zum Bema (Das), dem Allerheiligsten, zu dem nur die Priester Zutritt hatten und 2. dem Naos (Nav), der den Gläubigen diente, 3. der Versammlungsort für die Sünder. Die Bezeichnung Gawith ist gebraucht bei Faustus von Byzanz III, 3 (Langlois, S. 212) gelegentlich jener Belagerung der Kirche von Aschtischat unter Wrthanes (333—341), bei der auch die Umwallung erwähnt wird: »Die Menge stand versammelt durcheinander im Gawith der Kirche«. Damit ist also eigentlich schon für die Zeit des Gregor der Bestand von Vorhallen gesichert. Erst die mit dem vorliegenden Werke einsetzende Forschung über den vor dem 5. Jahrhundert liegenden ältesten Kuppelbau der christlichen Armenier wird auch die Beantwortung dieser Frage in Gang bringen. Es könnte sein, daß, wie bei den Nebenräumen der Apsis, auch bei den Vorhallen erst die griechisch-syrischen Einflüsse des 5. und 6. Jahrhunderts zur Entwicklung entsprechender Bauformen führten.

b) Zamatun[4]). Johannes Katholikos (Jerusalem 1834, S. 56) sagt im 10. Jahrhundert, daß der Katholikos Ezr (630—641) es gewesen sei, der mit dem Bau von Zamatunen begonnen habe, als er bei der Gajanekirche in Wagharschapat Wohnstätten für die Priester errichtete. Es handelt sich also nicht wie beim Gawith um einen Teil der Kirche, sondern um Nebenbauten und Zamatun ist also noch

[1]) So bestechend es also wäre, Clemen, »Die rom. Monumentalmalerei in den Rheinlanden«, S. 689 bezüglich des Zuganges der Emporen in Kleinasien auf diese Beispiele zu verweisen, wird man doch gut tun, genauere Untersuchungen abzuwarten.

[2]) Vgl. Seeselberg, »Die frühmittelalterliche Kunst der germanischen Völker«, S. 77 f.

[3]) »Gawith und Zamatun in den älteren Kirchen der Armenier« (Azgagrakan Handes XI, 1911).

[4]) Etymologisch »Stundenhaus«, in Wirklichkeit »Haus der Kirche«, »Kirchenhof«, ein Haus, das der Kirche gehört und von den Priestern bewohnt, bzw. zum Aufenthalt benützt wird.

weniger als Gawith zu verwechseln mit dem griechischen Narthex. Vielmehr wird man für »Zamatun« den im zweiten Jahrtausend in slavischen Ländern als Vorhalle üblich gewordenen und als Pridvor bezeichneten Westraum vor der Kirche ansehen dürfen. Über diese Vorhallen schreibt Thoramanian: »An der West-, doch auch an der Süd- und Nordseite vieler armenischer Kirchen finden wir oft rechteckige und quadratische, geräumige Vorhallen, die manchmal gekuppelt sind. Keine von diesen Vorhallen fällt in die Zeit vor dem 10. oder 11. Jahrhundert. Beachtenswert ist es, daß die Vorhalle nie gleichzeitig mit der Kirche, sondern immer später zugebaut ist. Nicht nur die Harmonie des Ganzen wird dadurch gestört, sondern auch schöne Fassaden, Fenster, Gesimse, Ornamente, Rahmen und Arkaden verdeckt[1]).

Die Halle der Johanneskirche des Horomosklosters (Choschawank), 1038 erbaut, ist als erstes erhaltenes Beispiel der Vorhalle zu betrachten. Sie ist mindestens die früheste, die wir kennen[2]). Nerses von Lambron kennt im Bagratidenreiche noch keine Vorhalle[3]), vielmehr leitet er die Entstehung der Vorhalle folgendermaßen ab (Erklärung der Liturgie): Nach den großen Verwüstungen der Seldschuken in Armenien, seien große Emigrantenscharen nach Kleinasien und Kilikien gegangen. In der Hoffnung auf eine baldige Wiederkehr hätten sie nur kleine Kirchen gebaut. Als sie aber nicht zurückkehren konnten, ihre Zahl wuchs und die Kirchen zu klein wurden für alle, bauten sie diese Hallen an ihre Kirchen[4]) ... Daraus würde folgen, daß die Vorhallen in Kilikien wahrscheinlich noch vor dem 12. Jahrhundert entstanden und von dort nach Armenien gekommen seien und ihr Ursprung ein rein armenischer, von dem westlichen Narthex vollkommen verschiedener wäre[5]).

Die Vorhallen sind immer voll von Grabplatten und Kreuzsteinen. Wie bei anderen Völkern, lebte auch bei den Armeniern ein Drang, die Toten in der Kirche zu begraben. Da aber die armenischen Kirchengesetze das Begraben in der Kirche, als Verunreinigung streng bekämpften, suchten die Fürsten, Priester und andere vermögende Leute mindestens neben der Kirche begraben zu werden[6]). Die Erbauer der Kirche waren durchaus nicht gezwungen, gleich eine Vorhalle zu bauen. Doch sorgten sie selbst vor ihrem Tode dafür oder ihre Erben. Sogar zur Zeit ihrer größten Verbreitung, im 13.—14. Jahrhundert haben wir keine einzige Vor-

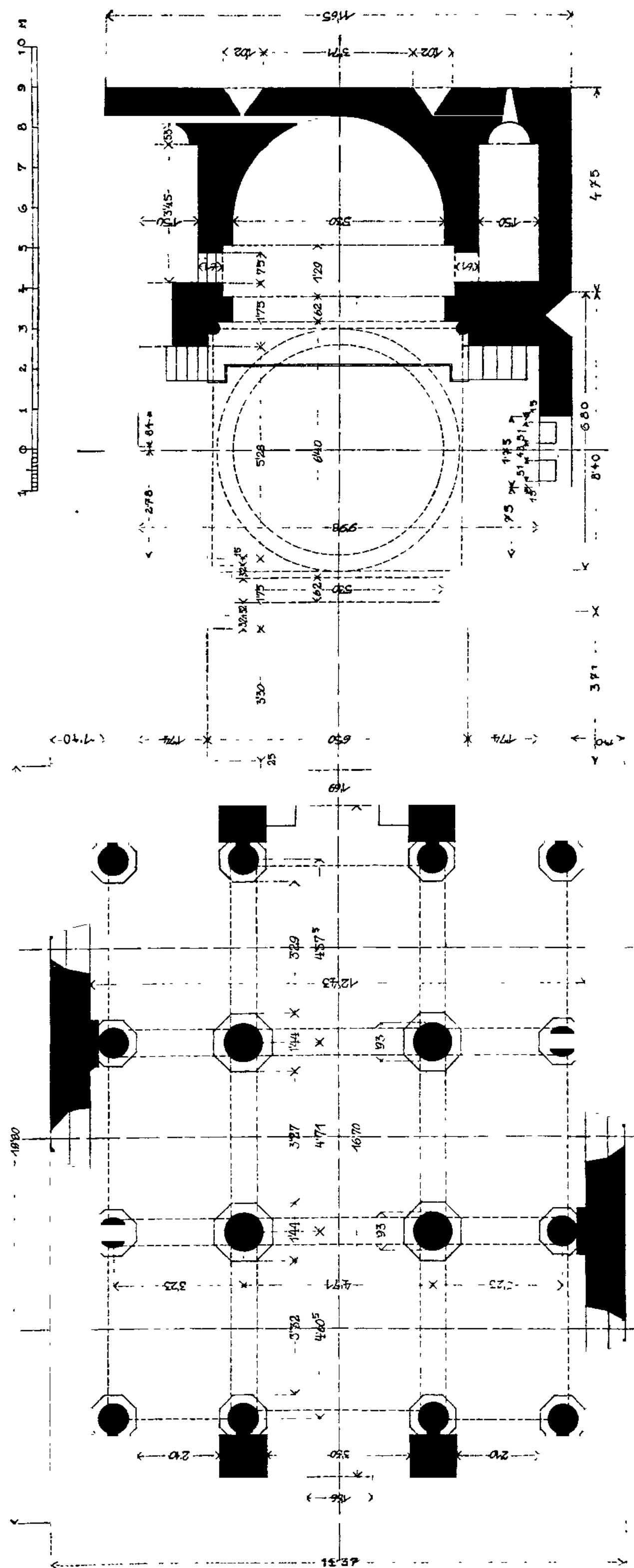


Abb. 266. Horomoskloster (Choschawank), Johanneskirche mit Zamatun: Grundriß. Aufnahme Thoramanian.

[1]) »Vorhalle« etc., S. 22 ff.

[2]) A. a. O., S. 24.

[3]) Nerses von Lambron, Betrachtungen etc., S. 26; angeführt in »Vorhalle« u. s. f., S. 24—25.

[4]) Nerses von Lambron, a. a. O., S. 29 f; angeführt in »Vorhalle« etc., S. 25.

[5]) »Vorhalle« etc., S. 26.

[6]) »Vorhalle« etc., S. 26.

halle, welche zur gleichen Zeit mit der Kirche errichtet wurde. Viele Kirchen haben überhaupt keine Vorhalle. So ist also die Vorhalle als Familien-, Priester- und andere Begräbnishalle zu beachten[1]«. Dazu bietet Thoramanian einen ausführlichen Katalog solcher Begräbnishallen.

Soweit Thoramanian. Diese Vorhalle zu Begräbniszwecken ist wohl zu unterscheiden von der alten Vorhalle, Gawith, dem Aufenthaltsorte der Sünder und wahrscheinlich auch der noch nicht Getauften. Immerhin ist zu bemerken, daß Lazar von Pharpi c. 85, (Langlois, S. 365) von »vestibules extérieures de l'église« schon in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts spricht. Als die Kirche sich für die drängende Menge zu klein erwies, berichtet er, strömte das Volk in diese Vorhallen und füllte die umliegenden Straßen und Plätze. Man möchte annehmen, daß auch die Baptisterien in der Nähe dieses Westteiles der Kirchen sich befanden, etwa wie die Gregorkirche in Haridscha (S. 79).

Ich gebe Abb. 266 den Grundriß der Johanneskirche des Horomosklosters mit ihrer Vorhalle von 1038. Man sieht die übliche Kuppelhalle (S. 188 f.) und ihr vorgelegt sechzehn Rundpfeiler, die in vier Reihen so zusammengestellt sind, daß sie, von Wänden im Rechteck umzogen, nur vier Pfeiler in der Mitte frei stehen lassen. Auf das beachtenswerte Rippengewölbe wird noch am Schlusse dieses Werkes einzugehen sein. Man vergleiche mit diesem Zamatun andere, die oben Seite 67 im Grundriß des Klosters Sanahin, Seite 79 in Haridscha, Seite 248 in Ketscharus u. s. w. erscheinen.

c) Sommervorhalle. Die dritte Art der Vorhallen, mit der Kirche nur mehr oder weniger lose verbunden, kann am besten im Kloster Horomos (Choschawank) bei Ani beobachtet werden. Dort liegt vor der Johanneskirche des Königs Johann (1020/41) eine Vorhalle, die in der Inschrift als Zamatun bezeichnet ist[2]. Ihr Hallentypus aber wiederholt sich in dem Kloster noch dreimal. Es sind Räume, die von Watsche und Frau Mamachathun, 1229, gegen das Achureanertal vor jene Königsgrüfte gebaut sind, die sich an die Südostecke der Hauptkirche anschließen. Die drei Säle bilden zusammen die sogenannte Bibliothek und das Reliquienhaus[3], der größte heißt auch die Synodenhalle. Die Decken sind zum größten Teil eingestürzt. Ich gehe nicht näher darauf ein[4]. Der dritte Raum, auch ein Reliquienhaus neben der Vorhalle, entsteht erst 1277 durch Meister (Warpet) Frer (?) von Karin (Erzerum)[5]. Eine andere Bestimmung solcher Hallen (etwa als Bethaus) gibt ein Nachwort zu Thomas Artsruni[6] für die Kreuzkirche im Wansee an: »Auch am Sitze seines Patriarchates, auf der Insel Achthamar bei dem heiligen Kreuz (Kirche) baute er (Zacharia Katholikos von Achthamar 1296 bis 1336) rückwärts an dem Kreuze auf schönem und geräumigen Platze die große Vorhalle (Zamatun) für die Tage des Winters; an der westlichen Seite aber die gleiche Halle des Sommers, geräumig, bogenartig, mit Kalk gearbeitet (wörtlich »kalkgebunden«), indem er die Steine derselben vom Gaue Chlath (Achlath) mit größter Mühe über den tiefen See herüberführte«[7]. Dazu ist oben Seite 87 der Grundriß zu vergleichen.

Den eigentlichen Narthex im byzantinischen Sinne findet man öfter in Georgien. Vgl. darüber Millet, »L'école grecque«, Seite 122 f. und Kluge, »Versuch einer syst. Darstellung«. In Armenien ist diese, von Millet auf den Hellenismus zurückgeführte, im Außenbau mit der Kirche völlig einheitliche, im Innenraum aber durchaus getrennte Vorhalle, ein gangartiger Vorraum, unbekannt.

d) Taufhäuser (Mkrtaran) und Taufbecken. Wir sind vom Abendlande her so sehr an ihre weite Verbreitung gewöhnt, daß auch in Armenien Massen von Beispielen erwartet werden. Im allgemeinen kann gesagt werden, daß die reinen Kuppelbauten ohne Längsrichtung uns Abendländern in Armenien von vornherein den Eindruck von Baptisterien machen. Tatsächlich sind in Zwarthnotz wie in der Kreuzkirche von Mzchet Spuren von Becken gefunden worden. Aber ganz allgemein darf das nicht gelten: die armenischen Kuppelbauten sind Kirchen, nicht Baptisterien.

Es ist bis jetzt kaum gelungen ein einziges Beispiel eines Taufhauses unzweifelhaft nachzuweisen. Unsere Vorstellungen von dieser Art Zweckbauten bewegen sich noch ganz im Gebiete der Mutmaßungen. Ich drucke hier im Auszuge ab, was Thoramanian darüber zusammengestellt hat. Doch möchte ich gleich auf einen Irrtum hinweisen. Agathangelos c. XXV (Langlois, S. 175) berichtet,

[1] A. a. O., S. 28.
[2] Alischan, »Schirak«, S. 20. Ich werde im vierten Buche (Ausbreitung) Aufnahmen davon bringen.
[3] Alischan, »Schirak«, S. 24.
[4] Vgl. Lynch, I, S. 389 f. Photographien im Stereoskopalbum von Kürkdschian I, Nr. 39 f.
[5] Alischan, a. a, O. S. 25.
[6] Ausgabe (St. Petersburg, 1887), S. 322.
[7] Übersetzung von P. Mesrop.

daß Gregor gleich nach Zerstörung der Tempel von Aschtischat mit der Errichtung von Kirchen und Becken der Taufe (avazan mkrtuthean) begonnen habe. Dem gegenüber beginnt Thoramanian:

»Von Gregor dem Erleuchter (Anfang des 4. Jahrhunderts) bis zum heiligen Sahak (Anfang des 5. Jahrhunderts) haben wir keine Nachricht über Ort und Form des Baptisteriums. Im zweiten Paragraph seiner an die Bischöfe gerichteten Kanones verordnet der heilige Sahak (Wiener Hs. 114) »... und nicht weit von der Kirche soll in den Dörfern ein Baptisterium gebaut werden, und in dieses soll ein Taufbecken wie es auch bei anderen Sitte ist — gestellt werden ...«[1]). Aus den Kanones des zweiten und des fünften Konzils von Dwin ersieht man, daß, obwohl das Baptisterium außer der Kirche unerläßlich ist, auch das Taufen in der Kirche selbst (wahrscheinlich in einem der Seitenzimmer) allmählich gestattet wurde. Der 15. Kanon des zweiten Konzils (555) lautet (W. Hs. Fol. 86 v): »Niemand darf die Taufe nachlässig vollziehen, sondern mit Furcht und Vorsicht, mit Weihrauch und Kerzen und mit vorgezogenen Vorhängen, und wie es ziemt, mit Beleuchtung des heiligen Beckens und das Taufbecken soll in der Kirche oder im Hause des Dienstes stehen[2]). Es sei aus Stein oder aus einem anderen mit Ehrfurcht zugearbeiteten Stoffe, würdig und nur genügend für die Handlung der Erleuchtung (Taufe) mit seiner Breite und Tiefe, damit das Wasser den Körper des zu taufenden Kindes genugsam bedeckt ...«[3]).

Der 13. Kanon des fünften Konzils von Dwin (719) lautet: »Man darf das Becken nicht aus irgend einem Material vorbereiten, oder irgend wohin stellen, sondern soll das Becken aus Stein in der Kirche selbst oder in dem neben der Kirche befindlichen Baptisterium setzen«[4]).

Das Taufen in der Kirche wurde wegen der seit dem 6. Jahrhundert immer stärker werdenden chalkedonitischen Strömung und dem zum Chalkedonismus geneigten Katholikos gestattet. Doch wurden die alten Verordnungen nicht vernichtet und die Gewohnheit, getrennte Baptisterien zu haben, dauert bis ins 13. und 14. Jahrhundert[5]) hinein. Außer der runden Kirche Nerses III. in Zwarthnotz (Abb. 192) haben wir bis jetzt kein einziges Beispiel, wo das Taufbecken in der Kirche selbst nachzuweisen wäre. Wenn wir die Neigung Nerses III. zum Chalkedonismus in Betracht ziehen, so wird diese Ausnahme leicht zu erklären sein. Es wäre erforderlich, manche von den runden und polygonalen Kapellen in Ani u. a. auszugraben, um zu sehen ob nicht einige von ihnen Baptisterien sind. S. Mubajadjianz und P. Haikazuni berichten, daß, als die Russen die Apostelkirche zerstörten, in deren Boden sich eine aus Quadern gebildete Vertiefung, in der Art eines kreuzförmigen Beckens, fand[6]). Wenn das richtig ist, haben wir hier zweifellos das Beispiel eines jetzt leider verschwundenen Baptisteriums vor uns. Außerdem ist es möglich, daß die auf der Südostseite der Kathedrale von Ani befindliche achteckige Kapelle (in Ruinen) — das Baptisterium dieser Kirche vorstellt, wie es J. Orbeli in seinem »Führer durch Ani« als ganz sicher angibt[7]).

Wahrscheinlich war die Form des Baptisteriums rund oder polygonal[8]). Wenn der heilige Sahak über den Ort des Baptisteriums verordnet (siehe oben), sagt er: »wie es bei Anderen üblich ist«; wahrscheinlich war auch die Form des Baptisteriums dieselbe wie bei den »Anderen«.

Die Erlaubnis des zweiten und fünften Konzils von Dwin, die Kinder in der Kirche zu taufen, bezieht sich wahrscheinlich nicht auf die Kirche selbst, sondern auf eines der Seitenzimmer. Diese Vermutung gewinnt an Kraft, wenn wir hören, daß viele Kirchen des 6. und 7. Jahrhunderts östliche Seitenzimmer haben, die sehr geräumig sind, und eine Außentüre haben (erst nach der Taufe wurde das Kind in die eigentliche Kirche getragen); so die Kathedrale von Edschmiatsin (jetzt vermauert), Hripsime (jetzt geschlossen), der heilige Theodor von Bagaran und Awan[9]). Oft befindet sich jetzt der Taufstein in der Kirche, rechts vom Altar, an der Nordwand. Man zieht jedoch vor, das Becken im nördlichen Seitenzimmer aufzustellen.

Beachtenswert sind die Bestimmungen des Makarios von Jerusalem, die von Wrthanes im

[1]) Armenische Bibliothek (Soperk haikakank), Venedig, II, S. 81, zitiert bei Thoramanian, »Vorhalle« etc., S. 16.
[2]) Rechts von der Kirche, nach P. Mesrop.
[3]) P. N. Melik-Thangian, »Das armenische Kirchenrecht«, S. 379, zitiert in «Vorhalle« etc., S. 16 f.
[4]) P. N. Melik-Thangian, a. a. O. S. 414, zitiert in »Vorhalle» etc., S. 17.
[5]) »Vorhalle« etc., S. 17.
[6]) »Vorhalle« etc., S. 18.
[7]) »Vorhalle« etc., S. 18.
[8]) »Epochen der armenischen Architektur«, S. 10.
[9]) »Vorhalle« etc., S. 20.

4. Jahrhundert nach Armenien gebracht wurden[1]). In Paragraph 8 sagt er: »Der Tisch der Erlösung hinter dem Vorhange, auf welchem der heilige Geist niederkommt, und das Becken befindet sich in demselben Hause (in der Kirche) und mit derselben Ehrerbietung auf der rechten Seite (der Kirche); und die Angehörigen der Kirche sollen es ihrem Range nach verehren«[2]). Obwohl zur Zeit des Makarios und Wrthanes (wie Thoramanian annimmt, im 4. Jahrhundert) die armenischen Kirchen noch keine Seitenzimmer hatten, ist es möglich, daß man in den folgenden Jahrhunderten von den Kanones des Makarios Gebrauch machte und anstatt getrennte Baptisterien zu bauen den Taufstein in das Seitenzimmer stellte[3]).

Soweit Thoramanian. Es kann mir nicht einfallen, die verwickelte Frage klären zu wollen. Ich möchte nur mitteilen, was mir an den Denkmälern und im Verkehre mit den Wiener Mechitaristen zur Sache aufgefallen ist. Kanon 2 des Makarios von Jerusalem an die Armenier (Hs fol. 55v)[4]) lautet: »Wenn man kein geweihtes Becken hat, darf man in jedem beliebigen Gefäße taufen. Wenn in der Nähe keine Kirchen zur Ehre Gottes und zum Eintritte des Volkes gebaut wären, so würde man vielleicht nicht zu tadeln sein. Wenn wir aber Kirchen haben, muß man auch Taufhäuser (Mkrdatun) aufführen und Becken, in welchen man diejenigen tauft, die zum richtigen Glauben kommen. Wenn man aber in einem solchen Ort ist, wo es keine Kirche und kein ordnungsgemäßes Becken hätte, darf man in jedem beliebigen Gefäße taufen. Wenn in der Nähe keine Kirchen zur Ehre Gottes und zum Eintritt des Volkes gebaut wären, so würde man vielleicht nicht zu tadeln sein. Wenn wir aber Kirchen haben, muß man auch Taufhäuser (Mkrdatun) aufführen können. Wenn man aber in einem solchen Orte ist, wo es keine Kirche und kein ordnungsgemäßes Becken gibt, soll man diejenigen, die taufen wollen, nicht daran verhindern«. Es wird dann noch das dreimalige Tauchen erwähnt, wozu allerdings zu bemerken ist, daß dabei mit Bezug auf die Größe des Gefäßes an Kinder gedacht ist[5]), wie oben im 2. Kanon des Konziles von Dwin zu lesen ist. Für die Vorstellung des Taufbeckens als eines Gefäßes, das man da und dort aufstellt, spricht schon für das 5. Jahrhundert der 37. Kanon des hl. Sahak, der erwähnt, daß in den Kirchen auch ein Taufbecken aufgerichtet ist. Danach möchte man glauben, daß der Übergang vom Brunnen zum Becken in Armenien früher als sonstwo eintrat und daraus zu erklären sei, warum wir vergebens nach eigenen Taufgebäuden und ihrer Form suchen. Für den Ort der Aufstellung gibt der 8. Kanon des Makarios (fol. 56v) einen Fingerzeig für das 6. Jahrhundert. Er schreibt, nachdem er vom Altare gesprochen hat, vor, daß das Taufbecken hinter dem Altar an derselben Kirche, u. zw. um der Ehre willen rechts aufgestellt werden soll[6]). Man betrachte daraufhin Zwarthnotz (Abb. 117), wo rechts hinter dem Altarraume das Vierpaßbecken steht. Freilich ist zu beachten, daß in Zwarthnotz noch inmitten des Hauptraumes unter der Kuppel im Fußboden eine Vertiefung (Becken?) aufgegraben wurde (Abb. 109). Ein 90 cm breites Loch wird von einem halbrund vertieften Rande von 1·82 m umgeben und ist durch fünf Stufen von Westen her zugänglich. Da der Bau schon im 10. Jahrhundert zerstört wurde, müßten beide Becken der älteren Zeit angehören. Die Sache bedarf sehr der genaueren Untersuchung. Die Vorschrift des Makarios, die ja jetzt genau (etwa 570) festzustellen ist, muß an sich vor dem Jahre 719 liegen, in welchem Jahre Johann der Philosoph die Kanonessammlung dem Konzil von Dwin vorlegte.

Taufhäuser. Es frägt sich, ob nicht den so wenig kirchenähnlichen Gebäuden, wie den reinen Strebenischenbauten (S. 70 f), ursprünglich Taufhäuser zu Grunde liegen könnten. Hier ist darauf hinzuweisen, daß ein Bauwerk des 3. Jahrhunderts, das als ein bezeichnendes Beispiel armenischer Art in Rom steht, die Ruine der sogenannten Minerva medica, ein Achtpaß mit Trommelkuppel — also eine in Rom ganz unerhörte Form — Reste von Wasserzuleitungen aufweist. Davon später ausführlich. Es könnte also sein, daß Vier-, Sechs- und Achtpässe aus vorchristlichen Bädern in

[1]) P. Akinian hat gezeigt (vgl. oben S. 230), daß der Briefwechsel erst ins 6. Jahrhundert gehört. Auch beziehen sich seine Angaben auf Jerusalem. Makarios ist Patriarch von Jerusalem und schreibt um 570 an Wrthanes, Bischof von Siunik, auf dessen Wunsch.

[2]) »Buch der Briefe«, Tiflis, 1901, S. 407; zitiert in »Vorhalle« etc., S. 19. Vgl. auch Conybeare, »The key of truth«, S. 182.

[3]) »Vorhalle« etc., S. 20.

[4]) Vgl. Conybeare, »The key of truth«, S. 182.

[5]) Bezeichnend ist auch, daß ein Kanon aus dem 11. Jahrhundert (fol 77v) verlangt, das Taufbecken möge zerschlagen werden, wenn eine Maus hineinfällt und umkommt. Die Reste des Beckens sollen dann am Eck der Kirche eingegraben und ein anderes Becken aufgerichtet werden.

[6]) Vgl. dazu Conybeare, »The key of truth«, S. 184.



Abb. 267. Zwarthnotz, Gregorkirche, Umgang: Taufbecken hinter der Hauptapsis.

Armenien[1]) auf Taufhäuser übertragen wurden und die Bauform auf diese Art Eingang in den Kirchenbau fand. Leider ist ja von solchen Bauwerken des 4. Jahrhunderts nichts erhalten oder wenigstens vorläufig nichts nachweisbar. Da können nur Ausgrabungen vorwärts bringen, wie sie ja auch Thoramanian verlangt.

Beachtung verdient die Tatsache, daß in einer kleinen einschiffigen Kapelle an der Südseite der Westfront der Kirche von Opiza[2]) Vorrichtungen für die Zufuhr von Wasser gefunden wurden, also die Möglichkeit besteht, daß in diesem mit einer Apsis versehenen Längsraume ein Baptisterium zu sehen ist. Wäre das richtig, dann sollten vielleicht auch die einschiffigen Bauten an der Seite von Agrak (S. 102), der Kreuzkirche bei Mzchet (S. 86), bei dem Hripsime Sechspaß in Ani (S. 130) und anderen Orten daraufhin untersucht werden, ob bei ihnen nicht die Voraussetzungen für ein Baptisterium erfüllt sind. Die Zeit des Überganges von der Immersion zur Aspersion, d. h. vom Taufbrunnen, der einen eigenen Bau erfordert, zum Taufbecken, das überall Raum findet, ist vorläufig nicht zu ergründen[3]), vielleicht gingen sie nebeneinander her. So macht der Aufbau unter der Kuppel der Kreuzkirche von Mzchet (Abb. 72) den Eindruck eines Taufbeckens. Sollte also auch die Bauform der Konchenquadrate für Taufhäuser Anwendung gefunden haben? Auch da wird wohl das 4. Jahrhundert und der Umschwung im 5. Jahrhundert den Schlüssel geben.

Taufbecken. Ich gehe zunächst auf die Abbildung des Beckens aus Zwarthnotz (Abb. 267) ein und ergänze damit zugleich die oben (S. 113) gegebene Beschreibung dieser Kirche. Man sieht den Südostpfeiler von rückwärts, also von der Umgangsseite aus: die halbrunde Nische, von der die Rede

[1]) Ein Bad in Ani gibt Alischan, »Schirak«, S. 82. Davon im vierten Buche.

[2]) Uwarov, »Materialien« III, S. 63 f.

[3]) Vgl. für den Westen meine »Ikonographie der Taufe Christi«.



Abb. 268. Edschmiatsin, Museum: Bronzekessel.

war und davor auf der Fußplatte des ganzen M-förmigen Pfeilers das Fußstück der großen Basaltsäule, zu der die Trapezaufsätze mit den Adlern gehörten (S. 112). Das Becken steht angelehnt an die Hauptapsis auf einer Stufe und ist in einen Stein von 1·40 m Seitenlänge eingetieft.

Es muß schon im 5. Jahrhundert solche Becken in Metall gegeben haben. Schon Faustus von Byzanz erzählt[1]) von einem Taufbecken in Silber, das Basilius der Große hatte anfertigen lassen und das bis in seine Zeit bestanden habe. Vielleicht erklärt sich damit das Vorkommen jener großen Bronzekessel in armenischen und georgischen Kirchen und Klöstern, von denen ich »Altai-Iran« (S. 58 f.) gesprochen habe. Ich gebe ein Beispiel (Abb. 268) aus dem Museum zu Edschmiatsin.

In Tekor steht ein Steingefäß im Innern der Kirche in einer Nische, gleich neben dem heutigen Nordeingang. Ich gebe davon eine Aufnahme (Abb. 269). Man erkennt von links nach rechts zwei Tiere einander zugewandt und rechts ein gleichschenkliges Kreuz. An der gleichen Stelle ungefähr fanden wir auch in Aschtarak (Grundriß, S. 147) ein Vierpaßbecken, in Garni (S. 143) wenigstens eine halbrunde Nische.

c) Glockentürme. Ob es solche in der Zeit, mit der sich diese Arbeit beschäftigt, in Armenien überhaupt gegeben habe, muß sehr bezweifelt werden. Noch Millet, »L'école grecque«, Seite 135, stellt ganz allgemein den Grundsatz auf »Le clocher est latin« und denkt an eine Übertragung vom Westen her, durch die Kreuzfahrer. Ich möchte zur Vorsicht mahnen, Glocken sind in Indien und China von altersher üblich. Davon später. Ich stelle einige Zeugen für die Verwendung von Glocken in Armenien zusammen.

Vorrichtungen für das Glockengeläute müßten schon vor dem Jahre 1000 angenommen werden, denn Stephan von Taron III, 20 (Gelzer-B., S. 149) berichtet im Anschluß an das Jahr 986/7, daß bei den Streitigkeiten zwischen Armeniern und Chalkedoniten in Sebaste letztere das Glockengeläute der Armenier in der Stadt verhinderten. Die Griechen kennen bekanntlich keine Glocken, also müssen alle darauf bezüglichen Einführungen aus einer anderen Quelle stammen. Im übrigen sei bemerkt, daß bei Stephan im Urtext »Kirchengeläute« steht und P. Wardan im Bazmawep, Band 68 (1910), Seite 193 f., auch diese Stelle noch auf Holzgeläute bezieht. Er meint, daß Glocken im 10. Jahrhundert in Armenien noch unbekannt, im 12. Jahrhundert aber allgemein gebräuchlich gewesen seien. Die Griechen hätten sie von Venedig bezogen und an die Armenier weitergegeben. Wir werden sehen, ob das wirklich so sein muß.

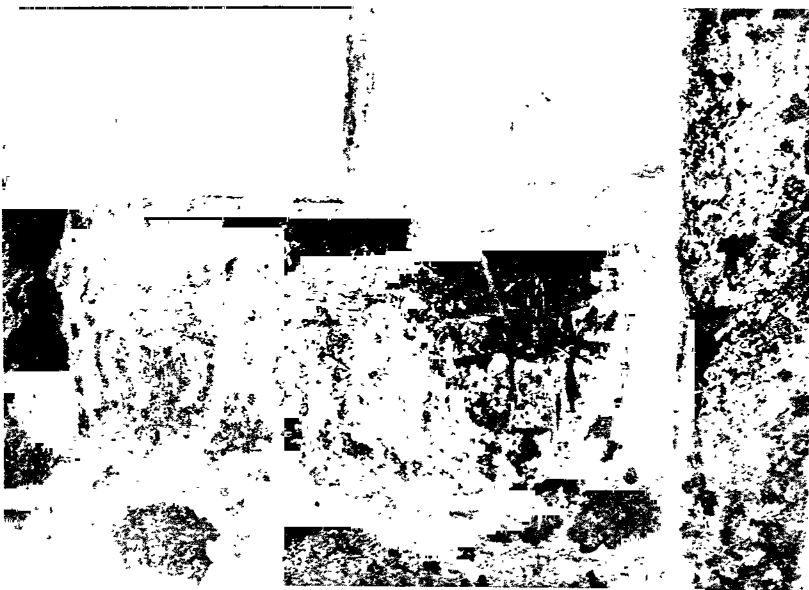


Abb. 269. Tekor, Sargiskirche: Steinbecken.

Will man der Zeit nach vorgehen, so dürfte jedenfalls damit zu rechnen sein, daß die Armenier ursprünglich keine Glocken kannten, sondern die Gläubigen mit dem »Kotschnak«, einem Eisen- oder Holzstab zur Kirche riefen, auf dem der Diener nach der Harmonie melodischer Lieder mit dem Stock aufschlug. Es geschah auch, daß er mit diesem, von den Griechen Simantron genannten Werkzeuge durch die Straßen zog. Eine Art Kotschnak erwähnt Johannes Mamikonian (Venedig 1889, S. 53) unter dem Namen Zamahar (Stundenschlag). Die Mönche von Surb Karapet bei Musch verwendeten ihn um 600 im Kampfe gegen die Perser.

[1]) IV, X (Langlois, S. 246).



Abb. 270. Horomoskloster (Choschawank). Johanneskirche mit Zamatun: Südwestansicht. Aufnahme Thoramanian.

Die offenen Dachaufsätze. Zu den ältesten Vorrichtungen für den Gläubigenruf durch Kotschnak oder Glocke zähle ich den Aufsatz auf dem Dache. Wir werden später bei dem karolingischen Bau von Centula darauf zurückzukommen haben. In Armenien hat sich die dort nachweisbare Form der Dachaufsätze, wie sie noch die Abbildung bei Mabillon zeigt, ständig erhalten.

Ich gebe ein Beispiel von 1035 in Choschawank (Abb. 270). Das Türmchen ist hier achtseitig und hebt sich hoch heraus über die Kreuzdächer des Zamatun vor der Johanneskirche, man vgl. den Grundriß oben Seite 237 (Mitte unten). Achteckig ansetzend geht das Türmchen mit schrägen Flächen in das Rund über, auf dem acht Säulen mit Wulstfüßen und Köpfen große Kämpfersteine tragen, die durch profilierte Spitzbogen verbunden sind. Darüber kommt wieder das Achteck hervor, abermals mit Schallöchern, dann die Dachpyramide. Die unteren Teile der Bogenreihe sind heute vermauert. In den oben im Typenkataloge gegebenen Aufnahmen kehrt dieser Dachaufsatz öfter wieder, z. B. Seite 79 und auch sonst in später zu gebenden Aufnahmen.

Freistehende Glockentürme. Als Beispiel dieser Art führe ich das bekannte Hauptdenkmal, den Turm von Haghbat vor. Er ist (Abb. 271) 1245 von Abt Hamazup erbaut und fällt also eigentlich außerhalb unserer Zeit. Es finden sich auch Einzelheiten daran, mit denen wir uns hier nicht beschäftigen können, so, daß die einspringenden Ecken des im Quadrat kreuzförmigen Grundrisses (Abb. 42)[1] zu Dreiecknischen mit Zellennetzfüllung umgebildet sind, die den Turm als Quadrat mit abgeschrägten Ecken enden lassen[2]). Ebenso sind die Wandornamente um 1000 und

[1]) Vgl. Näheres bei Grimm 1864, Tafel 34 und Grimm 1911, Tafel VII/VIII und XV. Dazu »Azgagrakan Handes« VII/VIII (1901), Tafel, S. 406/7.

[2]) Vgl. für die Bauform Saladin, »Manuel d'art musulman«, S. 232 f. Vielleicht ist die armenische Bauform erst durch den Wetteifer mit den seldschukischen Gebetrufertürmen angeregt.



Abb. 271. Haghbat, Kloster: Glockenturm. Aufnahme Grimm.

vorher noch nicht gebräuchlich. Unter den Giebeln sitzen Schallfenster und als Schallöffnung ist nun auch das offene Säulentürmchen oben zu deuten. Sieben durch Bogen verbundene Säulen tragen einen siebeneckigen Aufbau, der mit Giebeln einspringt in die Dachpyramide. Die späteren, für diese Arbeit nicht in Betracht kommenden Klöster wie Howannawank und Saghmosawank haben statt der freistehenden Glokkentürme solche Säulenkioske, wie wir einen eben in Choschawank kennen lernten, zumeist über den Dächern der Vorhallen. Nur das Haghbat benachbarte Sanahin hat neben der Vorhalle den mit einer Wand an sie angelehnten Glockenturm, der ungefähr gleichzeitig mit dem von Haghbat ist. Heute noch bestehen öfter Glockenturm und Glocke über der Kirche nebeneinander. Früher war vielleicht die eine oder andere Art üblich.

Vorbauten. Eine dritte, die jüngste Art, lernt man gut in Edschmiatsin und an der Kirche der Hripsime (Abb. 79, 82, 264) kennen. Der Glockenturm steht hier vor der Westseite. Auf der Kathoghike von Edschmiatsin gesellen sich dazu noch Kioske über den Seitenkonchen. Davon später.

Es ist bezeichnend für die armenische Kunst, daß der Glockenturm niemals eine Bedeutung wie im Abendlande gewonnen hat. Er setzt immer in der Höhe des Kirchenbaues ab, reißt also diesen nie mit sich empor, wird vielmehr von ihm niedergehalten. Der überragende Turm würde einem Grundgesetz des in Armenien führenden Kuppelbaues widersprochen haben, von dem später zu reden sein wird; es gipfelt darin, daß der Kuppel kein Mitbewerber um den Vorrang in der beherrschenden Wirkung an die Seite gestellt werden darf.

2. Klöster.

Es ist ganz ausgeschlossen, daß ich dieser bedeutenden Baugruppe im Rahmen dieser Arbeit gerecht werden könnte. Was ich vorbringe, sei lediglich als ein kurzer Hinweis angesehen. Die durchgreifende Christianisierung des Landes setzt wie in Deutschland erst mit der Ausbreitung des Klosterwesens ein, in Armenien unter Nerses dem Großen (353—373/4). Voraus aber werden Einsiedeleien, vielleicht sogar solche in größeren Gruppen gegangen sein.

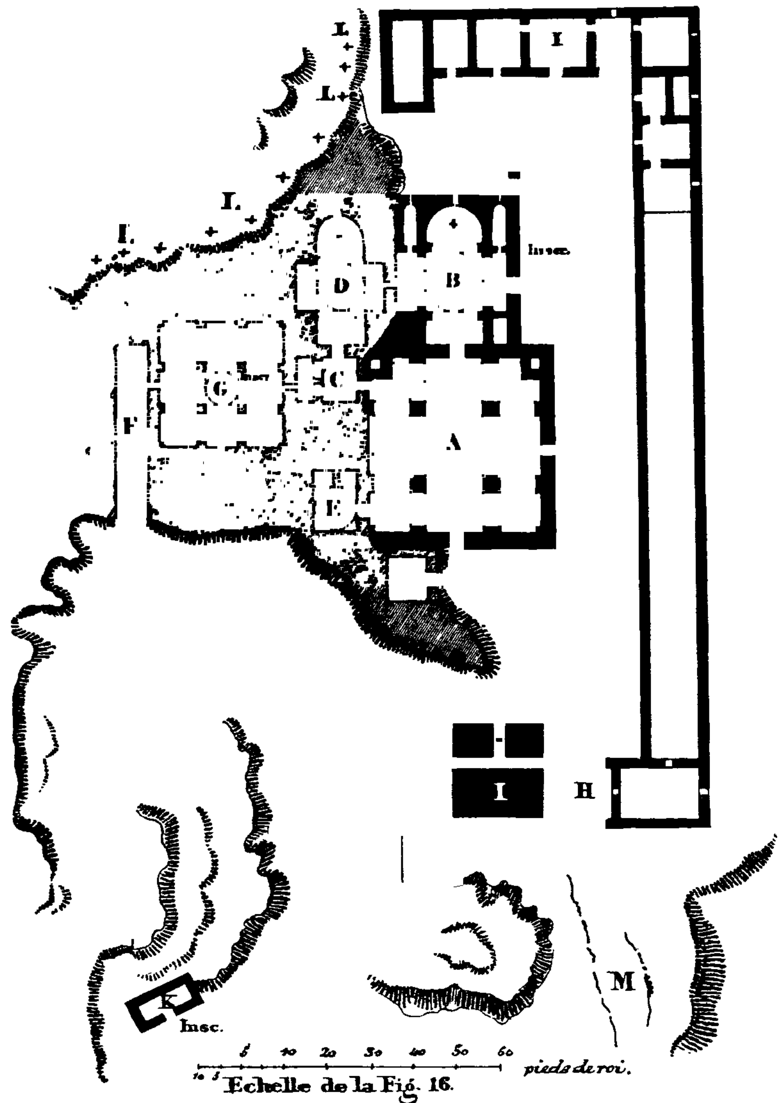
A. Höhlenklöster.

Sie bilden eine eigene asiatische Art.

Ich hatte ganze Gruppen solcher Anlagen in meinem »Kleinasien«, Seite 145 f. vorzuführen, sie sind uns jetzt durch die Turfanfunde in ihrer Art ganz geläufig geworden[1]). Der Weg führt weiter zu den buddhistischen Wiharas in Indien. Für Armenien macht Stephan von Taron, III, 17 (Gelzer-B.,

[1]) Vgl. Grünwedel »Altbuddhistische Kultstätten in Chinesisch-Turkestan«.

S. 146) Angaben, wo er um 1000 vom Eintritt der Mutter des Königs Abas ins Thrinkloster berichtet. »Es waren nämlich (dort) Höhlenkirchen in dem weißen Felsen gegen Süden (gehauen); dort wohnte sie und beschäftigte sich mit Beten, guten Werken und geistlicher Tugend«. In Armenien haben sich solche Höhlenklöster — ganz abgesehen von den Höhlenwohnungen im Blumental bei Ani — noch vielfach erhalten. Ein beachtenswertes Beispiel einer Weiterbildung dieser Art liefert das Kloster Geghard (Airiwank) am Ursprung des Garniflußes, nahe der Wasserscheide zwischen dem Eriwan- und Sewangebiete gelegen. Man erreicht es von Garni im Tale emporsteigend in etwa zwei Stunden. Abbildung 272 gibt den Grundriß nach Dubois[1]). Das Kloster lehnt sich an die Felswand und wird gegen das Tal zu durch den Aufbau der Wohn- und Wirtschaftsräume abgegrenzt. Die Kirchengebäude sind zum größten Teil in den Fels eingebaut. Abbildung 273 zeigt daher nur den kleineren Teil der Bauten. Man sieht in der Mitte die Kreuzkuppelkirche mit ihrem Zamatun und von ihm aus zugänglich die Felskammern und Säle. Als wir das Kloster besuchten (S. 18), fanden wir es in gutem Zustande. Doch erklärten die bescheidenen Gebäude, die den Kirchenplatz umsäumen, warum in den alten Klöstern eben zumeist nur die Kirchen und sonst nichts erhalten ist.



Aufnahme Dubois.
Abb. 272. Kloster Geghard: Grundriß.

Ich nehme mit Vorführung solcher armenischer Einsiedler- und Klosterhöhlen einen Gedanken wieder auf, der schon in »Amida«, Seite 263, ausgesprochen wurde und das Mönchtum zum Teil wenigstens dieser Gegenden eher mit dem Buddhismus als mit Ägypten zusammenbringt. Davon mehr im dritten Buche.

B. Hauptklöster.

Für die ältesten Gründungen ist Faustus von Byzanz im 5. Jahrhundert unsere Quelle[2]). Er nennt besonders einen syrischen Mönch Schaghita und einen griechischen, Epiphanios, die beide Schüler des Daniel von Taron waren und sich nach dem Tode Nerses des Großen nach Mambre in die Wüste Tsopk und in die Gegend von Aghdznik zurückzogen, wo sie viele Klöster gründeten und eine Märtyrerkirche in Tigranocerta erbaut wurde. Die letztere Gegend ist am Oberlauf des Tigris[3]) zu suchen, wo dem mesopotamischen Klosterbezirk des Mons Masius (Tur Abdin)[4]), nördlich des Tigris entsprechend ein ähnliches armenisches Klosterland entstand,

[1]) Atlas III, Tafel IV, 16.
[2]) V. c. XXVII (Langlois, S. 293).
[3]) Hübschmann, »Indogermanische Forschungen«, XVI (1904), S. 248 f. Vgl. dazu jetzt die neue Auffassung von Marquart, »Handes Amsorya« 1916, Bd. 6, 8 f.
[4]) Vgl. mein »Amida« und Bell, »Churches and monasteries of the Tûr 'Abdîn«.



Abb. 273. Kloster Geghard: Ansicht von Osten. Aufnahme Jermakov 16321.

dessen westlich von Martyropolis (Meiafarqin) gelegener Teil im Lande Tsopkh (Sophene)[1]) als Hauptkloster Mambre aufwies. Nach der Angabe des Stephan von Taron (Gelzer-B., S. 44) erbaute dort der Sohn Gregors des Erleuchters, Aristakes, die große Kirche in Chozan. An dieser Angabe des 11. Jahrhunderts wird wohl erste Bauzeit und Gründer richtig sein. Leider ist die Gegend noch nicht kunsthistorisch abgesucht worden. Hoffen wir, daß dort ähnliche Überraschungen wie im Tur Abdin unserer harren. An anderer Stelle erzählt Faustus von Byzanz V, 31 (Langlois, I, S. 294) von vielen Nonnenklöstern, die Nerses der Große (353—373/74) errichtete und mit Mauern und Türmen befestigte; König Pap aber habe alle nach dessen Ermordung wieder zerstören lassen.

Viele Klostergruppen haben sich in Nordarmenien erhalten. Einmal da, wo die Hochebene in das Kurtal übergeht. So am Durchbruch des Bortschalaflusses die sieben Klöster: Usunlar, Haghbat, Sanahin, Achthala, Kobair, Surb Nschan und Surb Grigor. Ferner östlich am Nordwestende des Sewansees das Kloster Sewan selbst, Getik, Gosch-Mchithar, Haghartsin, Surb Sargis und Tschuchtagnak (?). Einen Katalog der armenischen Klöster gibt die Geographie des Wartapet Wartan[2]), verfaßt von einem seiner Schüler. Er enthält zwar nichts über die Bauformen, zählt aber die Reliquien auf und gibt vereinzelt Nachricht von den Bauherren. Es liegt mir fern, hier eine solche Aufzählung vornehmen zu wollen, das wäre ein Buch für sich. Es war ja bereits oben, Seite 8 und 15 von Marmaschen, Seite 66 von Edschmiatsin, Seite 68 von Sanahin, Seite 79 von Harridscha und Seite 174 von Usunlar die Rede, der Typenkatalog hat ganze Reihen von Einzelkirchen in solchen Klöstern verwertet (Seite 195 f.). Sie sind über das weite armenische Gebiet in so dichter Zahl verbreitet wie vielleicht in keinem anderen Lande der Welt. In der Entwicklung der Baukunst haben sie entscheidende Bedeutung. Da überdies die armenischen Geschichtschreiber zumeist Mönche sind, so begreift man, daß in ihren Schriften die Klöster keine untergeordnete Rolle spielen. Noch mehr als im buddhistischen Kreise und im christlichen Mittelmeergebiete ließe sich also allein an der Hand der Klosterbauten die Kunstgeschichte des Landes schreiben.

[1]) Hübschmann, a. a. O., S. 295 f.

[2]) Vgl. dazu Saint-Martin, »Mémoires historiques et géogr. sur l'Arménie«, I, S. 454 f. Dort, S. 407 f., findet sich die Übersetzung des Textes, der Katalog beginnt S. 415. In den Anmerkungen nennt er öfter als Zeugen Richard Simon, »Histoire critique de la créance des nations du Levant, par le St. Morin«, das mir nicht zugänglich ist.



Abb. 274. Kloster Achthala: Ansicht der Befestigung und der Kirche. Aufnahme Lalajan.

Über die Absicht der Klostergründung und die Bauart der Klöster gibt auch wieder Stephan von Taron, III, 17, Auskunft (Gelzer-B., S. 145): »Und später faßte er (König Abas, 928—52) in seinem Herzen den löblichen Entschluß ein Kloster zu bauen, zu seiner Erlösung, zum ewigen Gedächtnis seiner Person«. Die Gründe waren also ähnliche wie beim Kirchenbau. Als Ort wählt er Schirim (?). »In weitem Umfange ummauerte er denselben mit Granitsteinen von quadratischer Form, so daß alle mit großen Kosten und aus den Mitteln seines Schatzes ausgeführten Gebäulichkeiten den Anforderungen einer Wohnstätte für Mönche genügten.« Einen guten Eindruck von der starken Befestigung einzelner Klöster gibt Achthala, von dem Lalajan im »Azgagrakan Handes«, VII/VIII (1901) zu Seite 428/29 eine Aufnahme (Abb. 274) bringt. Das Kloster geht in seiner Gründung angeblich bis ins 5. Jahrhundert hinauf, ebenso das benachbarte Sionskloster. Sie liegen beide in der Nähe von Haghbat und Sanahin und sind georgischen Ursprunges. Die große Muttergotteskirche, die man inmitten der Mauern aufragen sieht, dürfte erst in der Zeit der Königin Thamar (1184—1212) entstanden sein. Edschmiatsin hat noch seine Umwallung, bei andern Klöstern ist sie gefallen.

Edschmiatsin. Bei Vorführung der Innengliederung der Klöster gehe ich aus von Edschmiatsin, das darin in Gegensatz zu allen übrigen steht, als hier die eine Kathedrale den Mittelpunkt bildet und kein zweiter kirchlicher Großbau an ihre Seite tritt oder mit ihr wetteifert. In den letzten Jahrzehnten sind zwar bedeutende

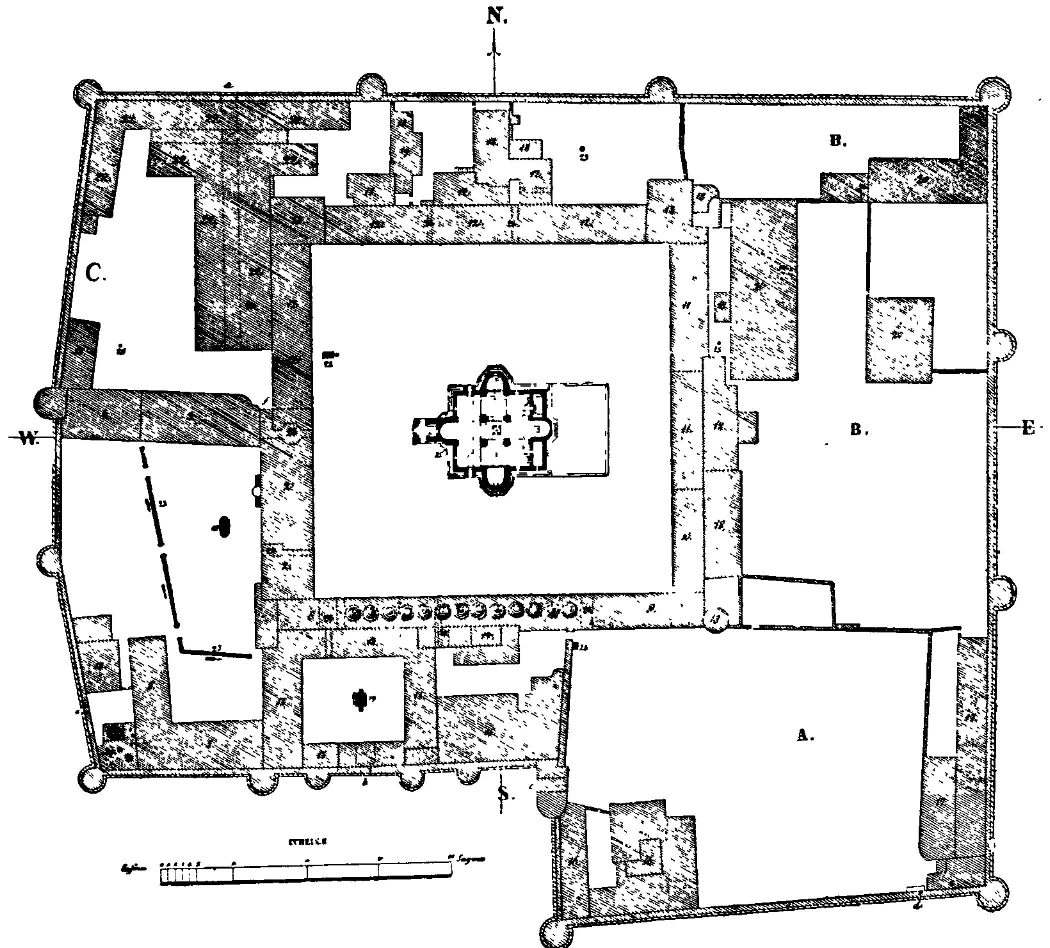
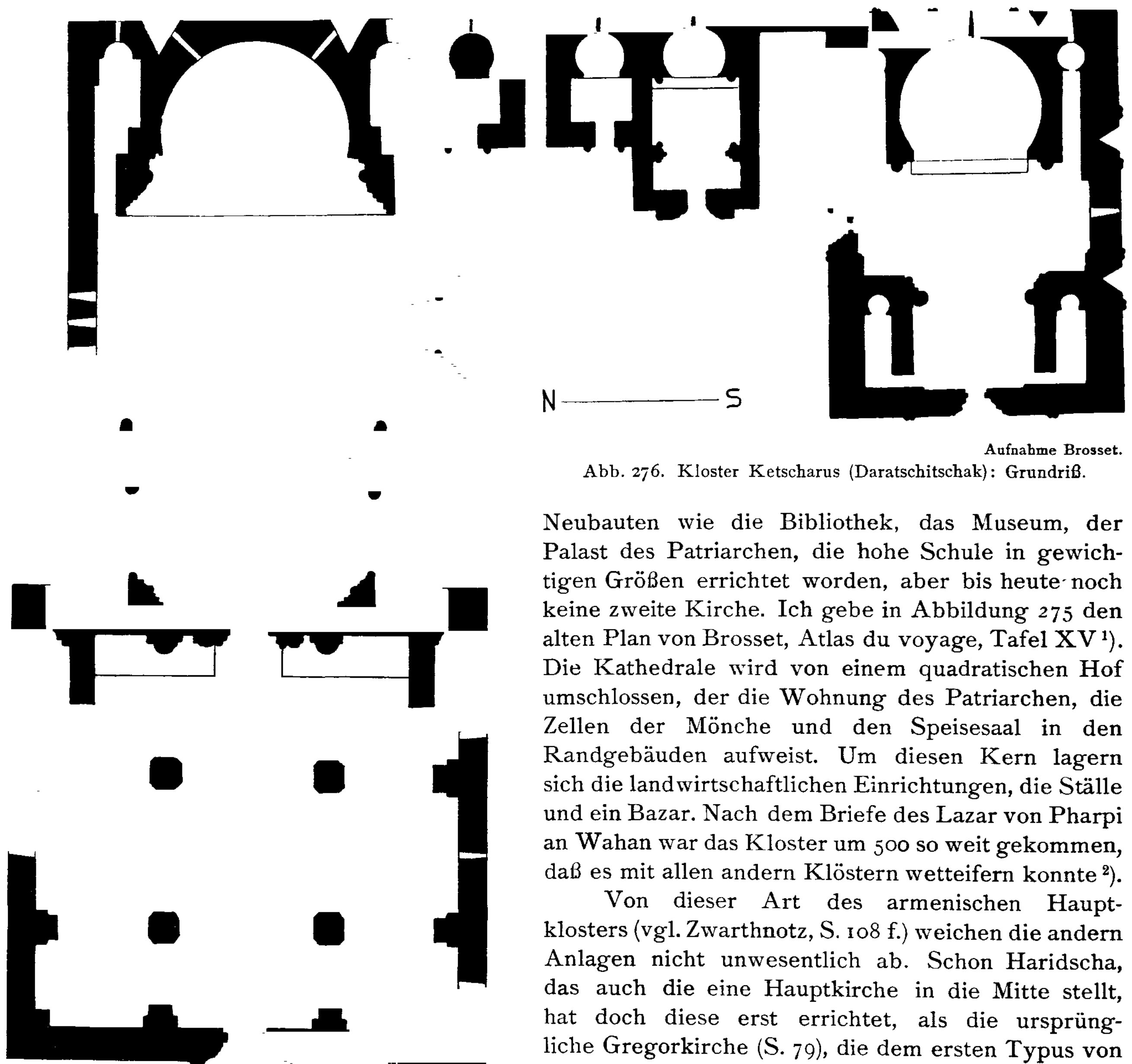


Abb. 275. Kloster Edschmiatsin: Grundriß. Aufnahme Brosset.

1. Kirche, 2. Wohnung des Katholikos, 3 Mönchszellen, 4. Alte Typographie, 5. Synodalkanzlei, 6. Bibliothek, 7. Refektorium, 8 Typographie, 9. Magazin, 10. Backhaus, 11. Seminar, 12. Zellen, 13. Pilgerhaus, 14. Küchen, 15. Magazin, 16. Scheunen, 17. Getreidespeicher, 18. Gesindewohnungen, 19. Bassin, 20. Ställe und Scheunen, 21. Bäder, 22. Bazar, 23. Wasserleitungen, Brunnen, 24. Korridore, 25 Monument des Obersten Macdonald, A. Ghazarapat, B. Viehhof, C. Vorhof, a. Bazartor, b. Tor von Ghazarapat, c. Tor Msri-Durn, d. Kali-Durn, e. Tor der Bäder, f. Tor des Trdat.



Aufnahme Brosset.
Abb. 276. Kloster Ketscharus (Daratschitschak): Grundriß.

Neubauten wie die Bibliothek, das Museum, der Palast des Patriarchen, die hohe Schule in gewichtigen Größen errichtet worden, aber bis heute noch keine zweite Kirche. Ich gebe in Abbildung 275 den alten Plan von Brosset, Atlas du voyage, Tafel XV [1]). Die Kathedrale wird von einem quadratischen Hof umschlossen, der die Wohnung des Patriarchen, die Zellen der Mönche und den Speisesaal in den Randgebäuden aufweist. Um diesen Kern lagern sich die landwirtschaftlichen Einrichtungen, die Ställe und ein Bazar. Nach dem Briefe des Lazar von Pharpi an Wahan war das Kloster um 500 so weit gekommen, daß es mit allen andern Klöstern wetteifern konnte [2]).

Von dieser Art des armenischen Hauptklosters (vgl. Zwarthnotz, S. 108 f.) weichen die andern Anlagen nicht unwesentlich ab. Schon Haridscha, das auch die eine Hauptkirche in die Mitte stellt, hat doch diese erst errichtet, als die ursprüngliche Gregorkirche (S. 79), die dem ersten Typus von Edschmiatsin (Abb. 381) nahe kommt, zu klein wurde, bzw. als um diesen alten Bau im 9. Jahrhundert das Kloster entstand. Im übrigen sind es fast immer ganze Gruppen von Kirchen und Grabräumen, die den Kern des Klosters bilden. Die eigentlichen Nutzräume, die Wohnungen-, Speise- und Wirtschaftsräume der Mönche sind meist ganz verschwunden oder durch neue sehr bescheidene Bauten ersetzt, können also nicht baulich bedeutende und dauerhafte Formen aufgewiesen haben. Es ist daher schwer nachzuweisen, wie diese Teile des Klosters im ersten christlichen Jahrtausend ausgesehen haben mögen.

Man muß sich die alten Klöster reich ausgestattet denken. Stephan von Taron II, 4 (Gelzer-B. S. 90) erzählt von dem Einfall arabischer Truppen, die im 7. Jahrhundert das Kloster des hl. Gregor so reich an herrlichem Schmuck und prächtigen Gefäßen fanden, daß es ihre Beutegier weckte, sie die 40 Mönche ermordeten und die hl. Gefäße der Kirche raubten. Freilich muß die Bezeichnung »reich geschmückt« bei Stephan nicht immer auf die bildende Kunst bezogen werden, denn III, 7 (S. 128) z. B. sagt er von einem Kloster, es sei reich geschmückt — durch die Ordensregel, durch die Menge der Brüder und vielberühmt durch seine weisen Gelehrten. Dieses Lob ist bei den

[1]) Vgl. mein »Edschmiatsin-Evangeliar«, S. 2, Macler. Nouv. archives miss. scient. XIX, 2, Figur 3, 20/1.
[2]) Vgl. die neue arm. Ausgabe des Lazar, Tiflis. Von dem Briefe später.



Abb. 277. Kloster Ketscharus (Daratschitschak): Ansicht von Südwesten. Aufnahme Jermakov 15863.

Armeniern um 1000 geschätzt, künstlerische Neigungen hatten sie als Beschauer weniger. Man lese nur den Klosterkatalog des Stephan (S. 126 ff.) nach, der die angeführte Stelle enthält. Für die Zahl der Mönche behalte man vielleicht des gleichen Verfassers Angabe im Gedächtnis, daß zu seiner Zeit (um 1000) die beiden einander gegenüberliegenden Klöster Haghbat und Sanahin 500 Religiosen zählten.

Ketscharus. Als Beispiel eines großen Klosters gebe ich (Abb. 276/277) die Bauten von Ketscharus (Daratschitschak), von denen in der vorliegenden Arbeit öfter die Rede sein wird. Wir sehen rechts die Kathoghike und links die Gregorkirche mit dem plump vorgebauten Zamatun. Dazwischen kleinere Kapellen und Gräber. Von den eigentlichen Klostergebäuden ist nichts erhalten.

Horomos. Ein anderes Kloster, das bereits öfter erwähnt wurde (S. 195 f.), ist das Horomoskloster (Choschawank). Dieses »Römerkloster«[1]) bei Ani ist in zwei Gruppen erbaut, von denen die eine unten in einem Seitentale des Achurean, die andere oben auf der Hochebene liegt. Ich gebe Abbildung 278 eine Ansicht der älteren unteren Anlage. Man sieht zunächst links die Minaskirche, die oben Seite 195 besprochen wurde, dann in der Mitte die Georgskirche (S. 196) und ganz rechts die kleine Kapelle hinter dem Grabe Aschots (S. 296). Die Bauten stammen aus dem 10., bzw. dem Anfang des 11. Jahrhunderts; von dem großartigen Prachtbau des oberen Klosters werden unten mehrfach Abbildungen zu geben sein; die Johanneskirche des 11. Jahrhunderts mit ihrem Zamatun zeigt Abbildung 237 und 270. Auf die Bagratidengräber gehe ich gleich näher ein. — Über Saghmosawank, vgl. Macler a.a.O., Figur 9/10.

Narek. Ist das untere Horomoskloster heute gänzlich öde und verlassen, so bietet den entgegengesetzten Anblick das südlich des Wansees gelegene Narek, eines der Hauptklöster in Waspurakan (Abb. 279). Einen Hügel krönend liegt es heute inmitten einer Siedelung, deren Wirtschaftsbetrieb die alten Mauern umschließt.

Ich beschränke mich auf diese wenigen Bemer-



Aufnahme Thoromanian.
Abb. 278. Kloster Horomos: Die drei Kirchen im Tale von Süden gesehen.

[1]) Hübschmann, »Indogerm. Forschungen« XVI, S. 445.

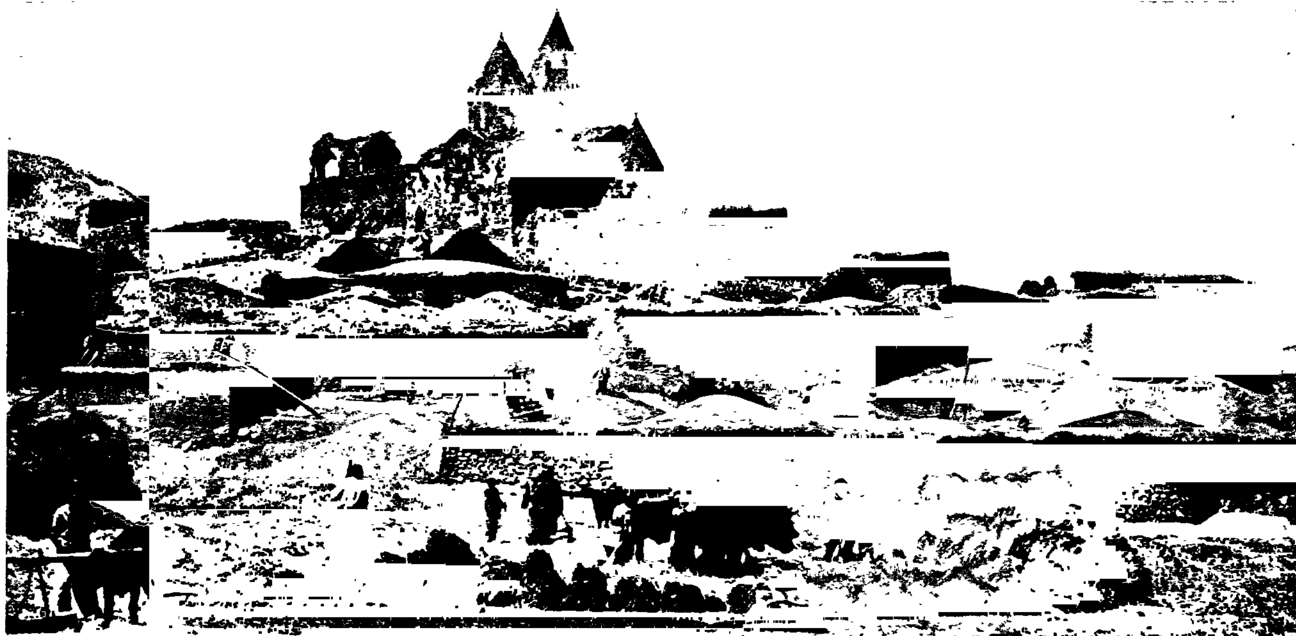


Abb. 279. Kloster Narek: Außenansicht. Aufnahme Lalajan.

kungen über die armenischen Klöster, es wird ja genug in den verschiedensten Belangen darauf zurückzukommen sein. Hier sei nur noch kurz auf eine Stätte hingewiesen, deren Bestimmung zweifelhaft ist.

Warzahan. Eine eigenartige Baugruppe, die vielleicht hierher gehört, bilden die Ruinen von Warzahan bei Baiburt am Oberlaufe des Tschoroch. Bachmann hat darüber »Kirchen und Moscheen in Armenien und Kurdistan«, Seite 49f., einiges beigebracht. Ich veröffentliche Abbildung 280 eine andere Aufnahme, die neben dem von ihm erwähnten Oktogon (davon unten) und einer Kreuzkuppelkirche, die er Tafel 8 unten abbildet, noch eine andere zierliche Ruine zeigt, die ganz im Boden steckt und durch ihren eigenartigen Schmuck auffällt. Diese Ruinen und Trümmerhaufen lassen es wünschenswert erscheinen, die Stätte bei Gelegenheit schürfend, bzw. grabend aufzunehmen.

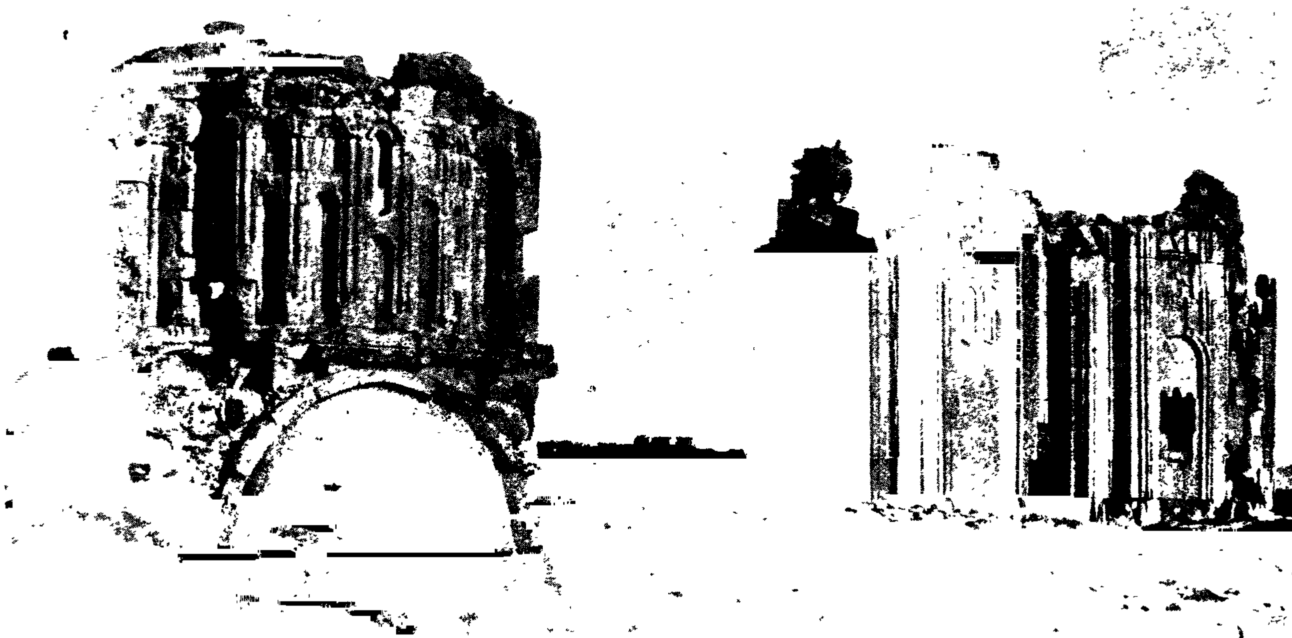


Abb. 280. Warzahan, Baugruppe: Rechts die Kirche. Aufnahme Jermakov 366.

3. Denkmäler.

Die armenische Kirche macht in Formen wie denen des Konchenquadrates, des Vier-, Sechs- und Achtpasses viel mehr den Eindruck eines Denkmalbaues als den des Gotteshauses. Es fehlen ursprünglich alle kultlichen Kennzeichen. Man nehme Bagaran (S. 95), dessen Nebenräume erst später hinzugebaut sind. Es ist wie bei Leonardo, der auch in seinen Entwürfen mehr an Denkmäler im allgemeinen als an zweckmäßige oder gar kirchliche Raumbauten denkt[1]). Erst der reine Tonnenbau bringt mit der Längsrichtung u. a. wie der Betonung der Apsis für Kultzwecke gegenüber den andern Strebenischen den religiösen Endzweck zur Geltung. Diese merkwürdige Tatsache läßt sich vielleicht aus entwicklungsgeschichtlichen Voraussetzungen erklären, indem der Denkmalbau jenes Ursprüngliche sein könnte, aus dem heraus sich die vom Mittelmeere völlig abweichende Kirchenbauform in Armenien entwickelt hat. Davon unten. Hier ist nicht nachzuweisen, was, obwohl verschwunden, für das Entstehen des Kirchenbaues in Betracht käme, sondern nur, was heute noch erhalten ist und in dieser Richtung wegweisend verwertet werden kann. Dahin gehören in erster Linie die unzähligen Grabdenkmäler. Bevor ich auf sie eingehe, sei überleitend eine Art von Bauwerken vorgeführt, die eine seltsame Mittelstellung zwischen Kirche und Denkmal einnimmt und auf die Bestimmung der Kirchen im Armenischen überhaupt Licht wirft. Man könnte geneigt sein, solche Denkmalbauten ganz allgemein unter der Zweckbestimmung von Friedhöfen zusammenzufassen. Und doch scheint mir, muß ein Unterschied gemacht werden zwischen Martyrien, die der Ausgangspunkt der Anlage anderer kleinerer Martyrien (S. 26) wurden, so daß ganze Baugruppen entstanden, und richtigen Friedhöfen die sich allerdings gewöhnlich auch um alte Martyrien herum ausbreiteten. Der Unterschied wird vielleicht der sein, daß im ersten Falle nur Reiche, bzw. Geschlechter bauten, im andern das Volk selbst in Betracht kommt.

A. Grabbauten.

Ich gehe aus von einem Grabbau wie dem Mausoleum Diokletians in dessen Palast bei Salona (Spalato)[2]). Dort hat sich neben die Grabkuppel kein zweiter Grabbau stellen können. Auch bei richtigen Kirchenbauten, die mit einer Grabkuppel verbunden waren, erscheint das schwer möglich. Ich erinnere an die altchristliche Basilika im Asklepieion zu Milet[3]). Näher stehen der armenischen Art jene Gräberstätten, wie wir sie aus der Oase El-Khargeh kennen[4]), und wie ich sie auch für Wiranschehr jenseits des Euphrat nachweisen konnte[5]). Die gleiche Art dann auch im Islam[6]).

Für Armenien ist bezeichnend, daß das Grab als Bauform, das heißt als Innenraum nicht getrennt neben einer Kirche steht, aber auch nicht ganze Städte bildet, die Friedhöfe vielmehr ausgesprochene Denkmalbauten in der Art, wie ich den Begriff »Die bildende Kunst der Gegenwart«, Seite 26 f. zu kennzeichnen suchte, umschließen. Unter den erhaltenen Denkmälern ist kein einziges, das dem 4.—7. Jahrhundert, der entscheidenden Zeit der armenischen Kunstentwicklung, angehörte. Wir werden erst im geschichtlichen Teil auf die Frage zurückkommen, wie die Denkmäler dieser Frühzeit ausgesehen haben mögen.

Stephan von Taron II, 2 (ed. Gelzer-B., S. 63) berichtet, der Katholikos Nerses, vorher Bischof von Taik, habe die (Grab)kapelle des hl. Gregor über dem Gewölbe von Artaschat gebaut. Eine Grabkapelle scheint auch die erste vom hl. Sahak erbaute Kapelle der Hripsime in Wagharschapat gewesen zu sein. Schon der hl. Gregor hatte nach Agathangelos c. VIII (Langlois, S. 159) angeblich Grabkapellen für Hripsime und Gajane in Wagharschapat erbaut. Als Komitas 618 den Bau des Sahak niederriß, fand er nach Sebeos XXV (Macler, S. 70) und Stephan von Taron II, 3

[1]) Vgl. Richter, »The literary works of Leonardo«, Bd. II.

[2]) Vgl. mein »Spalato, ein Markstein der romanischen Kunst bei ihrem Übergange vom Oriente nach dem Abendlande«. Studien aus Kunst und Geschichte Fr. Schneider gewidmet, S. 325 f.

[3]) Vgl. Wiegand, Abh. der kgl. preuss. Akademie der Wissenschaften 1908, S. 30 d. SA.

[4]) Kaufmann, »Ein altchristliches Pompeji in der libyschen Wüste«.

[5]) »Kleinasien, ein Neuland« S. 100.

[6]) Diez, »Die Kunst der islamischen Völker«, S. 81 f.

(S. 83) daselbst den Leib der hl. Hripsime. Er versiegelte den Fund und legte die Reliquien wieder an dieselbe Stätte, nachdem er die Kirche neugebaut hatte. Vielleicht gibt also (wenn man bedenkt, wie sehr man in Armenien geneigt war, die überlieferten Formen zu wiederholen), der Hripsimetypus die alte Form solcher Grabbauten. Im übrigen wurden die Kirchen selbst, die ja zur Erlösung und zum Gedächtnisse gebaut wurden, auch als Grabstätten benutzt, so die Katholikatskirche von Argina für den Stifter (Stephan III, 9, S. 136). Man möchte erwarten, daß auch dem Erfinder der Schrift, Maschtotz, als er in Oschakan beigesetzt wurde [1]), ein Grabbau errichtet wurde. Die Nachricht, die der Zeitgenosse des Maschtotz Koriun [2]) dazu beibringt, ist sehr merkwürdig. »Nachdem drei Jahre vorüber waren, gelang es dem Wahan Amatuni, mit Christus liebendem Eifer einen prächtigen Altar aufzubauen, mit verzierten (kandakeal) gemeißelten Steinen, und im Innern des Altars bereitete er die Ruhestätte (Martyrosaran) des Heiligen . . . .« Mit solchen Überlegungen komme ich wieder auf die Frage des Martyrions zurück [3]), das ich einst einen hellenistisch-orientalischen Bautypus nannte, ohne damit die Notwendigkeit von Reliquienbeisetzung zu verbinden. Auch in Armenien könnte es sich bei den Konchenquadraten um solche Martyrien handeln. Es wäre dann weiter nicht ausgeschlossen, daß der Typus ausginge von den Martyrien, die man Trdat und Gregor dem Erleuchter erbaute, wenigstens würde sich so erklären, warum die Konchenquadrate öfter Gregorkirchen sind. Thomas Artsruni II, 1 (Brosset I, S. 70) berichtet von der Aufrichtung einer Gregorkirche in Dwin, die man nach dem Persereinfall aus den Steinen eines Feuertempels baute und in die man die Gebeine des Katholikos Giut übertrug. Der Bau ist bis jetzt nicht wiedergefunden und vielleicht bei einem der beiden Erdbeben von 859—860 oder 892—893 vernichtet worden [4]).



Abb. 281. Chtskonk: Grabstein neben der Sargiskirche. Aufnahme Smirnov.

Es fällt auf, wie oft in Armenien ganze Nester alter Bauten angetroffen werden. Schon oben, Seite 8, 26 und 67, wurden bezeichnende Beispiele vorgeführt. In Marmaschen ist nach den Inschriften die Hauptkirche in der Mitte 988—1029 von dem Marzpan Wahram Pahlawuni als Stätte der Ruhe für seine

[1]) Thomas Artsruni I, 10 (Brosset, S. 66).

[2]) Arm. Ausgabe Ven, 1894, S. 27. Vgl. Hübschmann, S. 363.

[3]) Vgl. »Der Dom zu Aachen«, S. 23 f. und dazu Clemen, »Die rheinische Monumentalmalerei in den Rheinlanden«, S. 688 f.

[4]) Thomas Artsruni III, 22 (Brosset S. 184 f.).

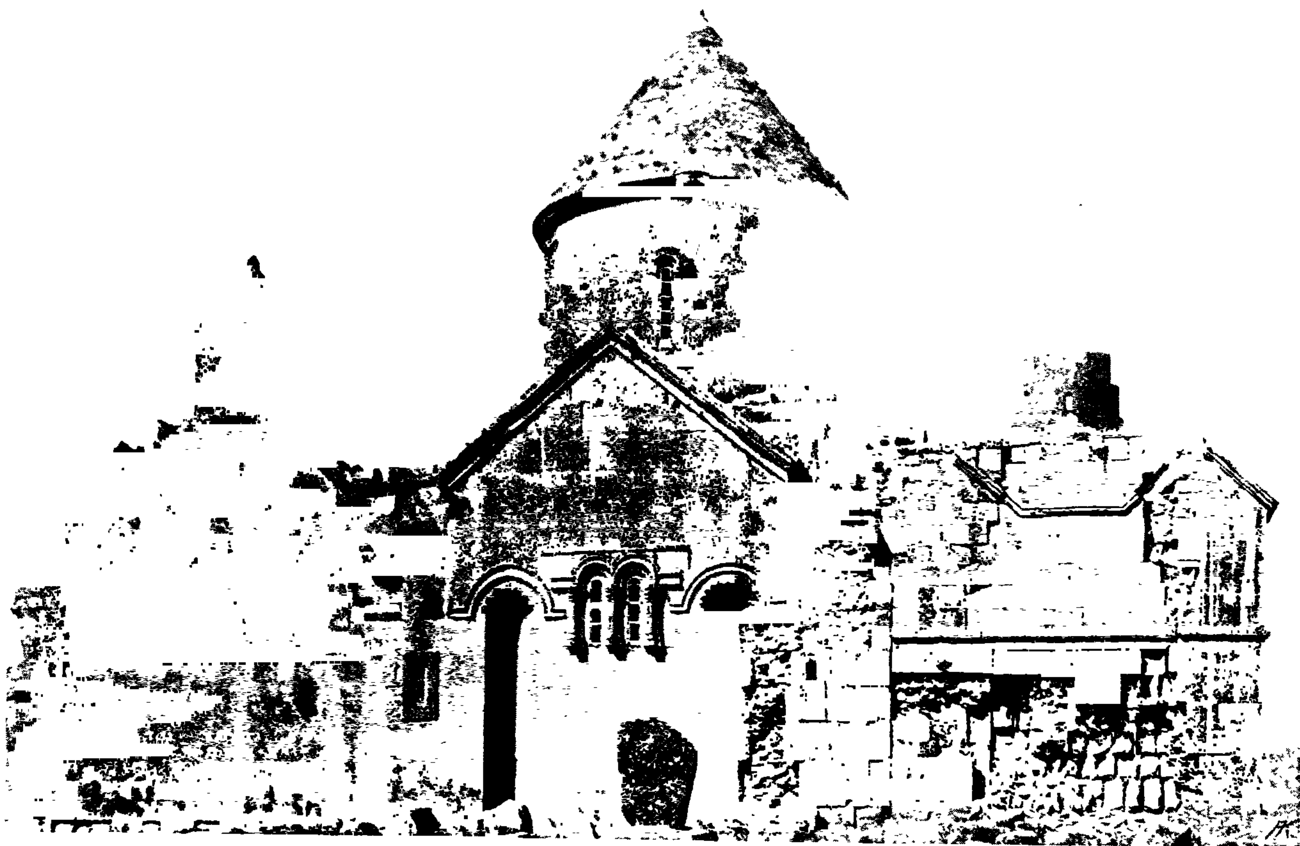


Abb. 282. Kloster Horomos: Johanneskirche mit Grabbauten zu beiden Seiten. Aufnahme Thoramanian.

Familie erbaut worden. In der Tat wurde dort der Grabstein seiner Frau Sophia gefunden[1]). Man darf annehmen, daß die beiden kleineren Kirchen[2]) neben der Kathoghike Grabkirchen sind, ähnlich wie eine dritte auf dem nördlich an diese Baugruppe anschließenden Friedhofe noch in Resten steht.

Chtskonk (S. 104) liegt oberhalb von Tekor in einem engen Felsentale. Abbildung 25 zeigt vier dieser Kirchen[3]), die fünfte ist im Rücken des Beschauers von den übrigen getrennt zu denken. Einige von diesen Kirchen sind oben im Typenkataloge angeführt. So ist die größte Kirche in Abbildung 25 rechts Surb Sargis vor 1033, dann daneben die zweite Kirche mit Giebeltrommel unter der Faltenkuppel die Muttergotteskirche von 1006/7. Von den beiden andern Kirchen links davon zunächst neben der Muttergotteskirche ist eine die Johanneskirche, Surb Karapet, davor ganz links eine Stephanskirche, beide kleine Kuppelhallen wie die fünfte Kirche, die auf der Photographie nicht sichtbar ist. Die ganze Anlage wird öfter als Kloster bezeichnet, darauf weist, nach Alischan, auch der Name (Zellen der Einsiedler). Fast jede der Kirchen hat einen Grabstein an der Seite, die drei kleinen Kuppelhallen scheinen als Betplätze für das Heil der Verstorbenen, die im Grabe (daneben?) beigesetzt sind, gebaut. Am Jahrestage des Absterbens werden in diesen Kapellen Messen gelesen. In Abbildung 281 sieht man rechts den Außenmantel der Sargiskirche (vgl. S. 105) mit ihrer Inschrift vom Jahre 1033. Links daneben steht ein Grabstein in einer Rundnische, die von einem Giebel überdacht wird. Der Grabstein hat immer die gleiche Form eines in die Fläche gestellten Kreuzes, das Flechtbänder zum Rechteck ergänzen. Oben in das Halbrund ist eine Weinranke gemeißelt. Der architektonische Rahmen hat die Form des Stufentores, von dem noch zu reden sein wird. Zwischen Grabstein und Kirche im Hintergrunde die fünfte Kirche des Klosters (Besch Kilisse), neben der ebenfalls wie hier ein Grabstein in seinem Gehäuse steht.

[1]) Brosset, »Ruines d'Ani« S. 67. Die Hauptinschrift wird unten in Übersetzung gegeben werden.

[2]) Vgl. auch die Abbildung bei Brosset, »Ruines d'Ani«, Taf. XXXII und bei Alischan, »Schirak«, S. 147.

[3]) Vgl. Alischan, »Airarat«, S. 111. Eine gute Aufnahme, in der alle fünf Kirchen in einer Aufnahme sichtbar werden, zeigt die Zeitschrift »Sonnen-Aufgang«. Mitt. d. deutschen Hülfsbundes für christl. Liebeswerk im Orient XIX (1917), S. 68.



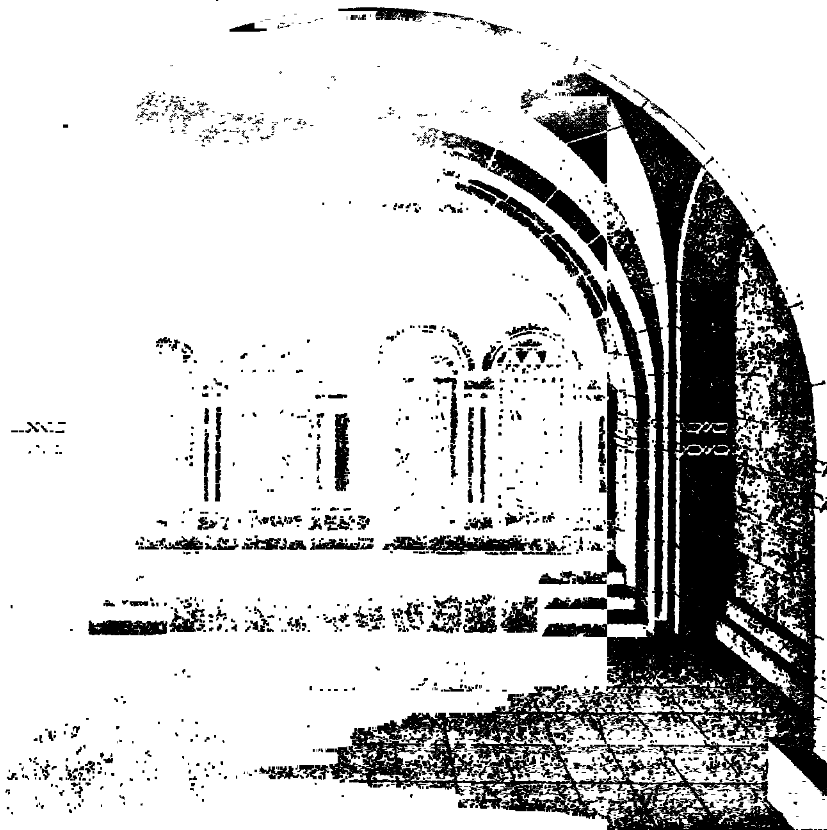
Aufnahme Nahapetian.
Abb. 283. Kloster Horomos: Die Gräber an der Südseite der Johanneskirche.

Ich mache darauf aufmerksam, wie selbst im Grabbau — wir werden den Umschwung näher beim Kirchenbau kennen lernen — um 1000 die alten Formen (Konchenquadrate und reine Strebenischenbauten) durch die Kuppelhalle verdrängt werden. Das darf uns nicht über die ursprünglichen Formen in die Irre führen.

Unter den erhaltenen Grabbauten ist besonders die Grabstätte der Bagratiden zu nennen, die sich zu beiden Seiten der Johanneskirche des Klosters Horomos (Choschawank) bei Ani befindet. Die Grabkammern sind in der Flucht ihrer Ostwand bunt nebeneinandergereiht. Ich gebe die Außenansicht von Osten her mit der Gräbergruppe an der Süd- und Nordseite. Man sieht (Abb. 282) über dem zerstörten Unterbau zuseiten der Kirche je zwei kleine Giebelbauten, zwischen deren Dachschrägen sich in der Mitte eine Kuppel erhebt. Abbildung 283 zeigt die Hauptgruppe dieser Gräber im Süden der Kirche vom Dache der oben Seite 238 besprochenen Sommervorhallen aus. Unten die einzelnen Grabräume, zwei größere, die einen kleineren in die Mitte nehmen und über ihnen auf dem Dache die kleine Baugruppe mit drei Türen wie die Abbildung 282 von außen zeigt. Im Innern der Baugruppe führen Eingänge unten zu den Grabräumen. Abbildung 284 gibt eine solche Familiengruft des 13. Jahrhunderts. Ein Gewölbe mit flacher Decke bildet den Vorraum, von dem Stufen emporführen zu dem Raum über der Gruft, die durch zwei Platten im Boden geschlossen ist. Im Hintergrunde wird die durch eine kurze Säule gegliederte und durch Doppeldienste unterteilte Wand sichtbar, deren Felder Kreuzsteine füllen.

Nach der Seite 222 gemachten Zusammenstellung der Angaben der ältesten Widmungsinschriften kann kaum ein Zweifel bestehen, wie wir uns die Möglichkeit der Entstehung solcher Denkmalgruppen zu erklären haben. Die einzelnen Persönlichkeiten suchen sich durch Stiftungen um der Fürbitte willen die Erlösung zu sichern und werden mit Vorliebe auf Orte Gewicht gelegt haben, die auch sonst als geheiligt galten. Dazu kommen Stiftungen, die zur Lösung von Gelübden errichtet wurden, endlich richtige Martyrien mit der Bestimmung als Grab des Stifters. Jedenfalls herrschen die Kirchen mit angelehntem Stiftergrab vor. Abbildung 285 zeigt einen Friedhof auf einem Berge nahe bei Oschakan, wie ihn Smirnow — dem ich für die Überlassung herzlich danke — 1910 aufgenommen hat. Man sieht die Gräber rings auf dem Boden verstreut. In ihrer Mitte steht die kleine Kapelle, daneben ein hochragenderes Grabmal, wahrscheinlich das des Stifters der Kapelle. Hier wird noch deutlicher als in Chtskonk klar, daß die Kapelle, für Messen und Totengebete erbaut, nicht der Ausgangspunkt der ganzen Friedhofanlage war, wie es bei alten Kirchen

gewöhnlich der Fall ist. Agrak, Thalin u. a. sind dafür besonders bezeichnend. Es handelt sich dabei um Drei- und Vierpaßbauten. Ob diese Bauform daher nicht doch, wie schon oben, Seite 251, berührt wurde, mit ihrer ursprünglichen Zweckbestimmung zusammenhängt? Auch die Kirche Gregor Abughamrentz in Ani bietet wie die dortige Apostelkirche Anlaß, die reinen Strebenischenbauten mit dem Grabkult in Zusammenhang zu bringen[1]). Beide gehörten der Familie der Pahlawuni an, die Apostelkirche inmitten eines alten Friedhofes, die Gregorkirche mit einer Inschrift vom Jahre 1040, die die Stiftung zweier Grabkammern beim Familiengrabe des Stammes Abughamrentz berichtet[2]), so daß man schon die beiden Nebenkammern der Hauptapsis dafür hat nehmen wollen. Sicheres können nur erneute Nachforschungen an Ort und Stelle und Grabungen ergeben. Solche Untersuchungen würden sich schon deshalb empfehlen, weil damit vielleicht auch Klarheit in die Frage nach dem Ursprunge der cellae trichorae über den Katakomben Roms käme.



Aufnahme Thoramanian.
Abb. 284 Kloster Horomos, Grabbau: Innenansicht.

B. Grabsteine.

Kanon 138 des hl. Basilius, (fol. 74 r) schreibt vor: »Niemand wage die Leichen in der Nähe der Kirchen zu begraben, sondern außerhalb 40 Schritte weit entfernt. Sonst Anathema«. Also war das Bestatten bei den Kirchen, wie ja auch die zahlreichen alten Friedhöfe zeigen, erlaubt, aber eben nur in vorgeschriebener Entfernung. Später rückten die Gräber freilich nahe an die Kirchen heran, ja drangen in deren Vorhallen (Zamatun). Die



Abb. 285. Oschakan, Friedhofkapelle. Aufnahme Smirnov.

[1]) Vgl. daneben oben, S. 240, wo ausgeführt wurde, wie diese Gattung aus dem Bäderbau auf Taufhäuser übergegangen sein mag.

[2]) Vgl. dazu auch Orbeli, Führer, S. 24.



Abb. 286. Noratus, Friedhof: Grabsteine und kleine Kirche. Aufnahme Jermakov.

alten Kathedralen des Landes sind ganz eingeschlossen von alten Friedhöfen, ich erwähne nochmals Agrak und Thalin (S. 170). Dort sind auch die ältesten erhaltenen Grabsteine zu finden, Es hat sich bisher niemand der Mühe unterzogen, den unübersehbar reichen Bestand zu sichten; vielleicht haben wir eine solche Arbeit von Garegin Howsepian zu erwarten.

Abbildung 286 gibt das übliche Friedhofsbild: in der Masse Grabsteine mit Kreuzen auf Untersätzen, dazwischen im Hintergrunde links ein kleines Bauwerk und am Boden im Vordergrunde niedrige Kistengräber. Es ist der alte Gottesacker von Noratus, das am Westufer des Sewansees nahe bei Nowo Bajazid liegt[1]). Wenn der Ort gleichzusetzen wäre Norawank, dann müßten dort die Grabstätten der Fürsten und Bischöfe von Siunik zu finden sein[2]). Die in Abbildung 286 erscheinenden Grabsteine, deren älteste aus dem 13. Jahrhundert stammen sollen, liegen in der Nähe einer Kirche, von der noch zu reden sein wird und weisen zwei Grabbauten auf, den einen aus dem Jahre 1211, den andern von 1714. Sieben von den Grabsteinen haben besondere Bedeutung als sogenannte Schutzsteine, d. h. Schützer gegen böse Geister[3]). Ich bespreche die Grabdenkmäler nach den drei vorherrschenden Gattungen: Kreuzsteine, Widdersteine und Kistengräber. Man wird freilich fragen, was sie mit dem altchristlichen Kuppelbau der Armenier zu tun hätten. Einmal stehen sie in sehr engem Bezuge zu den Kirchen, dann wird in ihrer Ausstattung manches hervortreten, was auch für die Ausstattung der Kirchen von Bedeutung ist, besonders die Vorliebe für gewisse Zierformen um das Kreuz als Mitte und das nur ausnahmsweise Vorkommen der menschlichen Gestalt bzw. einer »Darstellung«, und endlich werden sie im vierten Buche über die Ausbreitung der armenischen Bauformen manche Wege beleuchten helfen, die diese gegangen sind.



Abb. 287. Edschmiatsin, Museum: Kreuzstein aus Oschakan.

[1]) Vgl. Alischan, »Sisakan«, S. 45 f. und »Airarat«, S. 294 f.
[2]) Vgl. Orbelian bei St. Martin, Mémoires II unter Stephan im Register.
[3]) Vgl. Alischan, »Sisakan«, S. 48.

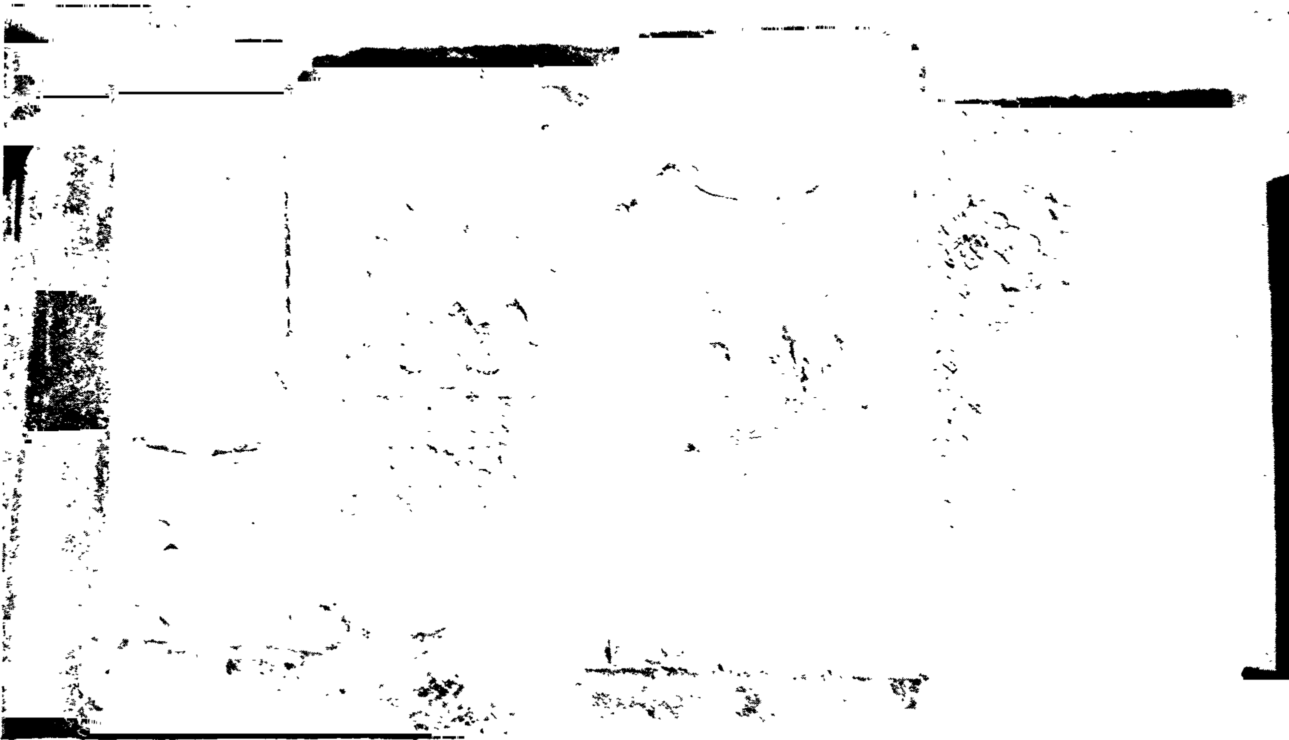
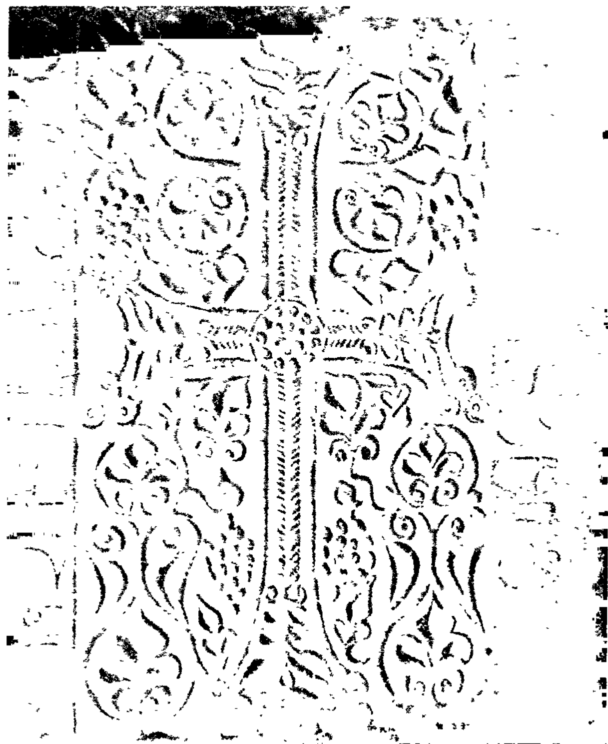


Abb. 288. Kloster Ketscharus, Kreuzsteingruppe zwischen den auf S. 248 f. abgebildeten Kirchen. Aufnahme Jermakov.

Kreuzsteine (Chatschkar). Sie sind zu Tausenden über das ganze Land verbreitet. Einen der ältesten, aus Oschakan stammend, fand ich zerbrochen im Museum zu Edschmiatsin. Roter Tuff, einst etwa 2·34 m hoch und 1·18 m breit, vielleicht aus dem 7.—8. Jahrhundert stammend. Abbildung 287 zeigt die Reste. Das am Boden liegende Kreuz, durchbrochen in kreisrundem Rahmen ruhend, bildete die Krönung. Der untere Teil, die Platte, steht dahinter aufrecht und ist gefüllt mit dem Kreuz über wulstigen Palmetten, umrahmt von einem Bande geometrischer Muster, alles in derber Flacharbeit. Das Kreuz mit zwei groben Wülsten gerahmt, die einen Kreuzwulst mit Rosettenenden in die Mitte nehmen. An den Ecken der Kreuzarme zweistreifige Achterverschlingungen. Die beiden Palmettenpaare darunter über einem Hügel aus Bogenteilen sind durch einen mehrstreifigen Knoten verbunden und die oberen durch gerade Bänder, die unteren durch Achter abgebunden und durch Knöpfe am Ende der schräggeschnittenen Lappen gefüllt. Der Rahmen zeigt Bandgeflecht und Rosetten verschiedener Art. Für die obere Endigung werden irisch-schottische Hochkreuze zu vergleichen sein.

Die späteren Steine zeigen das Kreuz ohne Durchbrechung des Grundes mit verlängertem Mittelarm. So Abbildung 289 ein Kreuz im Kloster Tathew, angeblich aus dem 9. Jahrhundert. Hier überwiegt durchaus die Palmettenranke mit Trauben gefüllt. Die Inschrift auf beiden Seitenrändern[1]). Das Kreuz mit gedrehten Wülsten und Palmettenenden zeigt an den Armspitzen je drei Kreispunkte[2]). Die Ranke



Aufnahme Alischan.
Abb. 289. Tathew, Kreuzstein.

[1]) Vgl. Alischan, »Sisakan«, S. 297. Sie nennt den Erbauer.
[2]) Vgl. für diese Art von Zierat meine »Koptische Kunst«, S. 109 f.



Aufnahme Howsepian.
Abb. 290. Dschringjöl, Grabstein von 1279.

mit wulstigem Stil, die Palmette je nach Erfordernis gedrängt oder in die Länge gezogen und im Schrägschnitt gearbeitet, einer Art, über die ich ausführlich »Altai-Iran« gehandelt habe.

Die in späterer Zeit übliche Art gibt Abbildung 288, eine Kreuzsteingruppe aus dem Kloster Ketscharus (Daratschitschak)[1]. Man sieht, das mehrstreifige Bandgeflecht, über das ebenfalls »Altai-Iran« nachzuschlagen ist, nimmt überhand. Die Steine stehen hier füllend als Platzwand zwischen den beiden Kirchen (vgl. oben S. 248 f.) auf einer Brüstung und sind in der Mehrzahl ohne Inschriften. Der untere Teil wird zumeist von einem reichen Muster von Bandverschlingungen gefüllt, das Kreuz erhebt sich aus den seitlich aufsteigenden Halbpalmetten. Der Rand wieder mit wechselndem Bandgeflecht.

Wie unbeholfen noch im 11. Jahrhundert ein solcher Kreuzstein bisweilen sein kann, belegt der Grabstein der Schuschan, der Tochter des Königs Senekerim (1003/27) in Schutzantz am Wansee (Abb. 291)[2]. Spätere Kreuzsteine in den Werken von Alischan, dann bei Bachmann, »Kirchen und Moscheen in Armenien«, Macler, »L'art du Caucase«, Lynch, »Armenia« u. a. O. Einen Kreuzstein von 1247 aus Marasch habe ich bei Grothe, »Meine Vorderasienexpedition«, Seite CCXIX, veröffentlicht.

Selten finden sich auf solchen Kreuzsteinen figürliche Darstellungen, soweit ich sehe, nur in der Umgebung des Sewansees. Einer der ältesten ist wohl der von Dschringjöl aus dem Jahre 1279. Abbildung 290 nach einer Aufnahme, die ich Garegin Howsepian verdanke. Den Hauptteil füllt das Kreuz mit Christus auf einer Platte, 2·90 m hoch und 1·15 m breit, in zwei Teile gebrochen, mit der Zeitangabe 728. Ein Untersatz, 0·62 m hoch, trägt die Darstellung eines Reiters. Das Ganze war also etwa 3·52 m hoch und muß



Aufnahme Lalajan.
Abb. 291. Schutzantz, Grabstein der Schuschan.

[1]) Vgl. Abbildung 286, andere Gruppen, bei Alischan, »Sisakan«, S. 153 u. a. O.

[2]) Vgl. Bachmann, S. 38.

weithin seine Wirkung getan haben. Ich denke dabei an deutsche Denkmäler wie die Externsteine bei Detmold.

Dieser große Kreuzstein stand an den Quellen des Widi Tschai im Gouvernement Eriwan, das nächste türkische Dorf heißt Dschringjöl. Die Inschrift am oberen Rande lautet: »Herr Gott, erbarme Dich des Barons Grigor und Mamikons, des Vaters und der Mutter von Mamikon«. Am oberen Kreuzende: »Dieser ist der König der Juden«. Auf den Bandverschlingungen neben dem oberen Kreuzende erscheinen links die strahlende Sonne auf dem Phönix, rechts das glatte Mondgesicht auf dem Widder, beide mit ihren Beischriften. Auf dem Kreuze oben »Die Rechte des Herrn«, dann die Taube »Geist Gottes«[1]), und auf dem Querarm: »Die Hände, die den Himmel gemacht haben, hast Du auf dem Kreuze ausgebreitet«. Christus mit geteiltem Rundbart und Kreuznimbus, nackt bis auf einen Lendenschurz. Zu seinen Füßen unter den armenischen Buchstaben für IXXC: »Heilig und stark, heilig und sterblich, der Du gekreuzigt bist, erbarme Dich des Barons Mamikon«. Das Kreuz erscheint wieder in einer Vorderschicht über dem mit Arabesken gefüllten Grunde. Die rechte Hand Christi wird von der stehenden »Gottesmutter« geküßt, unter der Linken Johannes. Darunter links eine Gestalt mit dem Haupte Johannes des Täufers, rechts Josef. Das Kreuz steht auf einem Hügel mit Arabesken. Auf dem Untersatz: »Ich Mamikon, Diener Gottes, habe diesen Allerlöser (Amenaprkitsch) zur Fürbitte setzen lassen«, also eine Formel, wie wir sie schon von den Kircheninschriften her kennen. Die Reiterdarstellung gibt vielleicht Wardan Mamikonian den Großen, der den Krieg von 451 führte, wie er in der Art eines sasanidischen Fürsten gegen einen Kentauren ausfällt. — Ein zweiter solcher Stein mit der Kreuzigung findet sich ebenfalls am Sewansee (Goktschai), und zwar am Kircheneingang des Inselklosters. Er stammt aus dem Jahre 1653[2]).



Abb. 292. Kloster Sanahin, Grabstein von 1184. Aufnahme Thoramanian.

Die Kreuzsteine erscheinen sehr oft erhöht durch Unterbauten. Ich sah in der Nähe der großen Kirche von Eghiward einen Hügel ganz bedeckt mit solchen altarähnlichen Denkmälern. Auch die Klöster Haghbat und Sanahin sind reich an Belegen[3]). Ich gebe ein Beispiel aus Sanahin (Abb. 292):

[1]) Hand und Vogel erscheinen öfter in den Initialen der armenischen Handschriften. Es wird also zu prüfen sein, ob sie nicht auch dort symbolische Bedeutung haben.

[2]) Die Darstellungsfreudigkeit des Sewanklosters äußert sich in der reichgeschnitzten Tür mit Darstellung des Pfingstwunders, ebenfalls einer späten Arbeit. Abbildung bei Alischan, »Sisakan«, S. 83. Lichtbild bei Nahapetian, II, 7.

[3]) Aufnahmen bei Grimm-Egiazarow-Martirosiantz, »Mon. d'arch.«, Tafel XLVIII.



Abb. 293. Dschulfa, Widderstele von 1578. Aufnahme Sarre.

Auf einem Unterbau, durch Stufen zwischen zwei Nischen zugänglich, erhebt sich ein niedriger Untersatz mit dem Kreuzstein, dessen Tafel mit einem weit vorspringenden Kranzgesims endet. Alle Teile reich mit dreistreifigem Bandgeflecht gefüllt. Das Denkmal ist spät, es bezeichnet das Grab des Gregor Tuteordi und steht neben einer kleinen Stiftungskirche[1]), die in der armenischen Inschrift genannt wird: »Im Jahre, in welchem Georgi (Gurgen), König von Georgien starb († 1184), ich Gregor Martagat, Sohn des Tute aus Chatschenk, der ich unter dem Schutze der Gottesmutter wohne, habe dieses Kreuz auf meinem Grabe errichtet, in Erwartung meines Ablebens. Und nun werfe ich mich vor Dir nieder, süßes Zeichen Gottes, und bitte mit stummer Lippe, daß Du bei deinem großen Erscheinen Fürsprecher für mich, einen unwürdigen Diener Christi bist. Und sie alle, die (das Kreuz) anbeten, mögen mich in Jesu Christi erwähnen. Es wurde errichtet unter dem Katholikos Johann, in dem Jahre, in dem die heilige Kirche wiederhergestellt wurde, im Jahre 634 (1185). Erwähnet in Christo mich den Verfertiger Mechithar«.



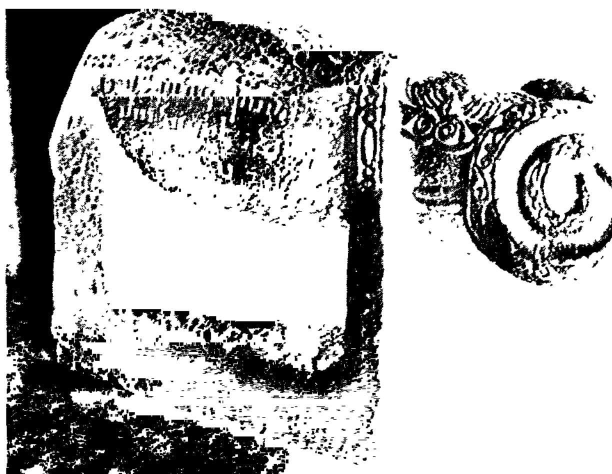
Aufnahme Sarre.
Abb. 294. Dschulfa, Widderstele: Hinterseite von Abb. 293.

Ich habe die Inschrift im Wortlaut mitgeteilt als Beispiel und weil sie zeigt, daß man sich die Kreuzsteine schon bei Lebzeiten errichtete. Am Schlusse ist der Steinmetz genannt.

Widdersteine. Wie der Gekreuzigte am Sewansee, so findet sich im Gebiet von Waiotzdzor, südlich zwischen Sewansee und Araxes, die Widderstele. Abbildung 293 gibt ein Beispiel, das F. Sarre in Dschulfa aufgenommen hat[2]). Auf der Hinterseite des Tieres (Abb. 294) steht: »Das gehört dem Manuk

[1]) Vgl. Lalajan im »Azgagrakan Handes«, VII/VIII (1901), S. 390/91.
[2]) Eine Ansicht der Ruinen von Dschulfa bei Dubois, II, Tafel XXXVII. Der Widder ebenda, IV, Tafel XXVIII.

(Emanuel) Nazar, im Jahre 1027 (d. h. 1578). Der Widder steht inmitten eines ausgedehnten Friedhofes. Er ist mit Ausnahme der Unterseite ganz mit Zierbändern und Darstellungen überzogen, die Hörner mit einer fortlaufenden Spiralranke, die Vorderbeine und die sie verbindenden Gürtel mit Palmetten in Herzbändern, auf dem Halse zweistreifiges Bandgeflecht, Rumpf und Hinterteil, abgesehen von Arabesken auf dem Rücken, mit Reitern, Einzelfiguren und Gruppen eines nach persischer Art Sitzenden, der von Zweien bedient wird, einer Gorgo u. dgl. m. Ein anderer Steinwidder im Museum zu Dschulfa (Abb. 295) ist noch mehr ohne Anlehnung an die Natur in das Steinhandwerk übertragen und trägt die Inschrift: »Dies ist (die) Ruhestätte von Manasses Seele (Person)«. Das Datum ist in der Photographie unleserlich, doch dürfte das Stück ebenfalls dem 16. bis 17. Jahrhundert angehören. Auch hier herrschen Bandverschlingungen und Palmetten im Schmuck vor. Ich besitze noch eine dritte Widderstele in Photographie, ebenfalls aus dem Waiotzdzor stammend, die den Widder knieend und mehr natürlich gebildet zeigt, ebenfalls mit Ornamenten bedeckt und mit einem Reiter auf dem Leibe[1]).



Aufnahme Jermakov 16565.
Abb. 295. Dschulfa, Widderstele.

Daß hier ältere Zusammenhänge vorliegen, scheinen mir verwandte Grabsteine im europäischen Norden zu belegen. Die Jeziden stellen Pferde auf ihre Gräber[2]). Doch kommen auch bei den Moslim Widder vor. So bildet Morgan einen mohammedanischen Friedhof bei Lirik im Süden des Kaspischen Meeres ab, der zwei solche Widdersteine zeigt[3]).

Kistengräber. Wir sahen sie in Abbildung 286 zu Füßen der Kreuzsteine. Sie bilden die breiteste Masse der Grabdenkmäler. Und doch gibt es auch unter ihnen ein berühmtes Beispiel, das Grab des Aschot im Tale des Horomosklosters (Abb. 296). Es stehen dort die oben Seite 249 und 195 f. beschriebenen Kirchen und als letzte ein kleiner einschiffiger Bau, der im Hintergrunde von Abbildung 296 sichtbar ist. Das Grab selbst richtet sich mit einer Doppelstufe von West nach Ost, wo ein Block von unten 0·88 m vorgelagert ist. Auf den Stufen steht der 2·40 m lange, 0·88 m breite und 0·67 m hohe Aufbau in Form einer Kiste (Holzsarg?). Seine Ränder sind mit Rundstäben geschmückt. Der Boden tritt seitlich vor, der Deckel ist abgeschrägt. An der südlichen Längswand zwei Inschriften, eine größere zuerst, von der sicher nur zu lesen ist: »Aschot König«, unmittelbar anschließend eine kleinere: »Aschot, der Barmherzige«[4]). Aus der Zeit des Königs (Aschot III., 951/52 bis 977) dürfte nur die erste Inschrift stammen.

Ich habe hier nur den herrschenden Durchschnitt der Grabsteine besprochen. Auf einzelne Beispiele und Gattungen, die davon abweichen, komme ich in späteren Teilen dieses Werkes öfter zurück. Dort wird auch der Vergleich mit dem europäischen Norden durchzuführen sein, wo ebenfalls vereinzelt Widdersteine neben den Hochkreuzen vorkommen. Nach den wenigen mitgeteilten Beispielen von Inschriften ist offenkundig, daß die Grabsteine aus dem gleichen Grunde von dem Lebenden aufgerichtet wurden wie die Kirchen, um der Fürbitte willen. Besonders beachtenswert ist die Bitte auf dem Tuteordisteine »daß Du (das Kreuz) bei Deinem großen Erscheinen Fürsprecher für mich . . bist«. Es dürfte hier wohl das jüngste Gericht gemeint sein. Die Deutung, die dabei zugleich dem Kreuze gegeben ist, wird uns später beim Vergleiche mit dem Abendlande noch beschäftigen. Kirchen und Grabmäler bekommen so eine Wendung nach dem jüngsten Gerichte hin, die merkwürdig an gewisse Lehren des Zarathuschtra anklingt.

[1]) Vgl. auch eine Widderstele vom Jahre 1604 in Khodscha Manuk bei Alischan, »Sisakan«, S. 425.

[2]) Eine Abbildung bei Bachmann, »Kirchen und Moscheen in Armenien«, Tafel VII. Über die Jeziden vgl. Grothe, »Meine Vorderasienexpedition«, S. LXXIX f.

[3]) Mission scient. en Perse I, S. 259.

[4]) Lesung von P. Nerses Akinian nach der Photographie. Vgl. Brosset, »Les ruines d'Ani«, S. 61 und Alischan, »Schirak«, S. 29 und das Album von Nahapetian I, 19.



Abb. 296. Horomoskloster im Tale: Grab des Königs_Aschot. Aufnahme Thoramanian

4. Wohnbauten.

Über das armenische Bauernhaus liegt die Arbeit von Ter-Mowsessian in den Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien vor (N. F. XII, 1892). Da es im Kirchenbau keine Bedeutung gewonnen hat, gehe ich darauf nicht näher ein, obwohl die Forschungsreise des Instituts dafür einen eigenen Fachmann mithatte. Wir haben keine gewölbten Bauten, weder solche mit Tonnen, noch solche mit Kuppeln gefunden. Der Ursprung des Kirchenbaues muß also auf einem ganz anderen Grunde ruhen. Um übrigens eine anschauliche Vorstellung des armenischen Hauses zu geben, bilde ich hier ein Dorf am Wansee, Wschni, ab. Man sieht im Vordergrunde links, inmitten des Wassers einen der Kreuzsteine, die eben, Seite 252 f., beschrieben wurden. Den Bergabhang entlang ziehen sich die Häuserreihen hin. Man wird immer wieder das auf Holzsäulen ruhende Vordach und daneben den Stall sehen, über dem Heu, Stroh oder Heizfladen aufgetürmt sind. Der Leser ziehe zum Vergleich das Siedlungsbild heran, das ich Seite 250 vom Kloster Narek gegeben habe und für die Hausform im Besonderen das Stadtbild von Mzchet, das unten in Abbildung folgt.

Kommt also auch nicht das volkstümliche Wohnhaus für den Ursprung der armenischen Kirchenbauform in Betracht, so doch neben der Wurzel, die im Bäderbau und im Grabbau liegen kann, eine andere aus dem Gebiete des Wohnbaues. Es ist sicher, daß die Burgen und Paläste ihrer Bauart nach in Armenien älteren Ursprunges sind als die Kirchenbauten, daher nicht unmöglich, daß der Kirchenbau, soweit er den Zweck hat, Versammlungsraum zu sein, diese Zweckform u. a. auch aus den weltlichen Zweckbauten verwandter Art entlehnt haben könnte. Das Christentum wurde, wie wir sehen werden, vom Königshause der Arsakiden und anderen armenischen Geschlechtern (Nacharars) eingeführt, die Massen folgten nicht sehr rasch nach. In Armenien ist daher das Christentum nicht aus der gedrückten Unterschicht hervorgegangen, sondern von der herrschenden Oberschicht zunächst wenigstens getragen worden. Erst im 5. Jahrhundert dringt die Kirche bis in

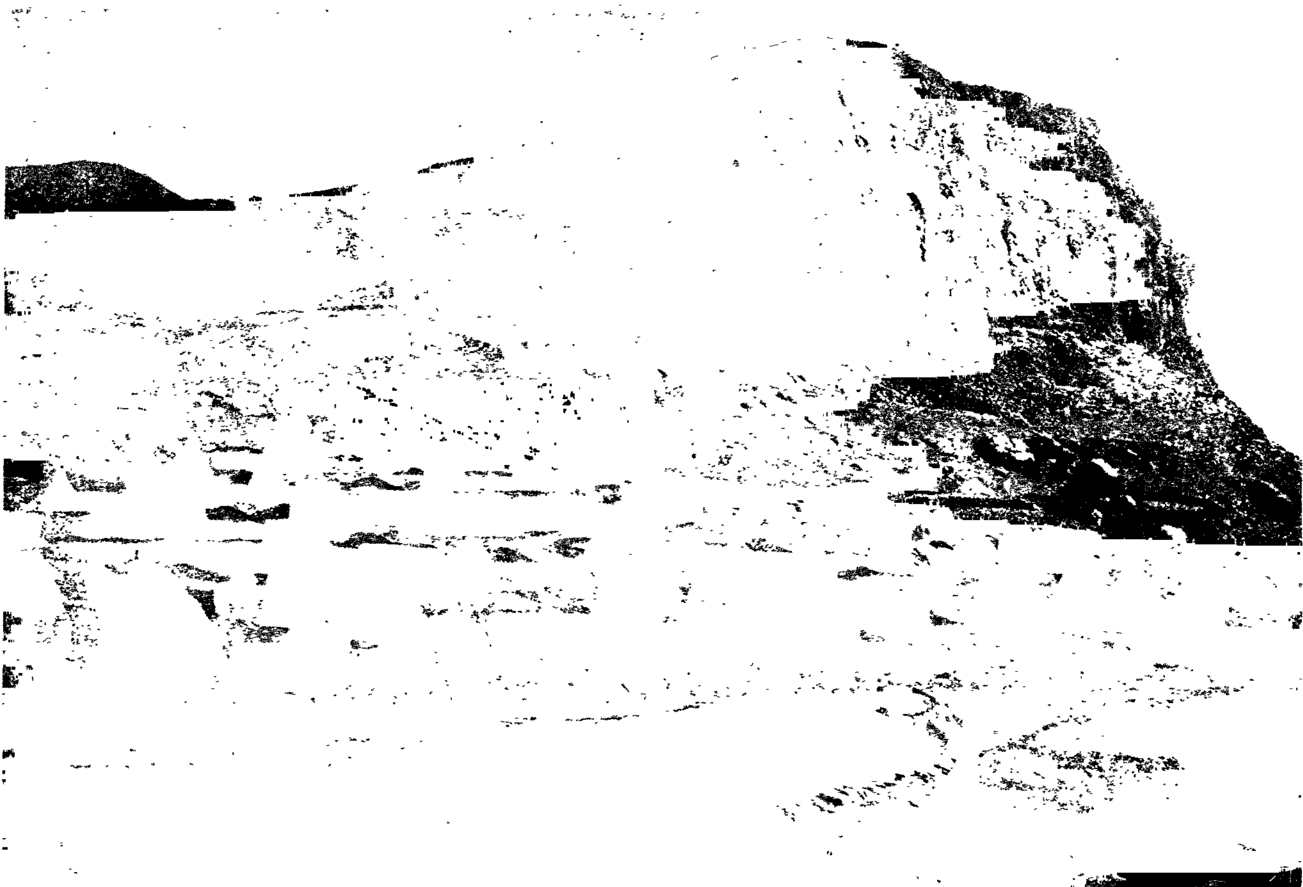


Abb. 297. Wschny, Dorf und Festung: Bauart des Hauses. Aufnahme Jermakov 15993

die untersten Volksschichten. Es ist daher nicht unmöglich, daß im armenischen Kirchenbau Spuren dieser Entwicklung zu finden sind. — Man beachte in Abbildung 297 die Reste einer Burg auf der Bergeshöhe.

A. Burgen.

Beim Lesen der armenischen Historiker werden immer wieder Burgen als Stützpunkte der Feudalherren sowohl wie der Könige und mächtiger Priester genannt. Alles was Macht besitzt, wahrt diese im letzten Ende von einer befestigten Burg aus. Obwohl nun unsere Forschungsreise ausschließlich dem Kirchenbau galt, sei hier, um wenigstens die Lücke nicht zu verschweigen, auf zwei verhältnismäßig gut erhaltene Beispiele solcher Burgen hingewiesen. Einmal Maghasbert, an dem wir auf der Fahrt von Ani nach Tekor vorbeikamen und wovon Nahapetians Album I, Blatt 23 (Abb. 298) eine gute Vorstellung gibt. Drei mächtige halbrunde Türme wenden sich nach außen und bilden den Stützpunkt für zinnengekrönte Mauerzüge, die sich daran schließen. — Den Aufnahmen Thoramanians, der übrigens den Burgen ebenso wie den Kirchen nachging, verdanke ich die Kenntnis des zweiten Beispiels, Tignis, wovon er mir Photographien schon 1912 zusandte. Die Ruine liegt etwa 3 km von Schirakawan (vgl. oben S. 193), eine Inschrift von 1262 erwähnt ihren Namen. Vielleicht sei sie, meint Thoramanian, im 10. bis 11. Jahrhundert für die Bagratiden vor der Gründung Anis gebaut. Abbildung 299 zeigt auch hier wieder die drei Türme als Mauerbefestigung. Für uns ist wertvoll festzustellen, daß auch in dieser profanen Baugattung die Technik Anwendung fand, die wir vom Kirchenbaue her kennen: die unteren Teile der Mauern und die Reste davor sind vom Plattenbelag entblößt, der Gußkern liegt offen zutage. Abbildung 300 zeigt eine Einzelansicht des Innern, die bestätigt, was mir Thoramanian schrieb, daß der Bau in drei Stockwerken (mit je zehn Zimmern) aufsteige. Man sieht den Turm hoch über die Ebene im Hintergrund aus Schuttmassen hervorragen und unten noch eine Treppe zu einem hohen Gemach, über dem ein zweites, niedrigeres

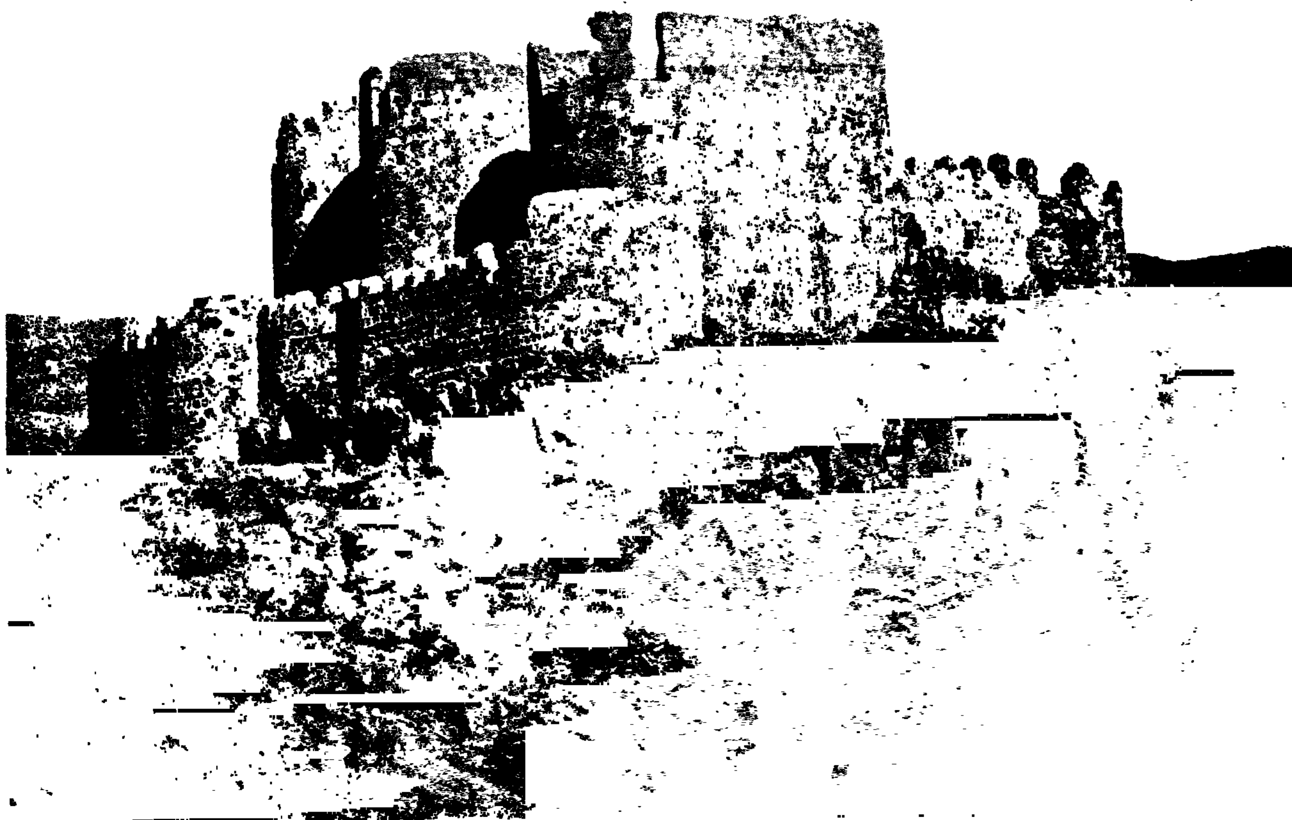


Abb. 298. Maghasbert, Reste der Burg. Aufnahme Nahapetian.

liegen dürfte. Die dritte Aufnahme (Abb. 301) ferner ist für uns deshalb wichtig, weil sie zeigt, daß die Burgen kirchenähnliche Räume von monumentalen Abmessungen aufwiesen. Man erkennt den — falls es sich um einen nach Osten gerichteten Kirchenarm handelt — nordöstlichen Pfeiler eines Kuppelbaues, dessen Ecktrompe, aus Keilsteinen errichtet, noch erhalten ist. Rechts schließt an das Mittelquadrat eine Apsis an, links ein tonnengewölbter Querarm. Eine einfache Leiste kennzeichnet die einspringende Ecke als Träger des Bogens, der, scheint es, Hufeisenform hat. Die herumliegenden Gewölbetrümmer scheinen einem größeren Bauwerke anzugehören als es die Kapelle selbst gewesen sein kann. — E. Diez hat im Burgwart XVI (1915), Seite 90f.[1]), einen einführenden Aufsatz über die Burgen Vorderasiens geschrieben und dabei auch der georgischen Denkmäler auf Grund der Angaben Dr. Küttlers gedacht. Für Armenien wird außer den Trümmerstätten bei Oschakan, Tekor u. s. f. auch Moses von Chorene, Thomas Artsruni (im 11. Jahrhundert über Bagratidenburgen bei Achthamar), Stephan von Taron u. a. zu beachten sein.

Es scheint nicht ganz zufällig, daß unsere Forschungsreise auf verhältnismäßig wenige Burgenreste stieß. Die Burgen sind wohl als Stützpunkte der Nationalen von den wechselnden auswärtigen Machthabern in erster Reihe zerstört worden. Und doch sollte man, was noch da ist, genau aufnehmen; in Armenien mehr vielleicht als in Gebieten, in denen der Kirchenbau von vorneherein neue Formen einführt, nicht eine bestehende einheimische Art für seine Zwecke herrichtet, läßt sich ein Einfluß der weltlichen Bauart vermuten. Ich denke dabei an die Nachweise, die Seesselberg für die skandinavischen Rundkirchen versucht hat[2]). Davon unten bei Besprechung der Ausbreitung der Gattung von Bagaran ausführlicher.

Hier sei nur noch darauf verwiesen, daß die Kirchen selbst im 4. Jahrhundert wie Burgen aus-

[1]) Vgl. dazu auch meinen Beitrag in Dölger »Konstantin der Große und seine Zeit«, S. 370f.

[2]) »Die frühmittelalterliche Kunst der germanischen Völker«, S. 77f.

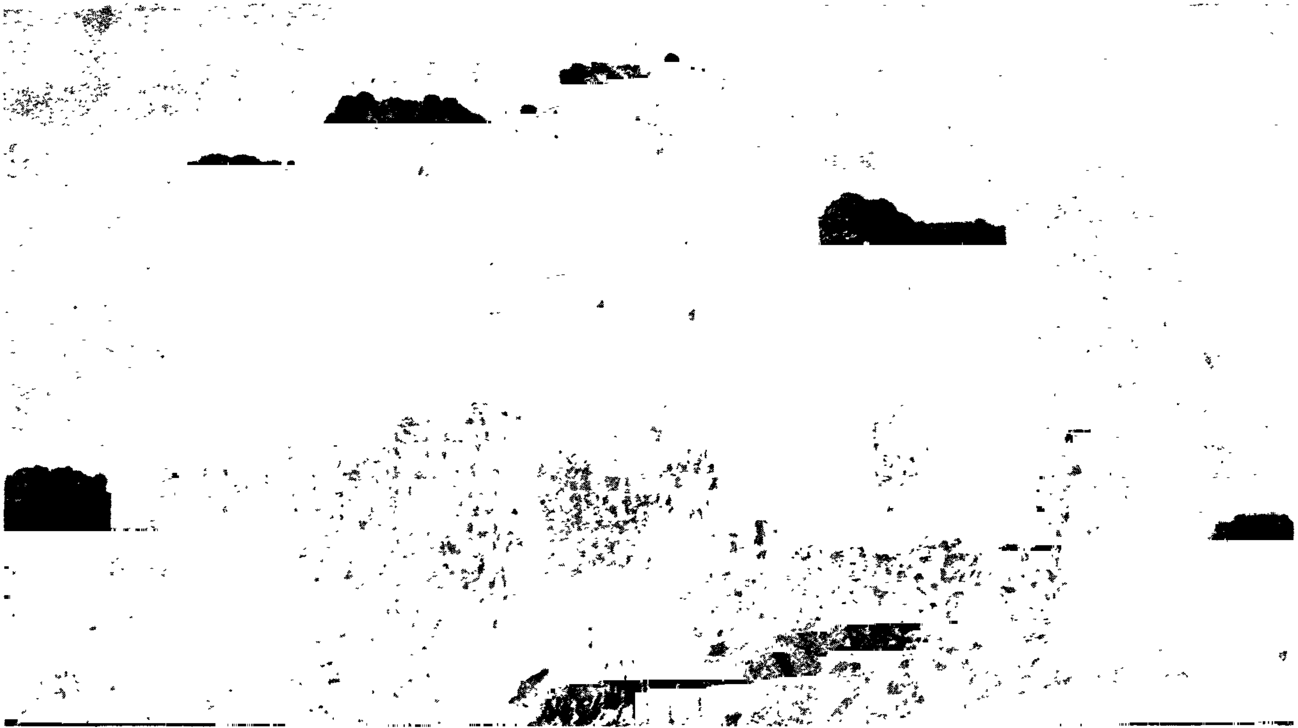


Abb. 299. Tignis, Außenansicht der Burg. Aufnahme Thoramanian.

gesehen haben müssen. Wenigstens wird auffallend oft von ihrer Umwallung gesprochen. Agathangelos berichtet zu wiederholten Malen, daß Gregor, bevor er noch Kirchen baute, die dafür bestimmten Plätze mit Mauern umgab und ein Kreuz darauf errichtete, so z. B. LVIII (Langlois, S. 166). Er spricht auch (XXV, Langlois 176) von Kirchenbauten selbst und ihrer Umwallung durch Mauern. Faustus von Byzanz III, 3 (Langlois, S. 211) erzählt von dem Aufruhr der Heiden gegen Wrthanes (333–41): »Cette foule cernait déjà la grande muraille de l'église d'Achdichad; et, tandis que Verthanès, entré dans le temple, célébrait la messe, la troupe se prépara à l'assiéger du dehors«. Auch in der zweiten Regel des Sahak werden Mauern bei Kirchen

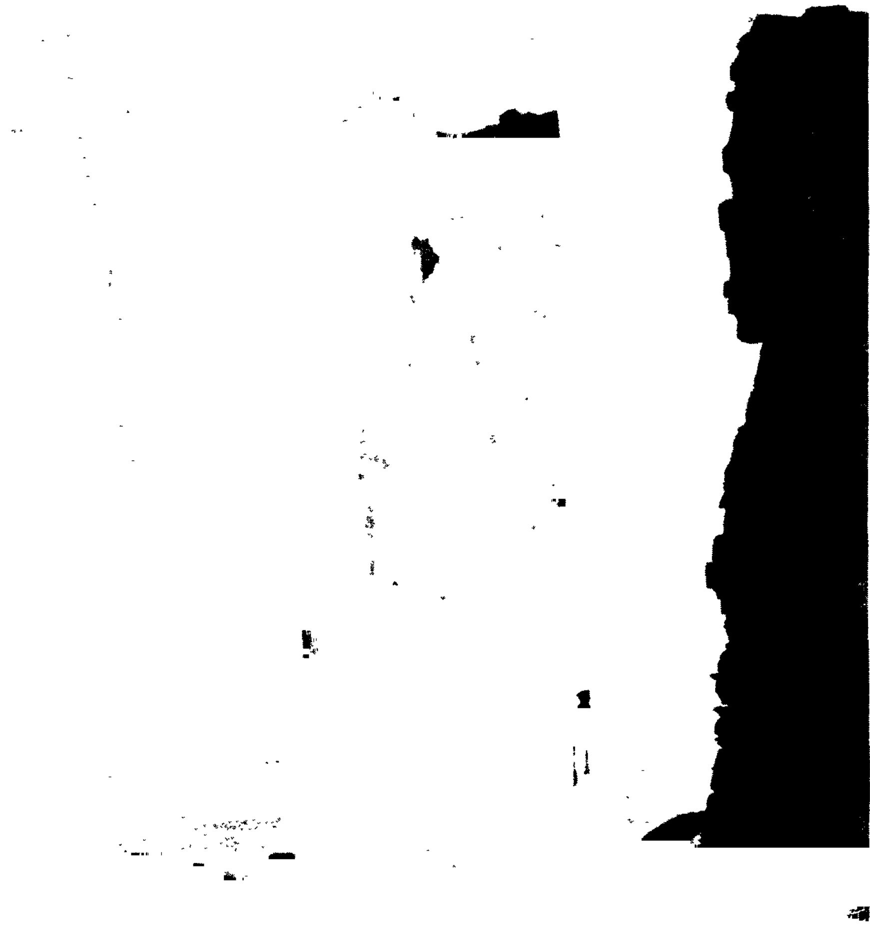


Abb. 300. Tignis, Burg: Treppenturm. Aufnahme Thoramanian.



Aufnahme Thoramanian.
Abb. 301. Tignis, Burg: Rest eines Innenraumes.

erwähnt (Wiener Hs, fol. 114, vgl. Armen. Bibl., II, S. 81). Gute Beispiele festungsumwallter Kirchen werden auch in diesem Werke gegeben, so unten Tathew. Vgl. oben Seite 247 das Kloster Achthala[1]).

Über die Burgen im Gebiete von Wan sehe man Bachmann, »Kirchen und Moscheen in Armenien und Kurdistan«, Tafel I f., nach[2]). Urartisches und Islamisches gehen hier eng mit dem Armenischen zusammen. Für georgische Burgen sind die Bände der Materialien für die Archäologie des Kaukasus durchzublättern. Unter den armenischen Gebieten sei besonders der Gau Taik hervorgehoben. Im Bezirk Chotordschur liegen am Tschoroch sieben Dörfer mit den Resten von Festungen[3]).

B. Paläste.

Den Forscher auf dem Gebiete der christlichen Kunst beschäftigt insbesonders der Palastbau aus der Zeit der Entstehung des Christentums, also um 300. Leider aber ist in Armenien weder ein Mschatta, noch ein Spalato erhalten, vielleicht gehören die alten Teile der Westfassade von Amida hierher[4]). Wir müssen uns begnügen, mit dem Wenigen, was die Forschungsreise, die ja ausschließlich auf den Kirchenbau gerichtet war, nebenbei feststellen konnte. Von einer Bearbeitung der einschlägigen Denkmäler kann vorläufig nicht die Rede sein. Ich will zu einer solchen durch das Wenige, was ich vorführe, nur anregen. Es werden im wesentlichen zwei Arten von Palästen zu unterscheiden sein: der Palast des Königs und der des Katholikos. Da das wichtigste erhaltene Denkmal dieser Art der Palast eines Katholikos ist, stelle ich diese Gruppe voran.

Katholikospaläste. Der älteste Palast dieser Art stand wohl in Aschtischat. Wir bekommen davon eine gute Vorstellung nach dem Bericht des Faustus, IV, 14 (Langlois, S. 250), als der Hair Marpet dort bei Nerses dem Großen (353—373) zu Besuch war. Er macht vor Tisch einen Spaziergang »aus der bischöflichen Residenz, aus dem Palaste heraus nach den Märtyrerkapellen der Heiligen (Johannes und Athanagines). Auf dem großen und schönen Platze ging er hin und her, einen Rundgang machend.« Man wird gleich in Zwarthnotz die Wirklichkeit einer solchen Anlage vor sich haben. Nerses der Große besuchte damals die Sommerresidenzen, die ihm als Katholikos gehörten. Sie lagen in fünfzehn Kantonen, vornehmlich in Ararat, Daranaghik und Taron an den Stätten, wo sich die alten Götzenheiligtümer befunden hatten, deren Besitz dann das Stammgut des Katholikos bildete. Davon im geschichtlichen Teile. Man bekommt den Eindruck, daß aus dieser versunkenen Welt leicht eine Anregung für den armenischen Kirchenbau hervorgegangen sein könnte.

In der armenischen Literatur wird außerdem häufig von Palästen berichtet, die sich der Katholikos erbaute. So schon im 5. Jahrhundert in Dwin, dann im 7. in Zwarthnotz und Thalisch, im 10. in Argina u. s. w. Von den Schutthügeln in Thalisch, aus denen am Rande einer Schlucht noch mächtige Mauerzüge hervorstehen, war Seite 193 die Rede. Hier sei als Beispiel nur der bei Zwarthnotz freigelegte Palast vorgeführt. Das Nebeneinander von Palast und Kirche, wie es für solche Katholikospaläste üblich war — wie Vatikan und St. Peter — wird gut beleuchtet durch die Geschichte, die Stephan von Taron, II, 2 (Gelzer-B., S. 76) vom Katholikos Ter-Esayi (775—786) erzählt, dessen Mutter mit dem Kinde an der Brust vor dem Palaste des Katholikos bettelte, in den sie nicht eintreten wollte. Sie hielt vor der Pforte der Kirche aus, derselben Kirche, in der der Knabe dann erzogen wurde, Bischof und Katholikos wurde.

[1]) Für Edschmiatsin und die Hripsimekirche vgl. Macler, Nouv. archives miss. scient. N. S. 2 (1910), Fig. 3/4.
[2]) Vgl. Ritter, »Erdkunde«, IX, S. 977 f. und X, S. 297 f.
[3]) Vgl. »Handes Amsorya« 1909, S. 24 f.
[4]) Vgl. meine »Amida«, S. 136 und 298 f.



Abb. 302. Zwarthnotz, Palast: Gesamtansicht von Westen her.

Zwarthnotz. Wir haben oben, Seite 108 f. bereits die Kirche Nerses III. (641—661) vorgeführt. Der Palast wurde nach übereinstimmenden Angaben gleichzeitig erbaut und zugleich mit der Kirche ausgegraben, nachdem er schon im 10. Jahrhundert verfallen war. Ich verdanke den Grundriß Thoramanian, die photographischen Aufnahmen haben wir dann auf unserer Forschungsreise selbst hinzugefügt. Abb. 11, S. 12, zeigt zunächst eine Gesamtaufnahme des ganzen Bezirkes [1]), Abbildung 302 eine Ansicht der ausgegrabenen Reste. Die Grundmauern fanden sich noch ganz gut erhalten vor, so daß sich der Grundriß ohne weiteres herstellen läßt. Der Palast lag, wie in Thalisch, an der Südseite der Kirche und griff in Zwarthnotz, entgegen Thalisch, auch auf die Westseite über. Das Tor scheint gemeinsam gewesen zu sein; so auch die Achsenrichtung.

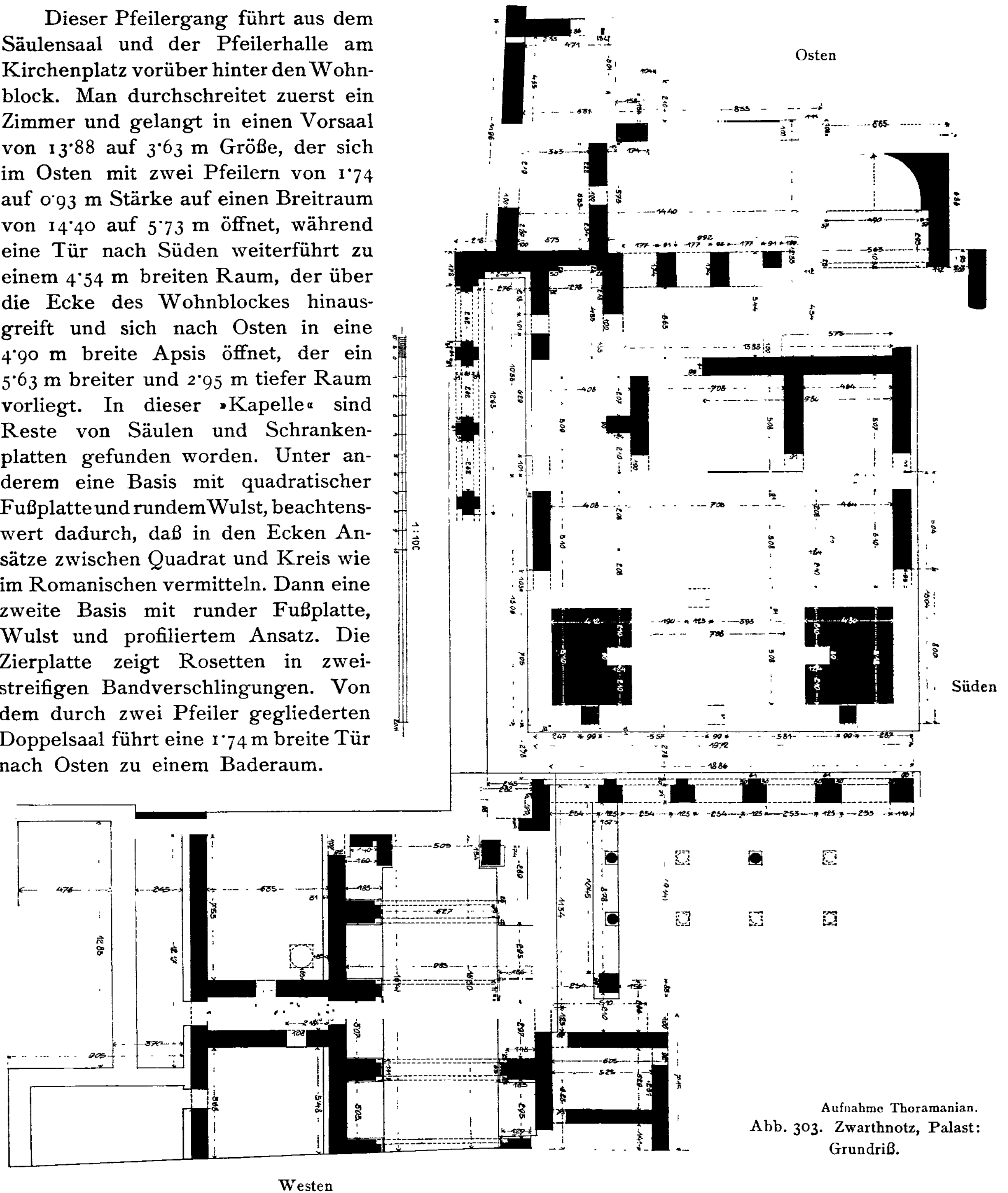
Da die Gesamtaufnahme Thoramanians (Abb. 109) schon Ansätze zu einer Erklärung des allmählichen Werdens der Palastanlage zeigt — die man sich übrigens immer vor Augen halten möge — so gebe ich in Abbildung 303 seine Sonderaufnahme des Palastes, die rein sachlich den Tatbestand vorführt. Hinter der Säulenreihe, die den Domplatz im Süden abschließt — in Abbildung ganz links — öffnet sich ein nahezu quadratischer Baublock. Er ist im Gesamtplan, Abbildung 108, blaß eingetragen und an seiner Stelle außen ursprünglich ein längsgerichteter Vierpfeilerbau gedacht. Wie der Baublock heute, Abbildung 303, dasteht, ist er 19·72 und 18·97 m, in neun Räume zerlegt, jeder 5·10 m tief, die mittlere Reihe 7·08 m, die nach der Porticus 4·08 m, die andere 4·64 m breit. Die Ostreihe ist vollständig von den beiden andern getrennt und durch eine durchlaufende Türreihe verbunden. Die beiden andern Reihen zeigen durchaus getrennte Zimmer mit dem Ansatz einer Unterteilung, nur die beiden mittleren sind verbunden und ohne Unterteilung. Im Westen lief davor ein 2·78 m breiter Gang hin, auf den sich mit einer Pfeilerreihe ein breiter Saal, von 9·80 m öffnete, den man im Vordergrunde von Abbildung 302 sieht [2]). Auf dieser Abbildung ist auch deutlich sichtbar, daß jedem der vier Gangpfeiler eine Säulenreihe entsprach, immer paarweise nebeneinander. Wir haben es also mit dem typischen persischen Säulensaal zu tun. Die Basen haben 0·30 m hoch viereckige Untersätze, darauf ein 0·12 m hoher Wulst von 0·50 m Durchmesser. Nördlich stieß daran ein Saal, den man in der Sonderaufnahme, Abbildung 304, im Vordergrunde sieht. Er ist 16·40 m auf 9·85 m groß und wird durch drei weit vorstehende Wandpfeiler auf 6·27 m verengt. Man erkennt bei genauem Zusehen in Abbildung 304, daß die Pfeiler mit Doppeldiensten endeten. Jeder hat 28 cm Durchmesser und zeigt einen umgekehrten Würfelkopf als Fuß. Die Halle war jedenfalls gewölbt. Auch dieser Saal hat seine genauen Parallelen, und zwar in den Palästen des Fars, wie Sarwistan [3]). Dort ist die Tonne in ovalem Bogen noch erhalten, zwischen den Pfeilern Konchen. In Abbildung 303 sieht man links noch zwei durch einen Gang getrennte Räume, dahinter die Kirchenruine. Beachtenswert ist, daß die in Abbildung 303 links sichtbare Pfeilervorhalle — sie ist 2·67 m breit und es stehen noch drei kreuzförmige Pfeiler an einem Ostende, davor liegt in der Reihe ein Kämpferkapitell (Abb. 305) — im Westen vor der Pfeilerhalle mit einer Sitznische endet, die hinter dem am Säulensaal hinlaufenden Quergang beginnt und sich bis zu 3·05 m Tiefe mit seitlichen Sitzen von 2·86 aut 1·25 m Breite abstuft.

[1]) Vgl. Ter-Mowsessian, »Edschmiatsin«, S. 68.

[2]) Vgl. Macler, Nouvelles archives des missions scientifiques, N. S. fasc. 2, Fig, 12.

[3]) Flandin et Coste, Perse ancienne, pl. XXVIII, Rawlison, S. 586, Perrot & Chipiez, V, 566, u. a. O. Vgl. Monatshefte für Kunstwissenschaft, VIII (1915), S. 356 f. Ein Grundriß folgt später.

Dieser Pfeilergang führt aus dem Säulensaal und der Pfeilerhalle am Kirchenplatz vorüber hinter den Wohnblock. Man durchschreitet zuerst ein Zimmer und gelangt in einen Vorsaal von 13·88 auf 3·63 m Größe, der sich im Osten mit zwei Pfeilern von 1·74 auf 0·93 m Stärke auf einen Breitraum von 14·40 auf 5·73 m öffnet, während eine Tür nach Süden weiterführt zu einem 4·54 m breiten Raum, der über die Ecke des Wohnblockes hinausgreift und sich nach Osten in eine 4·90 m breite Apsis öffnet, der ein 5·63 m breiter und 2·95 m tiefer Raum vorliegt. In dieser »Kapelle« sind Reste von Säulen und Schrankenplatten gefunden worden. Unter anderem eine Basis mit quadratischer Fußplatte und rundem Wulst, beachtenswert dadurch, daß in den Ecken Ansätze zwischen Quadrat und Kreis wie im Romanischen vermitteln. Dann eine zweite Basis mit runder Fußplatte, Wulst und profiliertem Ansatz. Die Zierplatte zeigt Rosetten in zweistreifigen Bandverschlingungen. Von dem durch zwei Pfeiler gegliederten Doppelsaal führt eine 1·74 m breite Tür nach Osten zu einem Baderaum.



Aufnahme Thoramanian.
Abb. 303. Zwarthnotz, Palast: Grundriß.

Überblickt man die ganze Anlage, so scheint sie sich in vier Teile zu gliedern: 1. Der östliche Wohnteil mit Doppelsaal, Bad und Kapelle. Zu ihm gehört die letzte Zimmerflucht des quadratischen Blockes, die drei Wohnräume, von denen die andern Räume im Westen starr losgelöst sind. 2. Der zweite Wohnteil aus sechs Räumen: seitlich mit vier unterteilten Zimmern, die getrennte Eingänge haben und zwei Mittelsäle begleiten, mit denen sie nicht verbunden sind. 3. Die Empfangs- oder Sitzungssäle: Säulensaal und Pfeilerhalle. 4. Die Torbauten, die in mächtigen Quadern vom Wohn-

und Kirchenunterbau herab in die Ebene führen und deren eigentlicher Zugang genau in der Hauptachse der Kathedrale liegt. Kirche und Palast hatten also nur einen gemeinsamen Zugang (Abb. 108).

Ich bespreche kurz einzelne Teile in der Absicht, später nach verwandten Bautypen ausblicken zu können. Im östlichen Wohnteil beschäftigt uns der Mittelsaal mit dem durch zwei Pfeiler gegen die Wohnung vorgelegten Vorraum zwischen Bad und Apsis. Man stelle sich alle Teile gewölbt vor, und zwar in Tonnen. Besondere Beachtung weckt der Säulensaal und die durch Pfeiler verstrebte Halle im Westen. Der erstere öffnet sich nach dem Wohnteil mit vier offenen Pfeilern. Man sieht sie gut in Abbildung 302. In ihrer Flucht stehen im Innern die beiden Säulen, ich habe ihren Standort leider nicht genau vermessen und im Plane Thoramanians waren sie noch nicht eingetragen. Wir nahmen nur das Maß ihres 0·60 m im Quadrat messenden Untersatzes. Man beachte, daß das Mittelschiff nicht breiter ist. Diese Stützen sind also bei der Breite des Saales von über 9 m recht schwach. Auch der Pfeilersaal hat 9·85 m Spannung, die freilich durch die 1·88 m weit vor die Wand vortretenden 1·30 m breiten Pfeiler auf 6·27 m verengt wird. Diese Pfeiler stufen sich an der Stirnseite auf 0·67 m ab. Der 0·27 m vorspringende Teil ist in ein Halbsäulenpaar, wie Abbildung 201 vergegenwärtigt, umgebildet. Die Würfelbasis mit den beiden Kreislappen ist erhalten. Es ist wohl außer Zweifel, daß auch dieser Saal gewölbt war, wie, davon wird noch zu reden sein. Gegen den Innenhof zu treten zwei weitere Pfeiler an der Schmalseite vor. Hinter dem einen liegt in der Außenecke das Ende eines der beiden Wohntrakte. Sie entlang läuft der Gang, der nach dem Hof zu durch Kreuzpfeiler, von denen noch drei erhalten sind, abgeschlossen wurde. Neben dem westlichsten liegt das Fragment jenes Kapitells, das wegen der ausgesprochenen Kämpferform auffällt (Abb. 305). Es dürfte kaum zu den Pfeilern gehören, weil diese zwar 1·23 m im Quadrat haben, sich aber auf 0·61 m abstufen, während das Kapitell 1·17 m unteren Durchmesser, 1·42 m Oberkante hat und 0·96 m hoch, also für die Pfeiler viel zu groß ist.

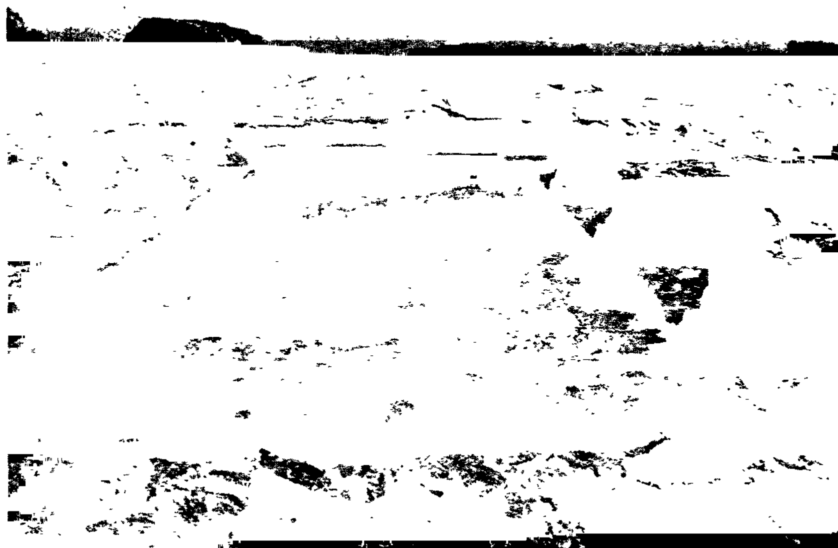


Abb. 304. Zwarthnotz, Palast: Westlicher Pfeilersaal.

Macler, der den Palast 1909 besichtigte[1]), bringt davon einige Lichtbilder und glaubt zwei getrennte Teile unterscheiden zu sollen. Der Südteil mit den vielen Einzelräumen scheint ihm die Wohnung der Mönche, Sekretäre und Diener, der Westteil die Wohnung des Katholikos, bestehend aus den beiden Sälen und den Privatgemächern. Ihm fiel besonders die Südostecke auf, wo »subsistent encore, presque intacts, trois petits monuments, avec prise d'air et tuyaux en poterie«. Sie befänden sich alle drei in dem quadratischen Raum und seien vielleicht — »da keine Spur für Feuer vorhanden« — für Luftschächte bestimmt gewesen, wie sie die Kohlenbecken im Winter gefordert hätten.

Ich weiß nicht, ob man dieser Deutung der Räume wird zustimmen können. Zunächst scheint ausgeschlossen, daß wir den ganzen Palast vor uns haben. Der Katholikos, mit dem Königshause und den vornehmsten adelsstolzen Geschlechtern verschwägert, zählte in seinem Hofhalte allein zwölf Bischöfe, die als Stell-

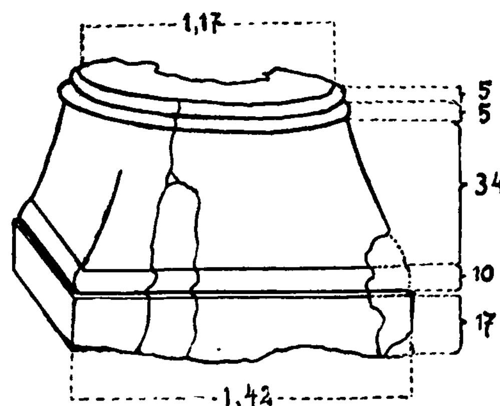


Abb. 305. Zwarthnotz: Kämpferkapitell.

[1]) Nouvelles archives des missions scientifiques, N. S. fasc. 2, S. 87 f. und Fig. 14—16.

vertreter, Gehilfen und Berater des Oberpriesters mit diesem in seinem Palaste wohnten[1]). Der Brauch, daß zwölf Bischöfe in der Patriarchenresidenz beim Katholikos hausen, hat sich in Edschmiatsin bis zum 18. Jahrhundert erhalten. Ich nehme daher an, daß das Gebäude nach Süden noch weiterging und z. B. der Säulensaal dort erst ein (trikonches?) Ende hatte. Dem widerspricht freilich die Annahme Thoramanians oben Abbildung 108. Dazu kommen andere Überlegungen. Könnte man im Westteil die Vorhallen und Empfangsräume, im Südteil die Wohnung des Patriarchen sehen, so fällt der Ostteil auf in seiner Zusammenstellung eines Saales (durch zwei Pfeiler gegliedert), einer Apsis und Räumen mit der Schachtvorrichtung. Ich finde eine ähnliche Anlage in einer georgischen Ruine, die Dubois, II, Tafel XIV und III, veröffentlicht und Text, II, Seite 200 f., beschrieben hat.

Die Palastruine von Tsikhedarbasi. Dieser Palast stand bei der russischen Einnahme noch mit seinen schönen Kuppeln vollständig aufrecht und wurde bis 1823 als Steinbruch benützt, um daraus halb Kutais zu erbauen, bis ein Machtwort des Kaisers der weiteren Abräumung Einhalt gebot. Was Dubois noch am Ufer des Rion vorfand, war also nur ein letzter Rest der großen Anlage. Seine Gesamtansicht (Abb. 306)[2]) zeigt noch eine mittlere Kuppel zwischen einer getrennt stehenden kleinen Kirche und anderen Mauerresten. Die unteren Teile bestanden aus Quaderwerk, der Oberbau aus gutem Ziegelmauerwerk. Sein Grundriß (Abb. 307) zeigt ein Viereck von 116 Fuß Seitenlänge, die Südfassade mit drei halbrunden Türmen. Neben dem Mittelturm die Eingänge zum Kuppelquadrat in Kreuzform von 86 auf 76 Fuß. Es erhielt sein Licht durch die achteckige Kuppel von 44 Fuß Durchmesser über acht Bogen. Einst soll über der Kuppel eine Laterne gesessen haben. Die Mitte der gewölbten Osträume nahm ein Raum von 32 auf 26 Fuß ein, mit einer halbrunden Apsis von 9 Fuß mit niedrigen Halbsäulen. Unter diesem Saal eine Kammer. Im Westen stieg man auf einer Treppe zu sechs Räumen aus einer jüngeren Zeit herab. Im Norden des Hauptraumes ein Holzbalkon. Die Aussicht von den Dächern vergegenwärtigt die Karte Atlas II, Tafel 14. Die Ruine wird »Palast der Königin Thamar« genannt, Dubois nimmt aber an, daß der Bau älter sei und aus der Zeit der Lazenkönige stamme. Die Bauart sei durchaus byzantinisch. Der Palast liege auf einer vom Rion und einem Kanal gebildeten Insel und hätte Brücken, von denen eine nach Norden und Kutais führte. Die kleine Kirche an der Südseite, innen aus Ziegeln, außen aus Steinen gebaut, zeige eine flache Apsis. Trotz des Gewölbeeinsturzes bemerke man noch Spuren von Gemälden und zahlreiche Grafitti.

Ich finde das Nebeneinander des Saales im Osten mit der Apsis zwischen Einzelkammern dem Ostende des Südteiles von Zwarthnotz verwandt. Die Einteilung ist freilich anders, aber auch dort folgen im Westen die Einzelkammern, dort neun, hier sechs. Von dem Palaste von Zwarthnotz sind nur die unteren Mauerteile erhalten, die Auskunft über die Türen, nicht aber über die Deckenbildung und Beleuchtung geben. Es fällt auf, daß in den ausgegrabenen Resten von Zwarthnotz keine

[1]) Gelzer, Anfänge, S. 146.
[2]) II, Tafel XIV.

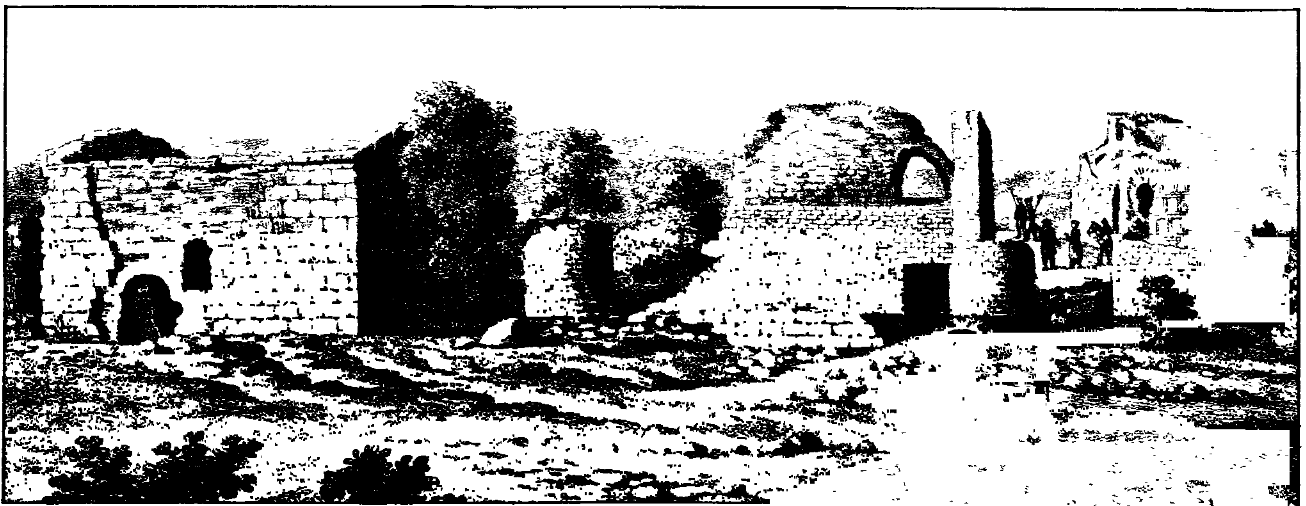


Abb. 306. Tsikhedarbasi, Palastreste: Gesamtansicht vom Jahre 1839. Aufnahme Dubois.

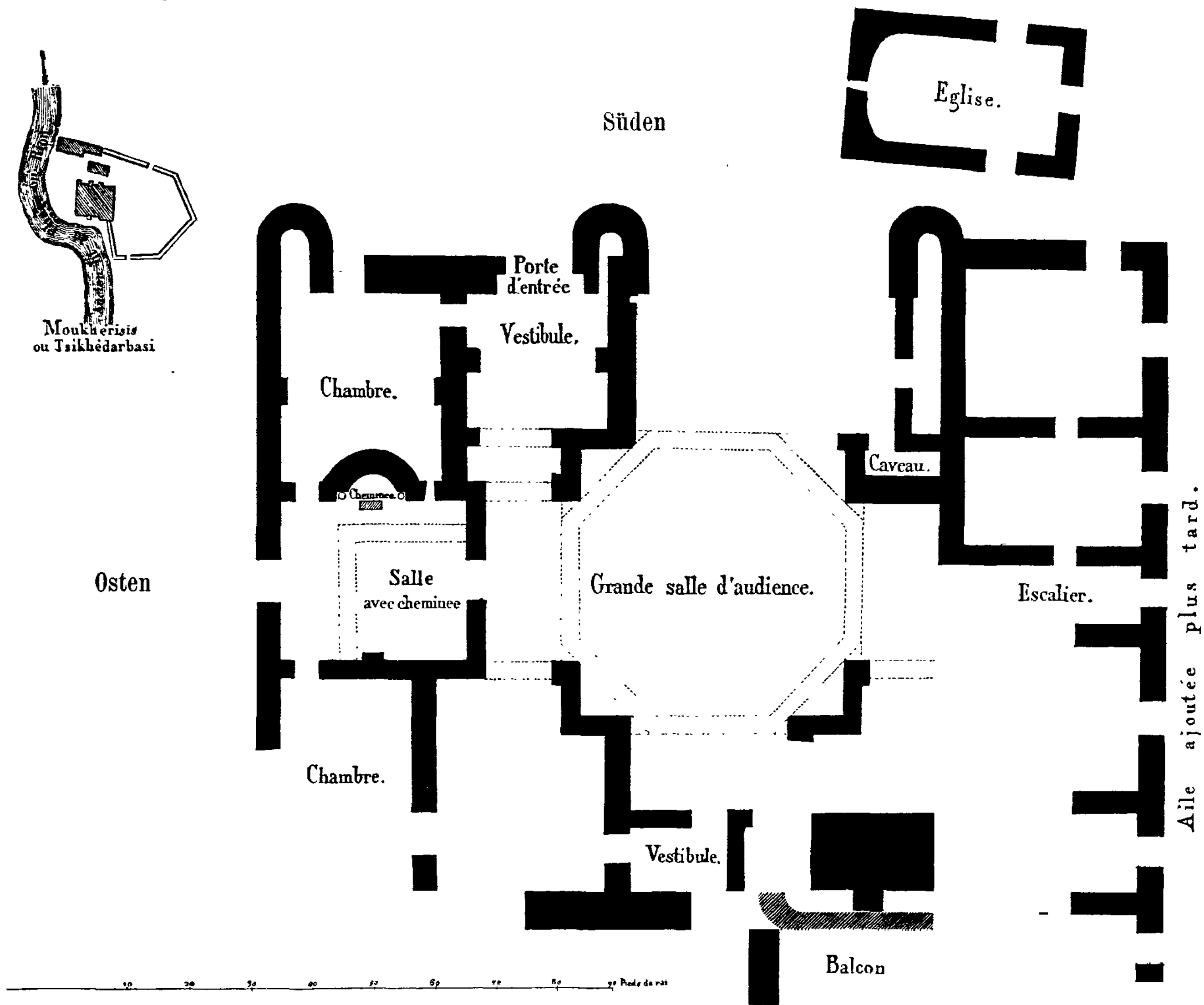


Abb. 307. Tsikhedarbasi, Palast: Grundriß. Aufnahme Dubois.

Kuppel nachweisbar ist, obwohl die große Kathedrale daneben sich allein auf ihr aufbaut. Vielleicht fand sie im Süden Platz. Im Palast von Tsikhedarbasi nimmt sie die Mitte der erhaltenen Anlage ein. In den Königspalästen spielt sie eine bevorzugte Rolle.

C. Königspaläste.

Der Palast heißt öfter »Pforte«. Die Synode von Dwin fand nach Stephan von Taron II, 2 (S. 67) bei der königlichen Pforte in der königlichen Halle statt. Die Bezeichnung »Königliche Pforte« für Königspalast ist ebenso üblich, wie später »die hohe Pforte« (darabas). An den Hof von Konstantinopel reisen, heißt auch »an die Pforte des Kaisers der Griechen gehen« (Steph. 124). Der Königspalast lag gewöhnlich in der Nähe der Hauptstadt, wie es Thomas Artsruni u. a. von dem Palast beschreibt, den Gagik (904—938) in Achthamar erbaute. Davon Seite 280; hier sei nur die Stelle abgedruckt[1]), die sich auf den Palast selbst bezieht und eine gute Vorstellung vom Reichtum solcher Anlagen gibt. Der Palast sei viereckig gewesen, »de 40 coudées en largeur, d'autant en longueur et en hauteur. La muraille, épaisse de 3 grands pas et formée d'un bloc de chaux et de pierre, semble une masse de plomb et de cuivre, fondus ensemble; du fondement au faîte, l'édifiée s'élève de pleine-vol, sans colonnes de support: c'est vraiment une merveille, qui depasse l'imagi-

[1]) III, 36 (Brosset, S. 238).

nation. Il s'y trouve des enfoncements voûtés, des angles, des corridors délicieux, inimaginables, dont l'oeil ne se rend pas compte; des coupoles, solides comme le ciel, ornées et scintillantes d'or: celui qui veut les contempler doit d'abord, comme pour faire honneur à un monarque ôter la coiffure couvrant sa tête, et alors, non sans souffrance dans le cou, il pourra détailler le bel effet des couleurs.

L'architecture du palais et souverainement surprenante et si élevée, qu'elle dépasse l'imagination, au point qu'un homme d'esprit, qui aurait passé plusieurs heures à contempler une seule des chambres, ne pourrait, en sortant de là, se rendre compte de ce qu'il a vu. Il s'y trouve, en effet, de siéges ornés de dorures, où apparaît, assis avec une douce majesté, le roi, environné de jeunes pages, aux yeux brillant d'allégresse, de files de musiciennes, de groupes d'admirables jeunes filles. On y voit encore des régiments de soldats, le sabre nu, des lutteurs dressés au combat; ça et là, rangées de lions et d'autres bêtes féroces, des volées d'oiseaux, parés de divers attifets; enfin, si l'on voulait nombrer et décrire tout, et narrateur et auditeurs n'y pourraint tenir.

Dans ce palais, superlativement admirable, on a scellé des portes, finement et joliment travaillées, qui, en s'ouvrant à deux battants, donnent passage à de délicieux courants d'air et, placées qu'elles sont en regard l'une de l'autre, semblent faites sur un même modèle.« Thomas berichtet dann noch, der Bau habe etwa 200.000 livres de fer gekostet und habe inmitten der Stadt Achthamar ähnlich wie der Hügel gewirkt, mit dem die Stadt endete. Die Beschreibung hebt also das Gußmauerwerk hervor und betont die hervorragende Wirkung der Kuppeln und der Ausstattung.

Man könnte von dieser Beschreibung auf die älteren Paläste zurückschließen. Ich erwähne eine Stelle bei Faustus von Byzanz V, 6 (Langlois, S. 285), wo die Ermordung des Teghag durch König Pap (368—374) geschildert wird. Man lädt ihn zum Nachtessen in die inneren Räume des Palastes und läßt ihn in den Gang zu den Gemächern des Königs treten. »Or ce corridor était étroit et avait plusieurs petites ouvertures pratiquées au plafond pour donner du jour«. Dort wird er festgenommen und vor den König gebracht, der befiehlt, ihn in die Garderobe zu bringen, wo er angesichts der königlichen Krone erdrosselt wird.

Auf die Erwähnung eines noch älteren Palastes macht mich P. Alexander Dr. Matikian aufmerksam. Der Anonymus oder Pseudo-Sebeos[1]) berichtet in einem fehlerhaft aufgebauten Satze: »Auf Grund des Buches des Philosophen Mar Abas von Mtsurk und im Hinblick auf das, was, dieser auf eine Stütze (Säule? siun) aufgezeichnet gefunden hat in der Stadt Mtsbin[2]), in der Residenz des Königs Sanatruk gegenüber dem Tore des königlichen Palastes, verschüttet unter den Trümmern des königlichen Hauses . . . . . . Denn man verlangte die Stützen (siunk) jenes Palastes für die Pforte des Königs von Persien und als man anfing, die Ruinen wegen der Stützen auszugraben, fand man eine Steininschrift (arzanakir) auf der Vorderseite und auf dem Steine eingegraben die Jahre der fünf Könige der Armenier und Parther in griechischer Sprache.« Dieser Anonymus gehört zur Hälfte dem 5., zur anderen Hälfte dem 7. Jahrhundert an. Die angeführte Stelle stammt aus dem 5. Jahrhundert. Sanatruks Regierungszeit ist strittig, 75—110 oder 178—196.

Ich beschreibe nun zunächst die Paläste, von denen ich Reste kennen lernte.

Die beiden Paläste von Ani. Der eine krönt, über die schmale Landzunge zugänglich, die Burg und umschloß allmählich auch die alte Kirche vom Jahre 622 (S. 137 f.), der andere nimmt gerade entgegengesetzt die Nordecke der Landmauer ein, wird also auch noch vom Blumental umzogen, öffnet sich aber mit der Schauseite dem Weichbilde der Stadt zu und dem von der Apostel- und Gagikkirche Kommenden. Wir danken die Aufnahmen Thoramanian. Ich führe ganz kurz zuerst den Nordpalast vor, der im Oberbau wahrscheinlich erst aus seldschukischer Zeit stammt und gehe dann mit dem Burgpalast wieder auf die alte Zeit zurück.

Nordpalast[3]). Abbildung 308 gibt links unten drei mächtige Rundgewölbe, die von dieser Seite gesehen, den Oberbau tragen. Das Gußmauerwerk mit Plattenverkleidung bildet im Untergeschoß (Grundriß Abb. 309) Mauerzüge, die sich in der Achsenrichtung auf einen mittleren Saal von 10·30 m im Quadrat hinziehen. Er beherrscht durch rechteckige Mauerzüge mit Mittelteilung unterbaut, im Obergeschoß (Abb. 310) den Plan ähnlich wie der Kuppelsaal in dem erhaltenen Rest

[1]) Matikian, »Der Anonymus oder Pseudo-Sebeos«, Armenische Nationalbibliothek, Nr. 70 (1913), S. 73.

[2]) Mtsurk war eine Stadt, die nach Faustus IV, 14, von Sanatruk gegründet und schon im 4. Jahrhundert zerstört war. Mtsurk ist zu Mtsuin, bzw. Mtsbin verschrieben (Matikian, S. 67). Die Stadt lag in Hocharmenien in der Ecke zwischen Murad und Euphrat.

[3]) Nr. 5 meines S. 64 gegebenen Planes der Stadt, Orbeli, Führer Nr. 9. Bei Lynch I, S. 383, eine lehrreiche Ansicht von Süden.

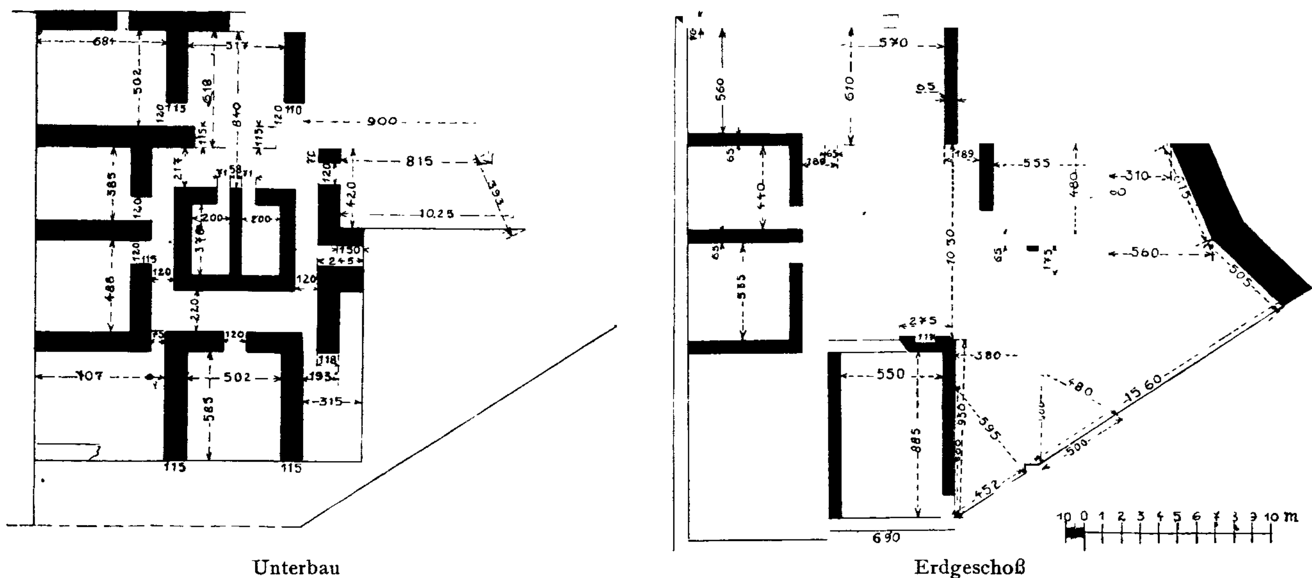


Abb. 308. Ani, Nordpalast: Ansicht von Südosten. Aufnahme Thoramanian

von Tsikhedarbasi (Abb. 307). Wie dort, laufen auch hier auf diesen Saal Hallen zu, hier in der Richtung Ostwest, von denen die westliche sich nach dem Saal öffnet, die östliche aber einen Vorraum bildet, dessen Stirnseite mit zu den bekanntesten Bildern der Ruinenwelt von Ani gehört (Abb. 308). Lynch I, Seite 384 f. hält diesen »Palast der Pahlawiden«[1]), wie er gewöhnlich genannt wird, für einen Speicher, der er tatsächlich im Untergeschoß gewesen sein mag. Die Aufnahme der Fassade mit ihrem farbigen keramischen Mosaik, den seitlichen Stalaktitenecken[2]) und dem, von einem Esels-

[1]) Orbeli, S. 36, schließt diese Zuteilung aus, weil der Bau erst im 12. bis 13. Jahrhundert entstanden sei.

[2]) Brosset, »Ruines d'Ani« (Tafel XXI), S. 47.



Unterbau Erdgeschoß

Abb. 309/310. Ani. Nordpalast: Grundrisse. Aufnahme Thoramanian.



Abb. 311. Ani, Burgpalast: Nordwestecke (Dreiteiliger Kuppelsaal). Aufnahme Thoramanian.

rücken umzogenen Fenster über der Tür kommt gut in der Aufnahme von Brosset, »Atlas du Voyage«, Tafel XXIV, zur Geltung[1]).

Burgpalast[2]). Er hat einst die Ansicht von Ani völlig beherrscht, wie Abbildung 18 oben Seite 20 veranschaulicht. Heute ist er im Oberbau fast verschwunden, man kann nur aus den erhaltenen Untermauerungen der Nordostseite, die 1907/8 von Marr freigelegt wurden, noch eine schwache Vorstellung seiner Anlage gewinnen[3]). Ich gebe Abbildung 311 eine Ansicht, Abbildung 312 den Grundriß.

Die Burg, ursprünglich eine Anlage der Kamsarakanen, wurde von den Bagratiden ausgebaut. Der Haupteingang im Westen führt in einen Gang, der die Anlage in zwei Teile zerlegt, den oberen gegenüber der Kirche von 622, der zwei Zisternen enthält, und den eigentlichen Palast nach der Stadtseite zu. In diesem bildet wieder wie im Nordpalast und in Tsikhedarbasi ein kreuzförmiger Saal auf der Ostseite den Mittelpunkt. Hier nun schließt sich unzweifelhaft ein Bad an, wie ich es auch in Zwarthnotz neben dem Zweipfeilersaal der Ostseite vermute. Die Einrichtung der Schächte ist der Beweis dafür. Hinter dem Bade, in der Ostecke, liegt der basilikale Saal. Zwei Reihen von Säulen führten auf Endpfeiler. Hier wurden jene wertvollen Bruchstücke von Gips- und Holzornamenten gefunden, von denen noch zu sprechen sein wird. Sie rühren wohl wie die Freskenreste von der Verkleidung der Wände her. Die Beschreibung des Artsrunidenpalastes



Aufnahme Thoramanian.

Abb. 312. Ani, Burgpalast: Grundriß. Norden unten (Stadseite).

[1]) Vgl. die el-Ahmar in Kairo, »Amida«, S. 318.

[2]) Nr. 11 meines S. 64 gegebenen Planes der Stadt, Orbeli, Führer Nr. 209.

[3]) Vgl. Orbeli, »Kurzer Führer von Ani« (russisch), S. 11 f. Mein Grundriß geht auf Thoramanian zurück, dessen Aufnahmen nicht ganz mit denen im Plan Orbelis übereinstimmen.

von Thomas (S. 271 f.) ergänzt die Trümmer zu lebendiger Wirkung[1]). Ein Riesensaal nahm endlich die Westecke des Palastes ein. Nach der Verteilung der Innenverstrebung auf zwei Gurtbogen möchte man annehmen, daß er über der quadratischen Mitte eine Kuppel trug, im ganzen also eine Art Kuppelhalle bildete. Man beachte, daß zwei ähnliche Säle auch in Zwarthnotz die Westseite einnehmen, der eine auch basilikal, der andere mit drei mächtigen Gurtbogen[2]).

Diese kurzen Auseinandersetzungen mit den mir zugänglichen Denkmälern gestatten den Schluß, daß die Paläste, ob sie nun königlich waren oder dem Katholikos gehörten, eine gemeinsame Bauform zeigten, die bestimmt wurde durch das Vorhandensein 1. von Wohnräumen um ein Bad in der Nähe eines kreuzförmigen Saales und 2. zweier Festsäle von wechselnder Bauart. Die reiche Ausstattung ist durch Funde und Beschreibungen gesichert.

Über das Schloß der Rubeniden im kleinarmenischen Sis vgl. Alischan, »Sissouan«, Seite 244 f. In den Jahren 1276—1286 werden der Palast und die Gärten von Mren erbaut ohne Meister, nach dem eigenen Entwurfe des Fürsten, wie die Inschrift meldet, von der S. 219 (vgl. S. 279) die Rede war. Über die Zerstörung von Palästen berichtet Aristakes Lastiwertatzi c. II vom Kaiser Basileios (867—886), er habe dem Hause (Lande) Taik[3]) große Trauer gebracht, indem er zwölf Gaue verderben ließ . . . . die hochstöckigen Paläste königlicher Anlagen, welche mit großen Kosten und Erfindung der Künstler zur Bewunderung der Beschauer und zum freudigen Genusse der Bewohner gebaut waren. Die Mehrstöckigkeit solcher Bauten bezeugt auch ein armenisches Märchen, das Dr. Matikian von einem Armenier aus Diarbekr hörte. Ein König verbietet den drei Söhnen, die Ostgrenze zu überschreiten. Trotzdem geschah das und man fand dort inmitten eines herrlichen Gartens einen prächtigen zweistöckigen Palast auf einer hohen Terrasse mit vortretendem Eingang, zu dem von beiden Seiten Treppen so emporführten, daß die Vorderseite als Wand mit künstlichem Blumenschmuck freiblieb. Rechts vom Palast ein Wasserfall u. s. w.

5. Städte.

Die armenischen Städte gehen zum Teil in urartisch-parthische und römisch-sasanidische Zeit zurück, doch sind Neugründungen in christlicher Zeit häufig. Zu unterscheiden sind Königsstädte und solche der Nacharars neben den Katholikos-Städten. Ich führe sie nach diesen beiden Gruppen gesondert vor, wobei ich wieder um ihrer Bedeutung für den Kirchenbau willen die geistlichen Siedlungen voran stelle. Beachtenswert ist der Hymnus bei Moses von Chorene II, 42 (Lauer, S. 102) auf Erwandakert. Thomas Artsruni VII, 7 (ed. Brosset 46) erzählt, Artaches habe eine neugegründete Stadt wegen ihrer schönen Gebäude »Sard«, d. h. »Zierde«, nach Brosset »Ornamentation« genannt. Also hatten die Armenier schon um 122 n. Chr. — in welche Zeit Brosset Artaches setzt — Sinn für die Schönheit der Stadt.

A. Katholikos-Städte.

Der Wechsel des geistlichen Sitzes erklärt sich zumeist aus politischen Gründen. Im allgemeinen hat der Patriarch seinen Sitz in der Hauptstadt der weltlichen Macht. Zunächst war Aschtischat, dann Wagharschapat, nach der Mitte des 5. Jahrhunderts Dwin Sitz des Katholikos. Wächst dort der persische, später arabische Einfluß, so zieht sich der Patriarch in ein Kloster zurück oder baut sich eine eigene Residenz, gesondert vom Hof, bzw. Statthalter: sei es den persischen Marzpanen, dem byzantinischen Kuropalaten oder den arabischen Ostikanen. Besteht aber ein national armenischer Machthaber, dann übersiedelt der Katholikos gewöhnlich an seinen Hof, so z. B. als die Bagratiden in Ani residierten.

Aschtischat. Die geistliche Hauptstadt Armeniens im 4. Jahrhundert. Es wird im dritten Buche ausführlich von ihren Denkmälern zu reden sein. Die Lage ist umstritten[4]). Jedenfalls war das Heiligtum dieser Stadt die ursprüngliche Mutterkirche und geistliche Metropolis Armeniens.

[1]) Für den Blick auf Stadt und Land vgl. Brosset, »Ruines d'Ani«, Tafel XV.

[2]) Wie die Burgbefestigung nach Süden endet, zeigt oben S. 21 Abb. 21. Die Kirchen, die dort stehen, wurden S. 103 und 128 besprochen.

[3]) Vgl. dazu auch Faustus V, c. 6 und 25.

[4]) Vgl. Hübschmann, S. 400 f. Darüber im dritten Buche (Geschichte).

Edschmiatsin[1]). An zweiter Stelle folgt Wagharschapat, die alte Königstadt, wohin die Patriarchen erst später, aber wie es scheint, doch auch noch vor dem Durchdringen des griechisch-syrischen Einflusses übersiedelten. Die Bauformen sind dort durchweg national, es findet sich unter den Hauptheiligtümern (Kathedrale, Hripsime, Gajane und Schoghakath) keines, das der Gruppe der längsgerichteten Tonnenbauten angehörte[2]), sie sind vielmehr alle reine Kuppelbauten. Als geistliche Residenz heißt der Ort Edschmiatsin[3]). Der Name taucht erst im 14. Jahrhundert (bei Stephan von Siunik 1304) auf und als man im Jahre 1441 die in Trümmern liegende alte Kirche wiederherstellte. Der Ausgangspunkt dieses heutigen Patriarchenklosters ist die alte armenische Kathedralkirche oder Kathoghike, zuerst erwähnt bei Agathangelos in einem Zusatz von 452—456 zur Verherrlichung der Kirche von Wagharschapat, der aber in der historischen Quelle »Das Leben Gregors« fehlt[4]). Nach Gelzer[5]) war Wagharschapat im 4. Jahrhundert überhaupt noch nicht die geistliche Hauptstadt Armeniens, sondern eben Aschtischat. Man beachte immer, daß Edschmiatsin, das Patriarchatskloster mit der Kathedrale, ebenso im Westen von Wagharschapat liegt, wie Zwarthnotz im Osten. Dazwischen die Stadt mit den drei Heiligtümern der Hripsime, Gajane und Schoghakath. Ich habe das Patriarchatskloster schon »Das Edschmiatsin-Evangeliar«, Seite 1 f. und oben Seite 247 besprochen und werde die Kathedrale unten ausführlich vorzunehmen haben. Auf die Stadt Wagarschapat selbst aber gehe ich unter den Königsstädten ein. An dritter Stelle wäre Dwin zu nennen, das ich auch wieder erst unter den Königsstädten behandle, es war 452- 971 Sitz des Katholikos. Dann folgte für kurze Zeit Schirakawan (S. 193), Argina (S. 194) und endlich Ani (S. 66), bis der Katholikos flüchtete und sich dann in Hromkla niederließ. Vgl. unten die Reihenfolge der Katholikoi.

B. Königs- und Fürstenstädte.

Sie führten den persischen Namen »Ostan«, Hauptstadt, soweit die Stadt nicht unter einem der armenischen Feudalherren (eines Mamikoniers, Kamsarakanen u. s. w.), sondern unter der Herrschaft eines Arsakiden stand[6]). Ein Kronland dieser Dynastie war, wie schon oben, Seite 65, ausgeführt wurde, zu allen Zeiten Airarat, und Artaschat die bedeutendste Stadt darin. Seit den persischen Marzpanen und dem 5. Jahrhundert blieb die Bezeichnung an Dwin haften und ging so auf den Begriff »Hauptstadt« überhaupt über[7]).

Marr hat einmal gemeint, man müßte das Hauptaugenmerk auf die sechs alten Hauptstädte Armeniens, auf Armawir, Erwandaschat, Bagaran, Artaschat, Dwin und Ani richten (vgl. oben S. 58). Leider ist bis jetzt planmäßig in dieser Richtung nur in Ani gearbeitet worden. Auch handelt es sich bei der Aufstellung Marrs nur um die Königsstädte, neben denen noch der Sitz des Katholikos, der, wie gesagt nicht immer am Königshofe war, und die Hauptstädte solcher Nacharars in Betracht kommen, die sich vorübergehend unabhängig machten. Doch geschah das nur in späterer Zeit z. B. durch die Artsruniden in Wan und die Bagratiden in Kars, Kilikien und Siwas. Ich gehe zunächst kurz auf die Königsstädte ein. Die rein urartische Zeit (Wan) übergehe ich[8]).

Armawir lag westlich von Wagharschapat[9]). Versuchsgrabungen des Grafen Uwarov blieben erfolglos[10]). Conybeare fand 1888 auch nichts kunsthistorisch Nennenswertes. Steine dieser Stadt urartischer Gründung sollen im benachbarten Dardarabat[11]) verbaut sein.

Erwandaschat. Nach Alischan, »Airarat«, Seite 59, am Zusammenfluß von Achurean und Araxes gelegen, da wo Hübschmann in seiner Karte Ruinen notiert, bzw. Lynch den Namen selbst hin-

[1]) Vgl. oben S. 66 und 247 und die ältere Literatur bei Ritter, »Erdkunde«, X, S. 514 f.

[2]) Die kleine Kapelle neben der Schoghakathkirche bildet die einzige Ausnahme (Abb. 153).

[3]) Ich schrieb den Namen im ersten Bande meiner Byzantinischen Denkmäler »Etschmiadzin«. Vgl. die Besprechung von Friedrich Müller, Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes (1891) S. 169 und Hübschmann »Indogerm. Forschungen« XVI (1904), S. 428 f. Der Name bedeutet den Satz: »Es stieg herab der Eingeborene«. Über die Geschichte des Namens vgl. Marr in den Zapiski der östl. Abteilung der kaiserlich russischen archäologischen Gesellschaft XIX, (1909), S. 52 f.

[4]) Vgl. Gutschmid, Kl. Schriften III, S. 395 f.

[5]) Anfänge der armenischen Kirche (Berichte über die Verh. der Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig, phil.-hist. Klasse XLVII, 1895), S. 128.

[6]) Von Ostan bildete sich »Ostanik«, wie unser »Königlich« als Beiwort gebräuchlich. — [7]) Vgl. Hübschmann, S. 461.

[8]) Die nachfolgend über die einzelnen Städte gemachten Angaben gehen zum größten Teile auf Zusammenstellungen von Lissitzian zurück. Die Belegstellen sind daher, wo nicht ausdrücklich in Klammern der Übersetzer angegeben ist, nach den armenischen Ausgaben angeführt.

[9]) Vgl. Hübschmann, S. 461. — [10]) Vgl. Alischan, »Airarat«, S. 151. — [11]) Vgl. Lynch II, S. 73.



Abb. 313. Ani, Landmauern: Haupttor von außen. Aufnahme Thoramanian.

schreibt. Im 5. Jahrhundert nach Chr. zerstört[1]). Später im 8. Jahrhundert neu gebaut als Sitz der Fürsten Kamsarakan unter dem Namen Marmet. Zuletzt erwähnt 1215 in einer Inschrift in Marmaschen. Dubois besuchte den Ort (III, 435 und Taf. II, 36)[2]). Vgl. Moses von Chorene II, 39 (Lauer, S. 101).

Tigranakert ist wie Armawir und Erwandaschat vor Christus gegründet, war aber nur kurz Residenz des Tigranes (80 v. Chr.). Die Stadt wird in dem heutigen Meiafarqin gesucht. Dieses ist jedenfalls eins mit Mipherqet oder Martyropolis, wo Bischof Marutha, nachdem die Stadt 359 zerstört worden war, zur Zeit Theodosios II. (408—450) und des Perserkönigs Jazdkert I. (399—420) die Gebeine der Heiligen sammelte und den Kaiser bat, eine Kirche zu erbauen. Das geschah zwischen 410/20. Erst seit dieser Zeit und unter Justinian wurde diese Hauptstadt des 4. Armeniens neuerdings von Bedeutung[3]). Die dortigen bedeutenden Kirchen wurden von Miß Bell aufgenommen[4]). Tigranakert war die einzige alte Hauptstadt, die außerhalb der Kernprovinz Airarat begründet wurde. Ihre Bauten zeigen denn auch im Gesamtaufbau unarmenische Art. Davon später.

Bagaran, wenige Meilen nördlich von Erwandaschat am Achurean gelegen, bedeutet soviel als »Götterort«. Bei Moses von Chorene II, 39 (Lauer, S. 101) wird Bagaran in der Überschrift »Khaghakh Krotz« = »Stadt der Götzen« genannt und im Texte gesagt, daß Erwand die Stadt »Bagran« nannte, »das heiße, daß er darin die Aufstellung der Altäre (bagin) anordnete«[5]). Ein gleichnamiges Dorf ist in Kogowit und in der Ebene von Manazkert bekannt. 607 wird Samot »Klostervorsteher von Bagaran« erwähnt, welcher am Konzil des Katholikos Abraham teilgenommen hat (Buch der Briefe, Tiflis 1901, S. 151). Unter König Aschot Bagratuni (885—89) wurde Bagaran zur Königsstadt des neuen Bagratidenreiches. Aschot baute hier nach Johannes Katholikos auch seinen Palast. Sein Sohn Smbat I. (892—914) verlegt die Residenz 885 nach Erazgawors (Schirakawan), bis 966 Ani Königsstadt wurde. Neben der Kathedrale befand sich die Grabstätte der Bagratiden, später im Horomoskloster (Choschawank) bei Ani, wo auch Gagik II. (990—1020) begraben ist. Bagaran blüht wieder am Anfang des 13. Jahrhunderts zur Zeit der Zakariden auf, von welchen zahlreiche Inschriften stammen[6]). Außer der Kathedrale (S. 95 f.) finden sich in Bagaran noch vier andere Kirchen in Ruinen und die Festung. Johannes Katholikos berichtet (S. 194), daß zur Zeit Smbats I. der

[1]) Vgl. Faustus von Byzanz IV, 55 (Langlois, S. 274).

[2]) Vgl. auch Lynch I, 319, wo ältere Literatur. So auch bei Ritter, »Erdkunde«, X, S. 449.

[3]) Vgl. Hübschmann, S. 308 f. Dazu jetzt die maßgebende Arbeit von Marquart, Mipherket und Tigranokerta, »Handes Amsorya«, 1916, Sp. 68 f., nach der ich einige Angaben Hübschmanns richtig gestellt habe.

[4]) »The churches and monasteries of the Tur Abdin«, S. 86 f.

[5]) Näheres bei Ritter, »Erdkunde«, X, S. 451; Hübschmann, a. a. O., S. 410 f.

[6]) Vgl. das Album von Nahapetian II, Aufnahme 38 f. Eine Abbildung später.

Sparapet Aschot die prachtvolle Kirche in Bagaran baut oder gründet oder nur wiederherstellt[1]). Jetzt ist Bagaran ein garten- und fruchtreiches armenisches Dorf[2]).

Artaschat[3]). Hauptstadt Armeniens zur Partherzeit, daher wohl 163 von den Römern zerstört, auch später noch Sitz der Arsakidendynastie bis zur Erbauung von Dwin. Der Ort ist nicht genau mit den vorhandenen Ruinen in Einklang zu bringen. Man geht gewöhnlich vom Kloster Chorwirap aus, weil erzählt wird, daß der heilige Gregor in die tiefe Grube (Chorwirap) von Artaschat geworfen wurde[4]). Davon später.

Wagharschapat. Im Jahre 163, nach der Zerstörung von Artaxata als »Neue Stadt« erbaut und von Wagharsch zur Residenz erhoben[5]), Ende des 4. Jahrhunderts geistliche Hauptstadt Armeniens[6]), die es bis zur Übersiedlung des Katholikates nach Dwin, 452, blieb[7]). Erst als Nerses III. um 650 sein Zwarthnotz auf der Ostseite der Stadt schuf — Edschmiatsin liegt auf der Westseite — bekommt der Ort wieder Bedeutung[8]).

Dwin. Faustus von Byzanz III, 8 (Langlois, S. 216) berichtet, daß König Chosrav II. (337—342) auf dem Hügel, genannt Dwin[9]), einen Palast bauen ließ. Um ihn herum entwickelte sich allmählich die Stadt. Später als die Arsakiden 428 ausstarben und persische Statthalter nach Armenien gesandt wurden, nahmen diese ihren Sitz in Dwin. Der südlich von Eriwan in der Araxesebene gelegene Ort führt noch diesen Namen[10]). Der Boden der Stadt ist heute von einer Reihe von Dörfern besetzt. Einzelne Punkte der weiteren Geschichte der Stadt, die 452—971 Sitz des Katholikos war, wurden gelegentlich der Beschreibung der wiederausgegrabenen Kathedrale (S. 163) besprochen. Durch die Araber zerstört, ist die Stadt dann stärker und nach einem weitläufigeren Plane als vorher wieder aufgebaut worden. Stephan von Taron II, 4 (Gelzer-B., S. 92) erzählt bei dieser Gelegenheit auch, daß sie gefallen sei, indem ein Knabe durch eine Leitung hineinging und auf den Wall stieg. Zur Zeit der Aufrichtung des Bagratidenreiches (885) war sie als Sitz des Katholikos und des Khalifenvertreters die volkreichste Stadt von Armenien.

Karin (Erzerum). Bei der Teilung Armeniens unter Theodosios dem Großen wurde die Stadt unter dem Namen Theodosiupolis als Hauptstadt des griechischen Teiles erbaut. Stephan von Taron, II, 1, (S. 50 f.) beschreibt: »Anatolis legte den Grund zu der Stadt, die er mit einem Graben zu umgeben im Sinne hatte. Er grub tiefe Fundamente für die Mauern und baute obendrauf gewaltige Türme ... Und auf dieselbe Weise baute er auch andere gezackte Türme, die, Schiffsschnäbeln ähnlich, keine einwärts gekehrten Ecken hatten. Die Türme, die rund gebaut waren, schauten sowohl gegen den Berg, als auch gegen die Ebene im Norden, sowie gegen Osten und Westen. Und in der Mitte der Stadt, an einer erhöhten Stelle, errichtete er gewaltige Vorratshäuser. Er nannte diesen Ort Augustion zu Ehren des Augustos. Das von vielen Orten her gesammelte Wasser führte er durch unterirdische Leitungen in die Stadt ... er nannte sie Theodosiupolis ... Und über einer warmen Quelle baute er ein Gewölbe aus behauenen Steinen.« Als dann im Kampf zwischen Byzanz und den Arabern Konstantin (740—775) die Stadt einnahm, zerstörte er ihre Mauern und öffnete das Schatzhaus (Steph. S. 98). Die Araber bauten Karin aber nach Verlauf eines Jahres wieder auf.

Neben den angeführten Hauptorten gab es noch eine ganze Reihe kleinerer Städte, die im Verlaufe der Arbeit zu erwähnen sein werden.

Mren. Mit Ani eng verbunden ist die südlich zwischen Ani und Bagaran auf einer Ebene hoch über dem Achurean gelegene Stadt Mren, deren Kathedrale oben, Seite 182, besprochen wurde. Zum erstenmale wird Mren bei Lazar von Pharpi (S. 45, 48) erwähnt: Im Aufstande des Wardan

[1]) Im letzten Falle könnte die Kathedrale gemeint sein.

[2]) Näheres bei Ritter, »Erdkunde«, X, S. 449f. Hübschmann, »Die altarmenischen Ortsnamen« (16. Band der »Indogerm. Forsch.«), S. 411. Vgl. Sargissian und Alischan, dann Thoramanian in der Zeitung »Achurean« (Alexandropol 1909, Nr. 58, 601).

[3]) Aufnahme bei Dubois, I, Tafel XIX. Vgl. über Artaxata Lynch I, S. 201. Moses von Chorene II, 49 (Lauer, S. 108).

[4]) Alischan, »Airarat«, S. 394 f.

[5]) ZDMG. 49 (1895), S. 651. Moses von Chorene II, 65 (Lauer, S. 124)

[6]) Vgl. Hübschmann, S. 469 und oben S. 66 unter Edschmiatsin.

[7]) Vgl. Marr in der Rezension von Thoramanians Arbeit über Edschmiatsin (davon unten) in den Zapiski der östlichen Abteilung der kaiserlich russischen archäologischen Gesellschaft, XIX (1909), S. 52 f.

[8]) Vgl. die ältere Literatur bei Ritter, »Erdkunde«, X, S. 514 f.; Alischan, »Airarat«, S. 202 f.

[9]) Vgl. Stephan von Taron II, 1 (Gelzer-B., S. 47).

[10]) Er ist in allen Karten eingetragen (bei Lynch als Dugün). Vgl. Alischan, »Airarat«, Karte.

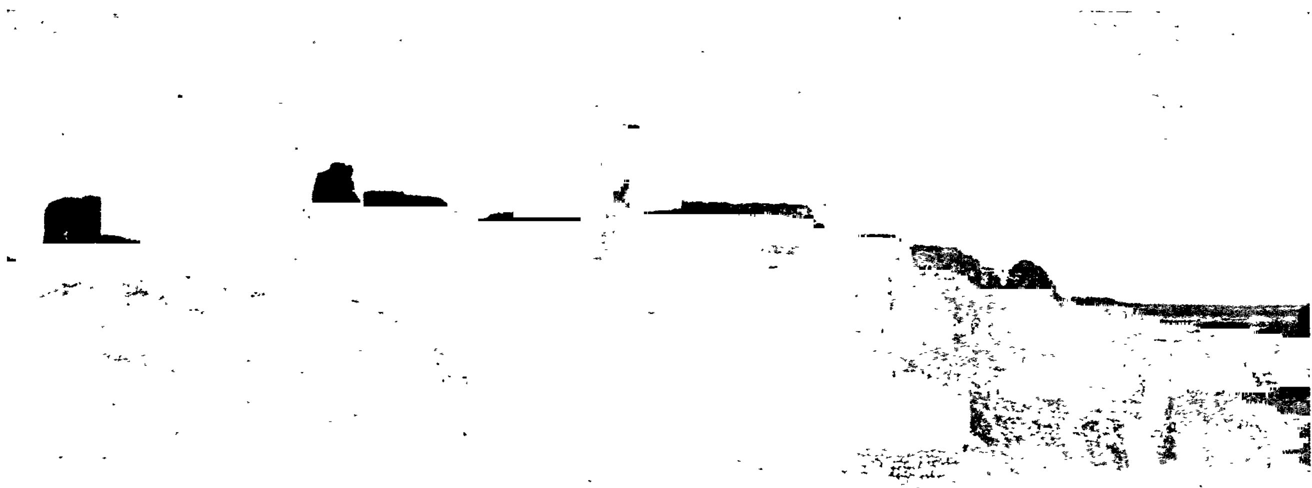


Abb. 314. Ani, Landmauern: Nordecke der Stadt. Aufnahme Thoramanian

von 451 spielt Choren, Kloster- bzw. Kirchenvorsteher von Mren eine Rolle. Schon in der Mitte des 5. Jahrhunderts müssen wir also hier eine Kirche oder ein Kloster annehmen. 638/640 wurde die große Kathedrale erbaut. Bis zur zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts gehört Mren mit Schirak und Arscharunik der Fürstenfamilie der Kamsarakanen. 783[1]) kauft der Bagratide Aschot Msaker das Land. Zur Bagratidenzeit diente Mren der Überlieferung nach als Sommerfrische für die Bewohner der Königsstadt Ani[2]). Vom 10. bis zum 14. Jahrhundert treffen wir Mren häufig in den Inschriften, wobei besonders oft seine Frucht- und Weintraubengärten genannt werden. 1211 kauft es Sahmadin, Sohn des Awetikh, Patron von Ani-Mren, von Artaschir, Sohn des Schahinschah (Zakaride) und baut dort 1276 einen Palast mit dem Garten als Sommerresidenz. Er sagt in seiner Inschrift[3]), daß er »ohne Meister, aus eigenem Kopfe den Plan entworfen und das Fundament des Baues und des Gartens gelegt und in zehn Jahren vollendet hat«. Die Baukosten für den Palast — 40.000 goldene Dinare — sind auch angegeben[4]). Sahmadin erneuert auch die Erlöserkapelle von Mren, wie seine Inschrift aus dem Jahre 1277 besagt[5]). Alischan erwähnt noch eine zweite undatierte Kapelle. Jetzt ist Mren unbewohnt. Zahlreiche Ruinen, Mauerreste und andere Spuren dieser großen Siedelung sind weit um die Kathedrale zerstreut. Beim Volke ist Mren jetzt mehr unter dem Namen »Karabagh« = »Schwarzer Garten« und »Charaba« = »Ruine« bekannt. Vgl. oben S. 41 f.

Thalisch, Arudsch[6]). Zum erstenmale wird Arudsch in der Mitte des 5. Jahrhunderts mit anderen armenischen Festungen, königlichen Wintersitzen und Winterquartieren des armenischen Heeres zusammen bei Eghische (III, S. 60) erwähnt, indem er von Verwüstungen des Wassak erzählt[7]). 607 sind Georgi Vorsteher des Klosters von Arudsch und Majen Klostervorsteher vom anderen Arudsch, welche am Konzil des Katholikos Abraham teilgenommen haben[8]). Es bestand also schon vor der Kathedrale in Arudsch ein Kloster und eine oder mehrere Kirchen, wofür jetzt zwei Kirchenruinen sprechen. In der Mitte desselben Jahrhunderts saß hier der arabische Feldherr-Habib (Sebeos, S. 149). Die größte Bedeutung erhielt Arudsch zur Zeit des Gregor Mamikonian, der hier seine Kathedrale und einen Palast baute, dessen Ruinen auf Ausgrabungen harren. 1514 wird Arudsch bei türkischen

[1]) Nach Alischan, »Schirak«, S. 6.

[2]) N. Marr, Neue Materialien zur armenischen Epigraphik, S. 84.

[3]) Nr. 47 in Band VIII der Sapiski der Ostsektion der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften (Otschet der kaiserlich russischen Kommission, 1892).

[4]) N. Marr, a. a. O., S. 81 ff. und Abb. 6, das Portal des Palastes. Andere Aufnahmen bei Nahapetian.

[5]) Alischan, »Schirak«, S. 140.

[6]) Vgl. Alischan, »Airarat«, S. 143 ff. Oben S. 46 f. und S. 190 f.

[7]) Eghische ist der oben S. 54 genannte Elisäus Wardapet und hier nach der armenischen Ausgabe angeführt: . . . »besondere königliche Winterquartiere, wo die Truppen standen: Garni und Jeramonkh und der große Ort Odshanakert, Wardanaschat und das feste Oschakan, Pharachot, Ardeankh, das Dorf Dzoghkert und die Festung von Armawir, das Dorf Kuasch, Arudsch, Aschnak und das ganze Aragatsoth und das Gebiet von Artaschat und Artaschat selbst . . .«

[8]) Buch der Briefe, S. 151.

Historikern im Zuge des Sultan Selim unter dem Namen Urutsch erwähnt[1]). In den letzten Jahrhunderten teilt Arudsch das Schicksal des ganzen Landes, indem es im osmanischen oder persischen Besitze ist bis zur Eroberung durch die Russen. In den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts fand Schahchathuniantz dort nur 13 Häuser von Muhammedanern (II, S. 59). Er verzeichnet auch im Süden der Kathedrale eine festungsartige Ruine, im Norden unweit der Straße die Ruine eines Karavanserais und viele Spuren der alten Gärten und bebauten Plätze[2]). 1854 zählte das Dorf 30 armenische Häuser, welche zur Zeit des Generals Paskewitsch im russisch-türkischen Kriege von 1828 aus Alaschkert emigrierten. Jetzt zählt das Dorf nach der Aussage des Priesters 100 armenische Häuser[3]). Das Dorf ist jetzt unter dem Namen Thalisch bekannt. Eine chaldische Keilschrift, welche etwa 50 Schritte östlich von der Kathedrale gefunden worden ist (jetzt im Kloster der hl. Hripsime in Wagharschapat), bezeugt das Alter dieser Ansiedelung.

Wan[4]). Die Hauptstadt der Artsruniden, eines Geschlechtes, das 908 in der armenischen Provinz Waspurakan am Wansee ein unabhängiges Königreich begründet hatte[5]). Der Name Waspurakan ist ein persisches Lehnwort und bezeichnet die höchste Adelsklasse im Sasanidenreiche, vielleicht die Gegend eines Hochadelskorps. Der Geschichtschreiber der Königszeit, selbst ein Artsrunier, Thomas, bringt zahlreiche Nachrichten über die Bauten. So III, 36 (Brosset, S. 235) über die Erbauung von Ostan durch Gagik Artsruni am Wansee. Er schildert zuerst die Schönheit der Lage und fährt dann fort: »Le roi donc entreprit de construire là des palais, des chambres, de belles rues ornées de figures, et une foule d'autres choses que je ne saurais décrire. Il enceignit également le côté tourné vers la mer de puissants remparts, s' enfonçant profondément dans le sol. Au sommet de ce mur, vis-à-vis de la mer, un palais pour les réunions, avec dorures et variété de couleurs, resplendissant comme le soleil, pour le plaisir des yeux . . . Les voûtes des portes donnaient tout ensemble de l'ombre et tamisaient les rayons lumineux . . . .«

Etwas ausführlicher beschreibt Thomas III, 36 (Brosset, S. 237) desselben Gagik Gründung der Stadt Achthamar. Nachdem die Großen seine Pläne gutgeheißen hatten, waren die Bauten am Ende von fünf Jahren in gutem Fortschreiten. »En ce temps-là le roi, doué d'une intelligence universelle, eut aussi l'idée de tracer de sa propre main, avec le concours de plusieurs artistes, les dessins et plans de lieux de plaisance, au pied de la montagne formant le point culminant de l'île, qui fussent dignes de servir au repos de sa majesté. Jouxtant la muraille, il aligna les rues, les terasses cultivables, situées au bord des précipices . . . Comme une foule d'artistes, gens de mérite venus de toutes les contrées étaient réunis à la porte royale et exécutaient sans faute les plans du roi, les ordres donnés étaient accomplis incontinent. Le prince commanda a l'un d'entre eux, qui était fort intelligent, de construire un palais carré...« Es wird sich wohl um Manuel, den Erbauer der Kirche von Achthamar handeln (vgl. S. 82). Von dem Palast selbst oben, Seite 271. Auch in diesen Nachrichten wie in der Inschrift von Mren ist der Bauherr zugleich beim Planentwurfe mit eigener Hand tätig.

Ani[6]). Dieses Ani am Achurean (Arpatschai) ist wohl zu unterscheiden von der Burg am Euphratknie, in der Nähe des heutigen Erzingian[7]). Die Hauptstadt des Gaues Schirak ist vielmehr ursprünglich der Sitz der Fürsten aus dem Geschlechte der Kamsarakanen[8]) und wurde erst später durch die Bagratiden zur Königstadt erhoben. Sie ist die einzige von den altarmenischen Städten, deren Reste gut bekannt und durch Forschungen und Ausgrabungen auch wissenschaftlich bearbeitet sind. Texier hatte schon 1842[9]), Brosset 1850 einen Plan gegeben[10]), letzterer trat dann 1860 mit seiner Einzelbearbeitung »Ruines d'Ani, Capitale de l'Arménie sous les rois Bagratides aux Xe et XIe siècles; Histoire et description« hervor. Dann hat — bezeichnend für die Kunstforschung — alles Interesse geruht, bis ich 1889 nach Armenien ging und nun Armenier und Russen mit der Arbeit begannen. Es ist das Verdienst von Marr, die Ausgrabungen von Ani in die Wege geleitet und Thoramanian den Aufenthalt ermöglicht zu haben (S. 8). In einer Schriftenserie über

[1]) Alischan, »Airarat«, S. 145; Marr, »Die armenische Kirche in Arudsch«, S. 64.

[2]) Vgl. auch Lynch, »Armenia«, I, S. 320 und 324. — [3]) Auf der 5. Werstkarte stehen 69 Häuser verzeichnet.

[4]) Plan bei Texier, Description de l'Arménie, Tafel 35. Ich sehe hier ganz ab von der Bedeutung in vorarmenischer Zeit.

[5]) Vgl. Hübschmann, S. 261 f.

[6]) Vgl. den Plan oben S. 64, über die Kirchen S. 66 und über die einzelnen Bauten öfter im Typenkataloge. Für die ältere Literatur vgl. Ritter, »Erdkunde«, X, S. 439 f.

[7]) Darüber vgl. Ritter, »Erdkunde«, X, S. 782 f.

[8]) Für noch ältere Spuren vgl. Abich, »Aus kaukasischen Ländern«, I, S. 797.

[9]) Description de l'Arménie, Tafel 14. — [10]) Atlas du voyage arch. Tafel XXIII.



Abb. 315. Ani. Landmauern: Nordostecke mit der Gregorkirche des Honentz. Aufnahme Thoramanian.

Ani[1]) werden die Ergebnisse veröffentlicht; so hat ein Schüler Marrs, Orbeli im 4. Heft den besten Plan mit Beschreibung 1910 veröffentlicht. Danach meine Abbildung 47. Eine ausführliche Beschreibung auch bei Lynch, »Armenia« I, Seite 334 f.

Die Umbildung der alten Kamsarakanenstadt zur Königsstadt der Bagratiden vollzog sich unter Smbat II (977—989). Darüber berichtet Stephan von Taron III, 11 (Gelzer-B., S. 138): »Dieser vollendete und umschloß mit einer Mauer die Befestigung von Ani von dem Flusse Ahurean bis zu dem Tale Całkockh; mit Mörtel und Steinen befestigte er dieselbe, mit Bollwerken und Mauertürmen. Er machte die Mauer sehr hoch, auch umfangreicher als die alte, nach der (neuen) Ausdehnung der Stadt. Er schützte dieselbe durch eisenbeschlagene, wohlgefügte und genagelte Tore von Cedernholz. Er ließ auch in derselben Stadt Ani durch den Oberarchitekten Trdat, der schon die Katholikatskirche von Argina gebaut hatte, das Fundament legen zu einer prächtigen Kirche«. Dazu III, 28, (S. 192 f.) die Erzählung vom Speicher des Königs. Ich kann mit Rücksicht auf den Umfang dieses Buches die Geschichte der Stadt nicht weiter verfolgen, man lese darüber Lynch a. a. O. nach. Hier sei nur in Ergänzung der häufigen Heranziehung einzelner Denkmäler das Stadtganze mit seinen Mauern betrachtet und jene Bauwerke, die anders im vorliegenden Werke nicht untergebracht werden können.

Für die Anlage von 'Ani scheinen die natürlichen Vorteile des Bodens ausschlaggebend gewesen zu sein. Die Stadt bildet, wie schon oben Seite 66 gesagt wurde, ein von tief einschneidenden Tälern auf zwei Seiten unzugänglich gemachtes Dreieck, dessen dritte Seite durch starke Mauern von der weiten Ebene getrennt wird, während die Burg außerhalb des Dreieckes liegt, mit diesem durch eine schmale Landzunge über die Spitze hinaus verbunden (Abb. 18). Vom Burgberge aus gesehen entwickelt sich also die Stadt in zunehmender Breite mit den überragenden Kirchen bis zu dem Gürtel der Landmauern. Zur Rechten das tiefeinschneidende Achureanertal (Arpatschai) mit einer alten Brücke und dem kleinen Sechskonchenbau (9) dahinter auf halber Höhe (S. 24, Rückblick Abb. 22), zur Linken das vom Achurean zur Ecke der Landmauer ansteigende Blumental mit zahlreichen kleinen Höhlen. Ausgrabungen haben gezeigt, daß die Wohn- und Handelsviertel gleich am Fuße der Burg begannen, Abbildung 316 gibt eine von Marr freigelegte Baugruppe dieses Teiles. Die Kirchenruinen beginnen erst mit der Dreieckspitze. Sie sind einzeln Seite 66 und 103 f. besprochen worden und im Stadtplane Abbildung 41 eingezeichnet. Manche kleinere Bauten blieben natür-

[1]) Aniskaja Serija I—VI (1906—1911).



Abb. 316. Ani, Ausgrabung: Eingang eines Verkehrsgebäudes. Aufnahme Marr.

lich unberücksichtigt (Abb. 251). Von den Nutzbauten mögen zwei besonders hervorgehoben werden, so das in der Südostecke der Stadt gelegene Bad (Nr. 7 im Plane auf S. 64) von dem Alischan, »Schirak«, Seite 82, einen Grundriß gibt (Abb. unten). Es hat die Grundform des griechischen Kreuzes mit einer Kuppel über der Mitte und vier Kuppeln in den Ecken, die durch feste Wände vom Raumkreuz getrennt und nur durch Türen in den Ecken des Mittelquadrates zugänglich sind. Ich werde darauf unten zurückkommen, wenn die Beziehungen Leonardos zu Armenien, bzw. Konstantinopel zu besprechen sind. An zweiter Stelle stehen die im Stadtplane nicht eingetragenen unterirdischen Straßen und Bazare. Sie gewinnen auch wieder bei Leonardo Bedeutung. Thoramanian hat sie genau aufgenommen, doch möchte ich ihm in der Veröffentlichung nicht vorgreifen. Sie ziehen sich von der Apostelkirche und dem achteckigen Turm in den Raum zwischen Kathedrale und Erlöserkirche und bilden eines der Wunderwerke der Bagratidenstadt. Über die Paläste, S. 272 f.

Zum Schluß ein Blick auf die Mauern und Tore, die sich in mannigfacher Hinsicht unterscheiden von denen von Dijarbekr, die ich »Amida«, Seite 277 f. beschrieben habe. Abbildung 313 gibt eine Ansicht des Haupttores von außen. Man sieht die Doppelmauer: Die niedrige Vormauer zeigt ganz rechts zwischen Rundtürmen das Außentor. Hat man dieses durchschritten, so erscheint auf der hohen Hauptmauer zunächst ein schreitender Löwe gerahmt (Abb. 322) und von einem Kreuz überragt. Dann wendet man sich links um den zur Hälfte eingestürzten Torturm herum zum Innentor, durch dessen Rundbogen das einzige stehende Minaret der Seldschukenzeit und die Burg sichtbar werden (Abb. S. 20). Der Turm links ist noch bis zum Gewölbe des Obergeschosses erhalten, die hohe Mauer läuft dann weiter bis zum nächsten Turme. Ich gebe Abbildung 314 eine Ansicht der Nordecke der Mauern am Ende des Blumentals, da wo sie gegen den Nordpalast (S. 273) zu einspringen. Das Bild von Vor- und Hauptmauer mit runden Türmen ist das gleiche, man sieht auch die Gußtechnik mit Plattenverkleidung, von der Stephan von Taron spricht. Hie und da Kreuze aus farbig gelegten Tuffsteinen, seltener Inschriften. Abb. 315 führt die Nordostecke der Landmauern vor mit der Gregorkirche des Honentz. Im Stadtplane S. 64 unter Nr. 8 eingetragen. Vgl. ihre Beschreibung S. 201 f. Die Mauern steigen hier in das Achureanertal hinab und öffnen sich neben der Kirche mit einem Tore. Aus Schutt und Trümmern entwickelt sich manches malerische Bild, besonders auch an der Burgmauer da, wo sie steil nach dem Blumental abfällt (Abb. 311). Zum schönsten gehört die außerhalb des Stadtgebietes liegende sogenannte Jungfernfestung am Zusammenfluß der beiden Täler jenseits im Süden der Burg (Abb. S. 27).

6. Ausstattung: Gegenständliche Bedeutung.

Es wird sich später zeigen, daß die älteste armenisch-christliche Kunst die »Darstellung« nicht kannte, es sei denn für das Stifterbild und soweit der griechisch-syrische Strom auch in Armenien seine Wirkung tat. Im übrigen bestreitet sie die gesamte Ausstattung durch Verzierung geometrischer Art, vor allem durch das Bandgeflecht und die geometrische Ranke, worüber bereits mein »Altai-Iran« handelte. Daneben aber kommen ausgesprochen Tier- und Pflanzenbildungen vor, die gegenständliche Bedeutung haben dürften, daher schon hier heranzuziehen sind.

A. Tierbilder.



Aufnahme Lalajan.
Abb. 317. Achthamar, Kreuzkirche, Flachbilder am Äußern: Einzelheit von der Nordseite.

Wir erwähnten sie in reicher Zahl an der Gagikkirche von 921 in Achthamar (S. 84). Ich bilde hier, bevor ich auf die Menschengestalt eingehe, zwei dieser Reliefbilder ab. Das eine (Abb. 317): das Kamel, den Kampf zwischen Adler und Hasen, endlich die mit den Hälsen verkreuzten Pfauen[1] untereinander und das zweite (Abb. 318): die in den Miniaturen immer wiederkehrende Darstellung einer Gorgo oder Sirene, den Vogelleib mit Menschenkopf[2]. Allen diesen Bildungen begegnet man immer wieder. Ich gebe zwei allerdings jüngere Kuppeln, die solche Tierbilder als Füllung der Blendbogen abwechselnd mit Rosetten bringen. Abbildung 319 von der Kuppel der Gregorkirche des Honentz in Ani (vgl. S. 201), die andere von der Kirche des Klosters Geghard (S. 245). Diese beiden Kirchen bieten auch sonst die reichsten Belege für die Beliebtheit der Tierbilder (Abb. 325). Ich komme darauf, wenn ich die Tierbilder auf ihre Gestalt und Form betrachte, zurück. Hier sei nur gefragt: Haben alle diese Tierbilder rein schmückende oder zugleich eine gegenständliche Bedeutung? Ich greife zunächst nur einige Beispiele heraus, bei denen eine deutende Auffassung im Bereiche der Möglichkeit liegt.

Löwe. Ich kenne zwei Kirchen, an deren Längsseiten hoch über der Tür unter dem Giebel im glatten Wandfelde ein Tier erscheint. So an der Kirche von 989 im Dorfe Choschawank (S. 199) ein Löwe (Abb. 320). Er kann in keiner Weise als Schmuck gefaßt werden, füllt vielmehr ohne jede Umrahmung die Vorderfläche einer Belagplatte. Bei genauerem Zusehen erkennt man, daß er doch nicht ganz willkürlich in die Fläche gestellt ist, sondern am Ende einer Inschrift erscheint[3].

[1]) Vgl. »Altai-Iran«, S. 283. — [2]) Vgl. mein »Bilderkreis des griechischen Physiologus«, S. 16. Auffallend ist das häufige Vorkommen im mittelalterlichen Hellas.

[3]) Die Abbildung bei Alischan, »Schirak«, S. 168, ist nicht richtig.



Aufnahme Lalajan.
Abb. 318. Achthamar, Kreuzkirche, Flachbilder am Außern: Einzelheit von der Nordseite.

Die Verwendung ist also eine ähnliche wie in den Ortokideninschriften von Amida, worüber van Berchem, Seite 78 f., 90 f. und 128 nachzulesen ist. Ein andermal, in Tspni, auf dem Wege von Agrak nach Nachidschewan fand ich an gleicher Stelle statt des Löwen einen Stier. Die Bedeutung des Löwen an kirchlichen Denkmälern wird wohl eine andere sein als an weltlichen Bauten. Er kommt in diesen sehr häufig vor. Ich gebe nur ein Beispiel vom Haupttore von Ani (Abb. 322).

Adler. Man betrachte die Adleraufsätze, die oben Seite 112 im Umgange von Zwarthnotz beschrieben wurden. Abbildung 324 gibt den Vogel in einer Einzelaufnahme. Wenn man auch nicht sagen wird, daß der Steinmetz unmittelbar nach der Natur gearbeitet hat, so ist doch der Wille, einen Adler zu geben unzweideutig allein im Schnabel, den Klauen und den mächtig ausgebreiteten Schwingen. Hier handelt es sich jedoch zunächst nicht um die Gestalt, sondern lediglich um die Bedeutung. Soll der Adler von 650 einfach nur als Schmuck gemeint sein oder ist er ein Sinnbild? Dabei käme ein Durchsickern römisch-byzantinischer Überlieferung ebenso in Betracht wie jene mittelasiatische, die in dem Werke über Amida sowohl von van Berchem wie von mir besprochen wurde. Man vergesse nicht, daß bis 428 in Armenien arsakidische Könige regierten, also Parther, und daß schon durch sie das Tier als Wappenzeichen eingeführt sein kann[1]. Wir sahen den Adler an der Kathedrale von Ani, wo er die Flachnischen über den Fenstern zu Seiten des Südtores, der Königstür, ähnlich füllt (Abb. 20), wie schon an der Marienkirche von Khakh[2]. Er kommt auch zweiköpfig vor[3]. Ich gebe wegen seiner formkräftigen Art ein spätes Beispiel von der Gregorkirche in Dsegi bei Sanahin (Abb. 323): Der Doppeladler hält einen Hasen in den Klauen. Es ist wohl überflüssig, die Beispiele für das Vorkommen des Adlers zu mehren und in dem Streit um die Herkunft des byzantinischen Adlers, wie er »Byzantinische Zeitschrift«, XXII (1913) angeschnitten ist, Stellung

[1]) Vgl. dazu auch Rivoira, »Architettura musulmana« ,S. 233. — [2]) Bell, »Churches and monasteries of the Tur Abdin«, Tafel X.
[3]) Vgl. dazu Grünwedel, »Altbuddhistische Kultstätten in Chinesisch-Turkestan« (Farbentafel).

zu nehmen. Das habe ich schon in meinem »Amida«, Seite 346 f., getan. Armenien übernimmt den Adler, der Bedeutung nach, wahrscheinlich ebenso vom Osten, wie ihn noch die Ortokiden von dort mit nach Amida gebracht haben[1]).

Tierkampf. Schon in Abb. 317 aus Achthamar, Abb. 321 aus Geghard und Abb. 323 aus Dsegi sehen wir immer wieder den Adler mit dem Hasen in den Klauen. Ich gebe dafür noch ein Beispiel von dem reich verzierten Chacho-Wank im Gebiete des Tortum (Abb. 327). Diese ähnlich wie das bei Baiburt gelegene Warzachan (S. 250) eigenartige Kirche ist nach einer armenischen Säuleninschrift von König David 868/9 erbaut[2]). Freilich ist der Bau später vielfach überarbeitet. Das Fenster, Abb. 327, scheint schon nach dem farbigen Wechsel der Keilsteine darüber einer späteren Zeit anzugehören. Der Adler unter dem zweistreifigen Bandgeflecht, das den Rundbogen schmückt, ist mit dem Hasen eingesenkt zwischen die beiden Fensterbogen, deren Schmuck sehr auffallend ist. Ich gehe darauf vorläufig nicht ein.

Eine andere Art von Tierkampf vergegenwärtigt Abb. 325 von der Klosterkirche zu Geghard (S. 245), die freilich aus späterer Zeit stammt, als die im vorliegenden Werke eingehaltene Grenze. Diese Südseite weist aber einige so beachtenswerte Einzelheiten auf, daß ich ihre Vorführung nicht gern missen möchte. Über dem Tore zwischen den beiden Dreieckschlitzen und einem Mittelfenster erscheint der einen Stier von vorn anspringende Löwe, beide völlig in die Fläche gedreht, so daß sie gut als Krönung des rechteckigen Fensterrahmens wirken. Über die Bedeutung solcher Tierkampf-Darstellungen habe ich »Amida«, S. 297 und 347 f. gehandelt und werde darauf in den geschichtlichen Teilen des vorliegenden Werkes zurückzukommen haben. Man könnte auch für Armenien nach den vorgeführten späten Beispielen an seldschukische Einflüsse denken, doch sind die

[1]) Vgl. van Berchem, »Amida« a. a. O.

[2]) Vgl. Alischan in einem kleinen (arm.) Album »Bruchstücke«, Tafel 27/8 u. Uwarov, »Materialien«.

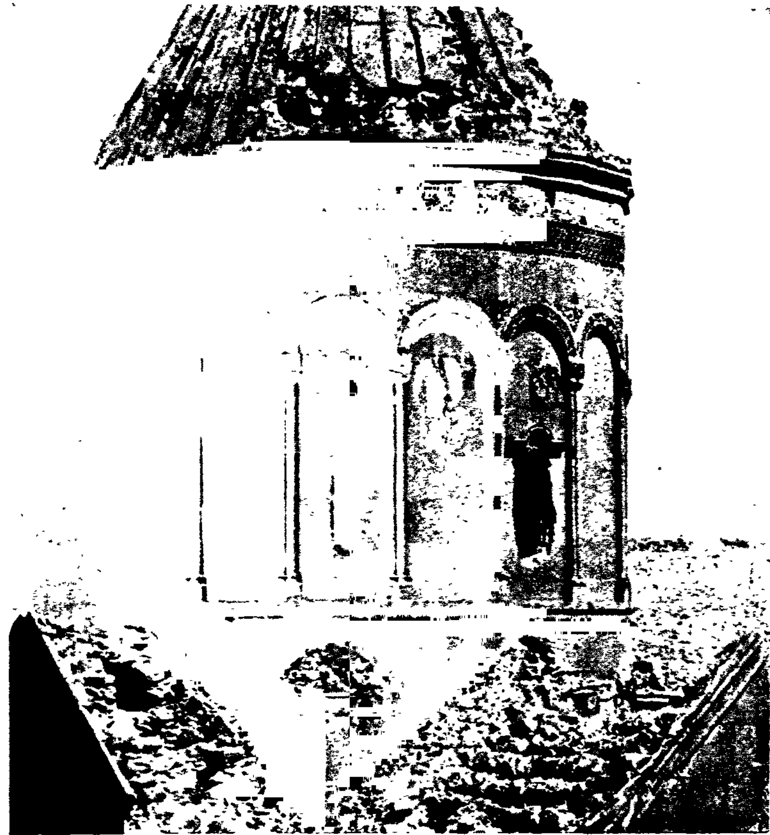


Abb. 319. Ani, Gregorkirche des Honentz, Kuppel: Einzelheit.



Abb. 320. Choschawank, Kirche: Einzelheit der Südseite.



Aufnahme Jermakov 16320
Abb. 321. Geghard, Klosterkirche, Kuppel: Einzelheit.

Belege aus Achthamar älter. Dazu kommt, daß der Tierkampf auch der altchristlichen Kunst des Abendlandes ebensowenig fremd geblieben ist wie den Denkmälern des alten Orients, besonders in Mesopotamien.

Im übrigen wird gleich anläßlich Achthamars von einem andern Strome die Rede sein, der unmittelbar aus Iran oder dem altchristlichen Mesopotamien einmündet; als sein Kennzeichen kann die Jagddarstellung gelten, für deren Anwendung der Brief des Nilus den Schlüssel gibt [1]. So drängt die Tierwelt von mehreren Seiten auf Verwendung hin. Armenien hält sich im Durchschnitt freilich, wie wir sehen werden, mehr an die arsakidische Überlieferung.

B. Pflanzenbilder.

Es ist außer Zweifel, daß die Füllung der Zwickel an den Blendbogen des Äußern von Zwarthnotz, die auch in Bana wiederkehrt (Abb. 113 und 128), eine gegenständliche Ausdeutung zuläßt. Da die beiden füllenden Pflanzen: Wein und Granate, auch sonst in der Ausstattung der armenischen Kirchen öfter wiederkehren, sei ihnen hier nach der Bedeutung hin einige Beachtung geschenkt.

Weinstock. In der Kuppel der Apostelkirche zu Ani, die, wie sich zeigen wird, eine Nachahmung der ersten Kathoghike zu Wagharschapat gewesen sein dürfte, sah man (vgl. S. 107) ein Kreuz, von dem Granaten und Weintrauben herabhingen. Die Reste im Museum zu Ani. Im übrigen kommt die Weinranke oft als Schmuck der Bogenbänder über den Fenstern vor. Für Beispiele blättere man zurück auf Seite 94 von der Hripsime. Am ausgiebigsten ist die Weinranke an den Außenseiten von Achthamar (S. 82) verwendet, worauf gleich näher einzugehen sein wird. Dort zieht sie sich als Band oben um die ganze Kirche herum und verbindet Darstellungen der Jagd und »aller Tiere und Bestien« zu einer christlichen Einheit.

Alle diese Beispiele stammen von Kuppelkirchen. Abbildung 326 gibt den bereits oben S. 151 beschriebenen Türsturz der Tonnenkirche von Kassach: es steht außer Zweifel, daß die beiden Weinranken zu Seiten des Kreuzes und der Tiere hier ausgesprochen sinn-



Aufnahme Kurdschijan.
Abb. 322. Ani, Stadtmauer: Löwe am Haupttore.

[1]) Vgl. »Amida«, S. 273.

bildliche Bedeutung haben, was an einer in syrischer Art ausgestatteten Kirche nicht Wunder nimmt. Über die Verwendung der Weinranke in der kirchlichen Kunst des Mittelmeeres gibt jedes Handbuch Auskunft. Ich werde unten mehr den asiatischen Strom vorzunehmen haben.

Granate. Das seltsame Stück, das ich im Schutte der Basilika von Aschtarak (Abb. 328) fand und der Ausstattung eines älteren Vorläufers der jetzigen Kirche zuschrieb (S. 148), gibt zu denken. Auch an der Apostelkirche in Ani müssen in ähnlicher Art Granatzweige verwendet gewesen sein. Reste ebenfalls im Museum zu Ani. Die enge Zusammengehörigkeit der Granate mit dem Weinstock bekundet sich an der Ostseite von Achthamar, wo Weinlaub und Granate zwar in Friesen getrennt, aber doch ebenso nebeneinander wie in Zwarthnotz (Abb. 113) verwendet erscheinen. Sehr eindrucksvoll ist auch die Füllung des Türbogens im Geghardkloster (Abb. 325). Sie erinnert an ähnliche Bildungen in Oberägypten, die vom gleichen nordmesopotamischen Mittelpunkt angeregt scheinen [1]).



Aufnahme Jermakov 5040.
Abb. 323. Dsegi, Gregorkirche: Einzelheit.

C. Menschenbilder.

Im Sinne der oben, Seite 221 f., belegten Bedeutung der Kirchen als Gaben der Stifter um der Fürbitte willen, sind die Stifter öfter mit dem Kirchenmodell dargestellt. Da den Kunstforscher daran mehr die Gestalt als der Gegenstand beschäftigt, werde ich diese Reihe erst unten in dem Abschnitte über die Gestalt besprechen. Dagegen gehört hierher in die Bedeutungsfrage eine Reihe von Flachbildern, die zugleich im Gebiete des Stifterbildes einen Seitenzweig bildet.

Reiterbilder. Die Beschreibung der Burgkirche in Ani von 622 ist zu ergänzen durch Vorführung eines Flachbildes, das nur in einer Abbildung Kästners erhalten ist und sich einst in der Burgkirche von Ani befand. Thoramanian fand davon noch einen Rest vor: das linke Ende mit einem aufgehängten Schwert über dem Pferdehinterteil umfassend, das in der Aufnahme Kästners durch den vorgelegten Bogen verdeckt ist. Vgl. unten die Abbildung. Meine Abbildung 329 nach Brosset, »Ruines d'Ani«, Tafel XXXVII, dazu Text



Abb. 324. Zwarthnotz, Kirche: Adleraufsatz.

[1]) Vgl. meinen Aufsatz im »Repertorium für Kunstwissenschaft«, 1918.

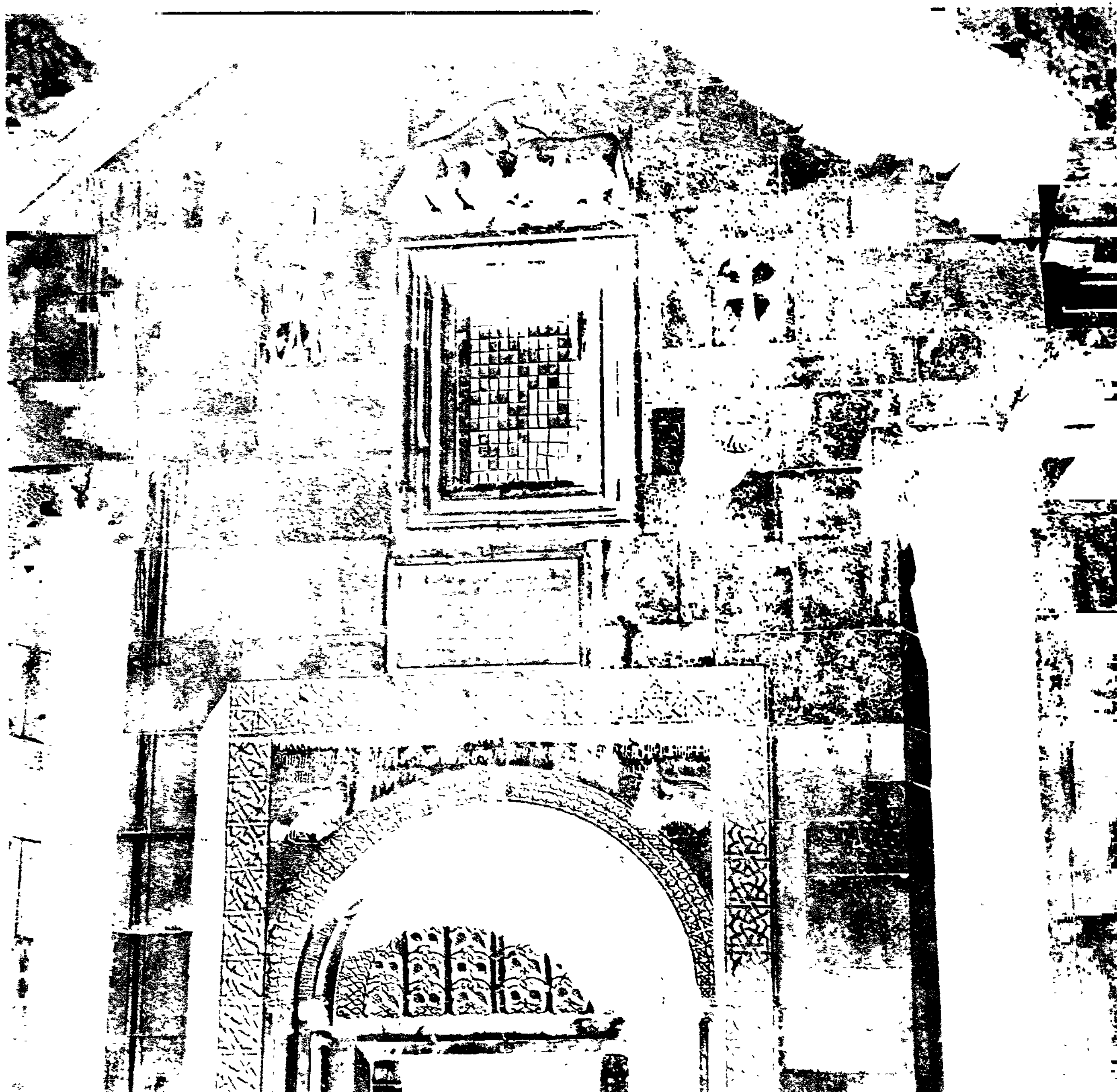
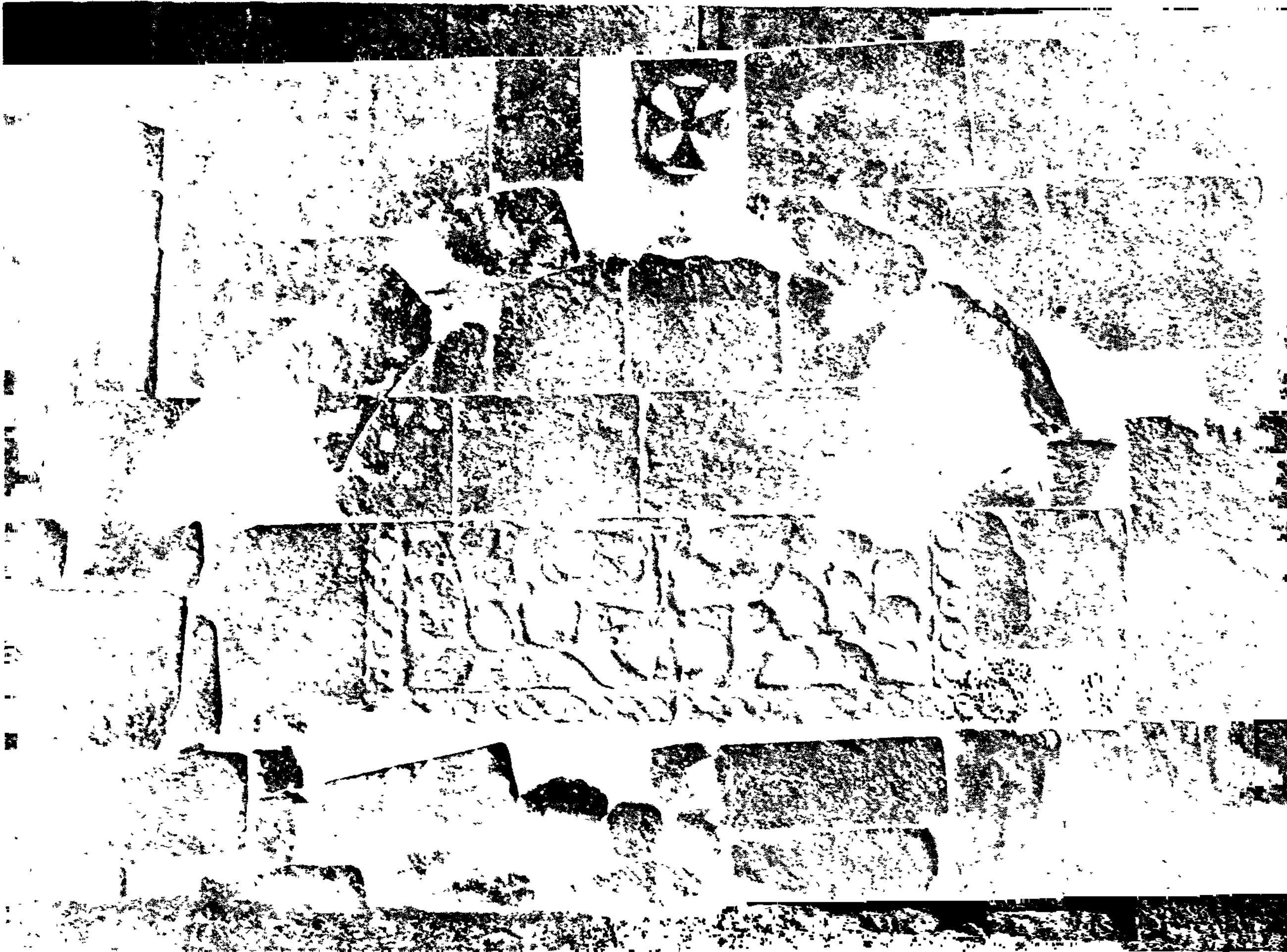


Abb. 325. Geghard, Klosterkirche, Südseite: Einzelheit. Aufnahme Thoramanian.

Seite 33. Man sieht in der Mitte einen geometrischen Baum, der in der Krone Rosetten u. dgl. umschließt und nach jeder Seite einen Zweig mit Halb- und Vollpalmetten entsendet, die andere Blätter und Blüten ansetzen. Unter diesen Zweigen auf jeder Seite ein Reiter, der, nach vorn gewendet und mit der hinteren Hand den Zügel haltend, mit der vorderen eine Lanze nach unten gegen einen Drachen stößt. Auffallend ist die breit ausgeschweifte Satteldecke und die ungleiche Bewegung der Pferde. Das Relief lag in einer Wandnische, von der es links überschnitten wurde. Man möchte daher annehmen, daß der Bogen davor jüngeren Ursprunges war. Dazu würde passen, daß es sich in der Kapelle neben der Kirche befand, die jüngeren Datums ist (S. 137). Das Relief selbst würde dann mit der alten Kirche von 622 gleichaltrig sein und nicht, wie Brosset annimmt, erst aus der Zeit der Bagratiden vor der islamischen Eroberung (1072) stammen. Brosset bahnte auch damit vielleicht einen Fehler an, daß er in der einen Gestalt Georg sah, in der andern Theodor oder Demetrius. In Wirklichkeit läßt sich nur sagen, daß es sich um zwei Reiterheilige handelt, wie sie in den christlichen Kirchen Vorderasiens und Ägyptens häufig vorkommen und jeden



Aufnahme Thoramanian.
Abb. 326. Kassach, Dreischiffige Hallenkirche: Östliche Südtür.



Abb. 327. Chacho, Kirche: Doppelfenster. Aufnahme Jermakov 311.

Heiligen darstellen können[1]). Für uns ist die Hauptfrage, ob das Relief der Gründungszeit der Kirche, 622, angehören kann. Die schlechte Zeichnung Kästners gestattet freilich kaum ein Urteil. Aber die Sitte, an den Außenseiten der Kirchen Reliefs anzubringen, läßt sich heute noch an einzelnen älteren armenischen Kirchen belegen. Die Hauptbeispiele dafür sind die beiden Reliefs mit griechischen Inschriften, die ich in meinem »Edschmiatsin-Evangeliar«, Seite 6 f., veröffentlicht habe, dann die Reliefs von der Kreuzkirche von Mzchet und den Kathedralen von Mren und Odzun, endlich die Gagikreliefs von Achthamar. Unter letzteren kehren die Reiterreliefs der Burgkirche von Ani wieder (Abb. 330), inschriftlich bezeichnet als Theodor, Georg und Sargis, und solche Reiter findet man auch über dem Südportal der Kirche von Ughuzlü. Davon später.

Achthamar. Die Kirche (S. 82) ist so eigenartig aus-

[1]) Vgl. meinen Aufsatz über den koptischen Reiterheiligen in der Zeitschrift für ägyptische Sprache, XL (1903), S. 49 f., »Der Dom zu Aachen«, S. 6 f. und dazu gute Beispiele aus Chidr Elias bei Preusser, »Nordmesopotamische Baudenkmäler«, Tafel 6 und 9.

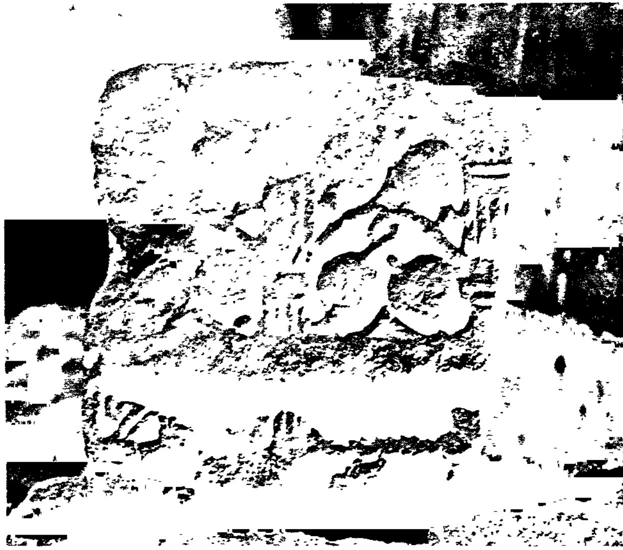
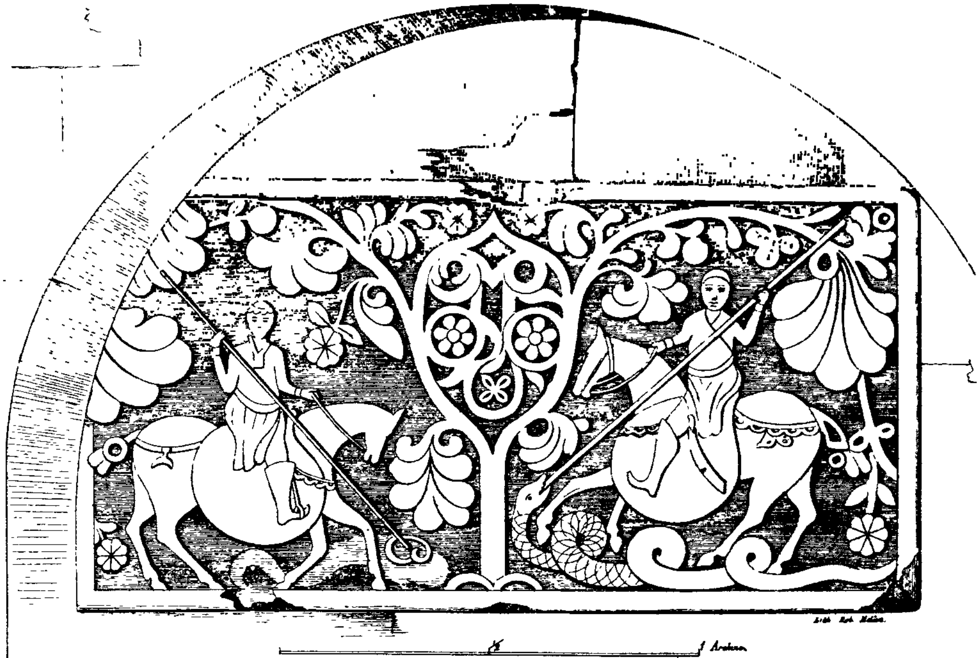


Abb. 328. Aschtarak, Kirche: Bruchstück alten Schmuckes.

gestattet, daß sie als Ausnahme einzig dasteht (Abb. 330). Schon unter dem pyramidalen Dache der Kuppel ist nicht das übliche Kranzgesimse mit Bandornamenten gegeben, sondern es laufen dort frei herausgearbeitet etwa 32 Tiere hintereinander her: Löwen, Gazellen, Hirsche, Steinböcke, Hasen u. dgl. Ein ähnlicher Tierfries auch unter den Dächern, sowohl an den Längsseiten (Abb. 331) wie in den Giebeln. Die Ecken letzterer werden an der Westseite durch Menschenköpfe — wie in Hatra — an der Ostseite durch Hasen getragen. Dann folgt ein Weinlaubband, das um den ganzen Bau in einer Steinlage herumgeht und im niedrigeren Ostteil unter dem Dache (Abb. 334) seinen Ausgangspunkt hat. Man könnte darin einen Ableger derselben Quelle sehen, der auch die französischen Drôlerien ihren Ursprung danken[1]), so reich mit allerhand Einfällen von Menschen und Tieren sind die Ranken gefüllt. Ich werde einiges darüber bei Beschreibung der einzelnen Schauseiten vorbringen. Darunter folgen dann einzelne Tiere entweder von vorn gesehen, vorspringend, oder von der Seite gesehen in Flacharbeit. Den unteren Abschluß des reichen Schmuckes bilden Szenen aus dem alten Testament und einzelne Heilige, die an der Westseite mit der Gegenüberstellung des Stifters mit dem Kirchenmodell vor Christus gipfeln. Zwischen den einzelnen Menschengestalten wieder allerhand Tiere.

Von dieser unerhörten Ausstattung gibt schon der Lokalhistoriker der Zeit, Thomas von Artsruni III, 38 (Brosset, S. 240) eine Beschreibung: Zunächst wird berichtet, Gagik habe einen festen Platz, Cotom, in der Provinz Aghdznikh, zerstört[2]) und die Steine über das Meer zum Baue der Kirche herübergebracht. »Nun hatte er den obenerwähnten (vgl. Brosset, S. 238) Architekten Manuel zur Verfügung, einen Mann von Wissen und großer Geschicklichkeit, der aus der Kirche ein Meisterwerk seiner Kunst machte. Der genannte Mönch half ihm mit seiner Begabung, um dort die vollkommen entsprechenden Bilder von Abraham bis David und Christus, die Reihe der Propheten und Apostel darzustellen, jeden nach der Regel, bewunderungswürdig anzuschauen. Er schuf und vereinigte in den Teilen der Kirche Massen von wilden Tieren und Vögeln, Wildschweine und Löwen, Stiere und Bären, einander entgegen die Gegensätze ihrer Naturen zeigend, was dem Denkenden sehr gefällt. Er zeichnete auch an den Wänden der Kirche in getrennten Feldern Weinlaub mit Trauben, Winzern, Versammlungen von Tieren und Reptilien, deren Darstellung, nach Arten geordnet, den Blick erfreute. An



Aufnahme Brosset.

Abb. 329. Ani, Burgkirche: Flachbild mit zwei Reitern.

[1]) Wie sie auch in koptischen Wirkereien vorkommen.

[2]) Hübschmann, S. 248 f.



Abb. 330. Achthamar, Kreuzkirche: Nordwestansicht. Aufnahme Lalajan.

den vier Seiten der Apsis des Heiligtums ordnete er die vier Evangelisten, Heilige außer der Reihe, die Krone der Freuden der heiligen Kirche bildend. An der Vorderwand der Kirche[1]) stellte er auch das Kreuz und das Bild des Erlösers dar[2]), als Mensch sichtbar. Ihm gegenüber sah man ein

[1]) Brosset übersetzt: sur la voûte de la chapelle.

[2]) Revêtu pour nous de la chair (?)

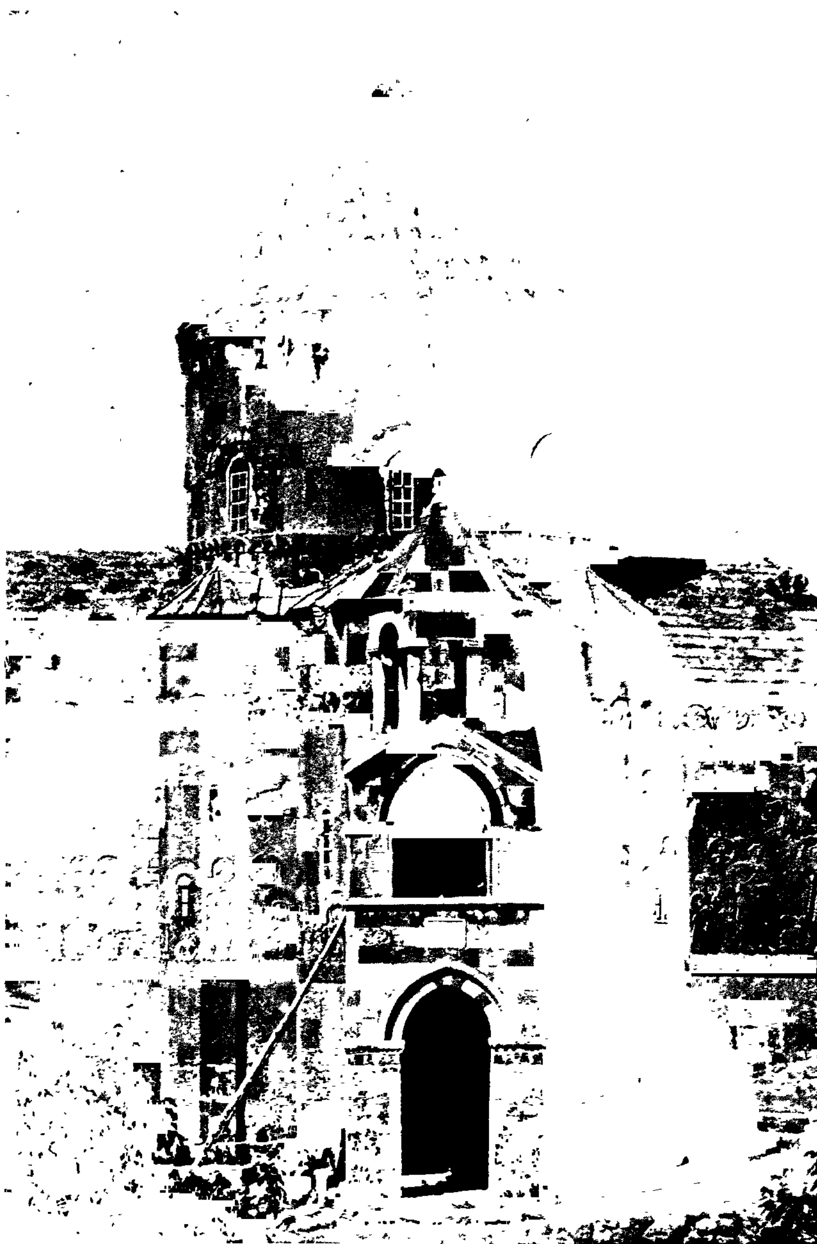


Abb. 331. Achthamar, Kreuzkirche: Südseite. Aufnahme Lalajan.

Bildnis des Königs Gagik mit Nimbus und vollkommen ähnlich, auf den Armen mit hoher Inbrunst die Gestalt der Kirche tragend, als wenn sie ein Goldgefäß wäre, gefüllt mit Manna, wie ein Räuchergefäß aus Gold, Wohlgerüche ausströmend. Der Monarch ist gegeben in der Haltung eines Menschen, der um Verzeihung seiner Sünden bittet« ..·

Ich teile hier gleich noch eine zweite Schriftstelle mit, die ich P. Mesrop verdanke[1]). Nach der 1820 etwa hergestellten Abschrift einer älteren Handschrift, die man »Havakaran« (Sammlung) nennt, wurde »der Bau der Surb Chatschkirche (Kreuzkirche) von Achthamar im Jahre 921 vollendet, der ganze Bau aber hat sechs Jahre gedauert. Diese Kirche steht noch; die inneren und äußeren Flächen der Mauer sind mit verschiedenen Bildern bedeckt. Die tiefen und hohen Steinbilder auf der äußeren Fläche fallen besonders als scheinbar einzelne Statuen ins Auge und stellen mit verschiedenen gemeißelten Ornamenten die berühmten Persönlichkeiten vom Anfang der Welt bis zu Christus dar. Die Bilder waren ursprünglich färbig und durchaus vergoldet, die Überreste davon sieht man noch stellenweise, so daß die Kirche durch den Reflex der Sonnenstrahlen als eine zweite Sonne auf dem blauen See glänzte und von Weitem sichtbar war. Die Überlieferung erzählt, daß man die ganze Kirche, um die Farben und den Glanz vor Regen und Sonnenschein zu schützen, von außen mit einer perlengeschmückten Decke schirmte, die eine reiche Frau gestickt und der Kirche geschenkt hatte.« Diese Beschreibung und die des Thomas Artsruni, eines Zeitgenossen, weist dem Kunstforscher den Weg der Deutung. Ich beschreibe, darauf gestützt, kurz die einzelnen Schauseiten.

Westseite (Abb. 330)[2]). Über der in jüngerer Zeit vorgebauten Halle werden die beiden lotrechten Schlitze in tiefem Schatten sichtbar, zwischen ihnen ein Fenster mit Bogenband und — der Beschreibung des Thomas entsprechend — darüber das Kreuz, rechts unten Christus, links Gagik mit dem Modell, zwischen beiden unter dem Fenster ein Engelpaar, das ein Kreuzmedaillon trägt (Abb. unten).

Südwand. (Abb. 331).[3]) Die Darstellungen beginnen an der Westecke mit der Jonaslegende:

[1]) Vgl. Leonian G. Chatschik, Die Katholikoi von Achthamar (Byzantion, Konstantinopel 1900, Nr 1191).

[2]) Vgl. auch Bachmann, »Kirchen und Moscheen in Armenien«, Tafel 33, rechts.

[3]) Vgl. auch Bachmann, Tafel 33 links und 34/5, dazu Lalajan, »Azgagrakan Handes« XX (1910), S. 197 f. Ich erspare mir manche Abbildung, die von diesen beiden gebracht ist.

Schiff und Auswerfung links, dann der Walfisch, wie ein Drache gebildet, und rechts der in Gurkenlaub schlafende Nackte. Auf der Steinreihe darüber das Segel, dann ein Stein mit einem bärtigen Heiligen, Jonas, der sich, mit beredter Gebärde predigend, dem König von Ninive, einem auf dem nächsten Stein hockenden Fürsten, zuwendet. Auf dem letzten Stein vier Büstenkreise (Frauen weinend). Vier weitere Büsten auf der Steinreihe darüber. Die äußerste Büste links mit den bischöflichen Schulterstreifen ist inschriftlich bezeichnet als der Protomartyr Stephanos. Dann die Propheten Sophonias und Osaria. Es sind also einzelne Heilige, die mit der Jonaslegende weiter nichts zu tun haben. Über der nächsten Steinreihe folgen einzelne Tiere, über dem Fenster ein Hirsch. Oben der Weinlaubfries mit dem Stamm in der Mitte, dessen Achterverschlingung mit zwei Menschenköpfen gefüllt ist. Links davon als Füllungen ein Bär und ein stehender Mann, rechts ein Knieender und ein Reiherpaar. Der Tierfries unter dem Dache beginnt mit einem Tier, dann drei bärtige Köpfe.



Aufnahme Lalajan
Abb. 332. Achthamar, Kreuzkirche, Südseite: Der hl. Sahak und Tiere.

Es folgt der vierseitig ummantelte Dreiviertelzylinder, unter dem Fenster Ziegen zu einem Pilzbaum auf Stufen aufspringend. Links davon (Bachmann 35) das Opfer Abrahams mit der Hand Gottes und dem Widder, dann ein die Hände bedeckt emporstreckender Heiliger (Moses?). Rechts davon ein Engel, der sich dem unter einem Bogen thronenden Christus zuwendet (über diesem der Prophet Joel), um die Ecke die Muttergottes auf dem Lehnstuhl. Zu beiden Seiten Gabriel und Michael. Rechts folgt ein Vogelpaar, dann der moderne Vorbau zu der in die Südkonche eingebauten Empore; dahinter, verdeckt, wahrscheinlich andere Bildwerke. Über den beschriebenen Darstellungen Medaillons, ein Pfau, im Weinlaub ein bärtiger Kopf, ein Mann mit Schleuder, Hähne zu seiten eines Kreuzstabes, Ringe u. a.

Auf der Ostseite der Südwand rechts vom Vorbau (Bachmann, Tafel 34) erscheinen auf den vier Flächen, die sich anschließen (vgl. Grundriß, Abb. 67), ein paar Heilige zu seiten eines Medaillons stehend zwischen je einem Tierkandelaber (Abb. 332 und 333), links ein Paar stehender Bären, Hasen in die Mitte nehmend, darüber ein Greif, rechts über dem eine Taube anfallenden Adler ein Vogel mit Steinbockkopf und Halsring. Die beiden Heiligen sind näher bezeichnet: »Der heilige Sahak, Bruder des Hamazasp, Märtyrer und Zeuge Christi«; rechts: der heilige Hamazasp, der Fürst von Was-



Aufnahme Lalajan.
Abb. 333. Achthamar, Kreuzkirche, Südseite: Der hl. Hamazasp und Tiere.

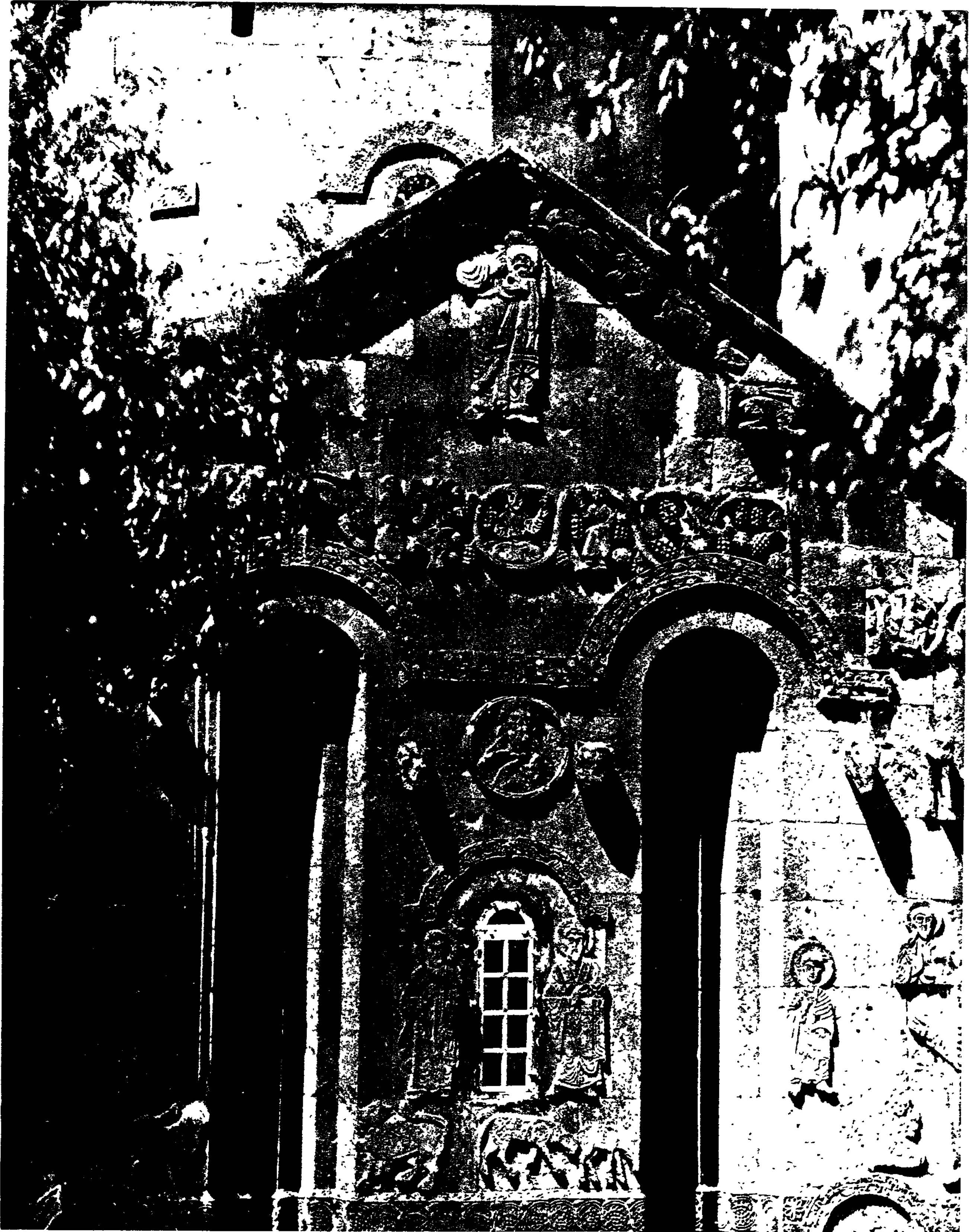
purakan [1]). Über diesem Figurenstreifen ein vortretender Kopf und im Weinlaub u. a. ein Mann, der auf einem Bären reitet. Die Südwand findet nach Osten hin ihren Abschluß in den Gestalten des kleinen David, die Schleuder gegen den riesigen Goliath schwingend, der ihm an der Ecke gerüstet gegenübersteht.. Zwischen beiden ein Rind zusammengekauert und links hinter David ein Mann mit Turban, Saul (?), über ihm im Kreise Samuel und links über dem Fenster der Oberpriester Heli (Bachmann 35 unten). Über der Davidszene ragt ein Kopf neben einem Perlhuhn in Flacharbeit aus der Wand. Uber ihm eine Inschrift und im Weinlaub Männer, Vögel, Hase und Fuchs.

Ostwand (Bachmann, Tafel 36, Lalajan). Nach Thomas wären hier die vier Evangelisten zu erwarten [2]). Gegeben sind vier stehende Heilige in Fensterhöhe (Abb. 334), dazu rechts an der Ecke der hl. Elias, vor dem eine Frau kniet. In der gleichen Höhe links und in der Mitte Tiere. Über dem Fenster ein Büstenkreis mit der Inschrift: »Und Adam nannte die Namen aller Tiere und Bestien«, dann nochmals zu beiden Seiten wiederholt »Alle Tiere und Bestien«. Danach möchte man glauben, daß die Tierstreifen um die Kirche herum in diesem Sinne zu deuten seien. Die Dreieckschlitze dieser Seite werden umschlossen von Bogenbändern mit Granatzweigen; darüber der Weinlaubstreifen mit einem hockenden Fürsten in der Mitte [3]). Im Giebel Christus stehend und mit dem Kopf unter den Hasen verschwindend, die den Dachrand entlang laufen.

[1]) Lalajan a. a O. S. 203 gibt die Geschichte dieser Heiligen, die Märtyrer aus der Zeit des Harun al-Raschid (786—809) sind, also fast aus der Zeit der Entstehung der Flachbilder.

[2]) Lalajan, S. 206, sieht in den Heiligen zu Seiten des Fensters »vielleicht« Thaddäus und Bartholomäus, daneben Johannes den Täufer und Gregor den Erleuchter.

[3]) Nach Lalajan Gagik, vgl. auch Bachmann, S. 45.



Aufnahme Lalajan

Abb. 334. Achthamar, Kreuzkirche: Ostwand.

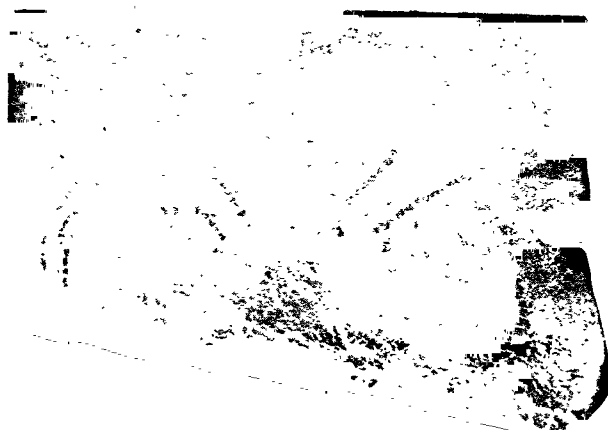
Nordwand (Bachmann, Tafel 37/38). An der Ostecke 2 m hoch Simson, der einen Philister beim Schopfe hält, neben ihm der Prophet Ezechiel, dann noch ein Heiliger, darüber drei Büstenkreise. Es folgt eine Gorgo (Abb. 318), darüber Simson knieend, wie er dem Löwen das Schwert in den Rachen stößt und zwei Hähne. Rechts (Abb. 317) ein Stein mit einem Schaf über einem solchen mit dem einen Hasen anfallenden Adler und dem untersten mit Pfauen, die die Hälse verschränken. An der Ostecke der Konche ein stehender Orant. Der Zyklus beginnt dann in der Mitte der Wand an der Konche mit dem Anfang der Genesis. Links vom Fenster Adam und Eva, die sich vor dem Baum den Apfel reichen und kosten; rechts vom Fenster der Baum, um dessen Stamm unten sich die Schlange auf die links knieende Eva zu schlängelt. Auf den vorkragenden drei Steinen über dem Fenster ein Löwe links und drei Fische über einander rechts. Die Nordwand schließt in der Westhälfte (Abb. 330, Bachmann, Tafel 37) mit den Jünglingen im Feuerofen und Daniel in der Löwengrube. Voraus gehen an der Konchenecke drei Reiterheilige (Theodorus, Sergius und Georg) unter Medaillons und zu Seiten des Fensters am Dreiviertelzylinder wieder Tiere: links Löwe und Bär, Trauben fressend, dann über dem Löwen, der ein Rind anfällt, rechts ein Schaf über einem Löwen, dem der unter dem Fenster knieende Simson das Maul aufreißt. Über den biblischen Szenen vorkragend ein Hirschkopf und dgl., im Weinlaube Paare von Vögeln und Ziegen, ein Mann, die Schaufel stechend gegen eine Orans mit nackten Brüsten u. s. f., unter den Tieren des Dachfrieses ein Mann, der ein Rind an den Hörnern hält.

An der Westseite, von der wir Seite 291 mit dem Stifterbild ausgingen, läuft dieser Tierfries im Giebel zusammen in einem stehenden Heiligen und das Weinlaub darunter (Bachmann, Tafel 39, oben) bäumt sich zu einer Mittelkrönung auf, in der sich Wein um Granaten legt. Der Fries setzt seitlich merkwürdig ungleich hoch an und zeigt reiche Füllung, links einen Mann mit Kürbis in den Händen, dann einen Bär, der sein Junges stillt, dann Gazelle und ruhendes Rind; rechts einen Mann, der mit einem Bären ringt, einen Hockenden, der Weinzweige vor sich verschränkt, bockende Widder und einen Knieenden, der seinen Bogen gegen einen Bär richtet. Unter dem Weinlaub die Dreieckschlitze mit Bogenbändern, in denen ein Vogelpaar zwischen persischen Palmetten und Granatzweigen erscheint, darunter das Mittelkreuz zwischen ähnlich Ranken und Rundansätze austreibenden Kreuzen zur Seite und vorkragenden Tierköpfen. Darunter, wie gesagt, Gagik und Christus. Ich gebe von der West- und Ostseite später mehrere Einzelheiten in Abbildungen.

Übersehe ich den Zyklus, dann stellt er sich gegenständlich dar als offenkundiger Beleg der Fürbitte Gagiks an Christus, dem er die Kirche darbringt, wobei im Sinne der altchristlichen Sterbegebete etwa gesprochen wird: »Wie Du die ersten Eltern, Jonas, Isaak, David, Simson, die Jünglinge im Feuerofen und Daniel in der Löwengrube errettet hast, so erlöse auch mich.« Formal liegt eine mehr als vierhundert Jahre jüngere Wiederholung der Kanonesarkaden vor, wie wir sie im syrischen Evangeliar des Rabbula vom Jahre 586, aus dem Johanneskloster zu Zagba im nördlichen Mesopotamien stammend, kennen. Die Zusammenstellung von Einzelgestalten mit Symbolen und Tieren, die öfter lotrecht über einander geordnet oder zu Seiten eines Fensters, bzw. auf einer Seite der Strebenischen angebracht sind, dazu die eingestreuten biblischen Szenen sind dafür bezeichnend[1]). Diese Tatsache weist in die Richtung, aus der wir die figürliche Darstellung der christlichen Zeit wohl in Armenien zunächst überhaupt herleiten müssen: auf das hellenistische Mesopotamien, daher das Ausspinnen der Jonaslegende bis zur Predigt in Ninive. Dabei wird man sich freilich zweierlei vor Augen halten müssen, erstens, daß wir einer Ausnahme gegenüberstehen; die herrschende Art der armenischen Kirchenausstattung geht durchaus nationale, d. h. Wege, über die noch zu reden sein wird: der armenische Steinmetz rahmt und füllt zierend Flächen. Zweitens, daß die Art dieser Ausstattung, wenn sie auch in Mesopotamien belegt ist, durchaus nicht auch dort ihren Ursprung haben muß. Davon unten in einem eigenen Abschnitte. Ich bleibe zunächst bei der Darstellung und ihrer gegenständlichen Deutung. In ähnlicher Weise wie hier in Flachbildern sah ich an außen bemalten Kirchen der Bukowina öfter die Wurzel Jesse dargestellt. Davon unten. Hier sei nur noch gesagt, daß sich in der Tracht des Gagik, der die Kirche 915—921 baute, deutlich der byzantinische Einschlag ausspricht und in der Ergänzung der Reihe von Heiligen durch Hamazasp und Sahak die Auffassung dieser Entstehungszeit.

[1]) Vgl. über ein zweites Beispiel der Einwirkung dieser Art von 586 (S. Apollinare nuovo in Ravenna) Oriens christianus. N. S. V (1015), S. 95.

a) Malerei.


Abb. 335. Zwarthnotz, Kirche: Mosaikrest.

Was die Ausstattung der Wandflächen, der Gewölbe und Kuppeln im Innern der armenischen Kirchen anbelangt, so ist so viel sicher, daß in einigen der bedeutendsten Kirchen des 7. Jahrhunderts wie der Hripsime, in Mren und Mastara die Kuppel in Strahlen auseinandergehende Rippen zeigt, die unten über profilierten Scheiben stehen oder mit ihnen endigen. (S. 76 u. 92). In der Kathedrale von Thalin sind an dieser Stelle noch Reste eines Kreuzes mit Scheibenenden festzustellen (S. 170 f.). Dieser bildhauerische Schmuck schließt die üblichen Malereien der byzantinischen Kirchen aus und es entsteht so die Frage, ob die armenischen Kuppelbauten in altchristlicher Zeit überhaupt Bilder aufwiesen.

Mosaiken. Was zunächst die in den literarischen Quellen angeblich erwähnte Mosaikmalerei anbelangt, so haben sich in den noch aufrechtstehenden alten Kirchen davon keinerlei Reste gefunden, in späterer Zeit ist das Mosaik jedenfalls gänzlich außer Gebrauch gekommen. Dazu kommt, daß die Übersetzung Stephans von Taron III, 9 bei Gelzer-B., S. 136 falsch ist. Es ist dort in der Kathedrale von Argina nicht von prächtigen Mosaiken die Rede; das Wort »schimwatz«, das dort steht, bedeutet nicht »Mosaik«, sondern eher »Baukonstruktion«. Dagegen sind Spuren alter Mosaiken tatsächlich bei den Ausgrabungen zutage getreten. Abbildung 335 zeigt einen solchen Mosaikrest, der in Zwarthnotz gefunden und von Archimandrit Chatschik neben dem Reliquienschrein (Ambo?, Abb. 261) auf der Altarbühne aufgestellt wurde [1]). Das Mosaik überzieht die Fuge zweier Steinplatten. Man sieht noch die drei Arme eines Kreuzes mit Rundansätzen an den Armenden und einen Farbenfleck um die Kreuzung, von dem Doppelstrahlen radial ausgehen. Ich habe das Stück leider nicht genauer untersucht. Es gehört noch ein zweiter Rest dazu [2]), auf dem jedoch nichts mehr zu erkennen war. Über eine Parallele in Mar Gabriel vgl. Bell, Churches of the Tur Abdin, Seite 67.

Ein Fußbodenmosaik wurde in der Nordapsis in Dwin gefunden (S. 165) und ebenfalls ins Museum zu Zwarthnotz gebracht [3]). Es soll eine Maria darstellen, was mich nach der Stellungnahme der Armenier gegen das Chalcedonense sehr wundern würde. Diese beiden Reste mögen beweisen, daß die altchristlichen Kirchen Armeniens tatsächlich Mosaiken aufwiesen. Ich zweifle nur, daß diese, soweit sie menschliche Gestalten darstellten, wirklich armenischen Händen entstammten. Dagegen ist sicher, daß die Armenier Meister in der Herstellung zierender Fußbodenmosaiken waren (S. 165). In Jerusalem sind Massen solcher Mosaiken z. T. mit armenischen Inschriften gefunden worden. Sie stellen nie menschliche Gestalten dar [4]). Was in Armenien selbst an darstellenden Mosaiken vorhanden war, dürfte wie die Flachbilder von Achthamar auf mesopotamische oder griechische Einflüsse zurückgegangen sein.


Abb. 336. Thalin, Kathedrale: Malereien am Apsisbogen.

[1]) Vgl. den Bericht von Ter-Mowsessian, Izvjestija VII, S. 25.

[2]) Die wertvollen Reste liegen jetzt im »Museum« von Zwarthnotz ganz ungepflegt neben einander. Man vergleiche meine Aufnahme mit der bei Ter-Mowsessian und wird feststellen können, wie viel in der Zwischenzeit verloren gegangen war.

[3]) Vgl. darüber die Zeitschrift »Ararat« 1907.

[4]) Vgl. mein »Das neugefundene Orpheusmosaik«, Zeitschrift des deutschen Palästinavereines, XXIV (1902), S. 139 f.

Wandmalereien. Die erhaltenen Reste von Malereien habe ich vereinzelt schon bei den Kirchenbauten beschrieben (S. 192). Unter ihnen ist ein Bild, das besonders hervorgehoben zu werden verdient, jenes in der Apsis von Tekor, das ich Zeitschrift für Geschichte der Architektur, VII, Seite 77, mit dem Mosaik von Germigny-des-Prés bei Orléans aus dem Jahre 806 verglichen habe. Marr[1]) sah dort freilich ein Kirchenmodell in der Art von Zwarthnotz aus den kläglichen Resten der Wandmalerei heraus. In Wirklichkeit ist die Bundeslade unten auf dem Boden in zwei Reihen Bogen braun und weiß übereinander gegeben. Darüber sieht man noch die grauen Flügel der kleinen Engel und um sie herum den blau-weißen Himmel. Alles übrige muß man sich nach dem Mosaik von Germigny-des-Prés ergänzen[2]). Wahrscheinlich standen da zwei riesige Engel, für die der Platz ausreicht. Ich könnte mir vorstellen, daß diese auf den Altar bezügliche symbolische Malerei mit zu den ältesten erhaltenen Belegen von Apsisausstattung gehört. Um an einigen gut erhaltenen Beispielen eine Vorstellung der byzantinischen Art zu geben, führe ich die Wandbilder vor, die noch in Ani erhalten sind. Sie stammen zumeist aus weit jüngerer Zeit als die Bauten selbst. So gleich die Malereien in den acht Konchen der Erlöserkirche (S. 134 f). Diejenigen der Kuppel sind vollständig zerstört (?). In der Hauptapsis sieht man Christus thronend zwischen Erzengeln und Cherubim. An der Wand darunter die zwölf Apostel. In der Südost- und Nordostnische die Darstellung des Pfingstwunders, darunter im Südosten die Geburt, im Nordosten die Kreuzigung. Die Westnische weist das Abendmahl auf, die Szene darunter ist ebenso zerstört wie die unter Lukas in der Südwest- und Johannes in der Südkonche. In der Nordwestkonche ist Markus, darunter die Verklärung, in der Nordkonche Matthäus, darunter die Anastasis dargestellt. Vor Matthäus kniet der Maler Sarkis Farschik (oder Parschkan), der um sein Seelenheil bittet. Orbeli setzt diese Fresken wie die plastischen Tierfiguren über den Kapitellen ins 13. Jahrhundert[3]). In diesem Achtkonchenbau ist die Verteilung der Bilder in der oberen Reihe ganz deutlich auf Christus und die Jünger zugespitzt, so daß, wenn man sich dazu die Kuppel ergänzt, in der vielleicht Christus und die Propheten gegeben waren, hier die Ausbreitung der Lehre durch die Jünger und Evangelisten folgte — wie ich das für Ravenna im Anschluß an die antiochenische Tradition nachzuweisen suchte[4]), — im nächsten Streifen evangelische Szenen, die das Pfingstwunder und das Abendmahl der oberen Reihe zu einem Festzyklus ergänzten.

Auch in Thalin sind in der Kathedrale noch Reste von Malereien erhalten. In der hufeisenförmigen Hauptapsis (Abb. 200) stehen in Fensterhöhe zwölf Gestalten, wohl die Apostel, darüber eine unleserliche Inschrift, dann in der Apsis selbst, von einem Medaillonband mit einem Kranze im Scheitel umrahmt (Abb. 336), eine apokalyptische Darstellung: In einer Mandorla ein großer Thron, darauf ein Polster und ein Buch mit sieben Blättern (?), die Mandorla getragen von weißen Polyommata, ringsum sechsteilige, weiße Sterne in schwarzen Kreisen. Das Ganze sehr durch Rauhen für eine Übermalung zerstört. Am Pfeiler zwischen der Apsis und dem linken Seitenraum ein Reiterheiliger, an der Wand des tonnengewölbten Vorraumes rechts Reste eines Einzuges in Jerusalem (?): Christus reitet, mit beiden Beinen nach vorn sitzend, nach links auf eine Architektur zu. Hinter ihm drei Heilige. An der Wand gegenüber viele Köpfe. Marr[5]) las in diesen Malereien den Namen des Künstlers Moses.

Ein reicher Kreis von Gemälden ist in der Kreuzkirche von Achthamar erhalten. Schon Bachmann und Lalajan sind darauf eingegangen. War außen das alte Testament behandelt, so innen das neue: Begegnung und Geburt in der Südapsis sind sicher. Ich gebe Abb. 337 aus einer andern Konche die Auferweckung des Lazarus und den Einzug in Jerusalem, beide über dem Oberteil der Himmelfahrt Christi[6]). Die Art ist syrisch, naheliegend der Vergleich mit den Fresken des Deir es-Surjani in Ägypten[7]). Reicheren und besser erhaltenen Schmuck weist jene Gregorkirche auf,

[1]) Zapiski der östlichen Abteilung der kaiserlich russischen archäologischen Gesellschaft, XIX (1909), S. 15.

[2]) Clemen, »Die romanische Monumentalmalerei in den Rheinlanden«, Tafel XLII.

[3]) Putevoditel (Führer durch Ani), S. 45 f. Für die Zusammenstellung einzelner Szenen mit den Evangelisten ziehe man die entsprechenden Belege in den Miniaturen der Evangeliare heran.

[4]) Oriens Christianus N. F. V (1915) S. 93.

[5]) Otschet der kaiserlich archäologischen Kommission vom Jahre 1892, S. 82.

[6]) Bachmann, Tafel 32 (in meiner Abbildung wiederholt).

[7]) Vgl. meine Beschreibung Oriens Christianus I (1901), S. 900 f. und Johann Georg, Herzog zu Sachsen, Streifzüge durch die Kirchen und Klöster Ägyptens (Abb. 56 f.).

die am Abhange hoch über dem Arpatschai gelegen, vom Fürsten Tigranes Honentz 1215 in Ani erbaut wurde[1]). Die Malereien stammen noch aus dem 13. Jahrhundert, die Inschriften sind georgisch[2]). Der Typus ist hier kein strahlenförmiger, sondern der der Kuppelhalle.

Abbildung 339 gibt das Innere nach der Südostecke hin. Man sieht die durch Tonnen verstrebten Pfeiler, die sich vor die Wand legen. Im Zenith der Kuppel erscheinen vier fliegende Engel, die ein Medaillon mit dem mächtigen Kopf des Pantokrator tragen. Ringsum die Apostel in zwei Gliedern durch Maria, bzw. Engel getrennt stehend. Dann zwischen den Tamburfenstern Propheten, von denen man Paare in Abbildung 339 sieht. In den Kuppelzwickeln die Büsten der vier Evangelisten. In der Tonne des Tragbogens, der in Abbildung 339 sichtbar ist, die Verkündigung. Darunter um das Fenster die Geburt, links die Hirten über dem sitzenden Josef, rechts Maria an der Krippe liegend über der Badeszene. Im Streifen darunter der Einzug in Jerusalem, links Christus mit beiden Beinen nach vorne auf dem Tier, rechts Männer und Frauen vor der Stadt. Endlich unten die Koimesis, durch einen stehenden König getrennt von dem Drachenstoff über der Tür, darüber stehende Engel mit dem Medaillon. So sehen wir die Malereien der Wände in drei Streifen von Bildern übereinander zerlegt und möchten nach der vorgeführten Südwand erwarten, daß oben die Jugend, unten die Spätzeit, in der Mitte die Höhe des Wirkens Christi gegeben wäre. Das ist aber nicht der Fall. Schon an der Nordwand läßt sich noch erkennen, daß oben das Pfingstwunder dargestellt war, das unterste Bild ist zerstört, das mittlere zeigt die Auferweckung des Lazarus. Dazu an den Kuppelpfeilern westlich oben die Jünglinge im Feuerofen, darunter eine Tränkszene. In der Hauptapsis erkennt man noch



Abb. 337. Achthamar, Kreuzkirche: Wandmalereien. Aufnahme Lalajan

[1]) Von den Türken Nachschli-Klisse (Bemalte Kirche), von Brosset, »Ruines d'Ani« immer »Griechische Kirche« genannt. Die Bauinschrift ist erhalten. Vgl. oben S. 201 f.

[2]) Über die Streitfrage, ob der Gründer Armenier oder Chalcedonite war vgl. unten.



Abb. 338. Ani, Gregorkirche des Honentz, Vorhalle: Einzelheit von der Kirchenwand.

den Pantokrator zwischen Cherubim und stehenden Heiligen, darunter über dem Fenster das Ciborium und seitlich Christus, der je sechs Aposteln nach links den Wein, nach rechts das Brot reicht. Darunter die Reihe der Kirchenväter. An der Eingangswand im Westen ist zuseiten des Mittelfensters Christus im Limbus links, das Noli me tangere rechts gegeben, die andern Szenen der beiden oberen Reihen sind zerstört. An der unteren Wand zahlreiche kleinere Bilder aus dem Leben des heiligen Gregor. Man sieht in Abbildung 339, rechts vorn einige davon. Der Bilderzyklus der Kirche wird durch Ornamente begleitet, die sich ebensowenig auf die architektonischen Glieder beschränken, wie die figürlichen Darstellungen etwa nur auf die Wände. Es sind zumeist Muster ohne Ende: Rautenfolgen und Spitzovale aus verschiedenen Motiven zusammengesetzt, öfter kommt die Abstufung in Farben vor.

Auch die eingestürzte Vorhalle der Kirche war mit einem Kreise von Malereien versehen, von denen noch über dem Eingange Christus zwischen Engeln, darüber zuseiten des Fensters links die Beweinung (neben der Grabkuppel Maria küssend über Christus gebeugt), rechts die Kreuzabnahme (Abb. 338), dann Johannes erkennbar ist. Diese Bilder werden durch einen Arkadenbogen zusammengefaßt. Das schmälere Bogenfeld mit der Dreiecknische daneben zeigt links zwei Heilige übereinander, rechts oben im Himmel nackte Oberkörper von Frauen und Greisen, alle mit dem Arm vor dem geneigten Kopf, in der linken oberen Ecke die Beischrift TO CKOTO., alles auf blauem Grunde. Unten auf rotem Grunde viele, fast zerstörte Köpfe einer Höllendarstellung. Dazu auf der Nordwand links die bekannte Paradiesdarstellung: Isaak, Jakob und Abraham, Maria Orans, Adam mit dem Kreuze und die Paradiestür mit Cherubim. Die Wände müssen also mit einer Darstellung des jüngsten Gerichtes überzogen gewesen sein, wozu noch die im Malerbuch vom Berge Athos[1]) unmittelbar damit verbundene Darstellung der zweiten Parousie Christi an der Westwand trat. Ich

[1]) Deutsche Ausgabe von Schaefer, S. 262 f.



Abb. 339. Ani, Gregorkirche des Honentz, Innenansicht: Südostecke.

sah an dieser links über einem Türbogen, zu Füßen heiliger Bischöfe noch die Terra auf einem Löwenvogel. Die Inschriften aller dieser Bilder waren, nach Resten zu urteilen, griechisch mit georgischen daneben[1].

Schon die Beischriften stellen also außer Zweifel, daß die Malereien georgischen, bzw. byzantinischen Ursprungs sind. Ich habe in meinem »Edschmiatsin-Evangeliar« einige literarische Belege für diese Abhängigkeit der darstellenden Malerei in Armenien von Byzanz gegeben. Die Typen lassen ja auch keinen Zweifel. Man beachte nur: hier liegt wirklich etwas ganz Landfremdes vor, etwa wie im Tempel zu Garni (S. 13). Die armenischen Kirchen der altchristlichen Zeit wiesen, das ist meine Überzeugung, gar keine Malereien mit menschlichen Gestalten auf. Was davon nachzuweisen ist, wurde alles von Griechen und Syrern ins Land gebracht. Die Armenier waren, soweit ihre Kunst national ist, ausgesprochene Bilderfeinde. Davon wird im nächsten Abschnitte über die Form zu reden sein. Marr und Orbeli haben daher ganz recht, wenn sie die Bilder der Gregorkirche des Honentz in Ani für chalcedonitisch, also unarmenisch ansehen. Wie die Armenier gegen das Konzil von Chalcedon und die Bilderverehrung Stellung nahmen, davon wird noch ausführlich zu reden sein.

Ich begnüge mich hier mit diesen spärlichen Angaben, die nicht das Material aufarbeiten, sondern lediglich die oben im Typenkataloge gemachten Angaben soweit ergänzen wollen, daß sich der Leser ungefähr ein Bild des Anteiles der darstellenden Malerei, d. h. landfremder Art an der Ausstattung der jüngeren armenischen Kirchen machen kann.

b) Stoffe und Gefäße.

Es steht außer Zweifel, daß die Malerei bei der Ausstattung der Kirchen keinesfalls allein in Betracht kam. Nachrichten der Historiker geben eine lebhafte Vorstellung davon, daß vornehmlich Stoffe und Geräte in Edelmetall zur Innenausstattung gehörten. Sie mögen erinnern an die Verkleidung der Wände im Innern altbabylonischer Tempel in Gold, Silber und edlen Steinen.

Agathangelos berichtet über die Ausstattung der drei vom heiligen Gregor in Wagharschapat errichteten Heiligtümer (c. CIII/CIV, Langlois, S. 160) mit goldenen und silbernen Leuchtern, die immer brannten, und Kronleuchtern. Dann wurden hinter Schranken, die nur Gregor betrat, Holzsärge aufgestellt, der Hof weihräucherte und brachte verschiedenfarbige Seidenstoffe und Goldgewebe dar: die Königin, die Prinzessinnen und vornehmen Damen Purpurgewänder, weiße und blaue Gewebe für die Särge der Heiligen. — Noch am Ende des ersten Jahrtausends sagt Stephan von Taron III, 9 (Gelzer-B., S. 136) im Anschluß an die Erbauung der Kathedrale von Argina durch den Katholikos Chatschik I. (973—992): »Ferner baute er noch drei andere Kirchen von gleicher Gestalt, wunderbar anzusehen mit prächtigen Formen (?); und er schmückte sie herrlich mit purpurgeblümten, golddurchwirkten Webereien, die (sehr schön) paßten zu dem Gold- und Silberschmuck und der Pracht der glänzend leuchtenden Gefäße«. Auch von der Kathedrale von Ani heißt es (S. 195), die Königin Katramide habe sie »mit dem purpurgeblümten Schmucke golddurchwirkter und bunter Gewebe, sowie mit silbernen und goldenen Gefäßen und mit der helleuchtenden Pracht der (verschiedenen) Gefäße ausgestattet, so daß die Katholikatskirche gleich dem Himmelsgewölbe leuchtete«. Thomas Artsruni ferner berichtet öfter über solche Ausstattung von Räumen. Ich möchte nur auf die Stelle III, 29 (Brosset, S. 215) aufmerksam machen, wo er beim Tode des Grigor Derenik (887) erzählt, in diesen Tagen hätten die Kirchen Trauer angelegt: »Les tissus d'or des portières, formant, à l'entrée des chambres, des arcs de couleurs variées, furent enlevés et remplacés par des étoffes noires, sombres et grossières«. Die Stelle belegt zugleich, daß man den Farben sinnbildliche Bedeutung im heutigen Sinne beilegte. Ich begnüge mich mit diesen Hinweisen, die sich leicht vermehren ließen. Sie machen deutlich, daß für die farbige Ausstattung nicht nur Malerei sondern vor allem Stoffe[2]) und Prunkgefäße in Betracht kommen. In den Gemälden der Gregorkirche des Honentz in Ani haben sich noch Spuren solcher Stoffe in dem Drachenstoff über der Tür der rechten Seitenkammer (Abb. 339) in Malerei nachgeahmt erhalten[3]).

[1]) Vgl. Orbeli, »Führer von Ani«, S. 41—43 und Alischan, »Schirak«, S. 74 f.

[2]) Vgl. dazu »Orient oder Rom«, S. 90 f.

[3]) Vgl. die farbige Aufnahme bei Marr, Texte und Untersuchungen zur arm.-georg. Philologie, X (1907), Tafel XV; eine Abbildung »Altai-Iran und Völkerwanderung«, S. 134 und später auch im vorliegenden Werke.

Stoffe, die in alter Zeit zur Innenausstattung der Kirche verwendet wurden, wie sie in der Literatur erwähnt sind, haben sich aus der Zeit vor dem Jahre 1000 nicht erhalten. Dagegen fällt mir auf, daß sowohl im Museum zu Edschmiatsin und dem Sewankloster wie in den armenischen Kirchen der Bukowina große Vorhänge in Batiktechnik erhalten blieben. Sie sind freilich alle sehr jung (ein Stück in Edschmiatsin von 1714[1]), eines in Suczawa von 1787). Nach den Erfahrungen, die ich bei Bearbeitung einer armenischen Stickerei aus der Bukowina im Kaiser Karl-Museum in Wien machte[2]), möchte ich auch hier zum mindesten für die Werkart des Batik alten Ursprung[3]) vermuten. Davon bei anderer Gelegenheit. Die Stoffe bieten reiche gegenständliche Ausbeute. Vielleicht bezieht sich auf sie die Nachricht, daß Dwin berühmt war, durch seine Purpurteppiche, die man nur hier zu verfertigen verstand[4]). Zur Färbung dieser kostbaren Teppiche und der seidenen Kleider brauchte man eine Art Purpurwürmchen (coccus polonicus), die am Ararat auf den Wurzeln einer kurzen harten Grasart (dactylis litoralis) in Nestern lebten. Ihre Weibchen, die den Farbstoff allein in sich tragen, sammelte und trocknete man. Den eigentlichen Scharlach aber bekam man erst bei der Auflösung und Beimischung von Säure und den Purpur durch den Zusatz von Kali[5]).

Der zweite Kanon des heiligen Sahak (Wiener Hs. fol. 114 r) verlangt, daß die Tempel des Gebetes mit dem Altar darin nach Vermögen würdig geschmückt erhalten werden, mit unaufhörlicher Beleuchtung und Weihrauch ... Ich kann leider von altchristlichen Kirchengefäßen aus Armenien, die es in überreicher Zahl gegeben haben muß, wenig oder nichts nachweisen. Ein einziges Stück, daß mir um seiner die Bauform des Kuppelquadrates nachahmenden Gestalt gegenständlich beachtenswert erscheint, werde ich unten im vierten Buche gelegentlich der Besprechung des Grabes des heiligen Gregor vorführen. Häufig sind auch in Armenien jene kleinen Bronze-Weihrauchbecken, die Pelka, »Ein syro-palästinensisches Räuchergefäß«, zusammengestellt hat[6]).

Die S. 251 f. vorgeführten Zweckgruppen armenischer Kunst gehen den Bauformen der Kirche zuerst wohl zum Teile voraus, dann neben ihnen her und dürften allmählich unter ihren Einfluß geraten sein. So möchte man wenigstens nach den anderen, uns längst bekannten Kunstkreisen vermuten. Wie der Verlauf in Armenien ist, soll in den nachfolgenden Abschnitten zu zeigen versucht werden. Nach landläufigen Begriffen handelt es sich dabei um Nachweis und Untersuchung des armenischen »Stiles«. Ich vermeide diesen Begriff, weil er Unheil genug angerichtet hat. Stilperioden sind zum guten Teil Zeiten der Inzucht und des Stillstandes der Entwicklung, in Armenien ließe sich davon erst nach der Zeit sprechen, mit der wir uns hier beschäftigen. So lange Zwecke wirken, Gestalten sich bilden oder neu zusammensetzen, Formen noch Ausdruck eines seelischen Dranges sind, gibt es keine andere als jene lebendige Gesetzmäßigkeit, zu der Volksmasse und künstlerische Persönlichkeit drängen. Erst das Nachlassen der schöpferischen Kraft führt zum Stil, zur Gesetzmäßigkeit der Gewohnheit. Der von den Kunstgelehrten aufgestellte Stilbegriff drängt das Lebendige und Persönliche zurück gegen den Durchschnitt. Die letzte Folgerung wird dann heute gezogen, indem man der Persönlichkeit geschichtlich womöglich überhaupt kein Recht mehr lassen möchte. — Hinter jeder neuen Form steht eine schöpferische Persönlichkeit; sobald das so Geschaffene als Gestalt nachgeahmt wird, hat es schon den Eigenwert für die Gegenwart verloren und hilft nur dem Dutzend von damals und heute vorwärts. Die wichtigste Aufgabe der Forschung ist, die Keime, ihre Aussaat, ihr Treiben, Wachsen und Blühen zu verfolgen, nicht Unkraut zu bearbeiten und auch noch in die Gesinnung unserer Zeit einzupflanzen. Nicht der Nachweis einer Tat nur, sondern vor allem die Erkenntnis der Wurzeln dieser Tat sollte der Nerv der Forschung sein und in der Kunst anregend zu eigenen Schöpfungen wirken. Der Weg zum Nachweis der Keime und zum Einblick in ihr Wachsen ist freilich ein unendlich mühsamer und gefahrvoller. Die »Kunstgeschichte« geht ihm gern aus dem Wege, begnügt sich mit dem Beschreiben und weicht Entwicklungsfragen aus.

1) Eine Abbildung in einem späteren Teile dieses Werkes.

2) »Ein Werk der Volkskunst im Lichte der Kunstforschung«, Werke der Volkskunst, Band I.

3) Anania Schirakatzi spricht von einem Kaufmanne, der Perlen aus Indien über Balk nach Armenien bringt.

4) Vgl. Topdschian, Zeitschrift für armenische Philologie, II (1903), S. 52. — 5) Vgl. Parrots »Reise zum Ararat«, I, S. 106.

6) Mitt. des germ. Nationalmuseums 1906. Vgl. Byz. Zeitschrift, XVI (1907), S. 744. Ein solches Bronzegefäß fand ich in der Sammlung Lamm zu Näsby bei Stockholm. Es zeigt die Taufe, Kreuzigung, die Frauen am Grabe und eine zweifelhafte Szene. Dazu die armenische Inschrift »Ich Chodscha Latps (?) habe angefertigt (oder machen lassen) dieses Weihrauchgefäß zum Heile meiner Seele, des Chodscha Beg im Jahre 950 (1501).«

Erscheinung: Beschreibung der gemeinsamen Merkmale.

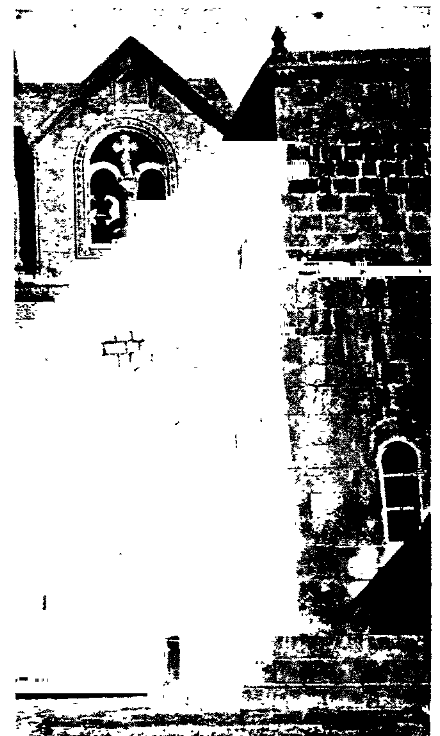
In dem oben, Seite 206, mitgeteilten Plane der Wesensforschung steht an dritter Stelle neben Stoff und Werk und dem Bedeutungswert Gegenstand die Gestalt, an vierter die Form. Beide sind Erscheinungswerte. Bevor auf sie eingegangen werden kann, muß das bisherige Nebeneinander der Betrachtung umgesetzt werden in die Feststellung der gemeinsamen Züge, wobei noch jede vergleichend über den Rahmen des Armenischen hinausgehende Untersuchung zu vermeiden ist. Ich ergänze also zunächst lediglich die oben Seite 72 f. gebotene Vorführung der Denkmäler durch eine zusammenfassende Heraushebung ihrer gemeinsamen Merkmale. Schnaase schon versuchte (III, S. 327 f.) eine solche Zusammenstellung. Er hat, da er die armenische Baukunst nur aus zweiter Hand kannte, die wichtigsten Dinge übersehen, bzw. falsch aufgefaßt. Das gleiche gilt von Rivoira, »Architettura musulmana« Seite 189 f., Choisy, »Histoire de l'architecture« II, Seite 21 f. u. a.

Der Bauplan ist mit wenigen Ausnahmen so entworfen, daß eine vollkommen ebene Ausbreitung des Bodens Voraussetzung ist. Zumeist ist denn auch der Bauplatz derart gewählt, daß von vornherein keinerlei Schwierigkeiten zu überwinden waren. Wo Ausnahmen vorliegen, bietet der Stufenunterbau das Mittel, Unebenheiten auszugleichen. Bezeichnend dafür ist die Anlage von Tekor und Agrak am Bergabhange. Dort treten die Stufen nur an der Abfallseite hervor. Bei Diraklar ist die Westseite durch Unterbauten mit Stufen ermöglicht, bei der Burgkirche von Ani und Aschtarak die Ostseite.

A. Stufenunterbau.

Der Stufenunterbau ist jedoch nicht nur zum Ausgleiche des Bodens da. Jeder der altarmenischen Bauten steht auf solchen Stufen. Sie mögen im Laufe der Zeit verändert oder verschwunden sein. Spuren dürften bei Nachgrabungen überall zutage treten. Im Durchschnitt sind es drei Stufen, deren Höhe nicht gerade angenehm zum Steigen eingerichtet ist, sie schwankt zwischen rund 0·30—0·50 m. Der eigentliche Zweck der Stufen muß also wohl ursprünglich ein anderer gewesen sein. Dazu kommt, daß Diraklar (S. 140) und die Basilika von Ereruk (S. 153) mindestens sechs, die Kathedrale von Ani (S. 185) deren fünf hat. Wir werden Seite 335 f. die Kirche von Tekor kennen lernen, die auf einen Unterbau von neun Stufen nach der Talseite steht und dann noch den eigentlichen Baukörper auf zwei weitere Stufen stellt. Übrigens betrachte man oben, Seite 109, Zwarthnotz: die sechzehneckige Gesamtbaufläche ruht auf sieben, die Rundfläche für die Kathedrale selbst auf weiteren drei Stufen — scheinbar wenigstens. Die armenischen Kirchenerbauer treiben also einen sehr beachtenswerten Aufwand mit diesen Unterbauten.

Gleich hier sei auf eine Eigentümlichkeit in Anwendung dieser Stufen hingewiesen, die in Zukunft weiter führen könnte. Nicht alle Stufen gehören zum Unterbau. Es ist vielmehr bezeichnend, daß diese Stufen in vielen Fällen rein äußerlich um die Mauern der Kirchen gelegt sind, in der Art, daß sie, in der Höhe des Innenbodens beginnend, diesem nicht tragend als Staffel untergeschoben sind, sondern außen an den Wänden emporsteigen. Ein gutes Beispiel bietet die Kathedrale von Edschmiatsin, für die gerade bei dieser Gelegenheit gezeigt werden kann, wie sehr dort mit endlosen Wiederholungen und Veränderungen zu rechnen ist. Man vgl. bei Grimm E.-M., Mon. d'arch., Tafel XXVII mit Tafel XXVI oben: Es ist die gleiche Südwestecke des Baues gegeben, Tafel XXVII nach einer alten Aufnahme, Tafel XXVI nach dem heutigen Bestande (Abb. 340 und 341). Früher waren den Wänden drei richtige, breit ausladende Stufen vorgelagert,



Aufnahme Jermakov 4760.
Abb. 340. Edschmiatsin, Kathedrale, Südwestecke: Alte Aufnahme.

heute sieht man dafür eine einzige hohe Fußbank, der unten ein niedriger Untersatz vorgeschoben ist. Die Hauptsache ist, daß der Eingang in der Höhe des Stufen- oder Bankansatzes liegen blieb, wo er nach den Untersuchungen von Thoramanian von vornherein lag. Die Kathedrale wuchs also aus den Stufen heraus — Thoramanian nimmt deren vier an — stand nicht auf ihnen, es sei denn, daß sie ursprünglich außer diesen vier Mauerstufen noch einen größeren Stufenunterbau hatte. Das beste Beispiel für diese Anordnung bietet Zwarthnotz, Seite 109, wo das Sechzehneck mit sieben Stufen den eigentlichen Unterbau bildet, die drei kreisrunden Stufen aber nur außen um den Bau gelegt sind. Sowohl in Edschmiatsin wie in Zwarthnotz ist diese Verwendung der drei Stufen ohne weiteres erkennbar daran, daß die Tore durch diese Stufen hindurchführen (Abb. 117). Auch in Tekor und Ereruk muß zwischen Unterbau und Wandstufen unterschieden werden, an der Kathedrale von Ani (Abb. 22 und 223) gibt es überhaupt nur letztere. Man vergleiche auch die drei Stufen der Hripsime vor der letzten Wiederherstellung (Abb. 79) und nach dieser (Abb. später).



Abb. 341. Edschmiatsin, Kathedrale, Südwestecke: Jetziger Zustand.

B. Oberbau.

Ich kann mich nach dem in den bisherigen Abschnitten Gesagten kurz fassen. Auf diesem Stufenunterbau erheben sich die Mauern in Gußwerk mit Plattenverkleidung, wie oben Seite 3 f. besprochen. Das Gußmauerwerk kommt zwar in der äußeren Erscheinung nicht zur Geltung, ist aber eine die Erscheinung sehr wesentlich bestimmende Voraussetzung: Bogen, Nischenverstrebung, Fenstertrommel und Kuppel, alles Bauformen in runden Flächen, wären kaum in Stein aufgekommen. Der Stein hält in Armenien, wie sonst, in der Platte nur ein in anderem Baustoff Gewordenes fest.

Gewölbe. Die wichtigste, allerdings mit dem Baustoff auf das engste zusammenhängende Erscheinungstatsache ist die der ausschließlichen Verwendung der Wölbung, und zwar in der Beschränkung auf Bogen, Tonne, Kuppel und Strebenische. Das Kreuzgewölbe kommt vereinzelt vor (Irind, Abb. 342) und ich bin gegen Thoramanian überzeugt, daß es dann auch meist alt ist; doch hat es keinerlei führende Bedeutung. Die herrschenden Bauformen wurzeln jedenfalls ganz in Tonne und Kuppel. Immerhin bestimmen beide nicht die äußere, sondern lediglich die innere Erscheinung insofern, als nur dort ihre Rundung zur Geltung kommt: Die Decken sind gewölbt, die Dächer aber in geraden Flächen aufgelegt.

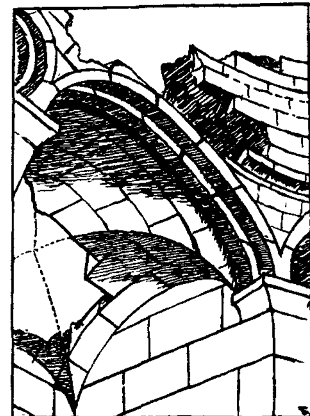


Abb. 342. Irind, Achtpaß: Kreuzgewölbe des Eingangsraumes.

Die herrschende Bogen- und Gewölbeform ist der Rundbogen, daneben der Spitz- und Hufeisenbogen. Aus diesem Rahmen fallen nur zwei Bauten heraus, die oben, Seite 95 f., bereits vorgeführte Kreuzkuppelkirche in Bagaran und eine einschiffige Kreuzkirche zu Artik, die später vorzuführen sein wird. Sie zeigen neben dem Rund- und Spitzbogen den ovalen Bogen, bisweilen in Verbindung mit der hufeisenförmigen Krümmung und Zuspitzung.

Kuppel. Die Kuppel ist das durchschlagende Baumotiv der armenischen Kirchenbaukunst. Der reine Tonnenbau tritt daneben nicht nur zahlenmäßig, sondern vor allem auch in der Richtung zurück, daß er, am Anfang noch neben der Kuppel in Gebrauch, im Laufe der Zeit immer mehr aus-

geschaltet wurde. Seine Absicht, die Längsrichtung zu betonen, wird vom Kuppelbau übernommen. Der Typenkatalog läßt dem entsprechend in seiner Anordnung die Meinung durchblicken, daß zuerst die reine Strahlenform allein als Träger der Kuppel auftrat, alle Kuppelbauten aber, in denen die Längsrichtung vorschlägt, erst unter der Einwirkung des reinen Tonnenbaues zustande kamen. Die Frage wird im entwicklungsgeschichtlichen Teile zu behandeln sein.

Neben Tonne und Kuppel kommt im Aufriß der armenischen Kirchen noch ein Zug überaus formkräftig zur Geltung, die Strebenische, die wir als Apsis, Konche oder Exedra zu bezeichnen gewohnt sind. Sie legt sich an die Kuppel an, entweder in den Achsen tetrakonch, trikonch oder nach allen Seiten rein radial. In der Kunst des Mittelmeeres sind diese Formen vereinzelt angewendet, wir fahnden seit langem nach ihrem Ursprungslande. Hier in Armenien ist der Konchenbau derart heimisch, daß nach ganz bestimmten Gründen für seine immer wiederkehrende Verwendung zu suchen sein wird.

Zur Vermeidung von Unklarheiten im Gebrauch der Bezeichnungen setze ich fest, daß mit Apsis die kultliche Form der Baunische im Osten, mit Konche die Strebenische in allen anderen Richtungen, mit Säulennische oder Exedra die zumeist durch Säulen, nicht durch Pfeiler, durchbrochene Form bezeichnet werden soll, wie sie z. B. in den Bauten von der Art von Zwarthnotz vorkommt.

Fenstertrommel. Die Kuppel kommt nie ohne Fenstertrommel (Tambur) vor. Sie dient also nicht nur als Decke, sondern zugleich für die Beleuchtung der Raummitte. Die Trommel ragt zumeist achteckig, bisweilen auch vieleckig oder rund aus dem Grundquadrat hervor. Jede Seite ist von ursprünglich großen, später immer kleiner werdenden Fenstern durchbrochen. Das Verhältnis der Höhe der Trommel zur Höhe des über den Dächern sichtbar werdenden Grundquadrates ändert sich; es läßt sich die wachsende Neigung beobachten, die Trommelhöhe zu steigern, den Untersatz verschwinden zu lassen. Die Kuppel schließt mit einem pyramidalen Steindach, dem sich ursprünglich die unteren Dachschrägen in der Neigung anschlossen, bis dann das Giebeldach aufkam, das die Dächer quer über die Achsen legt, während diese ursprünglich die Kuppel radial umgaben.

a) Grundriß.

Aus der Gegebenheit von Kuppel, Strebenische und Tonne erhellt die Eigenart des Grundrisses der armenischen Kirchen. Die Kuppel tritt hier nicht als Ausnahme neben einem herrschenden Längsbau wie im Abendlande und selbst noch in den östlichen Randgebieten des Mittelmeeres auf; in Armenien gilt gerade die umgekehrte Sachlage. Den Kern der armenischen Kirchen bildet in der weitaus überwiegenden Zahl das Quadrat mit der Kuppel, die entweder auf den Mauern des Quadrates selbst oder auf vier Bogen oder Pfeilern ruht. Die armenische Art hat sehr bald in der altchristlichen, bzw. in der byzantinischen Kunst Eingang gefunden und wird in letzterer allmählich ausschließlich herrschend. Der Achteck- und Rundbau tritt zurück gegen die neue, von Armenien ausgehende Lösung. Schnaase III, Seite 327, sieht daher nicht richtig, wenn er das Völlige, Quadratische, Kreisrunde und Kugelförmige dem Byzantinischen vorbehält und das Armenische mehr aufs Bedingte und Beschränkte, auf das längliche Rechteck und das Polygon gerichtet sieht; vielmehr ist gerade das Gegenteil richtig, d. h. daß die ursprünglich quadratische, vom Runden durchsetzte Form allmählich, in Armenien zum Teil unter westlichem Einfluß, in das Rechteck einmündet.

Strebenische. Die Strebenische scheint in Armenien gleichzeitig mit der Kuppelkirche als ein Zug aufzutreten, der in seiner grundsätzlichen Bedeutung kaum anderswo so zielbewußt verwendet worden ist. Erst der Einfluß des tonnengewölbten Längsbaues bringt, wie sich zeigen wird, neue Lösungen zur Entwicklung; die Strebenische bleibt auch dann noch im Dreipaß lebendig, wenn auch ihre ursprünglich bauliche Bedeutung verloren geht. Davon später. Hier sei zunächst auf die seltsame Tatsache hingewiesen, daß die reinsten Strebenischenbauten, die sich auf Grund des Quadrates feststellen lassen, Mastara und Artik, die Strebenischen ungleich groß bilden. Bei Mastara (Abb. 59) fällt das nicht sehr auf, bei Artik aber macht sich diese Tatsache beim ersten Blick auf den Grundriß (Abb. 63) geltend. Es scheint dies mit dem Nebenzweck der Strebenische als Haupt- oder Nebeneingang, bzw. Treppenanlage zusammenzuhängen. Ähnlich ungleich sind bei Mastara die Nebenkammern der Hauptapsis, die freilich nach den an der Ostseite bemerkbaren Ecken der Hauptapsis später zugefügt scheinen. Vgl. darüber Seite 231 f.

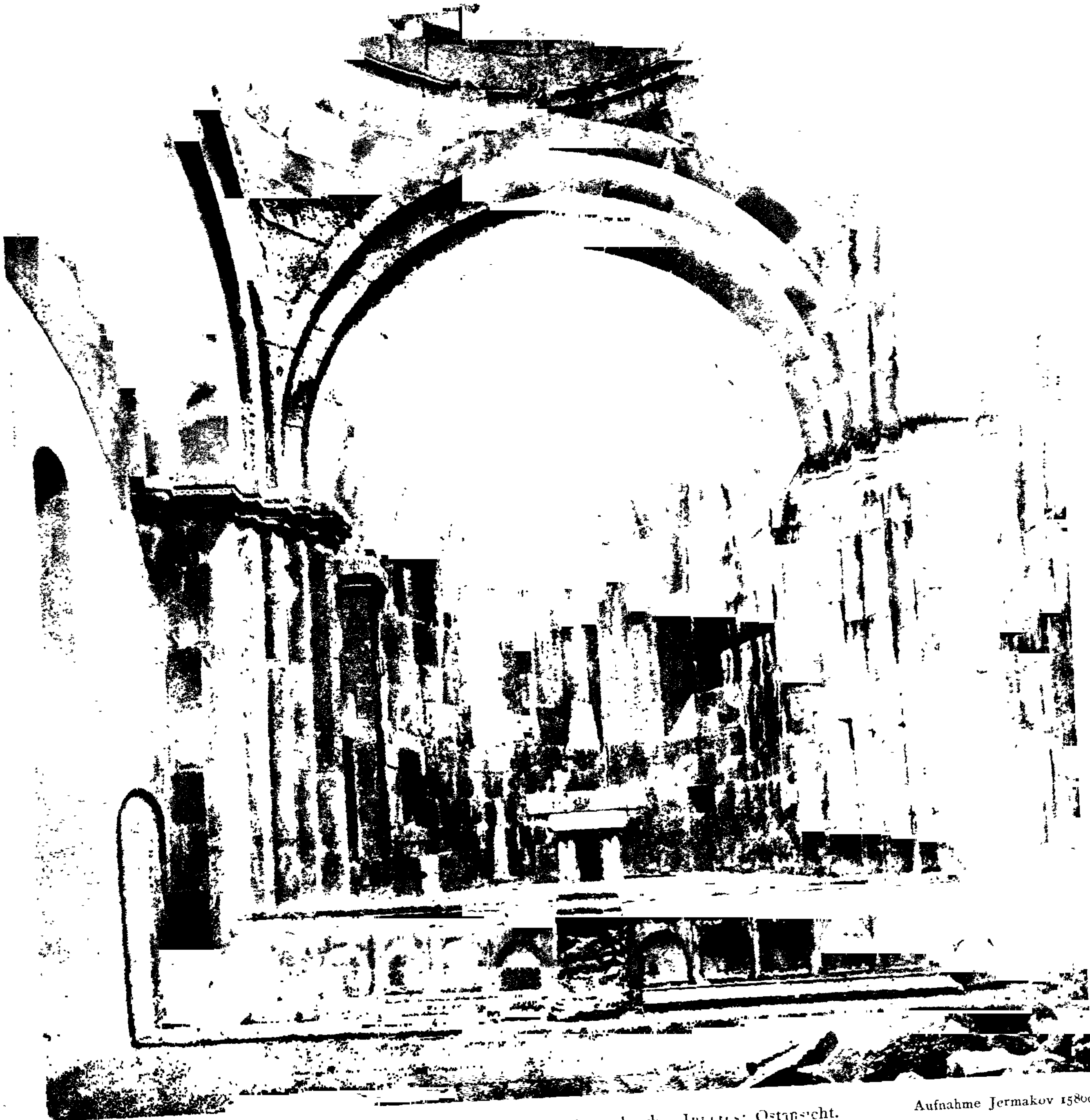


Abb. 343. Kloster Ketscharus, Gregorkirche, Inneres: Ostansicht. Aufnahme Jermakov 15800.

Ummantelung. Es ist nicht richtig, wenigstens ursprünglich nicht, wie Schnaase urteilt, daß die im Innern beliebte kreuzförmige Anlage dem Rechteckigen und Geradlinigen untergeordnet sei und keiner der Kreuzarme, selbst nicht das Chorhaupt, über die Mauerflucht vortrete. Die Gattung der Kuppelhalle hilft sich zwar durch die Dreiecknischen im Rahmen der rechteckigen Umfassungsmauern; aber gerade in Armenien sind jene Vier- und Mehrpaßanlagen zuhause, die dann auch zur Bauform des Dreipasses geführt haben, der am Rhein so beliebt wurde. Es scheint mir vielmehr von vornherein wahrscheinlich, daß der Wechsel von Quadratecken und Ausbuchtungen das Ursprüngliche ist und die Ummantelung im Rechteck erst nachträglich hinzukam. Die Gründe werden zu suchen sein. Sie sind, glaube ich, ziemlich durchsichtig.

Dreieckschlitz. Die Dreiecknische hat Schnaase III, Seite 328, gut als Mauervertiefung gekenn-

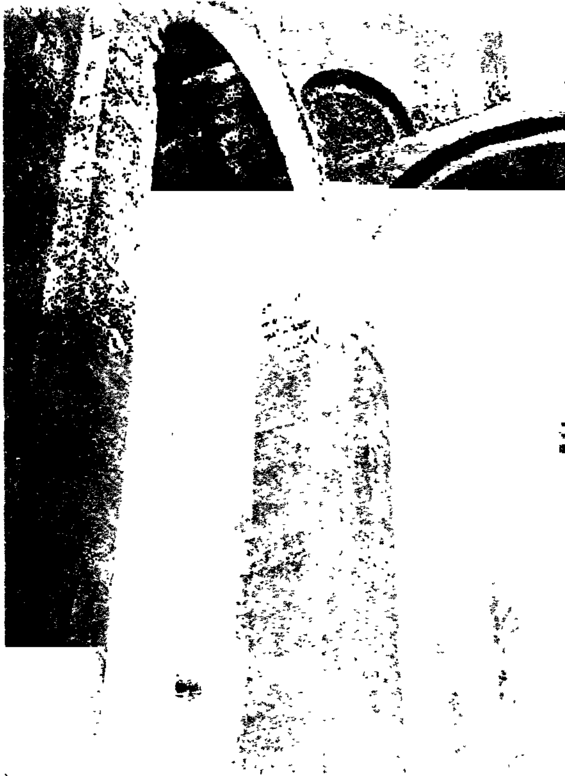


Abb. 344. Mren, Kathedrale: Kuppelpfeiler.

zeichnet, deren auseinandergehende Seitenwände mit der geraden Außenwand Winkel des Achteckes und dergestalt mit derselben eine vielseitige Ummauerung der Apsis bilden. Er schreibt ihr neben der Aufgabe einer erheblichen Mauerersparnis seltsam auch eine bauliche Leistung zu, indem sie als nach innen vortretender Mauerpfeiler zur Stütze des Gewölbes beitragen könnte. Von letzterem gilt eher das Gegenteil. Sie findet sich bald nur an der Ostseite, bald auch an der Süd- und Nord-, öfter auch auf allen vier Seiten. Als eine höchst folgerichtige Durchführung des armenischen Stiles bezeichnet Schnaase mit Recht den Hripsimetypus (S. 82 f.), obwohl dieser nicht, wie er annahm, ohne Mittelglieder dasteht.

b) Aufbau.

Er wird bestimmt durch den Grundzug der armenischen Kirchen als gewölbte Raumbauten. Dieser Unterschied vom holzgedeckten Kirchengebäude des Mittelmeerkreises ist entscheidend geworden für den entwicklungsgeschichtlichen Wert der altchristlichen Baukunst Armeniens. Die wenigen tonnengewölbten Längsbauten treten zurück neben der vorherrschenden Kuppel, und zwar, wie schon Schnaase richtig bemerkt hat, der einzelnen, ohne Nebenkuppeln aufsteigenden Mittelkuppel. Die Apostelkirche in Ani mit fünf Kuppeln (S. 106 f.), vielleicht auch Awan (S. 89 f.), bilden in Armenien, soweit unsere Kenntnisse heute reichen, die Ausnahme, so beliebt diese Bauform dann auch in der orthodoxen Kirche geworden ist. In Armenien selbst scheint nur die Neigung dazu am Anfange der Entwicklung vorhanden.

Wand. Es steht außer Zweifel, daß der armenische Baumeister mit der geschlossenen Wand als gegeben rechnet und gar nicht daran denkt, wie etwa der Nordländer (Gotiker), daß diese z. B. in den längsgerichteten Kuppelbauformen nicht mehr den Charakter der Notwendigkeit besitze. Dieses Beharren in einer offenbar von Alters hergebrachten Überlieferung wird ein beachtenswerter Umstand für die entwicklungsgeschichtliche Betrachtung sein. Hier ist nur mit der Tatsache selbst zu rechnen, daß die armenische Baukunst trotz des Überganges zum Gliederbau bei der Wand und ihrer Verkleidung blieb. Diese Verkleidung in Stein wird naturgemäß an sich schon als Schmuck empfunden, daher die überaus spärliche Ausstattung von Denkmälern wie Mastara, wo einfach außer den Kranzgesimsen nur die Fenster und Türen allein zur Belebung der im übrigen glatten Steinflächen mit schmückenden Bändern versehen sind.

Bogen. Zur Verbindung zweier Punkte wird in Armenien ausschließlich der Bogen, nie der gerade Balken verwendet, es sei denn vereinzelt als Türsturz. Wie völlig frei Rund- und Hufeisenbogen mit dem Spitzbogen wechselnd neben einander verwendet werden, zeigt eine Aufnahme wie Abbildung 343 aus der Gregorkirche in Ketscharus (Daratschitschak) vom Jahre 1033: Rundbogen an den Fenstern und der Vorderwand der Apsis, die ganz getrennt erscheint von den Bündelpfeilern der Kuppel. Hier unter der Kuppel ist der Spitzbogen tragend verwendet und überhöht von zwei Hufeisenbogen. Sie bauschen sich geradezu um die inneren Bogen herum in wachsender Art auf, bisweilen mit verschiedenen Mittelpunkten, wie das besonders mehrfach an Toren der Fall ist.

Pfeiler. Soweit nicht die Wand selbst Träger der Decke ist, wird ausschließlich geradezu der Pfeiler als Stütze verwendet. Das fällt umso mehr auf, als ja die dreischiffige Basilika Eingang fand. Aber auch sie ist nicht mit Holzdach und Säule, sondern nur gewölbt und mit Pfeilern bekannt. Wenn diese dreischiffigen Kirchenhallen irgend etwas mit dem Südpersischen zu tun hätten, würde man gerade hier die Säule etwa in der Art der achamanidischen Säle, wie noch im Palast von

Zwarthnotz, erwarten dürfen (Abb. 303). Statt dessen ist der Pfeiler das Ursprüngliche. Seine Verhältnisse bestätigen die ganz ohne Einwirkung der Antike geschehene, lediglich auf das Tragen des Gewölbes zurückgehende Ausbildung (Abb. 344). Unantik ist deshalb auch der einzige Schmuck dieser Pfeiler, der Dienst mit Anfangs- und Endstück (Abb. 343).

Trichternische. Zu den Zügen, die der armenischen Baukunst ihr eigenartiges Gepräge geben, zählt in erster Linie, soweit der Innenbau in Betracht kommt, die Zone der Trichternischen oder Trompen unter der Kuppel. Über sie sind die Untersuchungen in meinem »Amida«, Seite 187 f.[1]), zu vergleichen. Sie überbrückt die beim Übergange vom Quadrat zum Kreis ungedeckt bleibende Ecke. Man nehme die Kuppel der 637 erbauten Kreuzkirche von Alaman (Abb. 345). Jede Seite des Kuppelquadrates erscheint in drei fast gleiche Teile geteilt, die den Ecken benachbarten Teilpunkte sind durch Bogen verbunden, die sich trichterförmig nach der Ecke zu verjüngen. Der gleiche Vorgang wiederholt sich darüber beim Übergang von dem so gewonnenen Achteck zum Kreis. Und was sich hier im Kleinen des eigentlichen Kuppelansatzes abspielt, das war der Ausgangspunkt des ganzen Baugefüges schon in der Grundrißanlage bei den reinen Kuppelquadraten wie Mastara (Abb. 60).

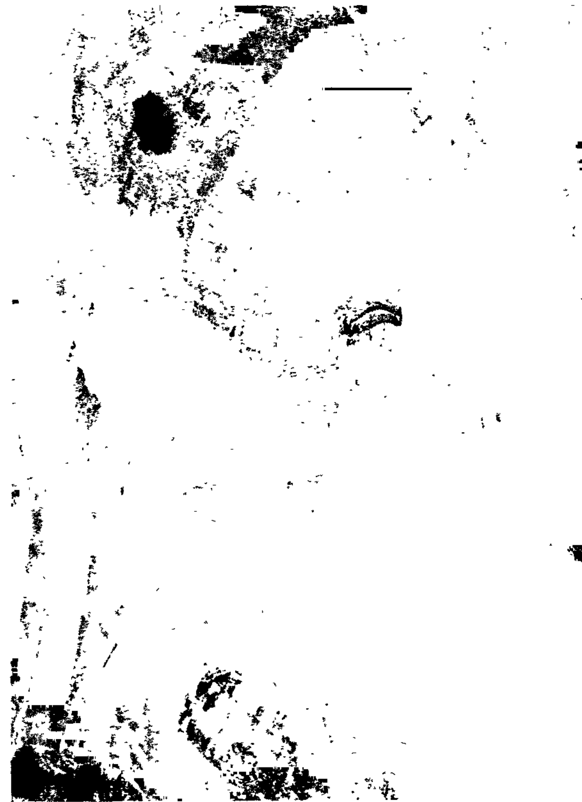


Abb. 345. Alaman, Kuppelinneres: Nordostecke.

So überflüssig dem Leser nach dem Ausweise der Denkmäler der Nachweis scheinen mag, daß die Trichternische in der armenischen Baukunst herrschend ist, so müßte er eigentlich doch erst ausdrücklich geführt werden, weil Schnaase III, Seite 327, sie nicht kennt und Rivoira, »Architettura musulmana«, Seite 239, sie ebenfalls leugnet und nur den »Ausnahmsfall« von Odzun (Abb. 203) gelten läßt[2]), den er aus einer zufälligen Berührung des Erbauers mit dem Islam erklärt. Ich weiß aus Erfahrung, wie solche Einfälle mit Vorliebe aufgegriffen werden, wenn es sich darum handelt, dem Zwang meiner Einsicht zu entschlüpfen und muß daher unten auf Rivoira etwas näher eingehen. Hier sei nur betont, daß die in Armenien von Anfang an herrschende Form eben die Trichternische (Pennacchio a scuffia) ist. Eine zweite Art, die richtige hochgestellte Nische von S. Vitale, kommt hier nicht vor. Die Trichternische aber tritt bald als große, mit etwa 3 m Seitenlänge, schon im Gußmauerwerk vorgesehene Ecklösung der Kuppelquadrate auf (in denen die Kuppel über 12 m Spannung hat und den Bau außen und innen völlig beherrscht), bald als kleine, dem Gußmauerwerk nur vorgeblendete Zwergform in den Bauten von geringeren Kuppelabmessungen. Bezeichnend für die Auffassung der Trichternische ist dann die Fügung der Platten,



Abb. 346. Inneres einer armenischen Kuppel. (Vgl. Abb. 191.)

[1]) Vgl. Zeitschrift für Geschichte der Architektur III, S. 1 f.
[2]) A. a. O., S. 213 f.



Abb. 347. Mzchet, Kreuzkirche, Seitenraum: Kuppelansatz.

die den Gußkern an dieser Stelle verkleiden. Es sind lange spitze Dreiecke, die zu fünf oder sechs, aber auch weniger Steinen strahlenförmig um die Ecke, d. h. fächerförmig angeordnet, von der äußersten Spitze der Ecke ausgehen und sich an ihrem inneren Ende zusammenschließen zu einem segmentförmigen oder halbrunden Bogen, dessen Enden auf den Tragbogen aufstehen. Bisweilen sind die Trichternischen auch aus einem Stein gebildet. Das gilt besonders für die kleinen vom Achteck zum Rund überleitenden Trichternischen, wie in Abbildung 346[1]) deutlich beobachtet werden kann. Man vergleiche Innenaufnahmen auf die Lage der großen und kleinen Trichternische im Verhältnis zum Fenster: Die große liegt bald neben oder unter, die kleine neben oder über dem Fenster.

Hängezwickel. Der urwüchsigen Lösung mit der Trichternische gegenüber nimmt sich der Hängezwickel, die zweite Art der Eindeckung der offenen Ecke zwischen Quadrat und Achteck oder Kreis, das sogenannte Pendentif, das Schnaase III, S. 327, als Regel aufführt, in der »Steinarchitektur« Armeniens fast als die einfachere Lösung aus, weil sie, meist auf die kleineren Zwickel der Bauten mit eingestellten Stützen in der Folge Quadrat-Achteck-Kreis beschränkt und in der gemischten Technik vom Gußmauerwerk mit Plattenverkleidung ausgeführt, nicht die Reinheit der Berechnung zuläßt, wie sie im reinen Steinschnitt oder im Ziegelbau möglich ist. Ich zeige, Abbildung 347, ein solches derb zusammengebautes »Pendentif« aus der Nordkapelle der Kreuzkirche bei Mzchet (Abb. 72). Selbst Thalisch (Abb. 14) läßt jede Berechnung, wie sie dem richtigen Pendentif zugrunde liegen muß, offenkundig vermissen. Abbildung 348 gibt die bereits oben Seite 168 f. besprochene nördliche Strebenische von Thalin. Man sieht, daß die Zwickelplatten wagrecht geschichtet, nicht in Keilsteinen der Kugelschale des umschriebenen Kreises entsprechend berechnet sind.

Dach. Die armenische Kirchenbaukunst kennt dreierlei Arten von Dächern: über der Kuppel den Kegel, die Pyramide und das pyramidale Faltdach; über der Tonne den Giebel und schräg strahlenförmig zum Mittellot ansteigende Dächer über den Strebenischen. Letztere Art verschwindet mit dem Aufhören der Strebenische, nachdem schon in der Hripsimegattung der Giebel ihre Stelle eingenommen hatte. Eigentlich gibt es also nur zwei Arten von Dächern: ursprünglich Kuppelspitze mit strahlenförmigen Dachschrägen darunter (Abb. 19), später Kuppelspitze und Giebel. Das Giebeldach tritt dabei gern so auf, daß der mittlere Teil mit einer Stufe über die unteren Teile emporgehoben erscheint. Ich gebe als Beispiel eine Aufnahme der Dächer der Kathoghike von Haghbat (Abb. 349). Von diesem Kloster war Seite 197 die Rede. Später mehr davon.

Ein Dachstuhl aus Holz ist der armenischen Baukunst unbekannt; sie legt das Dach unmittelbar auf die, durch Verguß über dem Gewölbe gewonnene Schräge. Infolgedessen sind auch die Überlegungen, welche im Norden zur Einführung des Spitzbogens an Stelle des durch den Scheiteldruck des Daches gefährdeten Rundbogens führten, unbekannt[2]).

C. Ausstattung[3]).

Ich bin im vorliegenden Abschnitte über die Erscheinung nicht näher auf die Beschreibung der reichen Bauformen eingegangen, weil sie ja ohnehin zur Grundlage der Aufstellung von Gattungen und Arten (S. 70 f.) gemacht worden ist. Dagegen kam dort die Ausstattung der Bauten

[1]) Ich kann leider nicht sagen, wo wir diese Aufnahme machten.
[2]) Vgl. Zeitschrift für bildende Kunst, XXII (1887), S. 121 f.
[3]) »Stilformen«, »Formenlehre« (Sybel, Christl. Antike II, S. 317) scheinen mir ungeklärte Begriffe (S. 206).

nur nebenbei zur Besprechung. Ich fasse daher ihre Züge nunmehr etwas eingehender zusammen.

Im Gegensatze zur Mittelmeerkunst und ihrer Basilika im Besondern legt die armenische Kunst einigen Nachdruck auf die Ausbildung des Äußern. Schon der Stufenunterbau setzt einen auf geschlossene Wirkung berechneten Aufbau voraus. Er besteht aus dem Mauerwürfel, der das Kuppelquadrat umschließt, den Ausbuchtungen (Strebenischen), die daraus hervortreten, und gewissen Einführungen, die dieser ursprünglich strahlenförmigen Grundgestalt später die Längsrichtung aufprägen. Die vorwiegend auf das Bauliche selbst gerichtete Gesinnung mußte zu einer sehr einfachen, überlegten Ausstattung des Oberbaues führen. Ihre Grundzüge sind Dreieckschlitz, Dienst, Blendbogenreihen, das Tor in der Mitte der Schauseite, das Fenster und die Fenstertrommel, endlich die Friese.



Abb. 348. Thalin, Kathedrale: Kuppel und Strebenische im Norden.

a) Dreieckschlitze.

Die Erscheinung des Äußern der armenischen Bauten wird am stärksten eigenartig bestimmt durch die seltsamen Dreieckschlitze (S. 307), die eine oder die andere oder alle Seiten lotrecht durch tiefen Schattenschlag gliedern. Sie sind schon 618 an der Hripsime, dann in Irind (S. 131 f.) und Thalisch (S. 190 f.) da, fehlen selten bei den Vier-, Sechs- und Achtpässen und gehören ausgesprochen zum Bestande der Kuppelhalle. Es sind dreieckig in die Wand einschneidende Schlitze, die oben mit einer Trichternische, ähnlich derjenigen im Innern unter der Kuppel, enden. In der Hripsime (S. 93 f.) ist sie noch unförmig groß und in der Tiefe eben, erst in Thalisch (S. 190 f.) spitzt sie sich nach der Tiefe zu. Abbildung 349 gibt die Wand mit den unten einschneidenden Trichtern. Man blättere den Typenkatalog auf ihre Weiterentwicklung hin durch. Ich gab u. a. Beispiele von der Kathedrale zu Ani (S. 185 f.), woran sich die Tiefenbewegung durch eine Stufe unterbrochen

vollzieht und eine seltsam umgebildete Muschel als Füllung des Trichters erscheint. Hier ist der Dreieckschlitz gepaart mit dem zweiten Lieblingsschmuck der armenischen Kirchen.

b) Blendbogen.

Zu den Trichternischen kommen dann schon im 7. Jahrhundert (Artik, Zwarthnotz, Thalin) die Blendbogenreihen, mit denen Teile des Äußern oder, so an der Kathedrale von Ani, alle vier Seiten wie mit einem Gespinst überzogen sind. Hohe Dienste, fast immer doppelt genommen, laufen die Wände empor und sind oben durch Bogen verbunden. Ich gebe hier ein Beispiel der reichsten Form, die erst in der Zeit nach der in diesem Werke gezogenen Grenze erreicht wurde, an der 1215 erbauten Gregorkirche des Tigran Honentz in Ani (Abb. 350). Vgl. über die Kirche oben Seite 201. Die Blendbogen erscheinen da vereinigt mit dem Dreieckschlitz und durch zweistreifige Zierate zur Wagrechten ausgeglichen.

Da ich dem Motiv als Ganzes gelegentlich der Ursprungsfrage nachgehen werde, sei hier das Hauptgewicht gelegt auf die Einzelformen der Dienste; da ferner, was für die Blendbogen gilt, in erhöhtem Maße auch für den Innenschmuck zu sagen ist, so ziehe ich beide Arten hier zusammen und gehe darauf gleich etwas näher ein. Diese Einzelheit wird dem Abendländer, der gewohnt ist, mit »Stilen« und dabei in erster Linie mit der Säule zu rechnen, die Eigenart der armenischen Erscheinung am stärksten vorhalten und ihn zugleich durch seltsam dem abendländischen Mittelalter verwandte Züge überraschen.

c) Dienste und Bündelpfeiler.

Wir sprechen in der nordischen (gotischen) Baukunst von »Diensten«, d. h. lotrechten Wülsten, die, am Pfeiler oder der Wand emporlaufend, auf irgend eine Leistung im Gewölbe vorbereiten. Gerade diese Art Bauglied ist nun in den altchristlichen Kuppelbauten Armeniens derart zuhause, daß ich glaube, den dafür bereits eingebürgerten guten deutschen Ausdruck übernehmen zu können. Der Dienst ist ein schmaler Wandwulst, durchaus an Gewölbe und Bogen gebunden. Im Gegensatze dazu ist die Säule eine freistehende, runde Stütze, die irgend eine Last tragen kann und Verhältnisse aufweist, die dem menschlichen Körper abgenommen sind, so daß also vor allem Durchmesser und Höhe in einem bestimmten Verhältnisse stehen. Der Dienst kann endlos aufsteigen, Höhe und Breite haben keine innere Beziehung zu einander. Der Unterschied zwischen Dienst und Säule drängt sich dem von der Antike herkommenden Beschauer vor allem beim Nachprüfen der Eindrücke auf, die bei Durchsicht der Gattungen und Arten (S. 70) von der Gestalt des »Kapitells« und seiner Verwendung haften geblieben sind: es ist schon da ein im Gebiete der altchristlichen Kunst Ungewohntes, das vorschlägt. Der Eindruck dürfte nur für den ein weniger befremdender sein, der von der sogenannten romanischen und gotischen, d. h. von der orientalischen und nordischen Kunst des Abendlandes herkommt. Aber gerade er muß sich mit Erstaunen fragen, wie es möglich sei, daß derartige Formen schon im 7. Jahrhundert und vorher in Armenien vollentwickelt auftreten konnten. Die nachfolgende Untersuchung über ein Bauglied, das für alle Zeiten der feinste Fühler zur Feststellung von Zusammenhängen ist, wird auch im gegebenen Falle reiche Aufschlüsse bringen. Wir wollen Dienst und Säule getrennt betrachten, ebenso ihre Endigungen. Der erstere kommt nur an Kuppelbauten, letztere nur an Längsbauten vor. Der Zwarthnotztypus bildet eine Ausnahme.

Der Dienst ist in der altarmenischen Baukunst ursprünglich einfach halbrund gebildet, so im Innenraume der Kathedrale von Artik (S. 78), dem Hauptbeispiel aus früher Zeit. Die Dienste laufen hier neben den Konchenecken als Träger etwa der Trichternischen in die Höhe und sind auf ein Plättchen gelegt (vgl. den Grundriß S. 78). Ein gleiches gilt für die Dienste, die außen an den Strebenischen erscheinen (S. 77), so daß in jeder Ecke ein Einzeldienst aufsteigt, dazwischen aber fünf Paare gereiht sind. Dieses Auftreten des Dienstes in Paaren gehört in Armenien gern zu seinen besonderen Kennzeichen. Die Paarung ist z. B. auch bezeichnend für den ältesten Vorbau der Türen (Thalisch, S. 191 f.) und die Füllungen in den Dreieckschlitzen z. B. in Artik (S. 78).

Der Dienst hat auch an Kopf und Fuß seine eigene Ausstattung, die nichts mit den geläufigen Kapitell- und Basisformen zu tun hat. Bevor ich darauf getrennt eingehe, gebe ich ein Beispiel

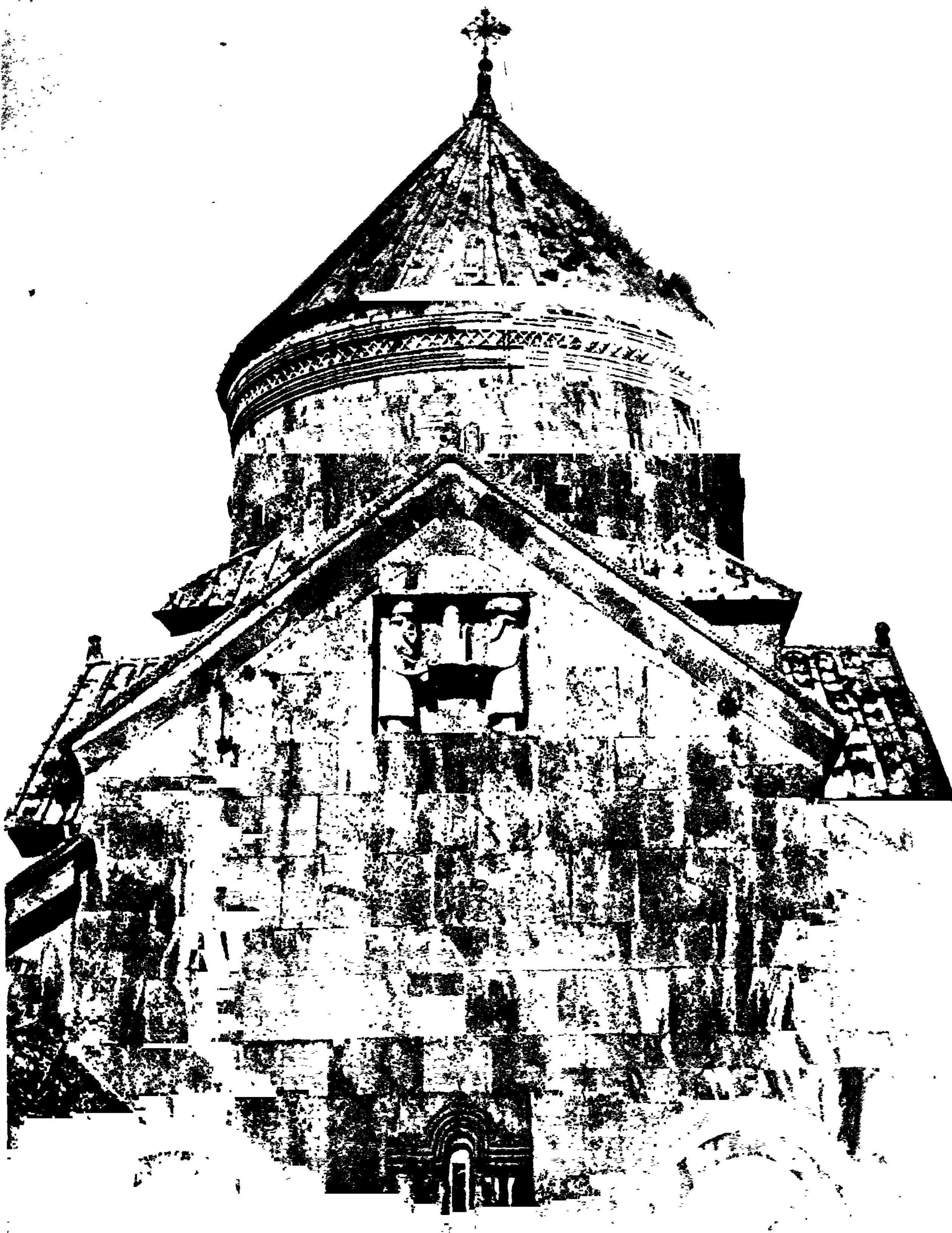


Abb. 349. Haghbat, Hauptkirche. Dachansicht von Osten her. Aufnahme Jermakov.



Abb. 350. Ani, Gregorkirche des Tigran Honentz: Ostansicht. Aufnahme Thoramanian.

derjenigen Verwendung des Dienstes, die ihn bis zu der später im Abendlande herrschenden Form des Bündelpfeilers entwickelt zeigt.

Bündelpfeiler. Die übliche Form der Bagratidenzeit ist die der Verbindung von Pfeiler und Dienst. Ich gab oben Seite 307 die Apsis der Gregorkirche von 1033 im Kloster Ketscharus (Daratschitschak)[1]. Man sieht dort die vor die Wand tretenden Pfeiler dieser Kuppelhalle (vgl. den Grundriß S. 248) mit den beiden Hauptdiensten für die leicht gespitzen Tragbogen. Von den Hufeisenbogen geht der untere in eine Pfeilerstufe zwischen den Hauptdiensten über, während der obere, mit dem Nachbar zusammentreffend, auf einem Nebendienst in der Ecke zwischen den beiden Stufen ruht. Wir werden noch das Prachtbeispiel von Bündelpfeilern in der Kathedrale von Ani kennen lernen (S. 185), hier genüge die einfache Vorführung des Typus, nach dem hin sich die Entwicklung bewegt. Die genannten Beispiele stammen aus der Spätzeit um 1000. Abbildung 201 gibt dazu ergänzend ein Beispiel aus der Kathedrale von Thalin. Es ist durch eine Inschrift vom Jahre 783 vor diese Zeit datiert (vgl. oben S. 167 f.). Man sieht zwischen der in Vierteldienste umgebildeten Pfeilerecke einen halbrunden Wulst unter den Hufeisenbogen heraufkommen, den richtigen Dienst.

Das untere Ende. Abbildung 343 leitet gut auch auf die Betrachtung von Anfang und Ende des Dienstes über. Man sieht links neben der Altarbühne den Hauptdienst bis zum Boden herablaufen und dort ansetzen mit einer Form, die wir »Würfelkapitell« zu nennen gewohnt sind. Das ist die eine Gattung des Dienstfußes. Die andere ist die des Knaufes. Belege dafür allerorten, z. B. Abb. 350, 338 und 319 aus Ani an der Westseite der Hauptkirche von Marmaschen (S. 443).

Beachtenswert ist, daß, im Gegensatze zur tektonischen Auffassung der Antike, in der Basis und Kapitell in ganz verschiedenen Formen gebildet erscheinen, im Armenischen Kopf und Fuß zumeist

[1]) Vgl. meine eigene Aufnahme von 1899, »Kleinasien, ein Neuland«, S. 209.

ganz gleich gestaltet sind. Ich halte mich daher nur kurz beim unteren Ende des Dienstes auf; was darüber im einzelnen zu sagen ist, kann bei Behandlung des Kopfes ausgeführt werden.

In Abbildung 23 möge man an der Kathedrale von Ani feststellen, bis zu welcher Annäherung an die Gotik die Ausbildung des Dienstes und seines Fußes führen kann. Man sieht die nordöstlichen Kuppelpfeiler und wird finden, daß der Fuß bestritten ist durch zweimalige Wiederholung der Folge Senkrechte-Schräge-Wulst. Der Dienst läuft darüber ohne Unterbrechung durch bis zum Bogen, während der Seitenraum eingeleitet erscheint durch einen Kämpfer, an dem mit Wegfall der Schräge nur Senkrechte und Wulst zusammentreten.

Das obere Ende. Ich vermeide grundsätzlich den Ausdruck »Kapitell« und wende ihn nur da an, wo es sich um eine Nachbildung antiker Formen handelt. Der Schaft des Dienstes weist solche Herübernahme nie auf, das ist für seinen Ursprung wichtig. Dagegen ist das antike Kapitell sofort da, wo die Säule menschliche Verhältnisse hat, d. h. die Höhe vom Durchmesser bestimmt wird.

Der Würfel. Ich nenne so eine armenische Endigung, die sich enge berührt mit dem »Würfelkapitell« der romanischen Kunst. Man betrachte Abbildung 351, eine Seitenansicht des oben Seite 102 von vorne gegebenen Dienstendes unter der Kuppel von Agrak. Es ist seltsam: wir haben nur einen Dienst, darauf aber einen Doppelkopf. Der Rundstab endet mit einem Wulst, darauf liegt der Doppelwürfel. Jedem von beiden müßte ein runder Schaft entsprechen, denn der Übergang zum Rund ist bei jedem der beiden Würfel verdeckt durch halbrund ausgeschnittene Lappen, die von der geradlinigen Deckplatte herabhängen. Sie sind durch Ausfüllung des Zwickels an der Vorderseite in einen rechteckigen Kämpfer vereinigt, an der Seite wird die ursprüngliche Gestalt deutlich. Die gleiche Beobachtung wie in Agrak läßt sich auch in der großen Kirche von Thalin machen (Abb. 201). Die Halbkreislappen über dem Bündelpfeiler kommen in ihrer überleitenden Absicht sehr deutlich zur Geltung; man sieht, daß unter ihnen im gegebenen Falle, wo eine Endigung des Schaftes in keiner Weise angedeutet ist, dieser sich einfach unter den Lappen, die nach innen unterschnitten sind, totläuft. Das gleiche Ende finden wir auch überall in Irind, und zwar an den kuppeltragenden Stützen ausnahmsweise einzeln (S. 132), am Äußern aber (S. 133) wieder doppelt, dort mit einer Halbfigur (Abb. 142), die an die Zwickelfiguren von Zwarthnotz erinnert.



Abb. 351. Agrak, Vierpaß: Würfelende der Eckdienste.

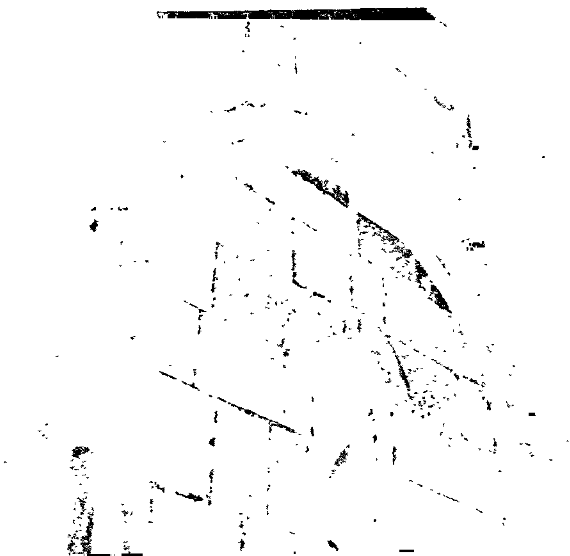


Abb. 352. Thalin, Kathedrale, Ostapsis: Einzelheit.

Wir hatten bei der Innenstütze nur Einzelschäfte, wenn auch mit zwei Würfelaufsätzen, vorzuführen. Mit den Doppeldiensten an den Dreieckschlitzen des Äußern von Irind greifen wir auf ein Verwendungsgebiet des Würfelkopfes über, das in der frühesten Zeit des



Abb. 353. Thalin, Kathedrale, Nordnische: Einzelheit.

armenischen Kirchenbaues feststehend gewesen zu sein scheint, bevor der Knauf auch hier Eingang fand. Man nehme Abbildung 67, Seite 77, von der tetrakonchen Kirche zu Artik. Wir sehen an den die Strebenischen schmückenden Blendbogen die beiden Dienste der Ecke nebeneinander: ihre Köpfe stoßen im Winkel zusammen, die üblichen Würfel sind durch eine gemeinsame Deckplatte verbunden. Beachtenswert ist, daß darüber die Werkform eine kurze Strecke beibehalten ist und dann mit dem Radius in Dreieckform abschließt. Diese überdies durch Zusammenfassung in einem Werkstück verstärkte Festigung des Verbandes läßt sich auch an den Bogen der Nischenausstattung von Thalin feststellen. Sie ist dort in ihrer Derbheit um so auffälliger, weil auch die Würfel selbst reich geschmückt sind. Die Gesamtaufnahmen (S. 17 und 173) geben über die verschiedene Art dieser Ausstattung Auskunft. Man sieht, daß sich die Hand frei ergeht, keine Einzelform ausschließlich herrscht. An der Ostapsis (Abb. 352) wächst zwischen den deutlich hervortretenden Lappen ein Stiel hervor, der sich als Spirale über den Lappen einrollt. An den Seitenlappen Palmetten. Solche auch an den meisten Köpfen der Nord- und Südapsis (Abb. 16, S. 202). Neben symmetrisch aufgebauten Palmetten, die einen halbrunden Lappen füllen, solche (Abb. 353), die gesprengt sich über beide Lappen auseinanderlegen und im Zwickel einen Granatapfel herabhängend zeigen. Besonderes Interesse verdienen einige Würfel (Abb. 354), die unter den palmettengeschmückten Halbkreislappen einen richtigen Korb mit zweistreifigem Gitterwerk und abschließendem Wulst tragen. Solche Spielformen zeigen die altarmenische Kunst im freien Fluß des Werdens und werfen, falls sie diese von Anfang an verwendet hat, klärendes Licht auf die Wandlung des antiken Kapitells in Byzanz.

Thalin dürfte im zweiten Viertel des 7. Jahrhunderts entstanden sein. Etwas später, um 650, liegt Zwarthnotz. Wir sehen dort (S. 172) die Vereinigung von jonischen Spiralen mit dem geflochtenen Korbe darunter, also eine Form, die leicht für von auswärts eingeführt[1]), im Vergleich mit den eben vorgeführten verwandten Bildungen aber doch wieder als selbständig entstanden gelten möchte. Auch der reine Würfelkopf ist an Zwarthnotz ausgiebig verwendet (S. 175). Er war an allen Doppeldiensten angebracht, die an den Außenseiten des Vielecks im Erdgeschoß zusammenstießen. Hier erscheinen diese Würfel im Gegensatze zu Thalin in einförmiger Wiederholung untereinander ganz gleich. Abbildung 356 gibt den Typus[2]). Die wuchtigen Halbkreislappen sind hier mit gesprengten Palmetten gefüllt, die unten in einem Stiel zusammenlaufen. Dadurch war die Betonung des Kopfansatzes gefordert, sie geschieht durch einen gedrehten Wulst. Zu beachten ist dann noch, daß die Deckplatte mit einer Schräge ansetzt. Es kommt dadurch an dieser Stelle derselbe verkehrte Pyramidenstutz zustande, den wir

Abb. 354. Thalin, Kathedrale, Südnische: Einzelheit.

[1]) Vgl. mein »Edschmiatsin-Evangeliar«, S. 10.

[2]) Über den beiden Doppeldienst-Trommeln links und rechts.

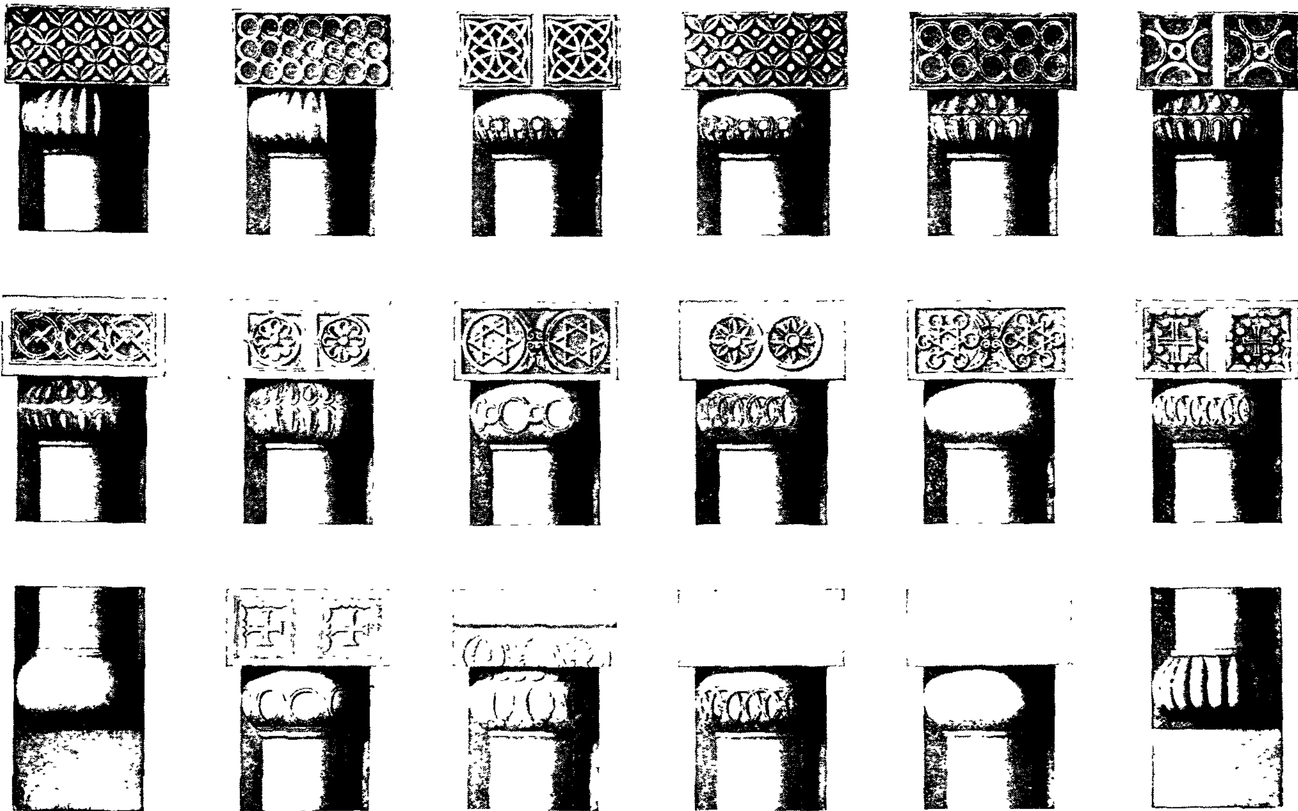


Abb. 355. Ani, Kathedrale: Endigungen der Dienste am Äußern. Aufnahme Thoramanian.

an dem Korbkapitell von Zwarthnotz am gleichen Ort finden werden (Abb. 111, 138 und 358). Davon rede ich erst im entwicklungsgeschichtlichen Teile ausführlich.

Erwähnenswert ist, daß wiederholt, so in der Hirtenkirche bei Ani, die Vorritzung der Senk- und Wagrechten mit dem Mittelpunkt und dem daraus geschlagenen Halbkreise für die Herstellung der Lappen des Würfels zu finden ist. Spielarten des Würfelkopfes sind häufig, so an den Pfeilern der kleinen Nebenkirche beim Baue von 622 auf der Zitadelle von Ani (Abb. 149), wo fünf halbrunde Lappen nebeneinander vom Würfelrande herabhängen.

Der Knauf. Ich verwende dieses deutsche Wort, das schon aus dem einfachen Sprachgefühle heraus besser paßt als das naheliegende »Kugel«, weil es den Sinn der Endigung mit einschließt. Es ist der Lieblingsabschluß der Schäfte in Ani, also rund um 1000, und verdrängt den Würfel fast vollständig. Man findet den Knauf als oberes und unteres Ende sowohl im Innern wie am Äußern der Bauten verwendet, so an der Apostelkirche (Abb. S. 107), und zwar außen einzeln als richtige Kugel, innen als fortlaufenden Wulst, sagen wir (vgl. auch Abb. 313 aus Ketscharus) in einer Art aneinandergereihter Kugeln. Ob aber die Kugel oder der Wulst verwendet ist, immer liegt darüber ein viereckiges Stück, das fast ebenso hoch ist wie die Kugel selbst. Am reinsten sieht man diese Form am Äußern der Kirche Gregor Abugham-



Abb. 356. Zwarthnotz, Kirche: Reste der Ausstattung.



Abb. 357. Choschawank, Kyzyl Kilisse, Innenansicht: Nordostecke.

rentz (Abb. S. 130). Die Kugel bekommt dort bisweilen einen kurzen Hals, der sie nach dem Schaft hin abgrenzt. Die Kirche des Hripsimeklosters aus dem 13. Jahrhundert bietet dafür gute Beispiele (Abb. 22), wie sie in der Spätzeit allgemein üblich werden. Auch die Erlöserkirche (Abb. S. 135) verwendet es regelmäßig an den unteren und den Blendbogen der Fenstertrommel. An der Kathedrale endlich bestreitet diese Art des Dienstendes fast den gesamten Schmuck des Innern (Abb. S. 23) wie der Blendbogen am Äußern (Abb. S. 22) und trägt so reiche, wechselnde Zierformen, daß ich mir nicht versagen kann, die Arten nach der Aufnahme von Thoramanian vorzuführen (Abb. 355). Sie geben einen guten Überblick über die stete Wiederkehr von Knauf und Klotz, unten links und rechts sind auch Füße beigefügt. Die Zierformen wechseln überreich: Melonenrippung mit Zapfenreihen, an den Knäufen Muster ohne Ende und Bandgeflechte mit Rosetten und Kreuzen an den Auflagern. Es ist eine bunte, eigenartige Welt, die uns Abendländer durchaus fremdartig berührt.

Um auch für die Umbildung des fortlaufenden Wulstes Beispiele zu geben, bilde ich (Abb. 357) eine Einzelheit aus der Kyzyl Kilisse des Dorfes Choschawank ab, die Seite 198f. besprochen wurde. Man sieht eine Kuppelecke mit ihrem Bündelpfeiler. Die Dienste endigen mit dem gerippten Knauf, den wir in Abbildung 355 kennen lernten, nur ist er hier in die Breite gezogen.

D e r K n a u f m i t S p i r a l a u f l a g e r. Obenan steht das Kapitell von Zwarthnotz, von dem schon oben, Seite 113, die Rede war. Hier sei von der Seitenansicht (Abb. 358) ausgegangen. Es kann kein Zweifel sein, daß der obere Teil vom jonischen Kapitell herüber genommen ist. Ihm ist ein Korb mit dreistreifigem Bandgeflecht untergeschoben.

Eigenartiger gegenüber Zwarthnotz sind die Kapitelle von Bana. Es war oben (S. 122 f.) von den Exedren mit ihren sechs, bzw. vier Säulen die Rede; In Abbildung 359 seien ergänzend noch die Einzelsäulen gegeben, die in den einspringenden Ecken zwischen den vier Konchen stehen und den laubenartigen Einbau hinter dem kuppeltragenden Dienste schmücken. Die Kapitelle leiten Hufeisenbogen auf eine kurze gedrungene Stütze über und treten in zwei Arten auf. Die eine links mit glattem Knauf und kurzem Hals, die andere mit gut plastischem Bandgeflecht am Knauf und langem Hals, der oben mit einer Knopfreihe abschließt. Beide mit einem Spirallager, das durch sehr plastische Durcharbeitung überrascht. Die Spiralen selbst sind herausgezogen, der Lorbeerstab, bzw. die Akanthusblätter an den Seiten richtig durchmodelliert. Das reichere Kapitell rechts ist das in den Exedren verwendete; man sieht in Abbildung 359, daß die Füllung zwischen den Voluten in antiker Art durch Eierstab und Perlschnur geschieht und möchte glauben, daß alle diese Kapitelle weit älter sind als 900 etwa.



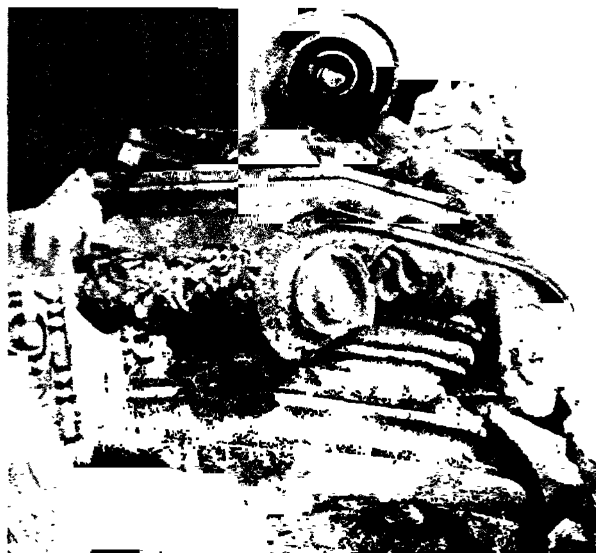
Abb. 358. Zwarthnotz, Gregorkirche: Korbkapitell.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Armenier



Abb. 359. Bana, Kirche: Kammer der Eckpfeiler. Aufnahme Thoramanian.

zur Kenntnis des jonischen Kapitells durch Schöpfungen der Römer in ihrem Lande selbst gekommen sind. In christlicher Zeit ist es für sich allein nicht mehr nachweisbar, wohl aber zeigt es jener Tempel von Garni, der in vorchristlicher Zeit in der vollen Reinheit spätantiker Mittelmeerkunst aufgeführt wurde. Abbildung 360 gibt davon eine Vorstellung. Wir sehen ein vierseitiges, Abbildung 430 ein Eckkapitell mit großen, tief ausgearbeiteten Spiralen, dazwischen die fein in Licht und Schatten modellierten Motive von Eierstab, Palmette und Perlstab, dann seitlich den schmiegsam in alle Winkel laufenden Akanthus, alles in der saubersten Steinmetzarbeit Nordsyriens ausgeführt. Dieses jonische Kapitell hat sich nun frühzeitig mit dem Knauf zu der an Bana vorgeführten Art verbunden. Das muß schon in den Jahrhunderten vor dem 7. geschehen sein, denn aus diesem Jahrhundert selbst blieben bereits eine ganze Reihe von Belegen erhalten.



Aufnahme Thoramanian.
Abb. 360. Garni, Tempel: Reste einer jonischen Säule.

Da sind zunächst einmal die beiden schönen Kapitelle, die ich in der Apsis der in Dwin ausgegrabenen Kirche liegend fand. Doch stammen sie nicht von dieser S. 163 f. besprochenen Kirche. Chatschik Dadian hat in Dwin noch eine zweite Stelle ausgegraben, die ich nicht sah. Er nennt den Ort »Ararat«, Seite 66 f., das Martyrion des heiligen Sergios. Johannes Katholikos,



Abb. 361. Dwin, Gregorkirche: Kapitelle aus der Sergioskirche.

Seite 83, erzählt, daß Nerses III. ein solches in den vierziger Jahren des 7. Jahrhunderts nach einem Brande neu gebaut habe. Von dort sollen die Kapitelle stammen, die Chatschik in der Apsis der Gregorkirche aufgestellt hat und die Abbildung 361 zeigt. In seinem Bericht über die Ausgrabungen von S. Sergios heißt es, er habe eine Basis und zwei Kapitelle ähnlich denen von Zwarthnotz gefunden. Wir mußten sie verkehrt auf dem Boden liegend photographieren. Man sieht den Knauf nach beiden Seiten eingezogen, also nicht als Korb gebildet. Er ist dicht mit zweistreifigem Bandgeflecht in flachem Relief bedeckt. Die Spiralen sind ganz in schmückende Scheiben verwandelt, mit je drei durcheinander gesteckten, dreistreifigen Ringen. Dazwischen seltsame, wedelartige Blätter mit gesprengter Spitze[1]). Die Kapitelle sind klein; die Deckplatte hat nur 0·57 m Breite, der untere Durchmesser beträgt 0·50 m, die Höhe 0·40 m. Man beachte, daß der Knauf unten mit einer Knopfreihe schließt. Wichtig ist, daß sie den Knauf schon für den Anfang des 7. Jahrhunderts bezeugen.

Ein Kapitell dieser Art haben wir dann an Irind in jenen Dreiecknischen der Westseite kennen gelernt, die oben, Seite 133, Abbildung 141, zeigt. Dort überwiegt der Knauf, die Spiralenzone ist schmäler und durch drei nebeneinander gelegte Scheiben angedeutet. Das kleine Kapitell schließt unten mit einem Wulst. Abbildung 362 gibt einige Einzelheiten deutlicher.

Für die Beliebtheit dieser Art Knaufkapitelle im 7. Jahrhundert spricht vielleicht noch ein Kapitell, das sich heute im Museum von Edschmiatsin befindet und aus dem nördlich davon gelegenen Orte Oschakan stammt. Ich sah dort noch in ein Haus eingebaut die Säule, auf der das Kapitell einst saß. Eine Photographie des alten Zustandes (Abb. 363) aus dem Jahre 1910 danke ich Smirnov. Der Schaft ist achteckig, das Kapitell selbst setzt jedoch rund an und ist heute leider derart zerstört, daß sich kaum noch die Maße feststellen lassen. Die Deckplatte hat etwa 0·88 m Seitenlänge, das Kapitell ist also kleiner als die Parallelen von Zwarthnotz. Die Spiralen haben 25 cm,

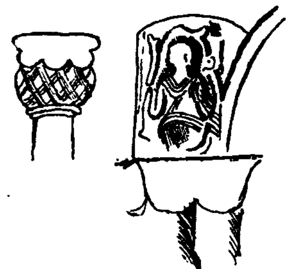


Abb. 362. Irind, Achtpaß: Dienstendigungen des Äußern.

[1]) Vgl. meine »Koptische Kunst«, S. 69 f.

die Scheibe dazwischen 15 cm Durchmesser. Der Knauf war von dem streifigen Bandgeflecht umzogen.

Die jonischen Knaufkapitelle der von Gagik in Nachahmung von Zwarthnotz in Ani erbauten Gregorkirche (S. 119 f.) hat Marr in seinem Ausgrabungsbericht[1]) abgebildet (Abb 364). Der etwa 0·24 m hoch herausgehobene Pyramidenstutz endet mit einer etwa 0·90 m großen Deckplatte, das Volutenlager ist etwa 0·32 m, der Knauf etwa 0·44 m, das ganze Kapitell 0·88 bis 1·09 m hoch. Die Spiralen sind, sehr groß und flau gearbeitet, durch den gedrehten Wulst verbunden, dazwischen allerhand Stern-, Kreuz- und Spiralmotive. Der Knauf geht unten abgeschnitten in den Säulenschaft über, während er sich oben unter das Volutenpolster einzieht. Zumeist rund profiliert, zeigt er bisweilen an der Stelle der stärksten Ausbauchung eine Kante.



Aufnahme Smirnov.

Abb. 363. Oschakan · Achteckiger Pfeiler mit Kapitell.

Wie das jonische Knaufkapitell sonst im 10. Jahrhundert aussieht, das belegen Beispiele in Chtskonk und Marmaschen. Abbildung 281 zeigt eine Einzelheit von der Außenseite der Sergioskirche in Chtskonk (S. 105). Man sieht den Unterbau und die Paare von Doppeldiensten, die den Bogen tragen und zugleich ein Fenster umrahmen, unter dem eine Inschrift von 1033 steht. Die Kapitelle sind leider in der Aufnahme nicht besonders berücksichtigt, doch erkennt man immerhin soviel ganz deutlich, daß es sich um Knäufe handelt, die mittelst eines Kelches auf einem das Säulchen abschließenden Wulste sitzen und oben abgeschlossen sind durch je zwei Scheiben mit konzentrischen Kreisen. Darüber der Pyramidenstutz des Bogenkämpfers. Genau die gleiche Bildung in Marmaschen (Abb. 367), und zwar von der Südseite der nördlich an die Hauptkirche anstoßenden Ruine. Die Fensterumrahmung ist hier ganz eigenartig. Im Knauf aber haben wir es offenbar mit einer üblichen Form zu tun. In der reichen Schmuckkunst der späteren Zeit bilden sich die Spiralen immer mehr zu dreistreifigen Bändern aus (Kloster Achthala), nachdem sie auch als fortlaufender Fries Verwendung gefunden haben (Aisasi).



Aufnahme Marr.

Abb. 364. Ani, Gregorkirche des Gagik: Jonisches Knaufkapitell.

Ich habe hier nur die typisch gewordenen Gruppen des armenischen Abschlusses von Diensten und die in Dwin und der Zwarthnotzgruppe nachweisbaren Beispiele eines richtigen Kapitells im antiken Sinne vorgeführt. Andere einzeln auftauchende Formen werden unten im Zusammenhange mit den Ursprungsfragen der Würfel- und Knaufendigung zu behandeln sein. — Ich setze nun meine Betrachtung der Ausstattung der armenischen Kirchen altchristlicher Zeit fort. Sie beschränkt sich, soweit erhaltene Bei-

[1]) Texte etc. zur arm.-grus. Philologie, X, S. 7, 15 f.



Abb. 365. Tekor, Sargiskirche: Vermauerte Südtür.

spiele, d. h. solche in Steinmetzarbeit in Betracht kommen, auf das Äußere.

d) Türen.

Für Zugänge ist zumeist reichlich gesorgt. Selten findet sich nur ein Eingang an der West- (Sarintsch-Lmbatavank, Marmaschen) oder Südseite (Ani, Erlöser- und Gregor Abughamrentzkirche, Kyzyl Kilisse). Gewöhnlich sind zum mindesten zwei Tore angebracht, eines an der West- und ein anderes an der Südseite; so bei den Bauten von Artik, Mastara, Agrak, der Hripsime, dann in Alaman, an einfachen Längsbauten wie der Palastkirche von Ani, Diraklar, Schirwandschuk, endlich selbst bei Kuppelhallen, wie denen des Horomosklosters. Bei den dreischiffigen alten Basiliken wie Ereruk und Kassach weist die Südseite zwei Tore auf, die sogar, bei Diraklar und der kleinen Kirche von Eghiward, auch an einschiffigen Bauten vorkommen. Dabei ist auffallend, daß Türen an der Nordseite fehlen. Zwei Türen, eine auf der Nord- und eine auf der Südseite, hat die Apostelkirche in Ani. Sehr häufig ist die Gattung, in der dazu noch eine dritte im Westen kommt, so bei den Kuppelbauten von Awan, Mzchet, Thalisch, der Gajane, Odzun (Usunlar), Mren und dem Dome zu Ani. Die seitlichen Türen verdoppelt zeigen die großen Kirchen in Eghiward und Thalin, wahrscheinlich auch Dwin. Und fünf Türen zeigt endlich auch Zwarthnotz. Sie richten sich radial nach dem westlichen Teil. Im allgemeinen scheint es, daß die Zahl der Tore in ältester Zeit reicher ist, in der Spätzeit dagegen eher abnimmt. Immer bleiben die Türen verhältnismäßig klein und nicht viel über Menschengröße hoch. Und nun zu ihrer Ausgestaltung.

Die Tür. Ich unterscheide zwischen Tür und Tor. Die Tür erfüllt einfach den Gebrauchszweck. Die Gußtechnik erlaubt es, sie aus der zähen Masse ohne Druckvorkehrungen (Abb. 365) auszusparen. Dadurch unterscheidet sich die armenische Tür sehr wesentlich z. B. von der syrischen, die, aus Steinpfosten zusammengefügt, die Wand durchsetzt, also einer Entlastung des Türsturzes bedarf[1]). Es fällt sehr auf, daß einige von den dreischiffigen Tonnenbauten den syrischen Typus der Tür aus Steinquadern mit mächti-



Aufnahme Kurdschian.

Abb. 366. Ani, Erlöserkirche: Tür.



Abb. 367. Marmaschen, Nordbau: Blendbogen und Fenster der Südwand.

[1]) Vgl. Glück, »Breit- und Langhausbau in Syrien«.

gem Türsturz zeigen, so Ereruk und Kassach, deren Türen noch einzeln zu besprechen sein werden. Ich gebe hier nur die eigentlich armenische Art. Sie wird gut vorgeführt durch die Südtür von Bagaran, die oben Seite 28 abgebildet ist. Die abgefallenen Platten lassen ganz deutlich zwei aus dem Gußmauerwerk ausgesparte Rundbogen erkennen, von denen der obere über den unteren vortritt und um die innere Tür das nach außen vortretende Tor bildet, von dem gleich zu reden sein wird. Daneben herrscht freilich die Tür mit geradem Sturz, sie ist aber genau so behandelt wie die rundbogige mit Torvorbau. Ein gutes Beispiel von der Westseite von Tekor, oben Seite 40. Ähnlich die Westtür der großen Kirche von Artik (S. 77) u. a.



Abb. 368. Tekor, Sargiskirche, Nordseite: Einzelheit.

Eine besondere, in Anbetracht der Verzierung unarmenische, offenbar wie das Kapitell mit Spiralen über dem Korb von der Antike beeinflußte Gruppe von Türen findet sich um 1000 in Ani und verwandten Denkmälern. Die dem Mauerwerk vorgeblendeten, das Türgewände verkleidenden Platten sind dort überreich geschmückt. Drei Beispiele der reichsten Art um 1000 mögen, nach und nach abgebildet, den Beleg geben. An einer Ruine auf der Burg von Ani (Abbildung 551), vielleicht aus dem 10.—11. Jahrhundert, sieht man deutlich die dem Gußmauerwerk vorgeblendeten Platten, die nach oben zu dünner werden. Der Schmuck überreich: der Türrahmen in tiefschattender Profilierung, darüber stehender Akanthus, im einzelnen ganz fremdartig umgebildet, dann Zahnschnitt, Blattwulst und abschließender Konsolenfries. Man hat den Eindruck, als hätte der späte Meister, wie gesagt, eine antike Vorlage nachgebildet[1]). Abbildung 366, die Tür der Erlöserkirche von Ani vom Jahre 1036; über dem reich profilierten Türgewände türmt sich eine solche Masse von Schmuck auf, daß die Verleitung durch die Technik der Verkleidung deutlich zutage tritt. Wulst, Zahnschnitt, Stäbe und ein weit vorspringendes Karnies üben einen Druck, der

[1]) Tatsächlich stammen aus Ani Antiken, so ein Bacchantenkopf, griechische Inschriften u. a. Vgl. darüber Alischan, »Schirak«.

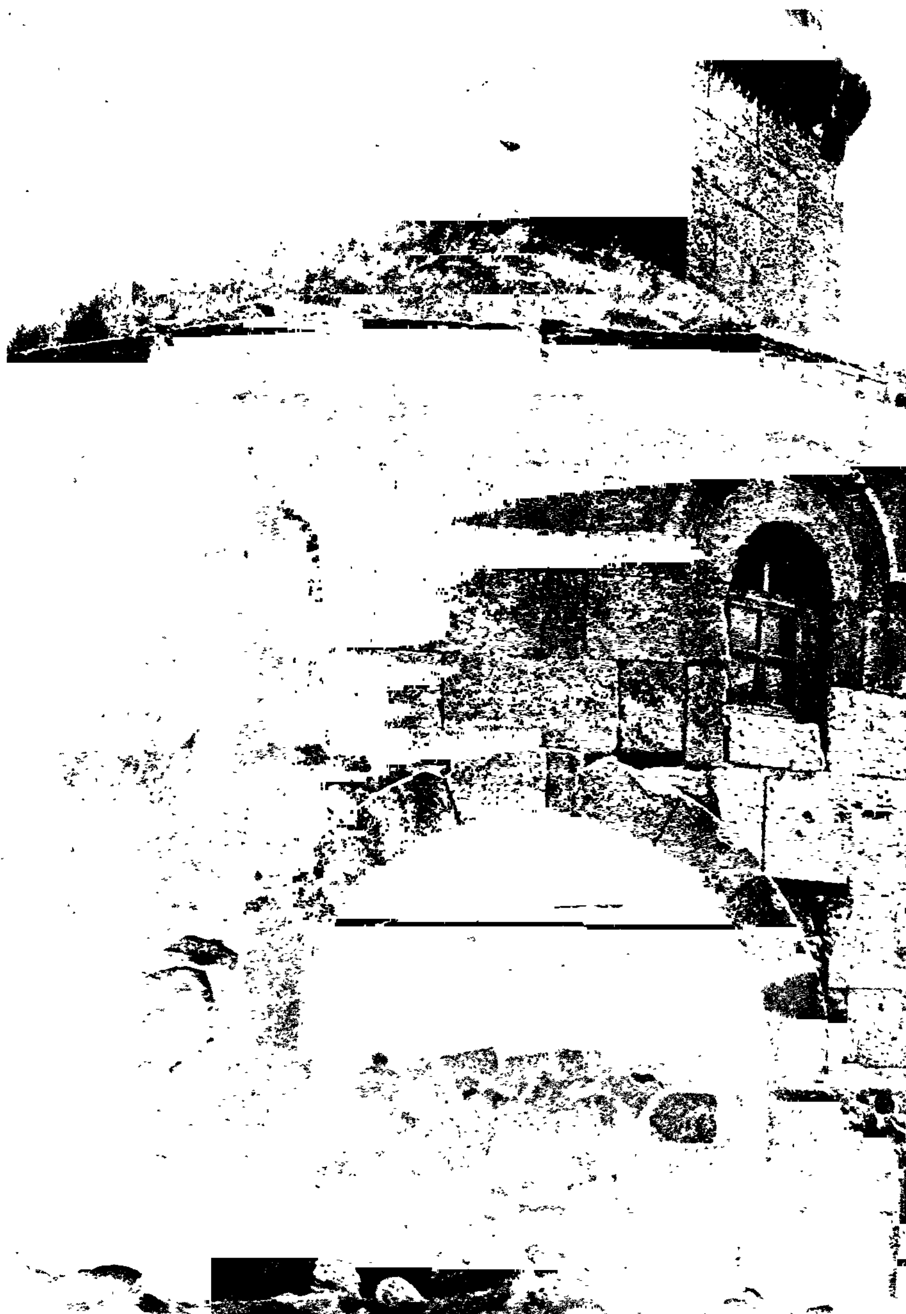


Abb. 369. Agrak, Vierpaß: Westtor. Aufnahme Smirnov.

im reinen Steinbau ohne Entlastungsbogen unmöglich wäre. Abbildung 484, die Tür der Hauptkirche von Marmaschen: die Platten bilden auf Gehrung geschnitten einen dreifachen glatten Rahmen, über dem ein Rillenwulst mit Zahnschnittverdachung liegt.

Die einfache Art der Tür ist sehr oft verwendet. Zumeist aber ist dieser Tür ein Torbau vorgeblendet, der mit der Zeit immer reichere Formen annimmt.

Das Tor mit Hufeisenbogen auf Doppeldiensten. Ich gehe aus von den Toren von Tekor. Dieses Sergios-Martyrion ist kurz nach 486 entstanden, sein Westtor (Abb. S. 40) stammt nach dem Schriftcharakter der Ersatzinschrift aus dem 6. bis 7. Jahrhundert (Howsepian). Da aber die beiden Tore der Nordseite damit völlig übereinstimmen, so kann mit ihrer Art als einer alten gerechnet werden, umsomehr als sie tatsächlich die übliche dieser Zeit ist. Man nehme den heutigen Grundriß von Tekor, den ich unten S. 336 geben werde und vgl. damit, Seite 340, den Wiederherstellungsversuch von Thoramanian (Tekor, S. 15); es zeigt sich, daß er die dem Kuppelbau vorausgehende Basilika ohne Vorbauten dachte. Diese sind also der armenische Zusatz zu einer ursprünglich, wie wir sehen werden, in griechisch-mesopotamischer Art erbauten Kirche. Die Nordwand hat nach dem Grundriß eine reichere Ausstattung. Man hat also in Tekor zwei Arten nebeneinander: An den beiden Toren der Nordseite (Abb. 368) und der großen Haupttür im Westen (oben S. 40) sind Hufeisenbogen vorgeblendet, die auf schweren Kämpfern, getragen von Diensten und einer 0·75 m breiten Mauervorlage ruhen. Auf den Schmuck gehe ich hier nicht ein. Die beiden Tore der Südseite (Abb. 365) zeigen den vorgeblendeten Hufeisenbogen in der Wand selbst liegend, die Mauervorlage gehört nicht zur Tür.

Diese Torgattung findet man an Kuppelquadraten (Mastara, Artik, S. 19 und 77) wie Vierpässen (Agrak, S. 103) und längsgerichteten Kuppelbauten (Thalisch, S. 192). Abbildung 369 gibt den Oberteil des Westtores von Agrak. Man sieht unten die Paare von Diensten durch ein wuchtiges Auflager verbunden. Darüber liegt der links in die Wagrechte umgebrochene Rundbogen, der dem eigent-

lichen Türsturz vorgeblendet ist. Die Tür ist heute verlegt. Ich bilde hier im besonderen (Abb. 370) auch noch das Westportal von Odzun (Usunlar) ab, mit den üblichen beiden Diensten, die den Bogen tragen und dem Türgewände unter der Datierungsinschrift, dessen Schräge mit der wulstigen Ranke nach indischer Art mit gefiederten Blatt-[1]) und Traubenfüllungen erscheint. Für Zwarthnotz nimmt Thoramanian (Abb. S. 117) auf Grund der Ausstattungsreste ein ähnliches Tor mit dem Bogen auf Doppeldiensten an, darüber als Abschluß einen Giebel mit der Weinranke wie in Odzun.



Abb. 370. Odzun, Hauptkirche: Westtür und Vorbau.

Das offene Stufenportal. Es ist die vorherrschende Form in der Bagratidenzeit (seit 886). Ich komme auf die Entwicklung dieser Gattung später eingehend zurück und gebe (Abb. 371) nur eines von vielen Beispielen, das Tor der Westseite des Zamatun von Ketscharus vom Jahre 1243[2]), ein spätes Beispiel, das aber Wesen und Ziel des Werdens gut durchblicken läßt. Der einfachen Tür ist ein von zwei Diensten in Stufen getragener Rundbogen vorgeblendet, der seinerseits wieder von einem ⊓-förmigen Rahmen in reicher, tiefschattender Profilierung umfaßt ist. Die Dienste haben Wulstenden; Bogen- und Zapfenreihen, einfach und doppelt gerändert, schmücken die Leisten. Man sieht in den Stufen mit ihren Diensten die gleiche Formkraft am Werke, die auch den Bündelpfeiler gebildet hat. Bezeichnend ist der Abschluß in reckteckiger Fläche: dieser Verkleidungsbaukunst liegt jeder Gedanke, die Bauformen wachsend mit freier Endigung erscheinen zu lassen (Gotik), durchaus fern.

Der Portalvorbau. Dem Portal ist öfter eine kleine Halle vorgelegt, die entweder geschlossene oder offene Seiten hat. Die vorspringende Mauerwange findet sich schon an Thalisch 668 und wird besonders an den Toren des Domes von Ani zu besprechen sein. Hier sei zunächst nur gesagt, daß der Vorbau der Westseite von Thalisch (Grundriß S. 191) in den erhaltenen Spuren den Giebel über dem Bogen und einen Vorbau zeigt, dessen freistehende Vorderträger weggefallen sind. Die Decke bildete, scheint es nach dem Eckansatz, ein Kreuzgewölbe. Die Tür der Südseite (S. 14/15) ist rundbogig mit Ansätzen eines Vorbaues aus jüngerer Zeit. Dagegen ist der Westeingang noch gut erhalten. Der Vorbau springt mit 1·98 m langen Wangen weit vor und trägt ein Tonnengewölbe (Abb. S. 192), das vorn gestützt erscheint von dem Doppelsäulenpaar.

e) Fenster.

Die Fenster werden mit der Zeit nicht nur an Zahl weniger, sondern vor allem auch kleiner. Es ist das eine Beobachtung, die ich vor den Denkmälern selbst machte und derart bindend fand, daß man damit ruhig Kirchen zeitlich feststellen kann. Für Irind sieht man die großen, jede Apsis und zu acht die Fenstertrommel beleuchtenden Fenster gut in den Abbildungen Seite 132. Sie verjüngen sich entweder gar nicht oder nur wenig. Bezeichnend ist der Gegensatz der entsprechenden Erlöserkirche in Ani von 1035/36 (Abb. S. 135): unten keine oder kaum nennenswerte Fenster, oben lediglich schmale Schlitze, die sich (Grundriß S. 134) nach innen etwas erweitern. Die gleiche Feststellung kann man bei allen Typen machen, von denen ich Beispielen des 7. Jahrhunderts solche um 1000 gegenüberstellen konnte. Die Kirchen sperren im Laufe der Zeit sowohl den Zutritt wie die Lichtzufuhr immer mehr ab. Es fällt auf, daß schon in früher Zeit die Nordseite öfter ohne Fenster bleibt — wie ohne Tür; die besten Beispiele hiefür sind die dreischiffigen Basiliken von Kassach und Ereruk (Abb. S. 150 f. und 153 f.), wo an der Nordseite jede Öffnung fehlt. In Ereruk hat man überdies später die großen Fenster der Südseite zur Hälfte verlegt (Abb. S. 157). Auch in Alaman

[1]) Vgl. Repertorium für Kunstwissenschaft 1918.

[2]) Vgl. Alischan, »Airarat«, S. 261.

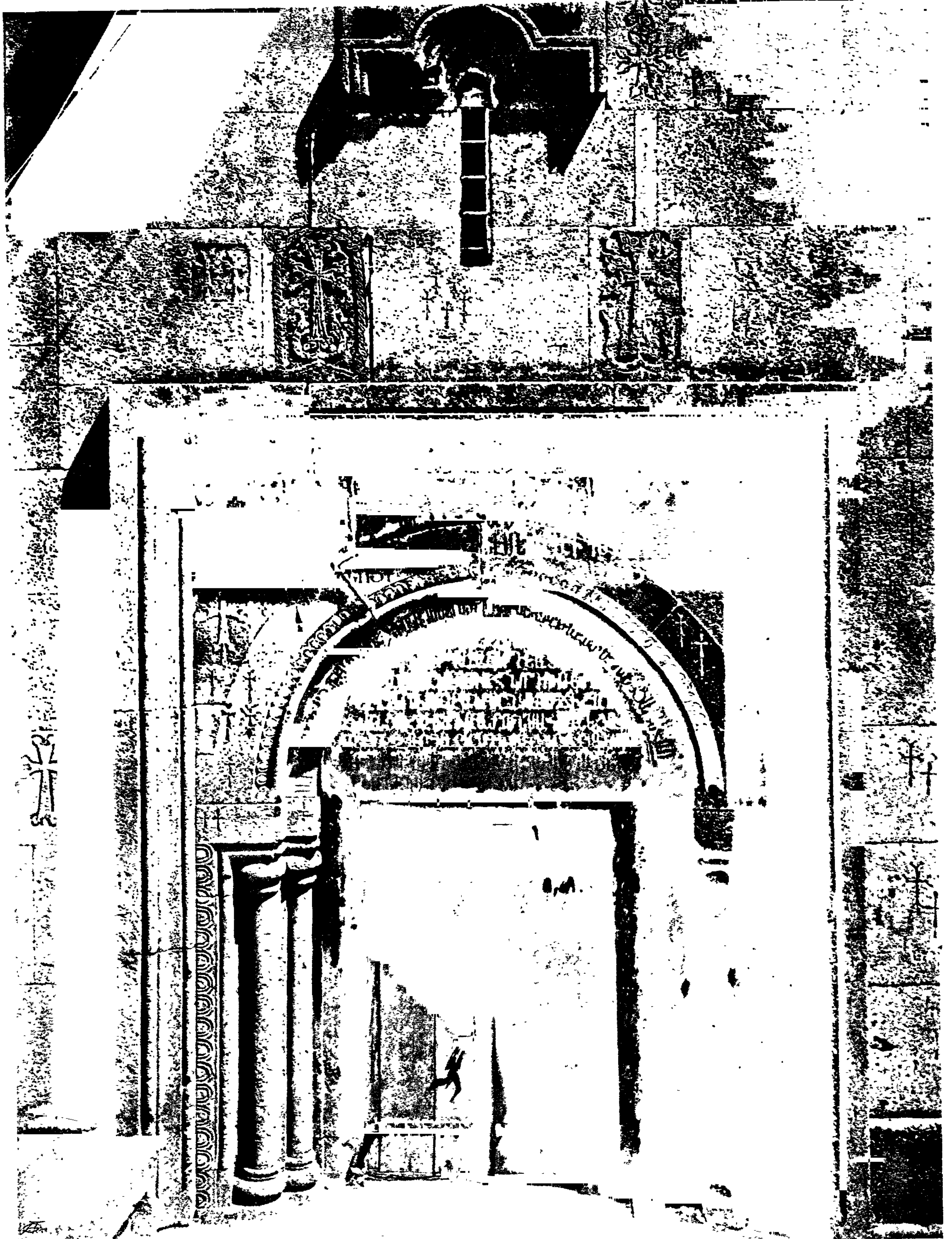


Abb. 371. Kloster Ketscharus, Gregorkirche: Westtor des Zamatun. Aufnahme Jermakov 15869.

scheinen Fenster an der Nordseite zu fehlen. Nie finden sich in früher Zeit Spuren von lichtdurchlässigen Verschlüssen irgendwelcher Art[1]). In Thalisch sind die unteren Teile der übergroßen Fenster durch dicke Platten verlegt, die ursprünglich scheinen. Im allgemeinen sind die Fenster wie die Türen rundbogig. Jedenfalls kommen solche in der ältesten Zeit allein vor. Indem ich auf die Behandlung des Fensterschmuckes übergehe, schicke ich daher die rundbogige Gattung voraus.

Ungerahmte Fenster. Die großen Fenster der Urzeit hatten, wenn ich nach erhaltenen Denkmälern urteile, keinen Schmuck aufgewiesen. Man nehme z. B. Thalin (Abb. S. 173). Freilich sitzen die ungerahmten Fenster dort inmitten der Blendbogen oder wie in Agrak (Abb. S. 27) unter dem fortlaufenden Bogenfriese, der sich um die ganze Ostapsis herumzieht. Ähnlich in Mzchet (Abb. S. 85 f.) und sonst, z. B. in Artik (Abb. S. 77).

Bogenbänder. Der übliche Schmuck des armenischen Fensters ist das Bogenband, das über dem Fenster als eine Art Krönung erscheint und einen Rundbogen mit wagrechten Ansätzen darstellt (Abb. 27). Zu dem Bogenbande treten bisweilen Doppeldienste, so in Marmaschen und Gregor Abughamrentz in Ani (Abb. S. 127). Ich habe für das Bogenband so viele Beispiele im Typenkataloge gebracht, daß ich an dieser Stelle auf solche verzichten kann und erst wieder in der entwicklungsgeschichtlichen Untersuchung darauf zurückkomme. Das fortlaufende Bogenband wie in Agrak auch an der Ostseite von Mzchet (Abb. S. 73).



Aufnahme Kurdschian.
Abb. 372. Ani, Kathedrale: Rechteckfenster.

Gerahmte Fenster. Ereruk und Kassach geben verschiedene Beispiele solcher Rahmungen (Abb. S. 149 und 157). Es sind Profilierungen, die das Fenster auf drei Seiten umgeben und sich sehr wesentlich unterscheiden von den Rahmungen der zweiten Blütezeit (Abb. 372), die das Fenster auf allen Seiten umziehen, also auch unten. Es scheint, daß dieser eigentliche Rahmen vom Bogenband unabhängig mit dem rechteckigen Fenster auftritt und erst später auf das halbrunde Fenster mit dem Bogenband übertragen wird. Gute Beispiele aller dieser Arten an Schirakawan (Abb. S. 194) und der Kathedrale von Ani (Abb. S. 85 f.). Das Entscheidende an dieser Art Fenster sind die Ornamente; auf sie gehe ich erst später ein. Ein sehr gutes Beispiel an Mamarschen (Abb. 484): der rechteckige, reich geschmückte Fensterrahmen liegt hier zwischen Doppeldiensten; ähnlich Abb. 367.

f) Friese.

Die Friese sind wagrechte Ausgleichungen, die an denselben Stellen wie die Inschriften auftreten (S. 32 f.), d. h. als Gürtel entweder unter dem Dach oder um die Mitte des Baukörpers. Sie fassen die Masse zusammen, bevor oben durch das Dach die Überleitung auf die mit der Kuppel durchschlagende Höhe einsetzt. Zwar werden die Friese an der Kuppeltrommel in gleicher Art wie an dem unteren Baukörper wieder aufgenommen, erhalten aber durch das spitze Dach eine andere Wirkung.

Deutlicher vielleicht noch als an den Türen und Fenstern lassen sich hier zwei Gruppen trennen, die eine, die an den quadratischen Konchenbauten und davon abgeleiteten Arten vorkommt und die zweite, die von den tonnengewölbten Längsbauten ausgeht. Man nehme Mastara-Artik (Abb. S. 19, 77) und Ereruk-Kassach (Abb. S. 149 f.). Die eine Gruppe zeigt die Bogenleiste, die bisweilen wie ein

[1]) Was man beim Durchblättern der Abbildungen an Holzrahmen sieht, ist neu. Auffallend ist Abb. 325.


Abb. 373. Odzun, Hauptkirche: Fenster im Südgiebel.

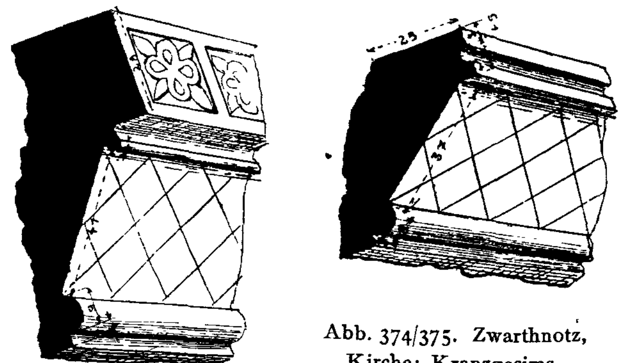
Zahnschnitt aussieht, häufiger noch die mit dem mehrstreifigen Bandornament geschmückte Schräge, die andere profilierte Bänder, die die Neigung haben, sich um den ganzen Bau herumzuziehen. Die erstere Gruppe verwendet die Friese unter dem Dach, die andere in der Mitte der Wandhöhe so, daß sie sich zugleich, wie gesagt, um die Fenster herumziehen. Die erste Gruppe verbindet dagegen die Friese nie mit dem Fenster, für das sie das ganz gleichmäßig wiederkehrende Bogenband verwendet. Es wird Sache der vergleichenden Untersuchung sein, die ganz verschiedenen entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhänge für beide Gruppen nachzuweisen und damit auch ihre zierende Ausstattung durchzusprechen. Ich gehe hier auf die Ausstattung der Tonnenbauten nicht näher ein und gebe nur für jede der beiden an den Kuppelbauten vorkommenden Unterarten ein Beispiel.

Kleinbogenleiste. Abbildung 369 von Agrak und Abbildung 373 von Odzun (Usunlar) zeigen, wie eigenartig dieses Glied behandelt sein kann. Überhöhte Hufeisenbogen, oben und unten durch Plättchen ergänzt, die freilich in der tiefschattigen Wirkung auf die Ferne kaum noch mitsprechen.

Schräge mit Bandgeflecht. Das schräge Kranzgesims mit dem dreistreifigen Bandgeflecht ist bei den Ausgrabungen von Zwarthnotz (Abb. 117) in zwei Arten zutage gekommen, die ich Abbildung 374/375 nach Aufnahmen von Thoramanian in zwei Skizzen nebeneinanderstelle. Beide beginnen unten mit einem Wulst und zeigen dann die Schräge. Die eine Art endet mit einem hohen Aufsatze und rosettengeschmückten Feldern, die andere mit zwei Plättchen, getrennt durch eine Hohlkehle. Was im Äußern Bogenfries und Schräge mit Bandgeflecht, das ist im Innern die Hohlkehle.

Das Hohlkehlengesims. Im Innern der dreischiffigen Kirchen von Ereruk-Kassach (S. 149 f.) sind als Kämpfer für alle Pfeiler steile Hohlkehlen mit einem Plättchen als Abschluß verwendet, ähnlich im Innern der Kirche von Schirwandschuk (S. 147). Das gleiche Gesims begegnet dann auch bei dem reinen Kreuzkuppelbau von Mren (Abb. S. 219). Für Thoramanian dürfte wohl nicht zuletzt diese Übereinstimmung der Anlaß gewesen sein, Mren für den Umbau einer Basilika zu halten, umsomehr, als das gleiche Gesims an der tatsächlich in dieser Art umgebauten Kathedrale von Tekor nachweisbar ist (Abb. 256 und 376). Da aber dieses Hohlkehlengesims auch an der großen Kathedrale von Thalin vorkommt (Abb. S. 171), so liegt kein Grund vor, Mren deshalb für einen Umbau anzusehen. In Thalisch (S. 15) ist an Stelle der Schräge eine gerade Fläche von schmalen Wülsten gesäumt genommen, was sehr vornehm wirkt. Solche Wülste bisweilen auch unter der Schräge oder Kehle. Es wird die Frage im Auge zu behalten sein, ob nicht alle diese Gesimse bemalt zu denken sind. In einem Falle scheint die Verkleidung des nur in der rohen Werkform angedeuteten Schaftkopfes sicher: am Tore von Awan (Abb. S. 90). In einem zweiten Fall, an zwei rohen korinthisierenden Kapitellen der einschiffigen Kapelle von Eghiward (Abb. S. 141), wäre eine solche Verkleidung oder Bemalung möglich. Daß die Adleraufsätze von Zwarthnotz (Abb. 119) bemalt waren, wird noch zu belegen sein.

Die vorstehend auf Grund des Typenkataloges übersichtlich zusammengestellte Erscheinungswelt der altarmenischen Kirchenbauten wird nun nachfolgend auf Gestalt und Form zu prüfen sein. Ein unmittelbares Hervorgehen aus einer volkstümlichen


Abb. 374/375. Zwarthnotz, Kirche: Kranzgesims.

Unterlage, wie etwa der griechische Tempel aus dem nordischen Holzhaus entsteht und Gestalten des altorientalischen Steinbaues zum Schmuck übernimmt, liegt hier kaum vor. Das armenische Haus (S. 262) hat gar nicht die Form der Kirchen, weder der längsgewölbten, noch der Kuppelbauten[1]). Die armenische Architektur ist vielmehr in einigen entscheidenden Grundformen übernommen, im wesentlichen, wie sich zeigen wird, aus dem Nordiranischen; doch machen sich auch syrische und griechisch-mesopotamische Einflüsse geltend. Danach treffe ich die Untereinteilung der nächsten Abschnitte.

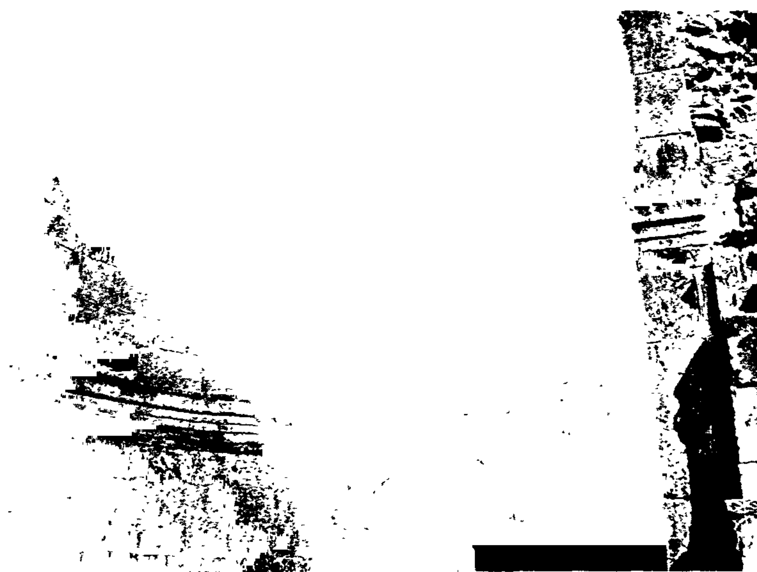


Abb. 376. Tekor, Sargiskirche: Apsis.

Erscheinung: Ursprung der Bauformen.

Die Kunstgeschichte bleibt gern beim beschreibenden Teil ihrer Arbeit stehen. Für den Forscher beginnt erst hier die eigentliche Aufgabe. Bot der erste Teil des Erscheinungsproblems eine Zusammenstellung, wie sie in den Stilgeschichten üblich ist, so gehe ich nun dazu über, die aufgewiesene Erscheinung auf die Möglichkeiten ihres Ursprunges hin anzusehen. Das soll im Wege des Vergleiches geschehen, zunächst ohne Geltendmachung von Gründen geschichtlicher Art. Erst der später zu unternehmende Versuch, die Geschichte der armenischen Baukunst zu geben, wird zu untersuchen haben, ob die aufgewiesenen Möglichkeiten auch im einzelnen Falle und im Ganzen als die wahrscheinlichen gelten können. Ich darf nicht Kunstgeschichte auf Grund der zur Zeit herrschenden allgemeinen Geschichtsvorstellungen machen, sondern muß unabhängig von Schulmeinungen die Wege des Faches gehen, um dann selbständig im Rahmen der Geschichte Stellung nehmen zu können. Entwicklungsgeschichte ist Wesensforschung und baut zunächst auf Annahmen; aus ihren Ergebnissen kann erst durch Vergleich mit allen andern Lebenswesenheiten Geschichte gemacht werden. Die bildende Kunst ist ein Wegweiser wie kein zweiter, solange man von den Denkmälern ausgeht und sie nicht bestehenden Meinungen unterordnet. Nachfolgend wird lediglich die Kenntnis der Zeitstellung der einzelnen armenischen Kirchen, wie sie im Typenkataloge vorgeführt wurden, vorausgesetzt. Sie gehören fast alle vor das Jahr 1100 und schließen sich, wie es scheint, zu zwei Blütezeiten zusammen: einer ersten im 7. Jahrhundert und einer zweiten um 1000. Freilich geht diesem Blühen, das heute noch durch inschriftlich beglaubigte Denkmäler zu belegen ist, eine Werdezeit, das 4.—6. Jahrhundert, voraus. Mit dieser aber können wir uns erst, da sie versunken ist und aus dem Erhaltenen erschlossen werden muß, später im geschichtlichen Teile beschäftigen. Hier sollen nur die den erhaltenen armenischen Kirchen vorausliegenden einheimischen oder entsprechende Parallelen anderer Kunstkreise herangezogen werden, um erwägen zu können, ob die armenische Bauerscheinung an andere Kunstströme anschließt. Das geschieht in dem Abschnitte über die Gestalt. Die selbständige Weiterbildung soll dann in dem Abschnitte über die Form verfolgt werden. Die Scheidung dieser beiden Arten der Erscheinung erfordert also ein genaueres Eingehen auf die Ursprungsfragen. Eine Beurteilung der künstlerischen Tat eines Volkes ohne diese Scheidung ist unwissenschaftlich. Trotzdem ist sie planmäßig bisher für keinen der bekannten Kunstströme unternommen worden. Davon im vierten Buche.

[1]) Vgl. Ter-Mowsessian, »Das armenische Bauernhaus«, Mitt. d. Anthropologischen Gesellschaft in Wien, N. F. XII (1892), S. 125 f.

Einleitung.

Ich gehe einleitend aus von einigen Proben der Versuche, die bisher gemacht wurden, die Möglichkeit des Entstehens der eigenartigen armenischen Bauerscheinungen zu begreifen und wende mich dann im Kern erst der Frage nach der Gestalt zu. Ganz allgemein sei zunächst dankbar anerkannt, daß ein französischer Forscher, der bereits öfter genannte Gabriel Millet, mir auf dieser entwicklungsgeschichtlichen Spur, wie ich sie als Lebensweg gehe, als erster gefolgt ist. Sein Werk »L'école grecque« ergänzt seinen beschreibenden Atlas über Mistra[1]) und sucht auf Grund meiner eigenen und der durch sie angeregten Arbeiten in das Werden der hellenischen Bauformen des 14. bis 15. Jahrhunderts hineinzuleuchten. Ich sehe hier zum erstenmale meine Saat aufgehen. In Deutschland ist eine solche Wirkung leider noch nicht zu merken, im Gegenteil sucht man dort auf das eifrigste den alten Schulstandpunkt mit Rom-Byzanz als gebendem Teil aufrecht zu halten. Dadurch wird natürlich alles Erfassen der Zusammenhänge von vornherein auf den Kopf gestellt. Da war schon Diehl, »Manuel de l'art byzantin«, 1910, weitergekommen. Die deutsche wissenschaftliche Rechtgläubigkeit hemmt in dieser Richtung schwächlich und liebedienerisch jeden Fortschritt. Will man die armenische Frage von der Forschung im Lichte der Entwicklung gestreift sehen, so muß man entweder ein Jahrhundert fast zurückgehen auf die Zeit, in der sich der deutsche Geist jene Vormachtstellung eroberte, die heute allmählich wieder abbröckelt, wenigstens soweit der historisch-philologische Gesichtskreis in Betracht kommt, oder man muß unbefangene Anfänger reden hören, die bei aller Scheu vor der herrschenden Schulmeinung sich doch an Fragen der Entwicklung heranwagen.

Schnaase. Karl Schnaase, der erste Deutsche, der eine klare Vorstellung von der Wesensstellung der bildenden Kunst und davon hatte, daß für sie im Weltverkehre andere Grundsätze geltend sind, als auf dem bevorzugten Gebiete aller wissenschaftlichen Forschung, der Sprache und Literatur, hat in seinem großen Aufbau einer Geschichte der bildenden Künste (2. A. III, S. 325) über die Kunst von Armenien und Georgien ein die damalige Kenntnis zusammenfassendes Urteil gefällt: »Bei einem Volke, roh und schwach, in sich geteilt, durch Abhängigkeit von verschiedenen fremden Herrschern moralisch entkräftet, läßt sich eine eigene Kunst nicht vermuten. Auch ist es außer Zweifel, daß Georgier und Armenier ursprünglich fremden Vorbildern folgten, hauptsächlich römisch-byzantinischen; allein sie erschufen sich dennoch später einen eigenen Styl«. Diese Kritik ist 1869 erschienen. Es kann nicht wundernehmen, daß sie schief ausfiel; dagegen ist es sehr bezeichnend für den Rückgang der Kunstforschung und die Einzwängung ihres Gesichtskreises durch Einführung der sogenannten historischen Methode, daß an diesem Urteil im wesentlichen in dem letzten halben Jahrhundert nichts geändert wurde. Ein tätiges Verschulden tragen im wesentlichen nur die russischen Forscher, die die Abhängigkeit von Byzanz und das späte Einsetzen eines selbständigen Stiles zum Glaubenssatz erhoben. Vor allem haben Kondakov[2]) und Gräfin Uwarov[3]) die armenischen Denkmäler derart zeitlich zurückgeschoben, daß man die ältesten heute erst wieder entdecken muß. Da war schon Schnaase gerechter (S. 326). In Abkhasien habe sich der byzantinische Stil erhalten: »Armenien dagegen, in politischer und kirchlicher Beziehung getrennt, bildete aus den römischen und byzantinischen Formen, welche dorthin überliefert worden, in Verbindung mit einheimischen Elementen, vielleicht auch mit Traditionen von der persischen Seite her und mit Anregungen arabischen Geschmacks einen sehr eigentümlichen und interessanten Kirchenstyl aus, welcher demnächst auch auf Georgien überging oder doch einen starken Einfluß ausübte«. Dieses Urteil Schnaases ist bei den Neueren eher in sein Gegenteil verkehrt worden. Byzanz wurde Georgien gegenüber und dieses für Armenien zum gebenden Teile gemacht[4]). Es ist Zeit, in diese Dinge einmal gründlich hineinzuleuchten[5]).

Bachmann. Die bei Vorführung der Gattungen und Arten (S. 70 f.) zugrunde gelegte Einteilung nach Bauformen dürfte bei manchem Fachgenossen Gedanken über die Möglichkeit von entwicklungs-

[1]) »Monuments byzantins de Mistra«, 1910. Album de 152 planches.
[2]) Alte Architektur Grusiniens, Moskau 1876 (russ). Vgl. oben S. 56 f.
[3]) Vgl. das Vorwort zu Band V der Sammlungen des kaukasischen Museums (1902), S. IX.
[4]) Vgl. Wulff, »Altchristliche und byzantinische Kunst«, S. 395 u. 479 f.
[5]) Vgl. meine »Bildende Kunst des Ostens« und »Altai-Iran«.

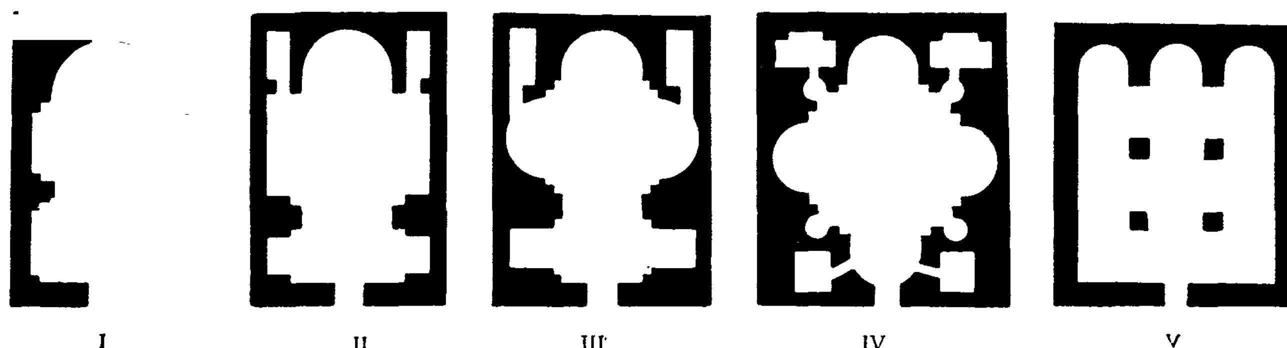


Abb. 377. Typenabfolge der armenischen Kirche nach Bachmann.

geschichtlichen Zusammenhängen ausgelöst haben. Die Reihen stehen so einladend nebeneinander, daß es naheliegt, sie auf ihre Urformen, deren Verzweigung und Weiterentwicklung hin zu betrachten. Und da immerhin möglich ist, daß in den Reihen alle Hauptformen vertreten sind, so liegt von seiten der Vollständigkeit nicht einmal ein besonderer Einwand gegen einen solchen Versuch vor. Tatsache ist, daß z. B. ein so frisch in die Forschung tretender junger Architekt wie Walter Bachmann sich die Freude gegönnt hat, in seinem Werke über »Die Kirchen und Moscheen in Armenien und Kurdistan« an den Schluß seiner Vorführung des gewonnenen Materials (S. 54) einen Versuch der Grundrißentwicklung zu setzen, den ich hier, Abbildung 377, wiedergebe, um den Spürsinn des Lesers anzuregen, bevor ich darangehe, die Frage meinerseits im Anschluß an Thoramanian nach wissenschaftlich darzulegenden Grundsätzen in Angriff zu nehmen. Abbildung 377 zeigt nebeneinander fünf Grundrisse.

I. Das tonnengewölbte Langhaus durch einen Gurtbogen geteilt. Es ist die Bauform, die ich oben Seite 141 f. vorgeführt habe.

II. Das tonnengewölbte Langhaus durch einen Gurtbogen geteilt, der, meint Bachmann, ein kräftiges raumteilendes Glied geworden sei, indem er gleichzeitig nach der Türseite des Langhauses verschoben wurde, »bis er um die Raumbreite von der Apsisstirnwand abstand«. Sicherlich schon vor dem 11. Jahrhundert sei dann der Versuch gemacht worden, diese Vierung besonders zu betonen, indem man die Tonne durch eine Kuppel ersetzte. Hier liegt der erste Grundfehler in der Aufstellung dieser Entwicklungsreihe: Zwischen I und II vermittelt keine Brücke in dem Sinne, daß man durch das Verschieben der Gurten auf die Anwendung der Kuppel gekommen sei; vielmehr war es die Kuppel, die dem Tonnenbau die Umbildung aufzwang. Davon unten mehr. Es ist beachtenswert, daß die Vierung nicht die »Raumbreite«, also von Seitenwand zu Seitenwand hat, sondern nur die Breite der der ganzen Gattung zugrunde liegenden Einheit, wie wir sehen werden, des Kuppelquadrates.

III. Die nächste Stufe zeigt die an den quadratischen Raumteil anliegenden Seitennischen als Halbkreise, denen gegenüber die Apsis zumeist nur durch größere Tiefe hervorgehoben ist. Dieser Typus entsteht nach Bachmann aus dem Vorigen durch Zuwachs der Seitenapsiden. Ist das möglich? Vgl. oben Seite 159 f.

IV. »Schließlich, und als letzter Schritt der Weiterbildung, verschwindet auch der letzte schmale, an der Türwand gelegene Langhausrest. Der Raum wird auch hier durch eine Halbkreisnische geschlossen«, in den Ecken kleine Kammern wie im Osten. Ist es wirklich denkbar, daß dieses Quadrat mit Strebenischen in den Achsen und Ecken (oben S. 82 f.) aus dem Langhausbau hervorgegangen sein sollte?

V. Zu den genannten vier Grundrißtypen tritt, wohl erst, meint Bachmann, einer verhältnismäßig späten Zeit entstammend, eine Grundrißform, die sich fast dem Quadrat nähert; sie läßt in der Hauptsache eine innere Raumaufteilung in annähernd gleich große Felder erkennen. Dies wird durch vier Stützen bewirkt, welche teils als Pfeiler, teils als Säulen (?) ausgebildet erscheinen. — Dieser Typus der Kreuzkuppelkirche ist einer der ältesten der armenischen Kunst und erscheint nicht so zusammenhanglos den andern Typen gegenüber wie Bachmann anzunehmen scheint. Vgl. oben S. 95 f. und 173 f.

Über einen Versuch Dieulafoys, eine Typenreihe aufzustellen[1]), wird gelegentlich zu handeln sein.

[1]) Geschichte der Kunst in Spanien und Portugal, S. 8.

Doch sei gleich hier gesagt, daß bei allen großen Verdiensten dieses Forschers seine kunstgeschichtlichen Aufstellungen besser beiseite gelassen werden. Ich bedauere daher, daß ein deutscher Fachmann wie P. Clemen[1]) statt die in meinem »Kleinasien, ein Neuland« eingeführten und jetzt allgemein angenommenen Schlagworte zu verwenden, z. B. im Falle »Kreuzkuppelkirche« lieber zu Dieulafoys Bezeichnung α β δ greift, als mir zu folgen. — Es ist hier vielleicht auch der Ort, einer Aufstellung von Marr zu gedenken, die er im Jahre 1892 nach seiner ersten Forschungsreise nach Armenien veröffentlicht hat[2]). Marr geht aus von Beobachtungen, die er in Ani und Umgebung machte, legt den kreuzförmigen Typus als entscheidend zugrunde und trennt dann, auch zeitlich, drei Typenreihen: 1. Die Art von Alaman aus dem 7. Jahrhundert. 2. die Art von Bagaran, die sich bis Chtskonk verfolgen ließe, also auch beginnend mit dem 7. Jahrhundert und 3. die Kreuzform, die in ein Rechteck eingeschrieben sei, vom 10. bis 14. Jahrhundert. Marr selbst wird heute kaum noch an dieser Einteilung festhalten.

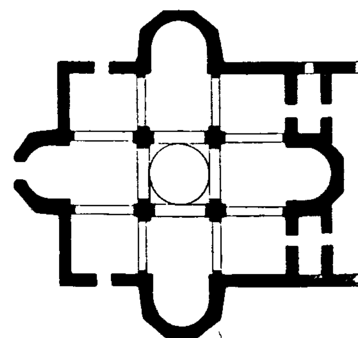
Nach dieser stimmenden Einleitung, die von Forschern ausging, denen ja nur ein kleiner und im Falle Bachmann zeitlich später Bruchteil der armenischen Denkmälerwelt zur Verfügung stand, soll nun versucht werden, entwicklungsgeschichtliche Richtlinien aufzustellen und dabei die beiden wichtigen Bauten einzuordnen, die bisher als typenunrein zurückgestellt worden waren: die Kathedrale von Edschmiatsin und die Sergioskirche von Tekor. Auch die Palastkirche von Ani, Seite 137 f., hätte eigentlich erst hierher gehört. Über einige andere Bauten, die oben übergangen wurden, erst in späteren Abschnitten.

Thoramanian. An dieser Stelle setzen nun die eingehenden und langjährigen Forschungen von Thoramanian ein. Er hat gerade an der Hand der Kathedralen von Edschmiatsin und Tekor versucht, die Entwicklungsgeschichte der armenischen Kirchenbaukunst zu enträtseln. Es empfiehlt sich daher im Anschluß an die Vorführung der beiden Bauten von seinen Aufstellungen auszugehen.

a) Die Kathedrale von Edschmiatsin.

Es ist das nationale Heiligtum der Armenier, dem wir unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Seine Geschichte ist unklar. Wir sind für die Gründungszeit und das erste Jahrtausend überhaupt ganz auf den tatsächlichen Baubefund und die spärlichen Nachrichten der Schriftsteller angewiesen. Meine Aufstellung vom Jahre 1891 im »Edschmiatsin-Evangeliar«, Seite 3 f., entspricht der Einsicht, die ich damals auf Grund der Vorarbeiten von Dubois, Brosset, Grimm, Texier u. a. hatte gewinnen können. Heute, wo die Untersuchungen Thoramanians, meine eigenen Aufnahmen und die inzwischen durch die Erforschung des Gesamtorients gereiften Kenntnisse vorliegen, muß mir vor allem das Verhältnis zu Byzanz in anderem Lichte erscheinen[3]). Was hier in Edschmiatsin vor uns steht, hat nichts mit Byzanz zu tun, ist vielmehr weit eher zum Ausgangspunkt der Wandlung geworden, die sich in Konstantinopel durch den fortschreitenden Einfluß des Ostens vollzog. Wie weit dabei Armenien und das Heiligtum in Edschmiatsin im besonderen mitgewirkt haben, wird im vierten Buche zu untersuchen sein.

Inschriften aus der Gründungszeit sind nicht erhalten. Die erste sichere Nachricht gibt Lazar von Pharpi in seiner Geschichte Armeniens (geschrieben 505—510), Cap. 73 (Langlois, S. 352), wonach Wahan der Mamikonier sich 483/4 nach Wagharschapat begeben, dort in der hl. Metropolis geopfert habe und dieses Gebäude, das seine Vorfahren gebaut hätten, das aber vor Alter zusammenfiel, mit glänzendem Prachtaufwand wiederherstellen ließ. Man kann also nur annehmen, daß es schon vor 484 eine solche Metropolis gegeben habe. Alle genaueren Angaben über die Gründungszeit sind Annahme.



Aufnahme Thoramanian.
Abb. 378. Edschmiatsin, Kathedrale: Grundriß.

Der heutige Bau, von dem Abb. 262 eine Aufnahme gab, deren Hauptzüge Abb. 378 herausgreift, stellt sich als ein Gemisch aus allen Jahrhunderten dar. Da er weder im einzelnen vermessen ist, noch je

[1]) »Die romanische Monumentalmalerei in den Rheinlanden«, S. 714, Anmerkung 8.

[2]) Otschet der kaiserlich archäologischen Kommission von 1892, S. 81 f.

[3]) Vgl. darüber schon meine Arbeit von 1907 »Die kleinarmenische Miniaturenmalerei«, Veröffentlichungen der k. Universitätsbibliothek Tübingen I, S. 19 ff.

Ausgrabungen gemacht wurden, ist seinen Schicksalen schwer beizukommen. Ich gehe darauf nur ein, soweit das erste Jahrtausend in Betracht kommt. Den Kern bildet ein Quadrat, dessen Südwestecke in Abbildung 340/41 sichtbar ist. Daraus treten vier mehrseitige Ausbuchtungen hervor, von denen die eine in Abb. 341 rechts erscheint, während die andere in der Westapsis durch den Vorbau verdeckt ist. Jede der Apsiden trägt einen modernen Aufbau, bestehend aus Bogen, die einen Säulenkiosk tragen. Zwischen ihnen Abb. 379 f. ragt beherrschend die Kuppel auf, die nach dem Grundriß (Abb. 378) [1]) auf vier Pfeilern ruht. Ihr Abstand ist auffallend klein, nur 5·20—5·46 m, der Kuppeldurchmesser beträgt 6·22 m. Diesen unbedeutenden Raumabmessungen der Mitte gegenüber fällt sehr auf, daß der Abstand der Pfeiler von den umschließenden Wänden fast ebenso groß ist, wie ihr Abstand untereinander, 5·42 m, bzw. je nach den Ecken 4—6 m. Aus diesem Grunde kann man den Bau von vornherein nicht der Gruppe der reinen Kuppelbauten über dem Konchenquadrat mit Mittelstützen zurechnen, man vergleiche nur den dafür mustergültigen Bau der Kathedrale von Bagaran (Abb. 84). Dort stehen die Pfeiler auch nicht viel weiter (5·45 m), aber der Abstand von den Wänden beträgt trotz der kleineren Kuppel bei quadratischen Pfeilern nur ein Drittel bis ein Viertel des Pfeilerabstandes (1·80 m, bzw. 1·45 m). Das ist der erste Grund, weswegen die Kathedrale von Edschmiatsin nicht in die Typenfolge eingereiht werden durfte. Es müssen an ihr Veränderungen vorgenommen worden sein, die zu durchdringen Voraussetzung ist, bevor versucht werden kann, den Bau mit dem Typenkataloge in Verbindung zu bringen.



Abb 379. Edschmiatsin, Kathedrale: Nordansicht. Aufnahme Thoramanian.



Abb. 380. Edschmiatsin, Kathedrale: Südansicht. Aufnahme Thoramanian.

[1]) Vgl. oben S. 233; dazu mein »Edschmiatsin-Evangeliar«, S. 4 und »Der Dom zu Aachen«, S. 41.

Thoramanian geht bei seinem Versuche, diese Rätsel zu lösen[1]), von einer Beobachtung aus, die er am Äußern des Baues gemacht hat. In Abbildung 379 (nach Thoramanian, Abb. 1) bemerkt man an den Wänden zu beiden Seiten der Nordkonche oben unter den schrägen Dächern Giebelreste (7 und 8, über dem Fries 10), die nach Thoramanian durchaus antike Formen zeigen (leider war eine Einzelaufnahme oder Zeichnung ohne Gerüst nicht möglich). Schon Dubois III, 374, schloß daraus auf einen Umbau und gibt in seiner Tafel III, VII den état primitif, lorsque le roi Tiridate la fit construire. Man sieht bei ihm die Giebel und Friese mit jenem Zahnschnitt (Bogenfries) verziert, den er für griechisch nimmt (Text zu den Tafeln Seite 2)[2]), der aber in Wirklichkeit nichts mit griechisch-römischer Architektur zu tun hat, eher ein bezeichnendes Glied der ältesten persischen Bauten ist. Davon unten. Thoramanian führt die Giebel auf die Zeit des Neubaues nach einer Zerstörung von 380 zurück. Es wäre zu wünschen, daß das Patriarchat einmal eine wissenschaftliche Aufnahme des ganzen Baues durchführen ließe; dann erst werden solche Annahmen auf ihre Berechtigung hin geprüft werden können. Mit den Giebeln oben stehen in Zusammenhang die Türen unten. Üblich ist bei Viernischenbauten, daß die Türen in die Apsiden der Nord- und Südseite gelegt sind: so in Artik, Awan, der Hripsime u. s. f. Eine solche Tür findet sich in Edschmiatsin nur im Westen, vor ihr der Glockenturm aus dem 17. Jahrhundert. Im übrigen hat die Kirche heute zwei Türen (vgl. die Grundrisse Abb. 262, 378) und hatte einst deren vier, was allein auf ein hohes Alter weist, weil (vgl. 322 f.) die mit der Zeit abnehmende Zahl der Türen für die Entwicklung ebenso bezeichnend ist wie das Kleinerwerden der Fenster. In der jetzigen Kathedrale des Patriarchen führt je eine nur etwa 1·65 m breite Tür gleich neben der Westecke im Norden und Süden — also unter den alten Giebeln — in das Innere. Zwei gleiche, kleine Türen sind auch an der Ostseite der Nord- und Südmauer zu ergänzen. An der Südseite ist davon noch der alte Türbogen (Abb. 380) erhalten, sonst ist alles, besonders an der Nordseite, vermauert worden. Im allgemeinen kann gelten, daß man an der Nordmauer (Abb. 379) noch gut die alten Giebel, an der Südmauer (Abb. 380) gut die Anlage der beiden Türen beobachten kann, von denen die eine links im Westen heute noch im Gebrauch ist. Die Fenster stehen zu dreien über diesen Toren.

Wir müssen uns also einen ganz außergewöhnlichen Bau mit vier Seiteneingängen unter abschließenden Giebeln denken. Mit diesem haben, schon wegen des abweichenden Mauerwerkes, die jetzigen Ausbuchtungen nichts zu tun. Um nachzuweisen, daß sie ursprünglich gar nicht vortraten, sondern im Innern des Baues lagen, geht Thoramanian aus von der Nachricht, daß im Osten der Kirche einst zwei kleinere Bauten gelegen hätten, weswegen der Ort Uetsch Kilisse genannt worden war. Daraufhin stellt nun Thoramanian — der die erste Gründung ins 4. Jahrhundert versetzt und eine Längskirche annimmt — den ursprünglichen Kern des jetzigen Bauwerkes nach Art der Apostelkirche von Ani (Abb. S. 106) wieder her mit vier innerhalb des Mauerquadrates liegenden Apsiden (Abb. 381) und nimmt an, so sei die Kirche am Ende des 5. Jahrhunderts (etwa 484) von Wahan Mamakonian neu errichtet worden. Katholikos Komitas (611—628), der die Kirche am Anfang des 7. Jahrhunderts erneute (nach Sebeos), habe wahrscheinlich keine Veränderungen vorgenommen, sondern sich 618 lediglich damit begnügt, das Dach und die Kuppel aus Stein zu bilden, die nach Johannes Katholikos (Geschichte, Moskau 1853, S. 43) früher aus Holz gewesen seien[3]). Zwanzig Jahre später habe dann Nerses III. die Kuppelpfeiler freigestellt und die Konchen hinausgeschoben. Es stamme also der Grundstock der heutigen Kirche aus dem 7. Jahrhundert. Ich beschränke mich vorläufig auf die Mitteilung dieser Aufstellungen Thoramanians und komme erst auf sie zurück,

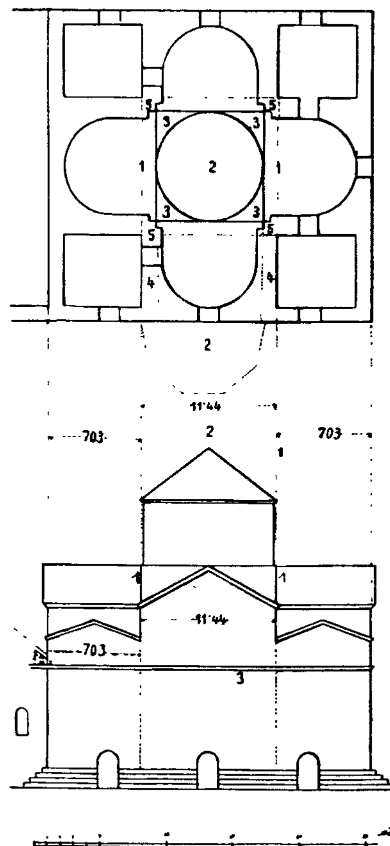


Abb. 381. Edschmiatsin, Kathedrale: Wiederherstellungsversuch von Thoramanian.

[1]) »Von den ältesten Formen der Kathedrale zu Edschmiatsin«. Zapiski der östlichen Abteilung der kaiserlich russischen archäologischen Gesellschaft, XIX (1909), S. 31 f.

[2]) Vgl. Alischan, »Airarat«, S. 214.

[3]) Davon später ausführlich. Vgl. die Ausgabe Saint-Martin, S. 64

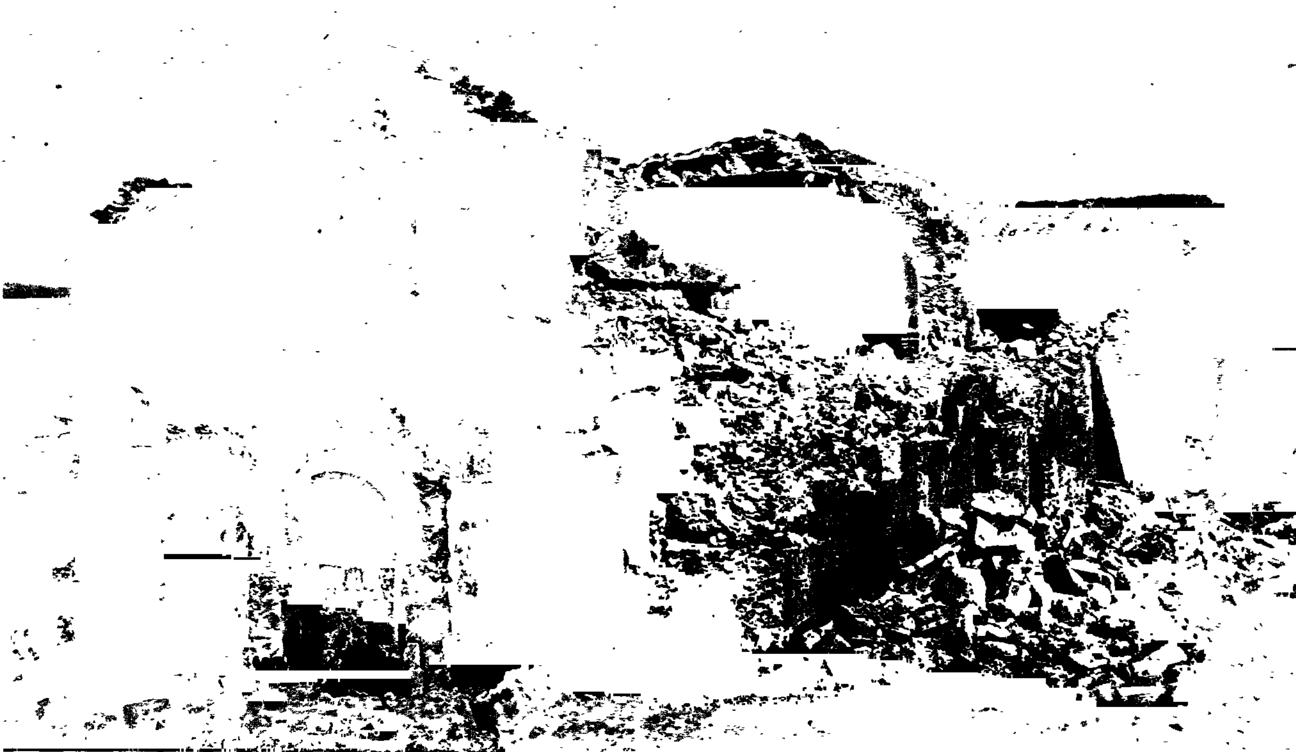


Abb. 382. Tekor, Sargiskirche, Südwestansicht: Heutiger Zustand (vgl. Abb. 24).

wenn ich auch die Ergebnisse seines zweiten Forschungsgegenstandes, Tekor, vorgeführt habe freilich nicht ohne gleich hier Einsprache erhoben zu haben gegen Thoramanians gleichzeitige Annahme der späten Entstehung der Kuppel in Armenien. Die Holzkuppel, von der Johann Katholikos spricht, wird wohl wie im Oktogon Konstantins in Antiochia auf eine vorläufige Herstellung (nach einem Einsturze?) zurückgegangen sein: Die Kuppel ist in Armenien nicht erst mit diesem Bau eingeführt. Damit fallen auch alle Einwürfe, die von Seiten der Architekten gegen Thoramanian gemacht wurden, als er in seiner Arbeit über Zwarthnotz um 650 eine mächtige Steinkuppel annahm. Die Kuppel ist der Ausgangspunkt der armenischen Kirchenbaukunst und darf nicht als eine erst im 7. Jahrhundert eingeführte Neuerung angesehen werden. Davon später.

Die Literatur über Edschmiatsin ist sehr groß. Man sehe darüber mein »Edschmiatsin-Evangeliar«, S. 1 f., Lynch I, Seite 262 f. nach und wie sich Rivoira »Architettura musulmana« damit, S. 200 f., auseinandersetzt. Alischan, »Airarat«, Seite 201 f. Unger, Allg. Encyklopädie d. W. u. K. 1. Sekt, LXXXI, Seite 42.

b) Die Kirche von Tekor.

Der alte Bau (Abb. 382) liegt südwestlich von Ani, am Fuß eines Abhanges über dem vom Flusse Tekor emporsteigenden Dorfe. Die Westfassade weist mehrere Inschriften auf, unter denen aber eine solche aus der Bauzeit selbst fehlt. Wir haben die Ersatzinschrift, die leider verstümmelt ist, oben Seite 39 f. kennen gelernt. Danach dürfte die Kirche um 486 entstanden sein. Leider aber ist sie nicht in dieser ursprünglichen Form erhalten, sondern später umgebaut. Daraus erklären sich die schwankenden Angaben über ihre Entstehungszeit. Schon Fergusson [1]), der sie für die älteste erhaltene Kirche Armeniens hält und dem 7. Jahrhundert zuweist, hat bemerkt, daß Texier sie »Byzantine Architecture«, Seite 174, dem 7. Jahrhundert, Seite 4, dem 9. Jahrhundert, in seinem Werk über Armenien, Seite 120, aber 1243 datiere. Rivoira, »Arch. mus.«, Seite 242 f., glaubt, Kuppel und Transept, der Türinschrift entsprechend, mit dem Jahre 484 zusammenbringen, bzw. nach der Inschrift im Tympanon in die Zeit des Patriarchen Johannes I. Mandakuni (480?—502?) setzen zu können und sieht auch, daß die unteren Teile des Baues

[1]) A history of architecture II, S. 336.

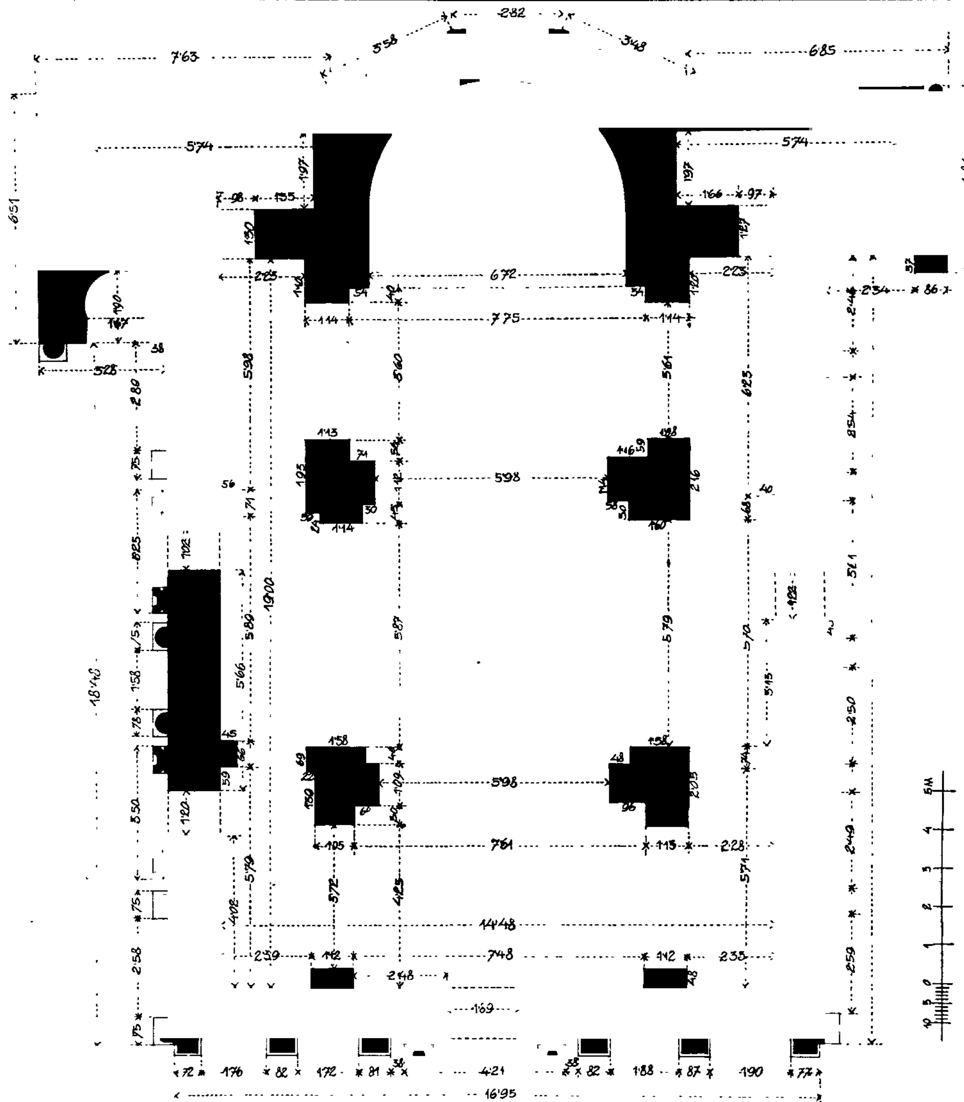


Abb. 383. Tekor, Sargiskirche: Grundriß. Aufnahme Thoramanian.

einer anderen Zeit angehören als die oberen. In Wirklichkeit scheint die Sachlage so, daß die Kuppel mit dem Transept aus der Zeit des Umbaues der ursprünglichen Kirche stammt. Es ist Thoramanian zu danken, in einer Schrift über Tekor die Klärung angebahnt zu haben[1]). Für die frühe Zeitstellung trat auch Marr ein, der an den Wänden Spuren syrischer Inschriften fand[2]).

Abbildung 24, oben Seite 25, zeigt die Südwestansicht des Baues vor dem am 13. August 1912 erfolgten Einsturze der Kuppel[3]). Die Kirche war damals schon äußerlich verfallen, diente aber (wie heute) noch dem Kulte. Im Hintergrund ein breit ausladendes Chorhaus, darauf zulaufend ein Langhaus, dessen Kreuzung mit einem kurzen Querbau von einer quadratisch ummantelten Kuppel mit pyramidalem Dach gekrönt war. Die Deckplatten aller Dächer waren zumeist verschwunden, ebenso eine den Bau einst in seinen unteren Teilen umziehende Halle. Im Grundriß (Abb. 384) hat man einen dreischiffigen Längsraum von 14·48 m Breite mit vier Pfeilern vor sich, in dem der Chorraum weitaus die meiste Fläche einnimmt. Der Vorchor allein ist 3·60 m tief und läßt von dem (mit der 5·60 m tiefen Apsis) 23·60 m langen Schiff nur 17·90 m übrig. Man wird den Bau den Kuppelbauten mit Längstonnen zuweisen, und zwar den rechteckig ummantelten Bauten mit vier offenen Mittelstützen. Ein vergleichender Blick auf Abbildung 212 f. belehrt darüber, daß wir den Typus der Kreuzkuppelkirche vor uns haben: die Tonne über dem Querschiff öffnet sich quer in der Richtung der Wölbung des Tragbogens.

Der Längsschnitt von Texier (Abb. 384) gibt eine Vorstellung der Raumverteilung. Von der seltsamen Kuppel wird unten noch ausführlich zu sprechen sein. Hier sei zur Nachprüfung der Raumverhältnisse in den unteren Bauteilen noch unsere Aufnahme nach dem Kuppeleinsturz daneben gestellt (Abb. 385). Wichtig ist die Feststellung, daß der Mangel einer durchschlagenden Höhenwirkung, wie er dem entwickelten Kuppelbau eigen ist, bei Texier nicht auf verfehlte Messung zurückgeht. Die Kirche macht tatsächlich den gedrückten Eindruck der längsgerichteten Tonnenbauten. Von diesem Eindrucke wird gleich beim Versuche, das Werden von Tekor zu durchdringen auszugehen sein. Ich gebe (Abb. 386) noch eine Ansicht der Ostseite mit ihren beiden breit ausladenden Flügeln zu Seiten der Apsis. Die Fenster sind hier auffallend klein, während die Ausstattung der

[1]) Armenische Architektur I »Der Tempel von Tekor«, Tiflis 1911.

[2]) Zapiski der östlichen Abteilung der kaiserlich russ. archäologischen Gesellschaft, XIX (1909), S. 14 f.

[3]) Vgl. auch Rivoira a. a. O., S. 243.

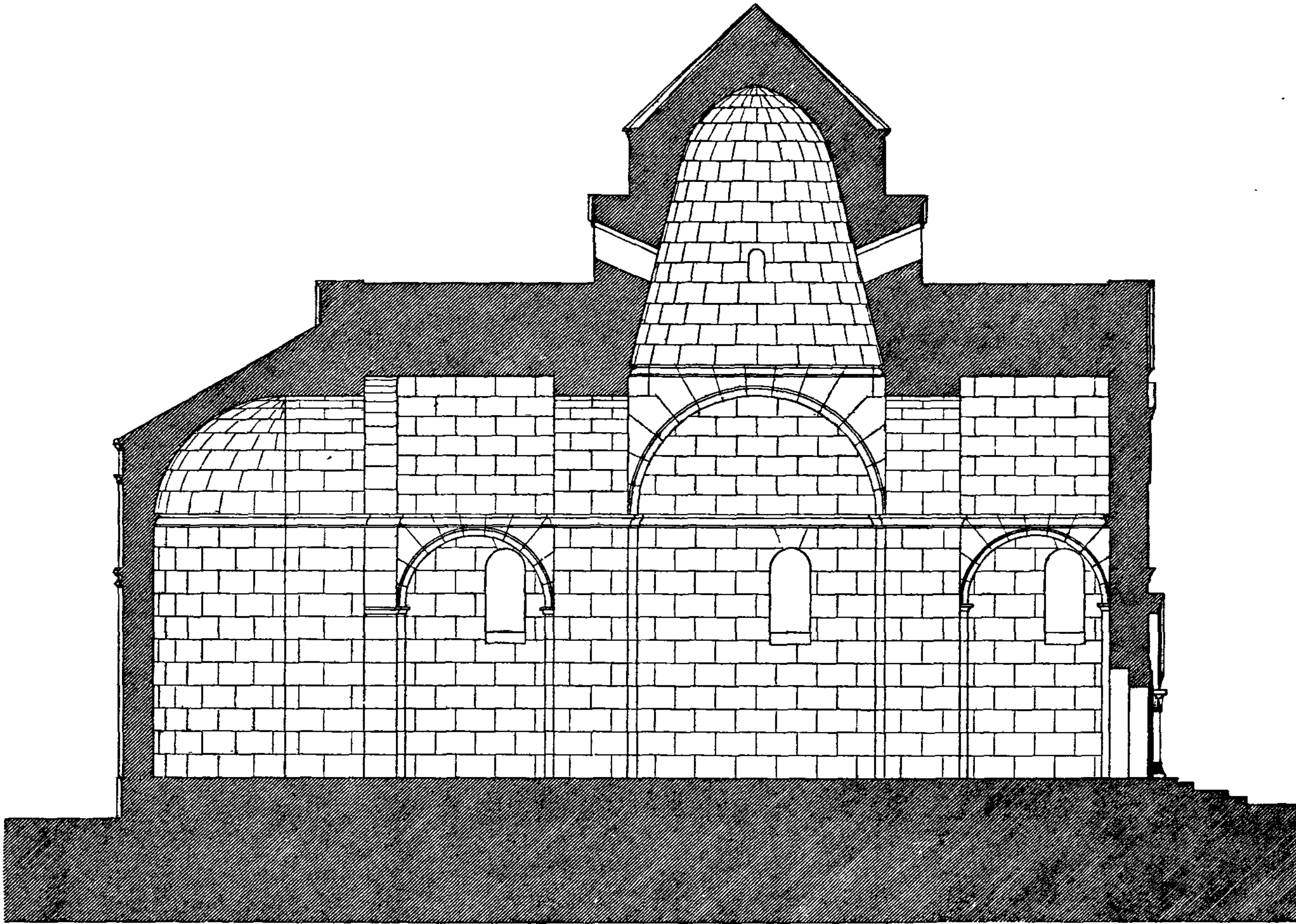


Abb. 384. Tekor, Kirche: Längsschnitt (vom Norden gesehen, ohne die Seitentüren). Aufnahme Texier.

Apsisecken mit Pfeilervorlagen zu seiten des hufeisenförmigen Bogenbandes Überlegungen nach anderer zeitlicher Richtung eröffnet. Man sieht, wie der Bau auf dieser Seite nicht in der üblichen Art durch Stufen über die Umgebung emporgehoben ist, sondern ganz unarmenisch aus einer hohen Mauer herauswächst. Vor dem Bau ein Friedhof.

Das ist der heutige Befund, wie ihn schon Texier festgestellt hat[1]. Es ist nun das Verdienst Thoramanians, auf Grund genauer Untersuchungen nachgewiesen zu haben, daß dieser Typus nicht die ursprüngliche Bauform von Tekor war. Wir können zum Ausgangspunkt seiner (von mir nachgeprüften) Beobachtungen die Untersuchung der Pfeiler machen. Abbildung 387 zeigt den nördlichen Ostpfeiler von der alten, jetzt vermauerten Tür daneben aus gesehen. Im Grundriß (Abb. 383) und der Innenaufnahme (Abb. 385) sieht der Pfeiler freilich, nach den auch in anderen Beispielen der Gruppe der längsgerichteten Kuppelbauten herrschenden Grundsätzen einheitlich gebildet aus. Ein Blick aber in diese Ecke des Sockels zeigt, daß er wiederholt verändert worden ist. Die Profilierung an der Nordseite, mit zwei durch Stege getrennten Hohlkehlen über der Fußplatte, ist in ihrem Verlauf aus drei ungleichen Stücken zusammengefügt und dürfte nach Westen abgearbeitet sein, wenn nicht ursprünglich ein weiterer Block anschloß. Heute ist hier eine einspringende Ecke entstanden, an der das Profil fehlt, auch das des inzwischen davorgesetzten Steines mit dem gedrehten Wulst unter dem in drei Stufen (wie am jonischen Architrav) vortretenden Streifen. Es sieht aus, als hätte man ein älteres Baustück verkehrt wiederverwendet, das gar nicht die für seinen Zweck erforderliche Breite hatte, sondern viel zu lang ist (der Pfeiler darüber tritt etwa 20 cm zurück). Man möchte glauben, daß von dem ursprünglichen Pfeiler nur das Mittelstück a erhalten ist, b angefügt wurde, um den Pfeiler mehr nach Osten zu schieben und c um ihm die nachträglich notwendige Pfeilervorlage zu geben. Wenn also die Pfeiler ursprünglich mehr aneinandergestellt waren, etwa auf 4·80 statt 5·87 m Abstand, so rücken die Pfeilervorlagen, die (Abb. 383) an den Innenmauern

[1]) Description de l'Arménie, pl. 25 f. und S. 120 f.

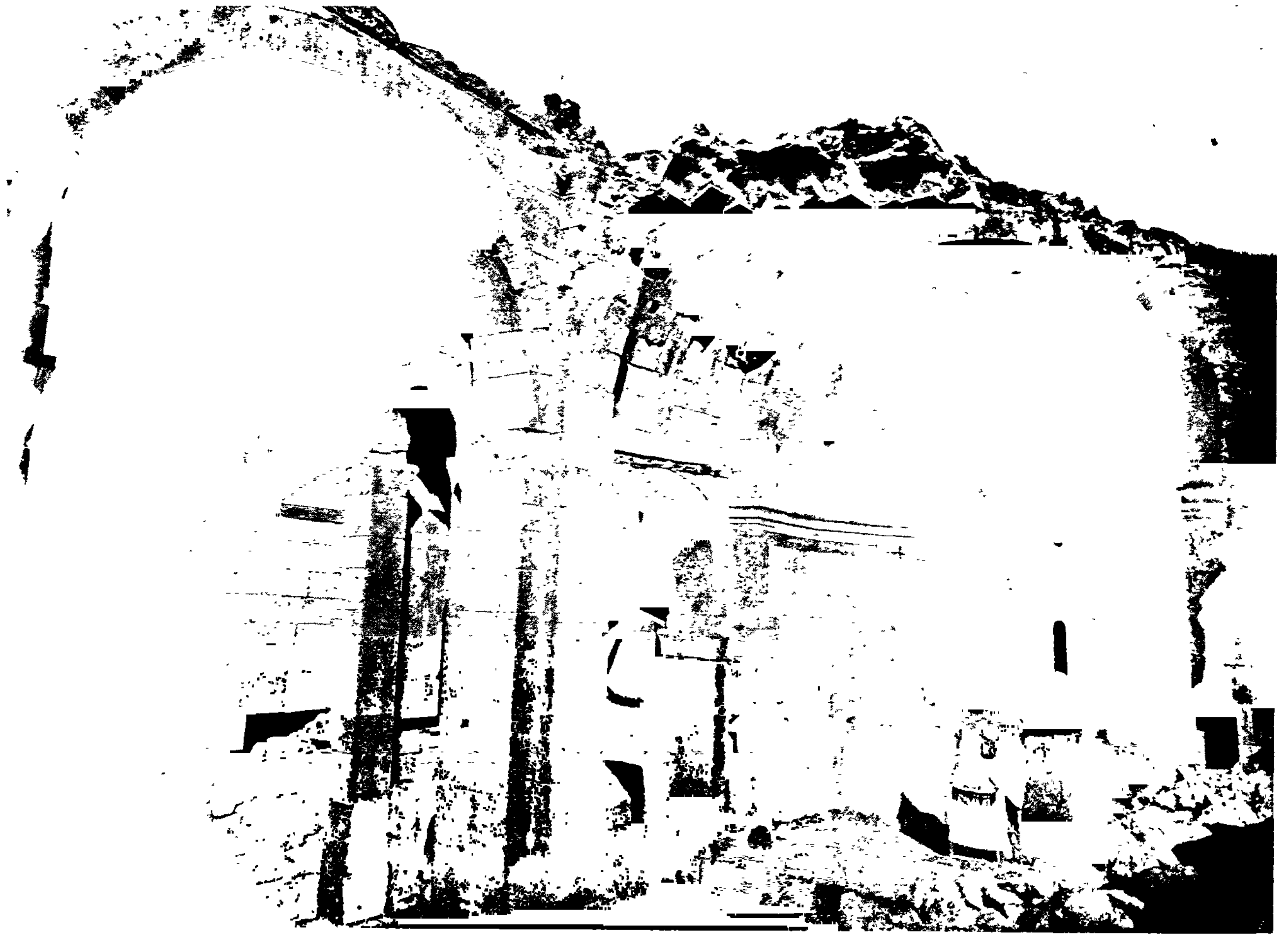


Abb. 385. Tekor, Sargiskirche, Innenansicht: Nordostecke.

ohne rechte Rücksicht auf die Mittelpfeiler angebracht sind, in die Mitte dieser ursprünglichen Pfeiler. Nach Analogie von dreischiffigen Längsbauten, die in ihrem ursprünglichen Zustand erhalten sind, wie Kassach (Abb. 172), müßte es sich dann aber um einen tonnengewölbten Längsbau, nicht um einen Kuppelbau handeln.

Für eine solche Wiederherstellung des ursprünglichen Bauzustandes hat nun Thoramanian mehrere Gründe geltend gemacht, sein Buch über Tekor spitzt sich geradezu auf diesen Nachweis zu, weil er damit seine Überzeugung begründen will, daß es ursprünglich in Armenien überhaupt nur Längsbauten gegeben habe, von denen einige nachträglich wie Tekor in Kuppelbauten verwandelt worden wären. Beleg dafür sei in Tekor die Tatsache, daß die vier Giebel nicht wie sonst gleich breit, sondern die über dem Hauptschiff im Westen und Osten breiter (9·38 m) als die im Süden und Norden (über dem Querschiff) seien (7·08 m). Dieser Unterschied entspreche der Verschiedenheit des Abstandes der Pfeilervorlagen an der Innenseite der Wände. Er beträgt an der Westwand 7·48 m, an der Süd- und Nordwand 5·70, bzw. 5·89 m. Wäre die Kirche von vornherein als Kuppelbau errichtet, so würden diese Abstände gleich sein. Man habe daher offenbar die Pfeiler mit Mühe so verändert, daß sie aus dem Rechteck, wie sie es ursprünglich untereinander bildeten, zum Quadrat für die Kuppel zusammentraten.

Thoramanian nimmt an, die Kirche sei ursprünglich eine Basilika mit drei Pfeilerpaaren gewesen. Man hätte also im Osten zunächst an der Wand im Abstand von 5·80 m etwa eine weitere Pfeilervorlage anzunehmen und sich davor in den heutigen, auffallend weit vorspringenden Apsisenden das dritte Pfeilerpaar zu ergänzen. Dann aber muß die Ostwand selbst weiter herausgerückt werden. Diese Änderung veranschaulicht Abbildung 388 (nach Thoramanian, Tekor, S. 33). Die schwarzen Teile geben darin den von ihm angenommenen ältesten Grundriß. Thoramanian stellt sich vor, daß das noch ein vorchristlicher Tempel gewesen sei. Dieser wäre zuerst verkleinert worden auf zwei

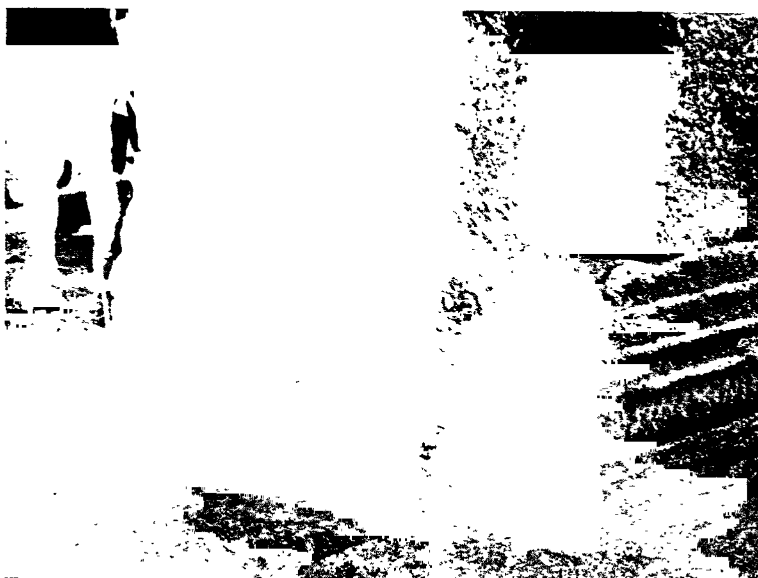


Abb. 386. Tekor, Kirche: Ansicht von Osten.

Pfeilerpaare, immer noch mit gerader Ostwand, dann erst, also nachträglich, sei die Kuppel aufgesetzt, d. h. die Pfeiler mehr auseinandergerückt und verstärkt, dazu in verschiedenen Zeiten die Apsis, die Querhäuser des Chores und der Umgang angefügt worden. Der zweite Zustand ist in Abbildung 389 schraffiert, der dritte grau gelassen. Abbildung 389 gibt zugleich eine Vorstellung von der Umbildung des Innern der Längskirche mit zwei Pfeilern in einen Kuppelbau. Man beachte die Veränderung, die dabei die Pfeiler erfuhren. Ihr Zustand in Abbildung 387 ist dabei freilich noch nicht restlos erklärt. — Hätte Thoramanian recht, so würde sich in Tekor bei der Wandlung zur Kuppelkirche etwas Ähnliches vollzogen haben, wie in S. Marco in Venedig beim Übergange von der Basilika zum Kuppeltypus der Apostelkirche von Konstantinopel.

Auf das Zwischenstadium einer verkürzten Basilika (Abb. 388) kommt Thoramanian durch die Tatsache, daß der Westgiebel des Mittelschiffes nicht wie sonst in einer Flucht mit den Seitenteilen der Ostwand, also auf der Umfassungsmauer der Apsis liegt, sondern schon etwa über der Mitte des Apsisgewölbes dieses übersetzt, an der Stelle nämlich, wo in Abbildung 388 die schraffierte Ostwand des Zwischenstadiums mit zwei Pfeilern die alte Basilika durchsetzt.

Die Arbeit von Thoramanian über Tekor ist 1911, der Aufsatz über Edschmiatsin 1909 erschienen. Es ist daher doppelt von Bedeutung, wenn Thoramanian über Tekor sagt, der ursprüngliche Bau, die Pfeilerbasilika, sei älter als die Kathedrale von Edschmiatsin. Da er zusetzt, also früher als das 5. Jahrhundert, so meint er mit Edschmiatsin den Bau des Wahan Mamikonian aus dem Ende des 5. Jahrhunderts, d. h. den Vierkonchenbau ohne freistehende Mittelstützen (Abb. 381). Dem



b) Ost- und Nordseite. a) Mittelstück. c) Westseite

Abb. 387. Tekor, Sargiskirche: Nördlicher Ostpfeiler.

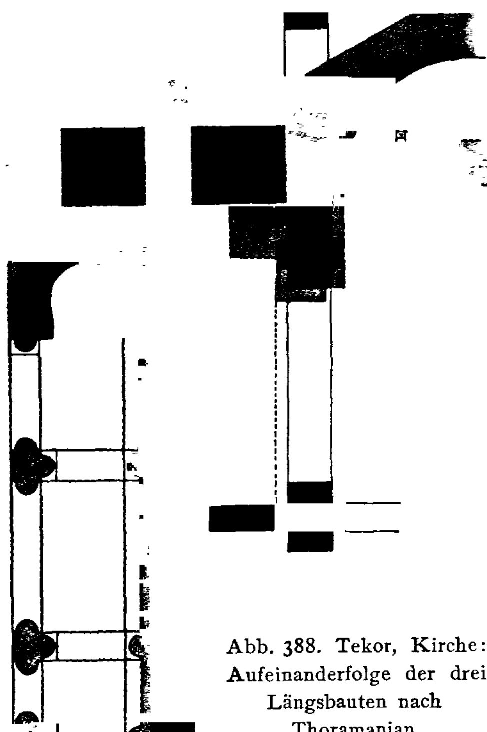


Abb. 388. Tekor, Kirche: Aufeinanderfolge der drei Längsbauten nach Thoramanian.

entspricht auch seine Schlußaufstellung in dem Buche über Tekor, die etwa lautet: Das Christentum sei nach Armenien über Syrien und Mesopotamien gekommen, daher läge der Gedanke nahe, von dort auch die erste Form der armenischen Kirchen herzuleiten. Doch fände sich dort kein Bau vor dem 4. Jahrhundert, den man mit den ältesten armenischen Kirchen vergleichen könnte (davon später). Auch in Byzanz und Rom sei das Christentum nicht herrschend gewesen, daher auch dort noch keine Kirchen errichtet worden, als man in Armenien schon eifrig baute. Darum müsse die ursprüngliche Form der armenischen Kirchen in Armenien selbst gesucht werden. Von den Geschichtschreibern wüßten wir, daß die vorchristlichen Armenier viele Tempel und Heiligtümer gehabt hätten. Obwohl das armenische Heidentum mit dem persischen verwandt gewesen sei, habe doch der griechisch-römische Einfluß im Kult wie in der Baukunst eine große Rolle, besonders unter Trdat, dem letzten Heidenkönige, gespielt. Von den Geschichtschreibern wüßten wir außerdem, daß Gregor der Erleuchter und Trdat eifrig begonnen hätten, neue Kirchen zu errichten und alte Tempel zu weihen (?). Die neuerbauten Kirchen wären vermutlich nach dem Muster der alten Tempel errichtet worden. Man könne daher annehmen, daß alle diese Kirchen: Tekor, Ereruk, Odzun (Usunlar), Kassach, Aschtarak und eine Anzahl anderer, die ältesten armenischen Kirchen überhaupt seien und in ihrer ursprünglichen Form den armenischen Tempeln sehr nahe ständen. Der letztere Gedanke würde noch wahrscheinlicher, wenn man die Ähnlichkeit dieser Kirchen mit den griechisch-römischen Tempeln ins Auge fasse. Vielleicht seien auch einige von diesen Kirchen ursprünglich nichts anderes als Tempel gewesen, und zwar von zweierlei Art: mit und ohne Umgang. In Tekor sei der Umgang erst später hinzugekommen, jedoch nicht nach dem 6. Jahrhundert, im 7. Jahrhundert baue man keine solchen Umgänge mehr (Odzun?).

In dem gleichen Buche über Tekor sagt nun Thoramanian über die Einführung der Kuppel: Edschmiatsin hätte schon im 5. Jahrhundert eine Kuppel gehabt, die der geschichtlichen Überlieferung nach bis zum 7. Jahrhundert aus Holz bestanden habe. Vermutlich sei diese Kuppel der Kathedrale von Edschmiatsin das erste Beispiel dieser Form in Armenien gewesen. Der Wunsch auf alten Bauten wie Tekor eine solche Kuppel mit Kreuzdach zu sehen, d. h. das Streben der Armenier, ihre Kirchen dem Hauptheiligtume in Edschmiatsin ähnlich zu machen, sei die Ursache vieler Veränderungen dieser Bauten gewesen. Im 5. Jahrhundert hätte man in Armenien wahrscheinlich noch nicht Kuppeln aus Stein errichten können. Im 7. Jahrhundert dagegen sei die Steinkuppel schon weit verbreitet und diejenige von Tekor von allen die primitivste und einfachste. Sie müsse daher zwischen dem 5. und 7. Jahrhundert erbaut worden sein[1]).

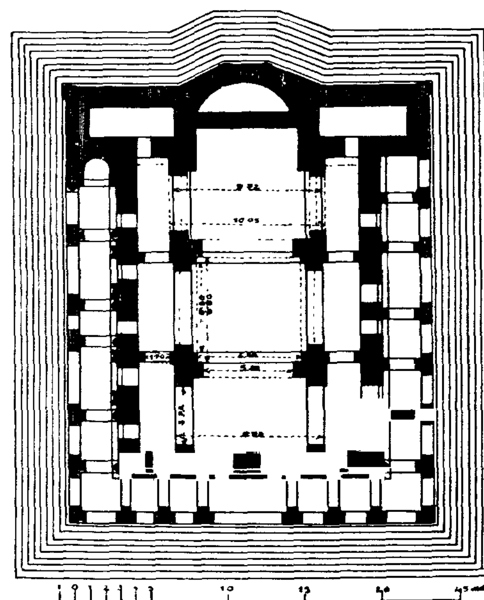


Abb. 389. Tekor, Kirche: Umbildung der dritten Längskirche in einen Kuppelbau nach Thoramanian.

Soweit Thoramanian. Wir hätten danach auf armenischem Boden ursprünglich nur mit dem dreischiffigen Längsbau zu rechnen, die Kuppel hätte erst im 7. Jahrhundert aus dem Holzbau Eingang in den Steinbau gefunden. Man sieht, Thoramanian gelangt

[1]) Weitere Nachrichten über Tekor: Alischan, »Schirak«, S. 131. Thoramanian hat Tekor bis in die letzten Einzelheiten gezeichnet. Es wäre eine Sünde, diese wertvollen vor dem Kuppeleinsturz ausgeführten Blätter unveröffentlicht zu lassen.

schon in den Jahren 1909—1911 in seinen, durch ein Jahrzehnt mit allem nationalen Eifer geführten Untersuchungen im Grunde zu einem Schlusse, der dem raschen Urteile Bachmanns von 1913 nicht unähnlich ist: für beide Architekten ist der Längsbau das anfänglich Gegebene, die Kuppel kommt erst nachträglich in der Entwicklung zur Geltung. Diese Ansichten stehen der Anordnung meiner Reihen von Gattungen und Arten, sobald man sie als entwicklungsgeschichtlich gesichtet ansieht, entschieden entgegen. Es wird daher meine Aufgabe sein, in diese widerspruchsvolle Lage Klarheit zu bringen.

Zunächst fällt auf, daß an dem Orte, der, wie Jerusalem im Mittelmeergebiete, so der armenischen Christenheit voranleuchtete, daß in Edschmiatsin (Wagharschapat) keine Kirche der Gattung des dreischiffigen, tonnengewölbten Pfeilerbaues nachzuweisen ist[1]). Es müssen schwerwiegende Gründe sein, die Thoramanian veranlaßten, trotzdem gerade diese Bauform als die beim Einsetzen der christlichen Kunst entscheidende anzusehen. Ich finde eine Erklärung für seine Stellungnahme in dem Buche über Tekor, Seite 56: »Ziehe ich den griechisch-römischen Einfluß auf die armenische Architektur im 5. Jahrhundert und besonders auf die Kirche von Tekor in Betracht und dazu die älteren Beispiele des ähnlichen Grundrisses in Rom, so möchte ich glauben, daß die Form von Tekor aus Rom nach Armenien gekommen sei, und zwar wahrscheinlich auf dem Wege über Syrien und Kleinasien, wo man Kirchen von ähnlichem Grundriß ins 5. Jahrhundert datiert findet«. Es ist also der unausrottbare Glaube an die Einheitlichkeit der christlichen Kunstentwicklung auf römischer Grundlage, der selbst den Orientalen — Thoramanian ist türkischer Armenier — in seinen Gedankengängen bestimmt. Das war es wohl auch, was ihn zu der Annahme drängte, die ersten christlichen Bauten müßten holzgedeckt gewesen und Gewölbe wie Kuppel erst nachträglich aufgekommen sein.

c) Orient, Rom oder Hellenismus?

Wir sehen, wie Thoramanian in seiner Stellungnahme bestimmt wird. So denkt man heute allgemein. Der Grund liegt, von einem weiteren Standpunkte gesehen, nicht erst in der Frage »Orient oder Rom«, die ich 1901 ausführlich erörterte. In einem Aufsatze »Hellas in des Orients Umarmung« habe ich in der Beilage zur »Allgemeinen Zeitung«, München, 1902, Nr. 40/41, versucht darzutun, wie der Hellenismus aus seinen orientalischen Ausbreitungsgebieten verdrängt wird und der Orient allmählich derart erstarkt, daß er zuerst mit der spätrömischen und altbyzantinischen, später in der islamischen und »romanischen« Kunst nach dem Westen vordringt und den Sieg über die Antike davonträgt[2]). Inzwischen bin ich dieser Frage im einzelnen nachgegangen. »Altai-Iran« wurde zu zeigen versucht, daß geometrische Ranke und Bandgeflecht dieses Vordringen Asiens im Gebiete der Zierkunst belegen und ähnlich bringen Tonnenbau und Kuppel in der Baukunst den Orient gegen Hellas zur Geltung. Das Aufkommen der tonnengewölbten Kirche in Mesopotamien schafft, davon war in meinem »Amida« die Rede, die Bewegung, die auf die romanische Kunst hinführt. Das vorliegende Buch wird in einem ähnlichen Sinne zu dem Ergebnis gelangen, daß Iran bzw. Armenien, und zwar einmal über Konstantinopel, dann die See- und Landwege im Norden und Süden entlang, Europa die Kuppel über dem Quadrat gegeben haben, jene Kuppel, die seit Leonardo und Bramante ihre Feste in der neueren Baukunst des Abendlandes feierte. Über die Ausstattung später.

Bevor dieser Nachweis erbracht werden kann, muß vorweg der alte Irrtum besprochen werden, wonach Tonnenwölbung und Kuppel hellenistischen Ursprunges und nach dem Orient erst durch den Hellenismus gelangt seien. Man könnte an diesem veralteten Schulglauben achtlos vorübergehen, wenn er nicht neuerdings wieder aufgewärmt und bei Leuten, die den Orient nicht kennen — und wie wenige bemühen sich um diese Kenntnis! — Anklang fände. Die Sache muß doppelt ernst genommen werden, seit ein so gewissenhafter Forscher wie Millet in seinem neuesten Buche »L'école grecque dans l'architecture byzantine«, 1916, worin er die Ergebnisse langjähriger Arbeiten über Mistra mitteilt, sich durch einen der beiden Wortführer hat verleiten lassen — ähnlich übrigens wie Miss Bell von dem andern[3]) — die Zeitstellung nach der Behauptung einzurichten, daß sowohl das tonnengewölbte Langhaus, wie das tonnengewölbte Breithaus nicht vor dem 7. Jahrhundert angesetzt,

[1]) Vgl. oben S. 66, 92 f., 108 f., 140 f., 179 f., 233, 247 und 267.

[2]) Vgl. dazu »Spalato, ein Markstein«, Studien Friedrich Schneider gewidmet, S. 325 f. und »Die Schicksale des Hellenismus in der bildenden Kunst«, Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, XV (1905), S. 19 f.; dazu mein »Kleinasien«, S. 177 f.

[3]) Vgl. »Byzantinische Zeitschrift«, XXII (1914), S. 330.

mit einem Wort das Gewölbe in Mesopotamien erst nach Justinian auftrete. Wenn nicht »Amida« und abgrenzend H. Glück im 6. Bande der Arbeiten meines Wiener Institutes »Der Breit- und Langhausbau in Syrien«, 1916[1]), in dieser Richtung Klarheit geschaffen hätte, würde ich hier näher auf die Sache eingehen[2]).

Im vorliegenden Abschnitte handelt es sich zunächst gar nicht um die christliche Spätzeit des Hellenismus, sondern darum, ob es wahr ist,[3]) »daß, obgleich im Orient, in Babylon und Assyrien und in Ägypten das Prinzip des Wölbens seit alters her bekannt ist und für Untergrundbauten, bei Gräben und Kanalisationen benutzt wurde, auch im mesopotamischen Kreise in der Form des Türbogens, in Ägypten an Wirtschaftsgebäuden in der Form der gewölbten Decke auftritt, die Wölbung als raumbedeckendes und raumbildendes Element in der großen Architektur vor der den ganzen Orient mit griechischen Kulturelementen überschwemmenden und durchdringenden Zeit des Hellenismus niemals und nirgends vorkommt«. Das eigentliche Ursprungsland sei unbekannt, jedenfalls sei es schwerlich im Ziegelbau entstanden, dem »eine nachahmende, die Steinbauformen modifizierende, aber selten oder kaum eine schöpferische Kraft innewohne«. Vgl. unten S. 382.

Diese Auffassung, die Hellenismus und Gewölbebau so in Verbindung bringt, als wenn erst der Hellenismus das Gewölbe zu einem raumbildenden Wert umgeschaffen hätte, rechnet nicht damit, daß der Gewölbebau im Orient von alters volkstümlich war und der Hellenismus gewiß nichts dazu getan hat, solche volkstümliche Züge aufzugreifen, diese es vielmehr waren, die den Hellenismus allmählich beiseite drängten. So hat der Gewölbebau den griechischen Architravbau verdrängt. Der letzte Stoß dieser Bewegung spielte sich, wie ich zu zeigen hoffe, in Armenien ab. Es wird gerade hier ganz deutlich werden, daß der Ziegelbau ursprünglich in Holz geschaffene Formen aufweist, die der Steinbau übernimmt und weiterbildet. Hätte die abendländisch-christliche Welt noch die Kraft gehabt, dem Drängen des Orients zu folgen, hätte sie sich nicht mit der Notlösung der Holzdecke befriedigt, sondern die Wege des schon im Spätrömischen deutlichen Zuges der Zeit zum Gewölbebau weiter verfolgen können, dann wäre damals schon jene Bewegung eingetreten, die dann nach dem Jahre 1000 einsetzt und zuerst zum Tonnenbau und dem sogenannten gebundenen System führte, bis die italienische Renaissance endlich die Kuppel übernahm und damit in jenes Fahrwasser einlenkte, dessen starke Strömung in Armenien zu verfolgen wir uns jetzt anschicken.

In Armenien ist noch ein Bauwerk hellenistisch-römischer Art nachweisbar, der Tempel zu Garni. Um zu zeigen, daß die christliche Baukunst damit nichts zu tun hat, wird es gut sein, dieses Bauwerk hier im entwicklungsgeschichtlichen Teil an die Spitze zu stellen.

d) Der Tempel von Garni (Abb. 12)[4]).

Ich übergehe die Gründungssage bei Moses von Chorene I, 12 (Lauer, S. 25). Der Tempel stammt angeblich aus der Zeit Trdats d. Gr. (287—336/7). Moses erzählt davon II, 90 (Lauer, S. 153 f.): »Um dieselbe Zeit vollendet Trdat die Erbauung der Festung Garni, die er mit gehauenen, mit Eisen und Blei aneinandergefügten Marmorblöcken erbaute. In derselben erbaute er einen Sommerpalast mit Türmen, wunderbaren Bildern und erhabenen Skulpturen zu Ehren seiner Schwester Chosrowiducht und schrieb ihr Andenken darauf in griechischer Sprache.« Noch der Wartapet Wartan nennt den Bau im 13. Jahrhundert den prächtigen Thron des Tiridates[5]), Stephan von Taron, III, 2 (S. 117) dagegen das Lusthaus der Chosrowiducht, welches Trdat, der König der Armenier, erbaut hatte. Man wird also wohl zweierlei zu unterscheiden haben, den Tempel und den Palast, also eine Anlage, wie sie später so oft von Fürsten und geistlichen Oberhäuptern wiederholt wurde, z. B. in Zwarthnotz. Nur trat eben später an Stelle des Tempels die Kirche. Tatsächlich liegt unmittelbar neben dem Tempel von Garni ein riesiges Trümmerfeld. Gleich neben der Treppe Mauerbrocken einer großen Rundkuppel auf Stufen. Im Gegensatz zum Tempel, der tatsächlich aus Quadern, durch Eisen verbunden, besteht, herrscht hier durchaus Gußmauerwerk. Eine Aufnahme des ganzen Bezirkes wäre daher dringend zu wünschen.

[1]) Beiheft 14 der »Zeitschrift für Geschichte der Architektur«.

[2]) Vgl. unten Glück, S. 373 f. und Repertorium für Kunstwissenschaft, 1918.

[3]) Vgl. Sarre-Herzfeld, »Iranische Felsreliefs«, S. 127,

[4]) Lageplan bei Alischan, »Airarat«, S. 6 f. Vgl. Ker Porter, Travels in Georgia, Armenia etc. London 1817—1822, II S. 625 f. Dubois de Montpéreux, Voyage du Causase III, S. 286 f. und Atlas Tafel 31.

[5]) Saint Martin, Mémoires hist. et géogr. sur l'Arménie, II, S. 421.



Abb. 390. Garni, Tempel: Rückseite:

Der Tempel ist im Innern der Cella nur 5·05 m auf 7·55 m groß und hat 0·90 m Mauerdicke Schon die Verwendung des reinen Steinbaues scheidet ihn von den christlichen Bauten in Gußmauerwerk. Ich habe oben, Seite 13, Abbildung 12, eine auf unserer Forschungsreise gemachte Aufnahme gegeben, die den heutigen Zustand der Ruine vermittelt. Man sieht, der Unterbau ist noch gut erhalten, vom Oberbau stehen nur noch wenige Steine. Doch wäre es ein Leichtes, ihn im Bilde wieder herzustellen, weil eine ungeheuere Menge von Baublöcken, darunter solche mit den schönsten Ornamenten, im Umkreise des Baukörpers gehäuft herumliegen. Einen solchen Versuch hat schon Dubois III, Tafel XXXI gemacht [1]). Ich für meine Person zweifle sehr an der Richtigkeit der Angaben des Moses von Chorene, bzw. daran, daß man diese gerade auf den erhaltenen Tempelrest beziehe. Ich würde diesen eher in eine Zeit mit Balbek und Palmyra setzen, nicht erst ins 4. Jahrhundert. Jedenfalls geht er auf das engste mit den antiken Bauwerken dieser Orte zusammen [2]). Man beachte, daß aus Garni bekannte Antiken stammen [3]), so der Apollo Stroganov. Thoramanian führt freilich gegen die Annahme eines hellenistisch-römischen Architekten an, daß, wenn man die Steinornamente genau prüfe, sie teils vollkommen fremd, teils, wo sie hellenistisch-römisch seien, in einer fremden Technik und in fremden Proportionen gearbeitet schienen [4]). Darüber unten Seite 404 f.

Ich beschränke mich darauf, hier zunächst nur das oben Seite 13 gegebene Bild durch zwei Aufnahmen zu ergänzen, die gestatten, den Bau als Ganzes zu erfassen. Später werden noch eine

[1]) In meinem Besitz sind eine ganze Reihe guter Aufnahmen, die ich gern einem Bearbeiter zur Verfügung stelle. Vgl. über die ältere Literatur die auf der vorhergehenden Seite, Anmerkung 4 angegebenen Quellen.

[2]) Jahrbuch des kaiserlich deutschen archäologischen Instituts XXIX (1914), S. 37 f. gibt eine gute Zusammenstellung des Vergleichsmaterials. Vgl. Alischan, »Airarat«, S. 364 f.

[3]) Alischan a. a. O., S. 400 u. 510.

[4]) Epochen, S. 13.



Abb. 391. Garni, Tempel: Giebelecke.

ganze Reihe von Einzelabbildungen vorzuführen sein. Abbildung 390 gibt die Rückseite. Man sieht drei umlaufende Stufen und darüber die Orthostaten der Cellawand mit den noch auf ihrem Platze liegenden Blöcken des abschließenden wuchtigen Gesimses. Davor liegt die Ecke des hinteren Giebels, die besser in Abbildung 391 erscheint. Die einzelnen Teile sind mit den üblichen Mustern der spätantiken Zeit verziert: Palmetten, die einen Löwenkopf in die Mitte nehmen, darunter ein Perlstab und als unterer Abschluß ein Zahnschnitt mit einer Kugel in der Ecke. Die Art ist nicht wesentlich anders als in den nordsyrischen Städten. Es wird unten, wo von armenischer Bauornamentik der christlichen Zeit ausführlich die Rede sein soll, gezeigt werden, daß der Schmuck der Kirchen mit Garni und seiner hellenistisch-römischen Art nicht das Geringste zu tun hat. Wenn es auch zutreffen sollte, wie schon Schnaase III, Seite 322 f. annahm, daß Tiridates, der vor den Sasaniden nach Rom gerettet worden war und von dort nach dreißig Jahren wieder zurückkehrte, den Tempel von Garni errichtet hat (jedenfalls nicht erst nach 300!), für die christliche Baukunst Armeniens hat der Bau nur insofern Bedeutung, als er deutlich macht, daß der Kirchenbau nicht an Hellas und Rom und deren Bauweise anschließt, wir dafür vielmehr andere Quellen suchen müssen. Das nimmt den, der geneigt ist, auch das christliche Armenien im hellenistischen Fahrwasser zu suchen, umso mehr Wunder, als Garni auch noch in frühchristlicher Zeit eine bedeutende Rolle gespielt haben muß. Die Belege dafür hat Alischan a. a. O. gesammelt. Schon im 4. Jahrhundert dürften dort Kirchen errichtet worden sein. Zur Zeit des Königs Arschak II. (350—367) wird ein Bischof Georg von Garni erwähnt und Ende des 6. oder Anfang des 7. Jahrhunderts ein Abt Ismael. Viele Patriarchen waren ursprünglich in Garni als Mönche tätig, so Katholikos Soghomon (791/2) und Georg II. (877—898). Katholikos Mastotsch (898/9) wurde hier »bei der Tacht begraben und über seinem Grabe wurde eine Kirche erbaut«. Noch in einer Denkschrift vom Jahre 1423 wird Garni eine »gotthütende Stadt« genannt.

Man betrachte die oben Seite 143 vorgeführte Basilika: obwohl sie der Gattung der hellenistischen Bauformen angehört, hat sie doch durchaus nichts von der Art des Tempels, auch nicht in der Ausstattung. Das Hellenistische, das in ihr steckt, ist nicht am Orte durch langsame Umbildung der Tempelart entstanden, sondern mit einer bestimmten Bewegung im armenischen Christentum des 5. Jahrhunderts von Syrien, bzw. Kleinasien aus neu eingewandert. Davon wird nunmehr eingehend zu reden sein. Der Hellenismus der christlichen Zeit muß gerade auf armenischem Boden streng unterschieden werden von dem eigentlichen Hellenismus und der römischen Zeit. Zwischen beide schiebt sich jener rein orientalische, besser iranische Untergrund, auf dem Trdat und Gregor bei Einführung der neuen, in Rom damals noch nicht zur staatlichen Anerkennung durchgedrungenen neuen Lehre zu bauen beginnen.

III. Gestalt.

Gewisse Züge der altarmenischen Kirchenbauten kehren sowohl im Bauen an sich wie in der Austattung so selbstverständlich wieder, daß man annehmen möchte, sie seien dieser Kunstströmung von vornherein in die Wiege gelegt. Dem armenischen Baumeister fällt gar nicht ein, anders als unter ihrer Voraussetzung zu denken. Sie sind unwandelbar von Anfang an vorhanden[1]). Dahin gehört z. B. die allen andern altchristlichen Kunstkreisen gegenüber sehr auffallende Tatsache, daß der Bau durch mehrere, ja bisweilen viele Stufen über den Erdboden emporgehoben sein muß; dazu gehört das Gußmauerwerk, ferner die einheitliche Anwendung des Gewölbes u. a. m. Es fragt sich, ob zu diesen Grundzügen nicht auch, wie ich das in der Anordnung des Typenkataloges vorweg genommen habe, die Kuppel über dem Quadrat zu zählen ist. Wie mag das Nebeneinander von reinen Strahlenformen mit reinen Längsbauten zu verstehen sein? Sind sie beide bodenständig, kommen sie beide von auswärts, laufen sie deshalb eine Zeitlang ohne Berührung nebeneinander her und vereinigen sie sich erst, als künstlerisch oder kirchlich das Verlangen nach einer solchen Vereinigung entsteht? Ähnliche Beobachtungen und Fragen auf dem Gebiete der Bauausstattung: Der vom Mittelmeer Herkommende beobachtet da ganz fremdartige Züge wie das schräge Kranzgesims mit Bandgeflechten neben einer Art Bogenleiste und an den Wänden die Dreieckschlitze neben den Blendbogenreihen. Diese Zieraten haben nichts zu tun mit den gewohnten antiken Baugliedern, von denen übrigens eingestreut auch in Armenien manches auftaucht. Sind also die neuen Züge der Bauausstattung, die im Mittelalter so reichlich auch im Abendlande bekannt wurden, in Armenien aufgekommen? Oder wo sonst? Und wie kommen sie dann nach Armenien?

1. Das Bauen an sich.

Von den beiden Strömen, die Armenien gegenüber als die ursprünglich gebenden in Betracht kommen, behandle ich zunächst jenen, der schon durch die jahrhundertelange Verbindung des Landes mit den parthischen Arsakiden als Herrscherhaus in den Vordergrund treten mußte, soweit es sich um den Königshof als Träger von Formen der bildenden Kunst handelt. Ich trenne dabei das Bauen an sich und die Ausstattung, und werde einen wesentlichen Unterschied in der Behandlung machen, insofern, als ich die iranische Überlieferung zunächst nur kurz nach den Hauptkennzeichen vorführe, auf die hellenistische dagegen sofort im vollen Umfange eingehe. Die Erklärung ist sehr einfach. Was vom nordöstlichen Iran übernommen ist, wird zum Ausgangspunkte der Entwicklung der armenischen Form; ich werde darauf also erst in dem Abschnitte über die Form näher einzugehen haben. Dagegen ist das Hellenistische ein Fremdkörper, der nach Jahrhunderten des Kampfes von der nationalen Bewegung wieder ausgeschieden wird und dann nicht wieder als einheitliche Schicht zur Geltung kommt; höchstens daß man wie in Ani, angeregt durch antike, am Orte vorhandene Reste, einzelne Teile wie Türstürze u. a. im antiken Sinne ausstattet.

Ich gehe im vorliegenden Abschnitte nur Gestaltfragen, d. h. im Rahmen der Erscheinung dem nach, was in Armenien nicht erst in christlicher Zeit entstanden, sondern von einer älteren Kunst, einer einheimischen oder auswärtigen übernommen ist. Erst im folgenden Abschnitte wird dann die Erscheinung in ihrer selbständigen Fortentwicklung, der »Form«, zu behandeln sein. Man erwarte

[1]) Im Wesen der »Gestalt« liegt also von meinem Fachstandpunkt aus das, was Lindner, Geschichtsphilosophie, S. 1 f. »Beharrung« nennt. S. 11 »Historisch Denken heißt nichts anderes, als die Beharrung verstehen. Alsdann wird auch der ununterbrochene Zusammenhang menschlicher Dinge deutlicher vor Augen treten.« Vgl. über den Begriff »Gestalt« oben S. 206.

mehr Fragestellungen als Antworten. Manches wird erst im geschichtlichen Teil auf seine tatsächliche Unterlage hin nachzuprüfen sein.

Unter den erhaltenen Bauten des christlichen Armeniens geben die Kirchen weitaus den Ausschlag — vorläufig wenigstens, solange die Burgen und Stadtreste weder aufgenommen, geschweige denn ausgegraben sind. Ich habe oben Seite 262 f., im gegenständlichen Teile, einiges davon vorgeführt und werde im vorliegenden Abschnitte davon Gebrauch machen. Aber im Vordergrunde bleiben doch die Kirchenbauten, wie schon in der Vorführung der Denkmäler nach Reihen und Arten.

Wir danken es Rivoira, wenn dieser Abschnitt nicht ohne allerhand witzigen Einschlag bleibt. Er faßt seine Vorführung der armenischen Kirchen in den lapidaren Satz zusammen (»Architettura musulmana«, S. 237): »L'iconographia, pur attingendo alla fonte romana ed alla romano — bizantina, se ne stacca per l'assenza della nartece«. Also nur das Fehlen des Narthex unterscheidet den Grundriß der armenischen Bauten von ihren Vorbildern in Rom und Byzanz! So ungefähr denken ja auch alle andern, Millet leider nicht ausgeschlossen. Sehen wir zu.

A. Die iranische Überlieferung.

Die vorausgehende Einleitung über die Erscheinung (S. 304 f.) wird vielleicht manchen schon überzeugt haben, daß man die Entwicklung der altarmenischen Kirchenbaukunst nicht wie Bachmann und Thoramanian mit Bauten beginnen lassen darf, die irgendwie als Ausgangspunkt deshalb gelten müßten, weil sie hellenistisch sind und die allgemeine Meinung ist, daß der Hellenismus oder Rom überall den Untergrund bildet, auf dem sich die christliche Kunst entwickelt. Vielmehr wird man gut tun, grundsätzlich strahlenförmigen Kuppelbau und tonnengewölbten Längsbau als zwei gegenseitig völlig unabhängige Grundformen auseinanderzuhalten. Und eine ähnliche Scheidung gilt, sobald man dazu übergeht, die an den armenischen Bauten auftretenden Schmuckformen zu verstehen. Lynch, der Laie begabten Auges, hat geglaubt, in der armenischen Zierkunst eine Doppelnatur sehen zu müssen, wenn er auf der Burg von Ani an dem einen Bau die griechischen, an dem andern den wilden Geist von Barbaren sieht (I, S. 380): »Ani is indeed a museum of architectural styles — a characteristic in keeping with her geographical position and with the inquisitive and impressionable culture of her inhabitants.« Damit sucht er zugleich die Erklärung seiner Beobachtung zu geben. In der Tat wird manches aus der geographischen Lage allein nicht zu verstehen sein.

Armenien nimmt an der Natur des Nordens und des Südens teil, gehört daher ganz weder dem Norden noch dem Süden an. Es ist kein Sonnenland voll des üppigsten Reichtums wie der Süden, und doch dringt dessen Natur weit in seine Täler hinein und läßt diese dem Wanderer, der von der kahlen Hochfläche herabsteigt, wie ein Paradies erscheinen. Grau und unwirtlich ist die Hochebene, der tote Stein beherrscht das Bild und darüber türmen sich majestätisch die alten Vulkane. Das Grün, das im Frühlinge die Steine übersprießt und das Auge liebliche Alpenmatten ahnen läßt, ist bald verdorrt. Der Winter hält früh seinen Einzug. In einem solchen Lande dürfen wir nicht den phantastischen Überschwang und den Reichtum der Formen, weder das spielerische Ausleben im Wechsel, noch die lebende Farbenfreude erwarten, wie sie den südlichen Kunstkreisen des Ostens eigen ist. Schon gegenüber dem ornamentalen Reichtum Georgiens steht das armenische Hochland zurück. Der leichteren, aufstrebenden Architektur dort mit einer viel größeren Mannigfaltigkeit an spielerischer Erfindung steht hier die einfache, geschlossene Massigkeit in ausgeprägten Gattungen gegenüber, so daß sich im Bauwerk der Geist der Landschaft mit ihren wenigen, mächtigen Vulkanen widerspiegelt. Am entschiedensten zeigt sich der im Kunstwerk zum Ausdruck gelangende Geist des heimischen Bodens, wenn man, vom Plateau kommend, die Gefilde Persiens betritt. Wir erlebten dies beim Abstieg vom Alagös nach Eriwan. Keine politische Verbindung dieser Gebiete, keine fremde Staatsgewalt kann den lebendigen Geist töten, der hier und dort aus dem Lande und seinen Denkmälern spricht, kann diese Grenzen der Natur und des Geistes beseitigen. An diesen Grenzen mußten, durch den Kampf zweier Naturen hervorgerufen, Höchstleistungen entstehen, die den Geist beider in einem individuellen Ausdrucke vereinen (Zwarthnotz).

Vom Norden ist Armenien durch den Kaukasus abgeschlossen, die Zuströme von dorther kommen entweder die Küste entlang über Georgien vom Westen oder den Kur entlang über Albanien. Im



Abb. 392. Pasargadae, Grab des Kyros. Aufnahme Sarre.

wesentlichen aber wird man ausblicken müssen nach jenen Zuwanderungen, deren natürliche Wege der Euphrat nach Westen und Süden, der Araxes nach dem Osten ist. Ich halte mir diese natürlichen Voraussetzungen vor Augen, indem ich nun den einzelnen, der armenischen Kirchenbaukunst von Geburt an eigentümlichen Zügen nachgehe.

a) Der Stufenunterbau (S. 304 f.).

Die Gestalt der armenischen Kirchen wird wesentlich bestimmt durch den Stufenbau, auf den die kirchlichen Gebäude gestellt erscheinen (S. 17). Wir kennen solche Bausockel aus der altchristlichen Kunst des Mittelmeeres und des Abendlandes nicht. Doch hatte ihn der römische Podientempel, wenn auch zum Teil einseitig gerichtet (vgl. Garni S. 13), während der griechische den Stylobat wie die armenischen Kirchen auf allen vier Seiten herumführte. Es scheint danach, daß es sich bei dem einfachen oder doppelten Stufenunterbau um tiefgewurzelte Überlieferungen handelt, die vom christlichen Kultbau Armeniens aus sehr viel älterer heidnischer Überlieferung übernommen sein mögen. Prüft man daraufhin die älteren Denkmäler des benachbarten, persischen und mesopotamischen Gebietes, so ergibt sich in der Tat, daß die Sitte, Bauten, ob nun Gräber, Tempel oder Paläste von überragender Bedeutung, durch Stufenunterbauten auffällig aus der Masse herauszuheben, dort allgemein verbreitet war[1]). Freilich handelt es sich dabei nicht um Kuppelbauten, es scheint vielmehr, daß erst in Armenien die Kuppel einerseits, der Stufenunterbau andererseits miteinander vereinigt und so zum Ausdruck einer neuen Gesinnung wurden. Ich behandle daher beide nachfolgend getrennt.

Was zunächst den Stufenunterbau anbelangt, so liegt ein überzeugendes Beispiel altorientalischer Art aus dem Gebiete des iranischen Grabbaues vor (Abb. 392). Es ist das bekannte Grab des Kyros in

[1]) Vgl. die oberflächliche Zusammenstellung von Gersbach, »Geschichte des Treppenbaues« (Zur Kunstgeschichte des Auslandes, Heft 114).

Pasargadae[1]). Darin kommt die spätere armenische Art ganz ausgeprägt, vor allem auch darin zur Geltung, daß die Stufen kaum mit Treppen verwechselt werden können, weil sie dazu viel zu hoch sind. Auf drei höheren und drei niedrigeren Stufen steht der kleine Längsbau mit den Dachschrägen ganz in Stein gearbeitet, wie das Miniaturbild einer einschiffigen armenischen Längskirche da. Eine ähnliche Stufennordnung stellt Perrot (V, 647) auf Grund der Beobachtungen, die Coste et Flandin (Perse ancienne zu pl. XXXVII) in Firuz-Abad machten, für die Feuertempel wieder her und auch für die Palastbauten ist die Heraushebung, wenn auch nicht durch Stufen, so doch durch Rampen selbstverständlich. Das gleiche, was für die altpersische Zeit zu sagen ist, gilt in weit höherem Maße schon für die assyrische und Mesopotamien. Es kommen für den Vergleich nicht allein die hohen Sockel der Paläste von Ninua in Betracht, auch die in die Höhe entwickelten Stufen der Tempelpyramiden gehören in diese Reihe. Wenn wir nicht gar so arm an armenischen Denkmälern der vorchristlichen Zeit wären[2]) — auch der Tempel von Garni kommt nicht in Betracht, denn er ist ein rein römisches Denkmal auf armenischem Boden — dann müßten wir nicht ganz allgemein bei dem Eindruck stehen bleiben, daß die Neigung der Kirchenbauer des 4. bis 7. Jahrhunderts zur Anlage von Stufenunterbauten für ihre Bauwerke ein Rückstand aus jener Zeit ist, wo sie noch auf das engste mit dem geistigen Zustand ihrer östlichen und südlichen Nachbarn verknüpft waren und nicht, wie in christlicher Zeit und seit dem 5. Jahrhundert im besonderen, mit dem Westen Fühlung zu nehmen begannen. Dort in Syrien, Kleinasien u. s. f. ist die Anwendung der Stufenbauten bei den alten holzgedeckten Basiliken nicht üblich, es kann daher schwerlich gerade in Armenien an eine hellenistische Anregung angeknüpft worden sein.

Ich möchte den Stufenunterbau der christlichen Zeit im wesentlichen als einen ursprünglich inhaltlichen Wert einschätzen: er soll dem Bauwerke, das darauf steht, Würde geben. Möglich, daß dabei altarische mit dem Gräber- und Feuerkult zusammenhängende Bräuche mitsprachen. Es wird unten wiederholt darauf zurückzukommen sein, daß der reine Kuppelbau der Armenier enger mit dem alten Grabbau zusammenhängt. Das Grab des Kyros weist, soweit der Stufenunterbau in Betracht kommt, einen ähnlichen Weg. Nicht anders die alten Feueraltäre (Abb. 485).

Daneben haben allmählich rein bauliche Gründe mitgesprochen. Ich lasse zunächst H. Glück das Wort: »Um den altorientalischen Terrassen mehr Festigkeit gegen den Innendruck zu geben, wurden sie geböscht, doch wurde die Böschung seltener durch Abschrägung erzielt, als vielmehr durch die einfachere Art eines stufenförmigen Zurücknehmens jeder folgenden Schichte. Daß diese Stufenunterbauten keinen anderen Zweck hatten als den der Böschung, geht schon daraus hervor, daß die Höhe der Stufen für ein gewöhnliches Schrittmaß zu groß und die Breite immer geringer ist als die Höhe (Dieulafoy, I, Figur 7, Tafel XIX u. a. O.). Auch im vorchristlichen Armenien hatte der Stufenunterbau, das ist die geböschte Terrasse, Verwendung gefunden. So am Kastell Sardurs, am Fuße der Felsenburg von Wan (Siehe Lehmann-Haupt, »Die historische Semiramis, Abb. S. 35). Auch hier die Verwendung der riesigen Quadern und die steile Abstufung. Alle diese Momente finden wir an den christlichen Kirchenbauten Armeniens wieder. Wenn an ihnen der Stufenbau im Laufe der Zeit an Mächtigkeit Einbuße erleidet, wenig mehr als einen nachwirkenden Brauch bedeutet und als dekoratives Glied weiterlebt, so verraten doch jene Züge den Zusammenhang mit den altorientalischen Grundlagen deutlich. Unter den einschiffigen Bauten ist es vor allem Diraklar (S. 140), das neben der Größe der verwendeten Steine den Stufenunterbau am mächtigsten hervortreten läßt. Auch hier überragt die Höhe der Stufen die Breite. Von den sechs Stufen, die an der Westfront noch aus dem durch die Zeit erhöhten Boden hervorragen, sind die Zahlenverhältnisse von Breite zu Höhe 35 zu 45, 39 zu 36, 21 zu 32, 25 zu 37, 27 zu 44, 30 zu x (in Zentimetern von oben nach unten). Falls sich durch Grabung feststellen ließe, daß unter diesen noch eine siebente Stufe vorhanden wäre, so würde auch dies für das Nachleben des altorientalischen Vorbildes sprechen, da die sieben Stufen in der astrologischen Symbolik der Babylonier eine bedeutende Rolle spielen und in ihrer Baukunst wiederholt Anwendung finden[3]).

[1]) Dieulafoy, L'art antique de la Perse, I, pl. XIX, Perrot et Chipiez, Hist. de l'art, V, pl. 520 f. und S. 597 f., zuletzt Sarre-Herzfeld, »Iranische Felsreliefs«, S. 266 f., Tafel XXIX und sonst in jedem Handbuche.

[2]) Das urartische Bauwerk in den Reliefs von Khorsabad zeigt zwar einen hohen Unterbau, aber ohne Stufen. Vgl. Uwarov, »Materialien zur kauk. Archäologie«, V, Tafel VI, nach Botta, »Le monument de Ninive«, II, pl. 141.

[3]) Siehe Hugo Winckler, »Die babylonische Weltschöpfung« (Der alte Orient, VIII, 1.)

Es ist bezeichnend, daß sich der Gebrauch des Stufenunterbaues gerade in Armenien bis in christliche Zeit erhalten hat. In den anderen christlich-orientalischen Ländern, die mehr unter dem hellenistischen Einflusse stehen, hätte der griechische Tempel mit seinem Stylobat mitsprechen können. Aber gerade, daß dies nicht geschah, ist ein Beweis, wie unabhängig vom griechischen Tempel die christlichen Bauformen entstanden sind. In Nordmesopotamien, wo das Stufenpodium vereinzelt Geltung erlangt hat, wie an der El Hadra-Kirche in Khakh, sofern die Abbildung von Bell (Strzygowski, »Amida«, Abb. 202) nicht täuscht, könnte eine Rückwirkung von Armenien her vorliegen. In fast allen andern Fällen ist in diesem Gebiete das Erdreich und der Schutt am Grunde der Gebäude so hoch, daß die untersten Bauschichten verdeckt sind. Dort hatte der Hellenismus immerhin einen viel freieren Weg, um gegen die alten Elemente anzukämpfen, als in dem abgeschlossenen konservativen Armenien.«

Soweit Glück. Im christlichen Armenien hat der Stufenunterbau wahrscheinlich sehr bald einen Wert angenommen, der nicht in der Hebung der Würde des Bauwerkes allein begründet ist. Beim Aufkommen des Gußmauerwerkes mit Plattenverkleidung mag die Erfahrung gelehrt haben, wie leicht gerade am Ansatz der Mauern unter dem Drucke die Platten aussprangen. Ich habe nun den Eindruck, daß das Emporziehen der Stufen, wie wir es in Zwarthnotz ebenso wie noch an der Kathedrale von Ani beobachteten (S. 305), dieser Möglichkeit des Ausspringens begegnen sollte. Man blättere daraufhin die Reihe der Gattungen und Arten Seite 70 f. durch und wird Beobachtungen machen, die diese Auffassung auf Schritt und Tritt bestätigen.

b) Gußmauerwerk mit Plattenverkleidung (S. 1 f. und 207 f.).

Ziegel. Zunächst einmal sei festgestellt, daß in der altarmenischen Baukunst der Ziegel vollständig fehlt, der gebrannte ebenso wie der ungebrannte[1]). Das ergibt sich aus den Voraussetzungen des Bodens (S. 208). Es können also hier nicht neue Bauweisen aufkommen, die auf dem Ziegel als Baustoff begründet sind. Immerhin beachte man von diesem Gesichtspunkt aus die Nähe des mesopotamischen Tieflandes und daß dort schon in der Zeit des babylonischen und assyrischen Reiches (wie aus erhaltenen Bauplänen deutlicher vielleicht als aus den Bauresten selbst hervorgeht), die Raum- und Mauerverteilung auf luftgetrocknete Ziegel in großen Mauerstärken mit geringen Raumbreiten weist, d. h. auf gewölbte Decken[2]). Die Mauerstärken mußten noch wachsen, sobald an Stelle von Tonnen Kuppeln verwendet wurden. So wenig auch der Ziegelbau in der Entwicklung der armenischen Kirchenbaukunst eine Rolle spielt, so hat doch, wie es scheint, und später zu erörtern sein wird, eine seiner Grundvoraussetzungen, die Kuppel über dem Quadrat, nur durch ihn als Mittler vom Holzbau her Eingang in Armenien gefunden. Damit berühren wir eine der wichtigsten Ursprungsfragen, der nach der Bedeutung des Holzbaues für Armenien. Vorher sei an der Hand von Abbildung 393 auf die Tatsache aufmerksam gemacht, daß der Islam auch im gebrannten Ziegel bei der Kuppel über dem Quadrat an der Bauweise festhielt, die wir in Armenien in Gußmauerwerk kennen lernten. Wir sehen in der Moschee von Ferahabad (am Südrande des Kaspischen Meeres), um 1610 von Schah Abbas erbaut, die großen und kleinen Trichter, die die Ecken übersetzen.

Holzbau. Thoramanian (S. 340 f.) leitet den armenischen Kirchenbau aus der holzgedeckten Basilika her. Bei dieser Annahme können wir einsetzen. Er folgt damit nur



Aufnahme Diez.
Abb. 393. Ferahabad (Masenderan), Moschee: Kuppelansatz.

[1]) Vgl. dazu jedoch die Angabe von Joh. Katholikos über Dwin, oben S. 163, Anmerkung 5.

[2]) Vgl. Stur, Österreichische polytechnische Zeitschrift VIII (1911), S. 241. Dazu auch Koldewey, »Das wiedererstehende Babylon«, S. 90 f.

einer tief eingewurzelten Vorstellung der Kunstgeschichtler überhaupt, die sich die ersten christlichen Kirchen nicht anders als holzgedeckt vorstellen können. Man wird auch in Armenien Gründe dafür anführen. So einen Nachtrag zu Aristakes Lastivertatzi [1]) aus dem 13. Jahrhunderte, worin zum Jahre 1158/9 gesagt wird, damals sei im Johanneskloster u. a. die aus Holz gebaute Kirche, die man den hl. Gregor nenne, in Brand gesteckt worden. Hier handelt es sich um einen Bau in Taron und wohl um die von Gregor christianisierte Stätte bei Aschtischat (davon Näheres unten). Ob auf diesen späten Zusatz aber etwas zu geben ist? Immerhin spricht Agathangelos von Holzdecken bei den von Gregor errichteten Heiligtümern der weiblichen Märtyrerinnen von Wagharschapat. Davon unten. Auf die Nachwirkung eines vorausgehenden Holzdaches im Längsbau könnte auch die Verdoppelung der Dächer gedeutet werden (S. 310). Man betrachte Marmaschen (Abb. 7): in der Mitte ist da eine Stufe senkrecht in die Dachschräge gelegt. Man könnte an einen Rückstand aus der Zeit des Basilikalbaues denken, wenn dieser je in Armenien in breiter Schicht Wurzel gefaßt hätte, oder auf die Vorliebe für die Verdoppelung des Daches im Norden von China angefangen bis Schweden verweisen. Aber freilich der einfache Schlüssel der Erscheinung wird wohl die Dreischiffigkeit sein und daß auch im Hallenbau das Mittelschiff höher ist.

Ich wende mich nun dem Kuppelbau zu. Thoramanian dürfte in seinen Annahmen bestimmt worden sein durch die Nachricht, daß die Kathedrale von Edschmiatsin zwar schon im 5. Jahrhundert eine Kuppel hatte, diese aber bis zum 7. Jahrhundert aus Holz gewesen sei [2]). Thoramanian rechnet dabei nicht mit der Unmöglichkeit [3]), daß die Kuppel beim Neubau des Wahan Mamikonian 483/4 von vornherein anders als in Stein gedacht war, aber provisorisch in Holz ausgeführt wurde, bis sie Komitas in Stein herstellte (S. 334). Man erinnere sich nur der Schicksale des Oktogons von Antiochia. Konstantin der Große hat es 331 begonnen, Konstantius vollendet. »Die meiste Bewunderung erregte die Kuppel, die sich hoch und luftig erhob und vor den heißen Strahlen der Sonne schützte, während doch das Licht reichlich von allen Seiten eindrang« [4]). Im Jahre 526 stürzte sie bei einem Erdbeben ein und wurde durch den Baumeister Ephraim aus Holz wieder hergestellt [5]). Die Stein- oder Ziegelkuppel war also das Ursprüngliche, die Holzkuppel ein Notersatz. So oder ähnlich dürfte es auch in Edschmiatsin gewesen sein, wo genauere Nachrichten über den ursprünglichen Bau leider fehlen [6]), während die unten mitzuteilende Stelle aus dem Briefe des Lazar von Pharpi, bzw. dessen Vorwort über den Bau des Wahan Mamikonian von 484 sehr zweideutig ist.

Es fällt auf, daß Stephan von Taron III, 3 (Gelzer-B, S. 118, 4), der auch die Nachricht des Sebeos über den Ersatz der Holz- durch eine Steinkuppel in Edschmiatsin bringt, noch bei einer Kirche um 900 zu bemerken für notwendig findet, daß die Kuppel aus Stein gebaut worden sei. »Er (Smbat 892—917) baute auch die Allerlöserkirche im Städtchen Schirak und krönte den Bau durch eine Kuppel von behauenen Steinen.« Also könnte man auch für das 9. Jahrhundert aus ähnlichen Gründen wie Thoramanian für das 5. annimmt, darauf schließen, daß die Verwendung von Steinen für Kuppeln etwas Neues, daher besonders Erwähnenswertes war.

Oder wäre es denkbar, daß wir die einstige Holzkuppel der Kathedrale von Edschmiatsin im gleichen Sinne zu deuten hätten, wie die eine Holzsäule des Heratempels von Olympia, von der Pausanias berichtet? Könnte die armenische Baukunst zuerst überhaupt Holzbau-, nicht nur holzgedeckte Basilika gewesen sein? Man sieht, ich trete der Frage mit einer wesentlich anderen Wendung nahe als Thoramanian. Dabei wird zunächst die Vorfrage zu erledigen sein, ob die Kuppel überhaupt aus dem Holzbau herstammen könne. Ausgeschlossen scheint ja die Möglichkeit an sich und auf den ersten Blick nicht. Die Holzbauten der Ukraina [7]) setzen sich zusammen aus drei Kuppelzellen, die eine sehr beachtenswerte, immer wiederkehrende Bauart aufweisen. Man vergleiche z. B.

[1]) Ausgabe Venedig XXI., S. 94/5. Vgl. oben S. 55.

[2]) Sebeos c. XXXV (Macler S. 77) und Stephan von Taron II, 3 (Gelzer-B., S. 83). Ebenso Joh. Kath. (Tiflis 1912, S. 64).

[3]) Vgl. übrigens in einem ähnlichen Sinn auch Heisenberg, Apostelkirche, S. 102 f.

[4]) Chrisostomi opp. ed. Montfancon 3, 160 (192).

[5]) Vgl. die Quellenangaben bei Unger, Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste 2. Sect. LXXXIV, S. 336.

[6]) Diez, »Die Kunst der islamischen Völker« irrt, wenn er S. 16 annimmt, die Kathedralen von Bosra und Ezra hätten Holzkuppeln gehabt. Vgl. de Vogüé, La Syrie centrale, S. 61 f.

[7]) Vgl. Pavluzky, Holz- und Steinkirchen. Bd. I der »Drevnosti Ukrainy« hgg. von der kaiserl. Moskauer archäologischen Gesellschaft, Kiew 1905.

die Lösungen, die Pavluzky, Seite 4f. abbildet mit jenen, die Havell, »Indian Architecture« [1]) bringt [2]). Auch wird zu beachten sein, daß die ukrainischen Holzkirchen ebenso wie der iranische Hausbau nie auf Zusammenziehung mehreren Kuppelräume zu einer organischen Einheit ausgehen, also nie Einheit der Raumwirkung anstreben, sondern, wie die Biene, Zelle an Zelle reiht, zwischen denen nur Türen vermitteln [3]). In Ziegel übertragen findet sich dieses Kuppelzellensystem an der Vassili Blaschjeni in Moskau [4]). Ich will auf diese Dinge vorläufig nicht eingehen, weil sie für das christliche Armenien keine Bedeutung mehr haben. Dort bestand die physische Möglichkeit, die breite Masse der Monumentalbauten aus Holz zu bauen nicht mehr. Ich habe im heutigen Armenien keinen Wald gesehen. Im Lori und an den Südabhängen des Kaukasus gibt es zwar Strauchwerk, nie aber Massen von richtigen großen Bäumen. Nun führt Hübschmann [5]) freilich eine Stelle des Faustus von Byzanz an, nach der König Chosrav seinen Feldherrn Vatsche befahl, Wälder zu pflanzen in der Landschaft Airarat, »beginnend von der festen königlichen Burg namens Garni herab zur Ebene des Metsamaur bis zum Hügel genannt Dwin im Norden der großen Stadt Artaschat den Fluß hinunter bis zum Palast Tiknuni.« Wir bereisten gerade diese Gegend und ich habe mir besonders in Garni Gedanken über die einstige Bewaldung der Berge gemacht. Die Stelle bei Faustus III, 8 (Langlois, S. 216) beweist in dieser Hinsicht nur, daß es Wälder für Bauholz damals schon in dieser Gegend nicht gegeben haben dürfte, denn der Befehl des Chosrav lautet ausdrücklich auf Haselnußstauden (noisetiers) und für Jagdzwecke. An den Rändern des armenischen Hochlandes wird einst Holz gewachsen sein (gedeiht ja heute noch dort der Weinstock); die Frage ist nur, ob diese Anlagen in christlicher Zeit für die Beschaffung von Bauholz in Betracht kommen. Vgl. übrigens oben Seite 207 f.

Immerhin muß ich einiger Stellen Erwähnung tun, in denen bei den armenischen Geschichtschreibern Holzbauten in Tiflis angeführt werden. So sagt Thomas Artsruni III, 9 (Brosset, S. 141) [6]) gelegentlich der Belagerung durch Bogha im Jahre 853: »Jene Stadt war aus Zypressenholz (bois de sapin) erbaut, auch ihre Mauern, Paläste und Wohnhäuser mit all ihrer Ausstattung«. Topdschian [7]), der die anderen Quellen verglichen hat, gibt an, alle Häuser seien dort aus Fichten- und Tannenbäumen gebaut gewesen. Diese Nachricht über Tiflis bezieht sich auf das Tiefland von Georgien am Kur und kann nicht für das Hochland Armeniens geltend gemacht werden. Auch wenn Topdschian von undurchdringlichen Wäldern spricht und 641 ein Wäldchen Chosrovakert erwähnt wird [8]), Urwälder in der Provinz Siunik (Sisakan) südöstlich des Göktschaisees bestehen, die davon heute den Namen Ghara-Bagh (Schwarzwald) führt [9]) u. s. f., so beziehen sich diese Nachrichten über richtige Wälder kaum auf das Kernland am Fuße des Ararat und Alagös.

Mit diesem Einwand gegen die Herleitung des armenischen Kirchenbaues aus einem ursprünglichen Holzbau soll natürlich nicht gesagt werden, daß Holz überhaupt nicht herangezogen wurde. So wurde Holz zu allen Zeiten für Türen verwendet [10]). Stephan von Taron, III, 11 (Gelzer-B., S. 138, 8) erzählt von Smbat, er habe die Stadt Ani »durch eisenbeschlagene, wohlgefügte und genagelte Tore aus Zedernholz« geschützt. Agathangelos weiß auch (darüber später) von Zedernholz als Baumaterial zu berichten, wie ich meine, beide rhetorisch. In Georgien hat es dann jedenfalls Holz genug gegeben und man versteht, daß dort auch ursprünglich Kirchen in Holz gebaut sein könnten, wie von der ersten Kirche von Mzchet berichtet wird [11]). Ich gebe als Beispiel eine Kirchentür des

[1]) London 1913, S. 160 f., bes. Tafel LXIX. Vgl. Fergusson, »Hist. of Indian architecture« I, S. 314 f.

[2]) Vgl. auch Diez, »Die Kunst der islam. Völker«, S. 160, Abb. 209.

[3]) Es ist grundsätzlich eine ähnliche Art, wie sie Leonardo in seinen Entwürfen innehält. Die Erklärung liegt darin, daß er keinen bestimmten Zweck, etwa den der Kirche als Versammlungsraum im Auge hat, sondern geometrisch Ideen spinnt. Ähnlich könnte man aus den ukrainischen mehrzelligen Kuppelkirchen schließen, daß sie nicht in der Kirchenbaukunst selbst, sondern auf einem anderen Boden erwachsen seien — dem Hausbau etwa —, dem der Zweck des Versammlungsraumes zunächst fernlag. Über diese Zusammenhänge und Leonardo unten ausführlich.

[4]) Vgl. die Aufnahmen bei Suslov, »Monuments de l'ancienne architecture russe«, ein Werk, das auch für den großrussischen Holzbau heranzuziehen ist.

[5]) »Indogermanische Forschungen« XVI (1904), S. 281. Vgl. dazu auch Moses von Chorene II, 41 (Lauer, S. 102).

[6]) Vgl. Daghbaschean, »Gründung des Bagratidenreiches«, S. 30.

[7]) Mitteilungen des Seminars für orientalische Sprachen II. Abt. (1905), S. 127.

[8]) Zeitschrift für armenische Philologie II (1903), S. 50 u. 62. Vgl. über Fichtenwälder auch Moses von Chorene II, 49 (Lauer, S. 109).

[9]) Vgl. Ter-Mowsessian, Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien N. F. XII (1892), S. 128.

[10]) Vgl. erhaltene georgische Beispiele in meinem »Altai-Iran«, S. 131.

[11]) Grimm, 1864, »Mon. d'arch.«, S. 4.



Aufnahme Jermakov 17936.

Abb. 394. Mghwime: Kirchentür in Holz.

georgischen Dorfes Mghwime, deren Inschriften Brosset veröffentlicht hat[1]). Wir sehen die beiden Türflügel in rechteckigen Rahmen mit einem Pfostenkreuz und je vier Füllungen. Vorherrschend ist das mehrstreifige Bandornament, das in den Füllungen begleitet wird von einem Knopfrand. Die Felder selbst füllen Vierpässe, die mit dem rechteckigen Rahmen verknotet sind und gefüllt erscheinen mit Palmetten in Schrägschnitt. An den Pfosten einfache Ketten. Über Art und Ursprung dieser Ornamente ist ausführlich gehandelt »Altai-Iran und Völkerwanderung«. Mag sein, daß in Armenien und Georgien arische Überlieferung in der Vorliebe für das Bandgeflecht durchschlägt. Eine armenische Holztür dieser Art soll in der Karapetkirche zu Musch (Taron) erhalten sein. Die Inschrift veröffentlicht Byzantion 1908. Genannt werden zwei Meister Sahak und Kyrakos. Aus späterer Zeit (1522) eine Tür im Kloster Sewan bei Alischan, »Sisakan«, Seite 83/84.

So wenig ich also von einem unmittelbaren Anstoß des Holzbaues bei den erhaltenen altchristlichen Kuppelkirchen Armeniens überzeugt bin, so möchte ich doch einen mittelbaren Anstoß keinesfalls ausschließen. Der Weg, den wir, verwischten Spuren folgend, zum Nachweise der Gründe für eine solche Annahme zu geben haben werden, ist weit. Um die Aufmerksamkeit des Lesers von vornherein auf diese Frage zu lenken, sage ich darüber folgendes: Ich sehe den Anstoß gegeben durch den arischen Holzbau und wie sich daraus jenes iranische Haus in Rohziegeln entwickelte, das dann beim Übergang auf den Kirchenbau in Armenien einzeln freigestellt, gehoben und verstrebt zu dem wurde, was wir im Mastaratypus vor uns haben. Auf diese Herleitung des armenischen Kuppelbaues aus einem arischen Holzbau, scheinen mir drei Anzeichen zu deuten, einmal die quadratische Grundform, dann die ursprüngliche Übereckstellung des Gewölbes und drittens der häufig vorkommende Hufeisenbogen. Ich gehe diesen Merkmalen, soweit sich als Annahme heute schon dafür Belege beibringen lassen, im Verlaufe der planmäßigen Untersuchung nach und fasse die Ergebnisse unten im geschichtlichen Buche in einem eigenen Abschnitte zusammen.

Steinarbeit. Bei Faustus von Byzanz, V, 4 (Langlois, S. 281) findet sich eine Stelle, die auf

[1]) Rapports sur un voyage, XII, p. 88.

die Kriege Schapurs II. gegen Pap (369—374) Bezug nimmt und worin der Verbündete des Persers Urnair zu seinen Truppen sagt, sie mögen die Griechen lieber gefangen nehmen als töten. Man wolle sie im Triumph gefesselt aufführen und »nous les ferons travailler chez nous comme des ouvriers et des maçons à la construction des nos villes et de nos palais«. Rivoira, »Arch. mus.«, Seite 203, zieht aus dieser kunstgeschichtlich ziemlich harmlosen Stelle aus dem Jahre 370 den kühnen Schluß, daß die Griechen die Meister waren, die Armenier aber provetti costruttori, non essendo fatta menzione di loro. Als wenn an der angeführten Stelle über Baubegabung und Bauleute gesprochen würde und nicht vielmehr von der Beschaffung verständiger Handlanger[1]). Daß an dieser Stelle die Armenier nicht erwähnt sind, verbindet Rivoira mit einem Ausspruch des Moses von Chorene II, 59 (Lauer, S. 109), Kunst und Wissenschaft seien in Armenien zwischen 78 bis 120 n. Chr. eingeführt worden und stützt so seine Annahme, die Armenier seien im 4. Jahrhundert noch Barbaren gewesen, im Zusammenhange mit dem an anderer Stelle stehenden Satze, man dürfe nicht glauben, daß etwa der Tempel von Garni von Armeniern erbaut sei. Das glaubt hoffentlich niemand. Aber gerade die Armenier, die ihren Ausgang über Comagene nach dem Mittelmeere hatten, scheinen wie die Lombarden, bzw. die Magistri »comacini« die bevorzugten Bauarbeiter der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends geworden zu sein. Heute noch sind sie wegen ihrer Geschicklichkeit im Wölben im Umkreise Kleinasiens bis nach Konstantinopel hin gesucht. P. Grigor, Dr. Kalemkiar, erzählte mir, die Hammams (Bäder) würden dort vorzugsweise von Armeniern gewölbt. Die Gegend von Erzerum scheint Bauleute dieser Art in der ganzen Türkei unterzubringen. Damit würde übereinstimmen, was schon Strabo, XVI, 24, p. 747 C. von der Provinz zwischen Urmia und Wansce sagt: καίπερ ἔδοξαν οἱ Γορδυαῖοι διαφερόντως ἀρχιτεκτονικοί τινες εἶναι καὶ πολιορκητικῶν ὀργάνων ἔμπειροι. διόπερ αὐτοῖς εἰς ταῦτα ὁ Τιγράνης ἐχρῆτο. Man begreift daher nicht, wie Stimmen laut werden können, die gewisse Stellen bei den armenischen Geschichtschreibern für eine späte Einführung des Bauens in Stein und Gußmauerwerk ansprechen. So mehrere Stellen bei dem wiederholt als verdächtig in Kunstsachen angeführten Johannes Katholikos. Er sagt (S. 80): »Der Katholikos Ezr riß das Martyrion der Gajane nieder, welches früher schmucklos und dunkel gebaut war und ließ es größer und schöner wieder aufbauen mit gemeißelten Steinen und gegossenem Kalk; draußen baute er Wohnungen für den Priesterchor, der zum Dienste des gottgeweihten Altars bestimmt war. Das war der Anfang des Bauens des Kirchenhauses, bis dahin sah man so etwas in Armenien nicht.« Ein andermal (S. 71) sagt er von der zweiten Kathedrale zu Dwin von 606/07: »und er (Smbat Bagratuni) gründet die heilige Kirche mit behauenen Steinen, sie in wohlausgestatteter Konstruktion mit Mörtel verbindend; denn früher war sie aus Ziegeln und Holz vom heiligen Wardan gebaut«. Beide Nachrichten sind gleich unglaubwürdig, ein Grieche oder Syrier hätte das Alter des Kuppelbaues nicht absichtlicher leugnen können. Johann schreibt im 10. Jahrhundert (er lebt 899 bis 931), Ezr ist Katholikos 630 bis 641. Also liegen zwischen der Bauzeit und dem Bericht an 300 Jahre, in denen sich bereits Legenden gebildet haben können, die die Vorstellung vom Werden des armenischen Kirchenbaues bis heute irreführen. Es ist bezeichnend, wie der zeitgenössische Zeuge Sebeos (vgl. oben S. 164) die Bauführung der neuen Kathedrale von Dwin schildert: Smbat versammelte die »Meister des Steines« und baut sie 606/07 von Grund aus mit Steinen.

Vielleicht hat die Unsicherheit, die trotz des letzten Zeugnisses herrscht, mehr das andere Baumaterial, d. h. nicht der Stein, sondern der Gußkern, verschuldet, dessen Anwendung nun freilich in Armenien selbst kaum bodenständig sein dürfte. In vorchristlicher Zeit scheint Armenien nur den reinen Steinbau gekannt zu haben[2]). Davon sind in einigen christlichen Bauten noch Spuren zu finden, z. B. in dem georgischen Kloster Gelati, an dessen Kirche ich 1889 Quadern maß, die an ähnliche Stücke in Balbek (19·21 bis 21 m Länge, 4 bis 4·26 m Breite und 4 bis 4·60 m Dicke)[3]) erinnern. Auch in Armenien selbst fand ich noch in Diraklar Steine von 2·38 m Länge und 1·02 m Höhe, ohne untersuchen zu können, ob wir es da mit Platten oder Quadern zu tun haben. Jedenfalls ist das eine Ausnahme. Unten Seite 357 wird auf diese Dinge noch näher einzugehen sein. Der Plattenbelag hat, wie alle Abbildungen bezeugen, gewöhnlich das Maß einer mittleren Quader

[1]) Ähnlich möchte man die Leiturgien für die Entstehung des islamischen Mischstiles verantwortlich machen. Vgl. »Der Islam« I, S. 60 f.

[2]) Vgl. Lehmann-Haupt, »Materialien zur älteren Geschichte Armeniens und Mesopotamiens«.

[3]) Vgl. Frauberger, »Die Akropolis von Balbek«, S. 6.

und ist so sauber gefugt, daß nur dadurch der Irrtum entstehen konnte, als seien die armenischen Kirchen reine Steinbauten. Vielleicht war dabei noch ein anderer Grund maßgebend.

Gußmauerwerk. Bei der Steinmetzarbeit stehen bleiben, hieße der armenischen Baukunst wie bisher (S. 207) nicht gerecht werden. Den Mauerkern bildet überall wie Seite 3 f. und 209 f. beschrieben, gegossenes Füllwerk. So vielfach auch in Kleinasien[1]) und dem Fars[2]), in Mschatta wie in Hatra[3]) und sonst Gußmauerwerk verwendet ist, die armenische Art scheint doch so selbstbewußt eigene Wege zu gehen, daß man, wenn schon nicht ein selbständiges Entstehen, so doch zum mindesten annehmen möchte, die überaus günstigen Bedingungen des vulkanischen Bodens hätten diese in christlicher Zeit eingeführte Bauweise überraschend zur Entwicklung gebracht. Denn weder der römische Tempel von Garni (S. 342) noch chaldische Bauten[4]) wie etwa die Ruinen von Taschburnu am Nordfusse des Ararat[5]) zeigen Gußmauerwerk verwendet. Zudem müßte es wundernehmen, diese Technik nicht allgemein im Lande angewandt zu finden. Der Armenier baute nur seine Kirchen und Paläste in dieser Art, und begnügte sich schon zu Xenophons Zeiten und bis heute für sein Haus mit dem einfachen Mauerwerk aus Bruchsteinen, in Lehm (mit Stroh gemischt) gebettet. Er verwendet Kalk nur in den seltensten Fällen[6]).

Halte ich nun Ausblick nach der Herkunft des armenischen Gußmauerwerkes aus andern Ländern, so muß zunächst darauf hingewiesen werden, daß das römische opus caementicium durchaus anders ist. Rivoira, »Arch. mus.«, Seite 238, nimmt aber freilich an, die Mauerstruktur sei von römischer Überlieferung. Vgl. dazu auch Mitteilungen der geogr. Ges. in Wien 61 (1918), Seite 35. Sehen wir zu.

Choisy hat einmal gesagt, das römische Gußgewölbe sei, wenn man seine Ziegelnähte wegnähme, un massif uniforme, un remblai de cailloux et de mortier, une concrétion pure et simple: une de ces oeuvres savamment primitives d'où le travail intelligent est exclu à dessein et qui témoignent d'une force matérielle immense, instrument passif d'une volonté puissante. Er stellt diesem Derb-Gewaltsamen die griechisch-byzantinische Wölbungsart gegenüber, in der alles Überlegung und Berechnung sei[7]). Wie fügt sich nun in den Rahmen dieser von Choisy 1883 allein beachteten Großmächte der Baukunst die armenische Art ein?

Auch sie ist wie der römische Wölbebau Gußwerk; dieses entbehrt aber in Armenien der Ziegelnähte, also der einzigen überlegten Vorarbeit, die Choisy bei den Römern anerkennt, bevor der plumpe Guß beginnt. Ist also die armenische Baukunst noch niedriger einzuschätzen als die römische? Zunächst einmal ist sie darin durch und durch unrömisch, daß jede Art festen Haltes in einem Rippenaufbau fehlt, wenigstens so weit die altchristliche Zeit in Betracht kommt. Wir werden unten sehen, daß die Kirchenvorhallen später — darin der Gotik vorarbeitend — Steinrippen auf Bündelpfeilern als tragendes Netz vor das Gußmauerwerk treten lassen. Aber für das erste Jahrtausend gilt, was oben Abbildung 1 enthüllt: das armenische Bauwerk steht da aus einem Guß. Wie das möglich gemacht wurde, mögen Techniker entscheiden. Ich habe den Eindruck (S. 3 f.), daß die Steinhülle zugleich das Gerüst war, das den Guß ermöglichte. Freilich bedurfte diese Hülle als Gewölbe selbst eines Lehrgerüstes zu ihrer Aufrichtung. Der Ruhm des Wölbens ohne Holzgerüste fällt also für Armenien weg. Dafür ist etwas erreicht, was die Baukunst der Gegenwart mit Hilfe von Eisen und Zement wieder gefunden hat: das Bauen ohne den Zwang des Werkes mit kleinen Stücken. Das Gußmauerwerk gibt die »Konstruktion«, der Plattenbelag die »Architektur«, wie man gewöhnlich trennt[8]), auf Deutsch gesagt, ersteres den Mauerkern, letzterer die Verblendung. Aber freilich ist die Verkleidung im Armenischen für das Entstehen der ersteren notwendig. Eine Erscheinung wie die Schauseiten der Florentiner Kirchen, die jahrhundertelang nur den Mauerkern sehen ließen und auf die Verkleidung warteten, und zum Teil noch warten, ist in Armenien unmöglich. Darin liegt ein nicht unbedeutendes Stück gesunder Einheitlichkeit des Baugedankens. Ich

[1]) Vgl. die Abbildungen in meinem »Kleinasien, ein Neuland«.

[2]) Vgl. die Palastbauten von Firuzabad und Sarwistan bei Dieulafoy, Band IV.

[3]) Jahrbuch der königlich preußischen Kunstsammlungen, XXV (1904), S. 206 f. und Andrae, »Hatra«.

[4]) Vgl. Lehmann-Haupt, »Materialien zur älteren Geschichte Armeniens und Mesopotamiens« (Abh. d. Ges. d. Wiss. zu Göttingen, phil.-hist. Kl., N. F., IX, 3) S. 72.

[5]) Uwarov, »Materialien zur Archäologie des Kaukasus«, VI, S. 37 f.

[6]) Ter-Mowsessian, »Das armenische Bauernhaus«, Wien 1892, S. 143; Polak, »Persien, das Land und seine Bewohner«, Leipzig 1865, S. 53.

[7]) »L'art de batir chez les Byzantins«, S. 4 f.

[8]) Vgl. z. B. Choisy, »L'art de bâtir chez les Romains«, S. 2.

gebe Abbildung 395 ein spätes Beispiel aus dem Kloster Amaghu. Man beachte das Absetzen der Schmuckplatte gegen die glatte Wand und die Bildung der Bogen als Gerüst des Vergusses.



Aufnahme Jermakov 15917.

Abb. 395. Amaghu, Muttergotteskirche: Einblick in die Plattenverkleidung.

Wo nun nehmen die Armenier ihr Gußmauerwerk her? Sollten sie es gerade erst zur Zeit der Einführung des Christentums um 300 selbst geschaffen haben, kommt es mit der für die christlichen Kirchen bestimmenden Grundform der Kuppel über dem Quadrat oder mit den Längskirchen von auswärts? Leider sagen die armenischen Schriftsteller, so oft sie es auch erwähnen, ebensowenig etwas Genaueres über den Gußwerkbau wie Vitruv oder Plinius. Wir sind da wie in Rom ganz auf das gewiesen, was die Denkmäler selbst lehren. Die Landesnatur erklärt manches, vorläufig aber muß im wesentlichen die aus der Beobachtung entspringende Erfahrung den Weg bahnen. Choisy läßt die Frage, wo das Gußmauerwerk entdeckt worden sei, offen; aber daß es die Römer zuerst in den Dienst großzügigen Bauens (construction monumentale) gestellt hätten, ist für ihn außer Zweifel[1]). Und doch spricht aus der Tatsache der völligen Andersartigkeit des armenischen Gußwerkes eine Mahnung zur Vorsicht. Ob da nicht ein dritter gemeinsamer Ausgangspunkt vermittelt? Ich kann zunächst nur soviel sehen, daß das armenische Gußmauerwerk nicht nach römischem Muster gehandhabt wird. Vielmehr steht es der vorderasiatischen Art darin nahe, daß es ohne Ziegelrippen als Füllung zwischen Steinschichten gegossen wird. Und doch besteht auch Kleinasien, Hatra u. s. f. gegenüber noch ein sehr wesentlicher Unterschied. Ich kenne dort kein Beispiel eines Baues, der noch aufrecht stünde, wenn auch kein Stein mehr auf dem andern ruht. Dort überall ist der Stein die Hauptsache, die Füllung verhältnismäßig dünn. In Armenien aber ist das Füllmauerwerk so dick und dafür der Plattenbelag verhältnismäßig so dünn, daß die Hauptsache eben das Gußmauerwerk ist. Man muß in Armenien mit ganz anderen Mauerstärken rechnen als im Westen und Süden und gerade das ist eine Eigentümlichkeit der vom Osten her nach Armenien vordringenden Kuppelbauten aus dem sehr einfachen Grunde, weil diese dort ursprünglich in Rohziegeln erbaut waren und doch den Druck der Kuppel aushalten mussten. Davon gleich mehr. Übrigens gibt es auch in der Heimat des armenischen Fürstengeschlechtes, der Arsakiden, jenseits des

[1]) »L'art de bâtir chez les Romains«, S. 12. Über eine ähnliche Annahme für den Kuppelbau oben S. 342.

Kaspischen Meeres, Bauten in Gußmauerwerk. Ich werde einen solchen Abbildung 406 vorzuführen haben und möchte hier nur darauf verweisen, daß zum mindesten Chinesisch-Turkestan in einem Ausmaße aus Gips gegossene Arbeiten kennt, die das Staunen jedes Europäers hervorrufen müssen[1]). Ganze Wände sind mit mächtigen Statuengruppen verkleidet. Man möchte daraufhin schließen, daß auch Gußmauerwerk dort, bzw. in Churasan nichts Unbekanntes gewesen sein könne und gewiß nicht erst eine Ausbreitung von Rom her erwarten läßt. Man wird in diesem Zusammenhange immerhin hinweisen dürfen auf die Bauart, die M. A. Stein in Khotan vorfand: Rahmenwerk aus Holz mit Lehm gefüllt, nicht etwa für elende Hütten, sondern für Tempel, deren Wände mit Statuen und Malereien bedeckt waren[2]). Es wird dadurch gezeigt, wie man sich in Innerasien ohne Ziegel und Stein zu helfen wußte.

Die Armenier haben durch ihre gegossenen Kirchen, die Holz höchstens zur Ausgleichung der Steinverkleidung zulassen (S. 214), eine Bauweise eingeführt, die nichts von den Gefahren aufkommen ließ, denen die abendländischen Basiliken ausgesetzt waren. Während man sich dort erst seit dem Jahre 1000 etwa gegen Brände zu sichern und damit nach dem Gewölbe zu suchen begann, haben die Armenier wahrscheinlich schon von allem Anfang an, Sicherheit gegen Feuersgefahr geschaffen. Das erklärt wohl auch, wie so viele Bauten des 7. Jahrhunderts auf uns kommen konnten.

Gewölbe, Mauerdicke, Steinverkleidung und Gußmauerwerk stehen untereinander in engem Zusammenhang. Ich lasse darüber H. Glück das Wort: »Das Gußmauerwerk hat jedenfalls Ursprung und Verbreitung in Steinländern, die die Wölbung verwenden. Durch die Wölbung war eine größere Mauerstärke bedingt[3]). Während es bei Anwendung der leichten Holzdecke genügte, die Wände in der Stärke der Quadern aufzuführen, wie es speziell in den hellenischen und hellenistischen Bauten geschah, oder höchstens zwei Quaderreihen aneinandergelegt wurden, die dann durch das Läufer- und Bindersystem zu einer Einheit verschmolzen wurden, mußte man es bei der durch die Wölbung erforderten Stärke für zwecklos halten, auch für das Innere der Mauer sich der mühevollen Quaderbehandlung zu unterziehen.

Bei diesen Voraussetzungen scheidet unter den benachbarten Ländern für die Frage nach der Herkunft des Gußmauerwerkes zunächst Syrien aus, da dort der reine Quaderbau ohne Wölbung herrscht (Zentralsyrien, Hauran), soweit nicht fremde Kunstströmungen in einzelnen Denkmälern ihre Verkörperung finden. Die mesopotamische Ebene kommt in direkter Linie auch nicht in Betracht. Sie arbeitet mit Ziegel und Mörtel und errichtet damit die Mauern, welche jene ungeheuren Gewölbe tragen (Ktesiphon), die eine jahrtausendelange alte Tradition schuf. Nun ist es interessant, wie sich diese Kunst in ihrer lokalen Ausbreitung unter Beibehaltung ihres Hauptelementes, der Wölbung, überall dort verhält, wo sie an den Rändern des Lehm- (Ziegel)gebietes auf eine Änderung im Material angewiesen ist. Bei der Übernahme der Wölbung durch Persien (Kurdistan) tritt an Stelle des Ziegels der Bruchstein in Mörtelbettung, so daß die Mauern der sasanidischen Paläste (Sarwistan, Firuzabad)[4]) oder christlichen Kirchen (Kerkuk)[5]), soweit sie dem persischen Gebirgslande angehören in einer Art ausgeführt sind, die dem Gußmauerwerk, was das Material anlangt, wohl nahesteht, sich aber in der Technik unterscheidet. Die Mauern werden wie die Ziegelmauern gebaut und nicht gegossen. Dies zeigt sich darin, daß die eigentlichen Verkleidungswände, zwischen die gegossen wird, fehlen und auch die äußeren Steine der Mörtelbindung nicht entbehren. Diese werden wohl an der Außenseite etwas geglättet, sogar in mehr oder weniger regelrechten Fugen gelegt, erhalten aber nie die Form von Quadern. Die Verkleidung wird vielmehr nach Art der Ziegeltechnik auf die fertige Mauer aufgelegt (Stuck).

Anders ist es dort, wo dieser Materialwechsel im Bereiche der Einflußsphäre der Antike vor sich geht. Eines der bezeichnendsten Denkmäler hiefür ist Hatra. Am Endpunkt eines der am weitesten in die Ebene hineinreichenden Höhenzüge der persischen Gebirgsketten und zugleich an der Stelle gelegen, wo die Verbindung mit der Mittelmeerkultur über das nordmesopotamische

[1]) Vgl. meine Aufsätze »Zentralasien als Forschungsgebiet«, Österreichische Monatsschrift für den Orient, XL (1914), S. 74 f. und »Die sasanidische Kirche«, Monatshefte für Kunstwissenschaft, VIII (1915), S. 360 f.

[2]) Vgl. »Ancient Khotan«, S. 246 und Atlas III f.

[3]) Auch sonst, wo eine größere Mauerstärke auch ohne Wölbung nötig war, wie bei Festungsbauten, findet das Gußmauerwerk Verwendung: so schon in den antiken Festungsbauten der Mittelmeerländer.

[4]) Dieulafoy, »L'art antique de la Perse«, IV.

[5]) G. B. Bell, »Churches and monasteries of the Tur Abdin and neighbouring districts«, S. 100 ff. in Zeitschrift der Geschichte der Architektur, Beiheft 9.

Städtegebiet verhältnismäßig leicht bewerkstelligt werden kann, ist Hatra ein Ort, wo der mesopotamische Ziegel durch den Stein ersetzt wird und zugleich der antike Quaderbau sein Wort mitzusprechen hat. Wie stark die Antike hier lebte, lehrt ein Blick auf den Torbau, der vom Vorhof in den Nordhof führt und auf die Ornamentik der Türstürze und Kapitelle[1]). Die mächtigen Tonnen der Iwane sind bodenständig mesopotamisch, allerdings in das Steinmaterial übertragen, das der Ausläufer des persischen Gebirgslandes bietet. Diese drei Voraussetzungen wirkten neben anderen in Hatra zusammen. Für den Mauerbau[2]) bot jede ihren Teil: Mesopotamien die Forderung der Stärke der Mauer zum Tragen der Wölbung und das Prinzip der Wandverkleidung, das persische Steinland den Mauerkern von Bruchstein und Mörtel; die Antike, die Quadern, die nun als Verkleidung und zugleich zur Herstellung der Lehrmauern für den gegossenen Kern Verwendung finden.

Solche Überlegungen lassen sich in entsprechender Weise auf alle östlichen und nördlichen, d. h. hellenisierten Randgebirge der mesopotamischen Ebene anwenden, mit gleichen oder wenig anderen Ergebnissen, also überall dort, wo die Ebene ins Gebirge übergeht und die Wölbung beibehalten wird. Besonders Nordmesopotamien, wo der flache Diluvialboden (Lehm, Ziegel) allmählich von dem Gebirge verdrängt wird und im weiteren Kreise, das ganze Taurusgebiet bis nach Kleinasien hinein wird somit bei der in den ersten christlichen Jahrhunderten immer fortschreitenden Umarmung des Hellenismus durch den Orient zum Träger dieser Bauweise. Armenien ist nach seinen geographischen und natürlichen Voraussetzungen dazu bestimmt, diese Mauertechnik am reinsten zur Erscheinung zu bringen.

Schon im Altertum können wir diese Erscheinungen des Materialwechsels beobachten. So treten die Quaderverkleidungen der Ziegelplattformen in Khorsabad und Kujundschik[3]) an die Stelle der Tonplatten bei den Bauten der Ebene. Von dem Gebrauche des Quaders im alten Orient soll nur eine Einzelheit besonders herausgegriffen werden, das in den frühchristlichen Bauten Armeniens fortlebt: Die Verwendung großer, die gewöhnlichen Maße überschreitenden Steinblöcke speziell in den unteren Lagen und am Sockel. Wir kennen sie am griechischen Tempel als Orthostaten, doch scheint sie dort ein nachwirkendes Andeuten der Trennung vom steinernem Unterbau und dem Ziegeloberbau der vorgeschichtlichen Bauten (Troja), wo ersterer den Zweck hatte, das leichtere und weniger standhafte Ziegelmauerwerk von den zerstörenden Einflüssen der Bodenfeuchtigkeit zu schützen. Doch stehen diese Quadern bei weitem hinter der Mächtigkeit derer der altorientalischen Bauten zurück. Bei ihnen schien man von der möglichsten Ausnützung der Materialmasse auszugehen und die Arbeit des Zerkleinerns, Behauens und wiederholten Zusammensetzens der des Transportes und des schwierigen Versetzens der ungefügen Massen nachzustellen. Die Verwendung solcher Riesenquadern war bei der Errichtung der gewaltigen Unterbauten für Tempel und Paläste von großem Vorteil. (Takhte Madere Soleiman, Jerusalem Klagemauer etc.), da dadurch starke Schildmauern erzielt wurden. Der Hellenismus im Orient hat mit dem Gebrauch dieser Terassenbauten die Verwendung der Riesenquadern übernommen und vereinzelt (Baalbek) ins Ungeheuerliche gesteigert[4]).

Verblendung. Die armenische Baukunst verfügt in der Verbindung von Gußmauerwerk mit Plattenverkleidung über eine so grundsätzlich verschiedene Werkart gegenüber allem, was wir im Abendlande bis auf die Gegenwart kennen, daß mit einem Wort auf die bisher nicht gesammelten Belege für eine Geschichte der Verkleidung überhaupt eingegangen werden muß. Sie scheint dem Ursprunge nach älter als die vom Ägyptisch-Griechischen her bekannte Art der wachsenden Bauform in Stein. Ich gebe einige wenige Anhaltspunkte, damit kein Zweifel darüber bleibt, daß die armenische Wandverkleidung grundsätzlich — wenn auch nicht gerade im Auflegen von Steinplatten auf Gußmauerwerk — durchaus in der Richtung vor allem der mittelasiatischen Kunst liegt.

Die babylonisch-assyrische Kunst hat von der Verkleidung bekanntlich den ausgiebigsten Gebrauch gemacht. Die Alabaster-Flachbilder aus Ninua im British-Museum rühren alle von solcher in Reihen übereinander hergestellter Wandverkleidung her. Sie war auch bei den Ägyptern

[1]) Walter Andrae, »Hatra«, Leipzig 1908—1912, II, Abb. 256, I., Tafel XI, II., Bl. 46, Bl. 22 etc.
[2]) »Hatra«, I, Blatt 36, Abb. 200.
[3]) Dieulafoy, a. a. O. p. 9.
[4]) Vgl. zu diesen 1914 am Institut niedergeschriebenen Ausführungen Diez, »Die Kunst der islamischen Völker«, S. VIII, womit die nachträglich, Seite X, übernommene Entwicklungstheorie von Delbrück, »Hellenistische Bauten in Latium«, II, Seite 94, nicht übereinstimmt.

in Gebrauch. Für die Verblendung mit farbigen Kacheln findet sich das auffälligste Beispiel in der Grabkammer des Königs Zoser in der Stufenpyramide von Sakkara [1]). In hellenistischer Zeit verbreitet sich die Verkleidung der Wände mit farbigen Mamorplatten ganz allgemein im Palastbau, so daß man in Pompeji die Nachahmung solcher Ausstattung als den ersten der nachweisbaren Arten »Incrustationsstil« bezeichnen konnte. Diese Art geht dann auch in den christlichen Kirchenbau über. Mit dieser Luxusausstattung hat die armenische Art nichts zu tun. Sie ist vielmehr eher in Einklang zu bringen mit der im parthischen Hatra und den aus sasanidischer Zeit gefundenen Häusern und Palästen, die fast durchweg Spuren von Stuckverkleidung der Wände zeigen [2]). Nach den Funden in Turfan und Khotan aber ist es mehr als wahrscheinlich, daß dieses Überspinnen der Wände mit Stuckzieraten schon in parthischer Zeit volkstümlich gewesen sein muß, etwa wie bei uns das Bespannen mit Stoffen oder Tapeten. Jenseits des Pamir tritt freilich unter dem Einfluß von Hellas, Indien und China die menschliche Gestalt an Stelle der geometrischen Muster. Wie die parthische Wandverkleidung im Muster ausgesehen haben mag, dafür gibt Warka ein gutes Beispiel [3]). Ich gehe auf die dabei verwendeten Bauformen erst später ein. Hier sei nur hervorgehoben, daß die dort verwendete Art von Keilziegeln sich auf dem Balkan bis tief in das Mittelalter hinein verfolgen läßt. Die glasierten Schüsselchen und Faltrosen in Mesembria z. B. gehören durchaus in eine Überlieferung, für die Warka ein alter Vertreter ist [4]). Die armenische Verkleidung hat eine Parallele in der islamischen Kunst. Diese aber bewahrte die reichen Muster aus dem sehr einfachen Grunde besser als die ganz auf das Bauen an sich eingestellte armenische Baukunst, weil sie bei der Verblendung der Wand in Stuck und seiner rein schmückenden Verwendung blieb, die ihr von Altai-Iran mit auf den Weg gegeben wurden [5]).

c) Die Kuppel.

Einen Schritt weiter als Stufenunterbau und Mauerwerk führt die Frage nach dem Ursprunge der armenischen Kuppel. Der Typenkatalog ergibt einige beachtenswerte Tatsachen, von denen auszugehen ist. Erstens, verneinend, daß wir weder reine Rundbauten, noch solche mit mehr als vier freistehenden Mittelstützen nachweisen können. Zweitens, bejahend, daß die in Armenien weitaus vorherrschende Bauart der Kuppel die über dem Quadrat ist und daneben nur noch der reine Konchenbau mit vier, sechs oder acht verdeckten Mittelstützen vorkommt. Das gibt vielleicht den Schlüssel zur Erforschung des Ursprunges der ganzen Gruppe.

Die Kuppel über dem Rund und Achteck. Die »Kuppel« schlechtweg ist eine Überwölbung, bei der die Hälfte einer Kugelschale als Decke über lotrecht aufsteigende Mauern gelegt wird [6]). Man möchte glauben, daß der Ausgangspunkt einer auf die Verwendung der Halbkugel gerichteten Wölbetechnik lediglich der Rundbau sein könnte, also die Kreisendigung der Mauern die kreisförmige Eindeckung herausgefordert habe. Da aber im armenischen Gebiete der Rundbau, wie nachgewiesen wurde, nicht in Verwendung stand, so muß hier eine andere Voraussetzung erklärend eintreten. Es gibt eben verschiedene Ausgangspunkte für den Kuppelbau und wir haben bisher bei der beliebten Bevorzugung der hellenistisch-römischen Kunst und ihres christlichen Endes immer nur die eine Reihe vor Augen gehabt [7]). Neuere Arbeiten haben zunächst tatsächlich eine uralte, bis in mykenische Zeit hineinragende Entwicklung des Kuppelbaues aufgewiesen, die auch am Mittelmeere herrschte, bevor dort das Haus mit dem Giebeldach sich durchsetzte. Es ist für den Kunsthistoriker

1) Vgl. Maspero, »Geschichte der Kunst in Ägypten«, S. 92 f.

2) Vgl. Andrae, »Hatra« und De Morgan, »Mission scient. de la Perse« IV, I, S. 371 f.

3) Dieulafoy, »L'art ant. de le Perse« V, S. 29 f.

4) Vgl. Gurlitt, »Alte Bauten in Bulgarien«, Lieferung I.

5) Vgl. Herzfeld, Erster vorläufiger Bericht über die Ausgrabungen von Samarra 1912. Dazu Monatshefte für Kunstwissenschaft, VIII (1915), S. 360 f. und »Altai-Iran«, S. 95 f.

6) Eine andere Art ist die Kappenkuppel, das sogenannte Klostergewölbe, wobei jede Wand für sich der Mitte zugeneigt wird. Im Abendlande war diese Art während des ganzen Mittelalters die vorherrschende. Sie kommt in Armenien über der Zamatun genannten Vorhalle (vgl. S. 236) als Träger des offenen Glockenturmes vor, wie ich ihn Seite 243 vorführte. Ich gebe ein Beispiel für diese Art aus der Gregorkirche in Ketscharus (Abb. 396), deren Grundriß oben S. 248 vorgeführt worden ist. Man sieht die Tragbogen, die vorkragenden Zwickel und den Ansatz der acht Kappen. Über die Inschriften auf den Bogen vgl. Lalajan in »Azgagrakan Handes«, XIV (1912). Die eine links fängt an: »Ich Johannes ... habe dem hl. Gregor um unseres Seelenheiles willen gegeben« ... Eine ähnliche Kuppel muß man sich in Choschawank über dem Zamatun (Abb. 266) denken.

7) Vgl. zuletzt Altmann, »Die italischen Rundbauten«.



Abb. 396. Kloster Ketscharus, Gregorkirche: Kuppel des Zamatun. Aufnahme Jermakov 15885.

sehr beachtenswert, daß auch dieser prähistorische Kuppelbau des Südens die Wölbung auf kreisrunder Grundlage ausführte. Auch er kam vom Osten herüber[1]). Möglich, daß daran anschließend sich eine Entwicklung bis herauf zum Pantheon verfolgen läßt. Sie zu suchen ist nicht unsere Sache.

Die armenische Art geht nicht aus von Bauten in der Art des Pantheons, setzt also die Kuppel nie so auf, daß sich ihr Kreis mit dem Kreis darunter deckt, sondern legt ihren Kreis immer über das Quadrat, bzw. über axial oder radial untergeschobene Stützen. Trotz dieser Neigung zur Übertragung der Kuppellast auf Innenstützen läßt sich merkwürdigerweise in Armenien nie jene Form des Kuppelbaues mit Mittelstützen nachweisen, die in Syrien, wie in Kleinasien, in Konstantinopel wie in Italien und dem übrigen Abendland als die allgemein übliche in christlicher Zeit gelten kann, das Achteck, besser der Rundbau mit acht freistehenden Mittelstützen. Das Oktogon Konstantins in Antiochia war dafür der christliche Schöpfungsbau am Mittelmeere und S. Vitale in Ravenna scheint ja eine Nachbildung davon[2]). Es ist daher doppelt auffallend, daß diese Gattung nicht auch in Armenien nachweisbar ist[3]). Sind vier, sechs oder acht Stützen da, dann treten sie als Mauerkeile zwischen den Strebenischen nach der Mitte vor, bleiben also ein Teil der Umfassungsmauer und stehen nie frei[4]). Andererseits verwendet der armenische Kirchenbau von vornherein eine sonst im Rahmen der altchristlichen Kunst ohne armenischen bzw. iranischen Einschlag nicht nachweisbare Form, diejenige mit vier freistehenden Mittelstützen. Aus alledem geht hervor, daß der armenische Kuppelbau nichts mit den anderen altchristlichen Kunstströmen zu tun hat, sondern entweder bodenständig oder von einem Kunstkreis abhängig ist, der außerhalb des bisher erforschten Gebietes der christlichen Kunst liegt.

Die Kuppel über dem Quadrat. Wie steht es nun aber mit der Verwendung des Qua-

[1]) Vgl. Carl Schuchhard, »Der altmittelländische Palast.« Sitzungsberichte der königl. preuß. Akademie der Wissenschaften X (1914), S. 277 f. Dazu Pfuhl, Athenische Mitteilungen 1905, S. 331 f. und Meringer, Sitzber. der Akademie der Wissenschaften in Wien, phil.-hist. Kl. 181. Bd., 5 Abh.

[2]) Vgl. meine »Byzantinische Denkmäler«, III, S. XXIII f.

[3]) Vgl. oben S. 72.

[4]) Über eine Ausnahme vgl. S. 486 f.



Abb. 397. Dscherasch, Thermen: Hängekuppel. Aufnahme Puchstein.

drates als Kuppelunterlage in der hellenistisch-römischen Kunst? Choisy »L'art de bâtir chez les Romains« kennt sie 1873 nicht, weiß nur von Voûtes sur plan circulaire zu berichten; diesen hatte schon 1843—1845 Isabelle ein eigenes Werk »Les édifices circulaires« gewidmet. Ebenso führt Durm »Die Baukunst der Römer« 1905 zuerst in eigenen Abschnitten die römischen Kuppelgewölbe über kreisrunden und polygonalen Räumen an und sagt Seite 285: »Über quadratischen Räumen haben wir im römischen Abendlande nur bei den kleinen Gräbern und im Osten an der syrischen Küste Kuppeln zu verzeichnen.« Die römische Wölbung über dem Quadrat ist eben das Kreuzgewölbe. Wie weit es bereits dem Hellenismus bekannt war, soll später erörtert werden. Hier sei dieser für den Westen geltenden Tatsache gleich eine andere ebenso bedeutungsvolle im Osten gegenübergestellt.

Mit der Rolle des Ostens in der Entwicklung des Kuppelbaues hat sich bisher nur Dieulafoy und ihm folgend Choisy beschäftigt[1]). Es ist bezeichnend, daß keiner von ihnen dem armenischen Kreis irgendwelche entscheidende Bedeutung beilegt oder versucht, jene Wege für die Herleitung des christlichen Kuppelbaues zu gehen, die ich nachfolgend einschlage. Auch Choisy, der den Problemen am meisten nahegerückt ist, hat doch die Bedeutung des nordiranischen und armenischen Kreises völlig übersehen. Immer bilden die Paläste des Fars, Firuzabad und Sarwistan, den letzten Ausgangspunkt; daß der Kern der Entwicklung im Norden des persischen Gebietes zu suchen und ein volkstümlicher ist, blieb bisher völlig unbeachtet, vor allem natürlich von Rivoira, »Arch. mus.«[2]).

Mit Hängezwickeln. Ich gehe in der Untersuchung der Ursprungsfrage zunächst aus von einer bekannten hellenistischen Art der Kuppel über dem Quadrat, der sogenannten Hängekuppel und

[1]) Letzterer u. a. in seiner jedem Leser dieses Buches zur Einführung zu empfehlenden »Histoire de l'Architecture« 1899, in der er seine Einzelstudien über die Baukunst der Römer und Byzantiner ergänzt und zusammenfaßt.

[2]) Vgl. dazu meinen Aufsatz »Die Entstehung der Kreuzkuppelkirche«, der seit 1915 beim Verleger der Zeitschrift für Geschichte der Architektur liegt und nicht erscheint. Inzwischen ist meine »Bildende Kunst des Ostens«, S. 28 f. und »Altai-Iran«, S. 226 f., ferner Diez, »Die Kunst der islamischen Völker«, S. 78 f. erschienen.

benutze zur Einführung ein syrisches Beispiel. Die Aufnahme, die ich dem verewigten Puchstein, bzw. seinem Begleiter auf der deutschen Baalbek-Expedition, dem auf dem Schlachtfelde gefallenen F. Töbelmann verdanke, rührt aus Dscherasch (Gerasa) in Zentralsyrien her. Man schlage in der Zeitschrift des deutschen Palästina-Vereines, Bd. XXV, Tafel 6 den Plan der Stadt nach und wird in der Nordostecke die Thermen finden, in denen das Kuppelgebäude liegt, von dem Prinz Rupprecht von Bayern in der Zeitschrift des Münchener Altertumsvereins IX, 1897/8, Seite 5, eine Grundrißskizze gegeben hat. Einzelheiten der Kuppel finden sich bei Choisy, »L'art de bâtir chez les Byzantins«, pl. XV und Durm, »Die Baukunst der Römer« 2, Seite 269. Auch dieser Raum ist quadratisch, Abbildung 397 zeigt ihn nur in starker perspektivischer Verzerrung. Zweierlei unterscheidet seine Wölbung scharf von der armenischen Kuppel mit Trichternische. 1. Die Mauern des Grundquadrates enden oben nicht wagrecht, sondern in Bogen und 2. die Kuppel senkt sich, über dem umschriebenen Kreis errichtet, in die Zwickel zwischen die Bogen und füllt so die Ecken unter dem Kuppelrund. Diese »Hängekuppel« ist nun neben der Kuppel mit Trichternische auch schon in Persien nachweisbar [1]), was mich nicht überrascht, weil ich geneigt bin, in der Kuppel überhaupt, soweit sie nicht gerade auf dem Rund oder Oktogon aufsitzt, ein iranisches Erzeugnis zu sehen. Für Kleinasien vgl. Choisy, »L'art de bâtir chez les Byzantins«, Seite 158 f.

Die Hängekuppel hat nun eine merkwürdig der armenischen gleichartige Entwicklung genommen, auf die hier mit einem Wort eingegangen werden muß, weil die Möglichkeit vorliegt, daß diese sich schon in dem gemeinsamen iranischen Ursprungslande vollzogen hat. Der sprechende Beleg, um den es sich hier handelt, ist das Mausoleum der Galla Placidia in Ravenna, ein einschiffiger Dreipaß, wie ich ihn vom armenischen Standpunkte nennen würde, mit rechtwinklig ausgebildeten Strebenischen, wie ich sie bei Matschitlu (S. 99) voraussetze und unten noch beim Dreipaß selbst als Ausnahme vorzuführen haben werde [2]). Die Kuppel ist dort über dem Mittelquadrat so gebildet, daß zunächst die vier Wände turmartig höher geführt sind und dann erst die Kugelschale in ihnen hängt. Dieser Aufbau kann als Fenstertrommel bezeichnet werden, weil vier kleine Fenster in den Achsen die Mauern durchbrechen. Eine Innenansicht (Abb. 398) gibt darüber Auskunft. Vgl. Seite 371.

Mit Trichternischen. Die armenische Kuppel, die ebenfalls über dem Quadrat errichtet ist, hat mit der Hängekuppel nichts zu tun. Wie oben Seite 309 beschrieben und beim Durchblättern des Typenkataloges auf Schritt und Tritt zu beobachten ist, verwendet sie die Trichternische zur Überleitung aus dem Quadrat in das Rund, bzw. Achteck der Kuppel. Ich habe über diese Form sehr ausführlich in einem Aufsatz in der Zeitschrift für Geschichte der Architektur III, Seite 1 f. und dann nochmals »Amida«, Seite 177 f. gehandelt und auch die Ausfälle dagegen in aller Ruhe abgewehrt [3]). Man möchte es nicht für möglich halten, daß Rivoira, Seite 239, in Armenien nur die Kuppel mit Hängezwickeln kennt und in seiner grundsätzlichen Schlußzusammenfassung über die armenische Art ausdrücklich sagt: »Vi è escluso il pennacchio a scuffia (Trichternische). Almeno, nelle cupole delle chiese, eccezione fatta per quella di Usunlar«. In einem Nachsatze gibt er die Ecknische nur zu in Gebäuden anderer Art und in späten Jahrhunderten. Man frägt sich, wie solche Unkenntnis möglich sei. Der Fall beleuchtet scharf, in welchem Zustand heilloser Verwirrung die Forschung über den christlichen Orient darniederliegt [4]). Das betrifft in erster Linie alle Fragen, die den Kuppelbau angehen. Da gibt es, wie ich schon oben Seite 342 zeigte, eine ganz allgemein herrschende Schulmeinung, die selbst bei einem Millet noch durchschlägt. Er äußert sich über den Ursprung der Kuppel offenbar nur deshalb nicht, weil er ihren hellenistischen Ursprung in christlicher Zeit für selbstverständ-



Aufnahme Hammerschlag.
Abb. 398. Ravenna, Mausoleum der Galla Placidia: Inneres.

[1]) Vgl. Diez, »Die Kunst der islamischen Völker«, S. 79.
[2]) Vgl. Hübsch, »Die altchristlichen Kirchen«, Sp. 31; Dehio und Bezold, I, S. 45. Dazu unten S. 493 f.
[3]) Orientalistische Literaturzeitung XIV (1911), Sp. 505 f.
[4]) Vgl. dazu auch Bachmann, Kirchen, S. 50.



Aufnahme Oldenburg.
Abb. 399. Bäzäklik: Kuppelbau mit Trichternischen.

lich hält[1]). Oder steht er gar auf dem Standpunkt von Rivoira? Dieser vertritt die Ansicht (S. 122), daß alles, was Gewölbe ist, von Rom ausgeht, die Sasaniden erst seien Vermittler nach dem Orient hin gewesen. Die Römer, Architekten, nicht wie die Griechen Dekorateure, hätten Bogen und Gewölbe zur Geltung gebracht. Was die Ecknische im Besonderen angehe, so sei sie (S. 127) durch Künstler aus Ravenna oder Süditalien nach Persien übertragen worden. In Süditalien sei zuerst Gebrauch gemacht worden sowohl von dem »Pennone ravennate a nicchia« wie dem andern »a scuffia«. Rivoira, Seite 128/9, findet man die beiden Arten nebeneinander abgebildet, die richtige Nische von S. Vitale in Ravenna und die Trichternische von S. Giovanni in fonte in Neapel. Die Bestätigung dieser Ableitung findet Rivoira dann Seite 240 in dem Mangel der Ecknische in Armenien. Sie könnte also nicht von den Persern kommen — i favolosi originatori di simile raccordo — sondern sei zu ihnen erst vorgedrungen, als das Pendentif von den armenischen Baumeistern bereits übernommen war.

Man sieht unzweideutig, Rivoira weiß nichts davon, daß die armenische Architektur ursprünglich nur die Trichternische kennt. Es wird das wohl daher rühren, daß er nach den Photographien von Nahapetian urteilte, in denen Innenaufnahmen fehlen, und selbst das Innere einer armenischen Kirche nie betreten hat. Das Beispiel ist bezeichnend für die Art, wie Rivoira und seinesgleichen Kunstgeschichte machen: er war bei seiner chauvinistisch überspannten Ansicht nur allzugeneigt, unvorsichtig Tatsachen zu behaupten, die ein einfaches Hinsehen widerlegt. Im übrigen spricht ruhige Überlegung von vornherein gegen die Annahme einer Abhängigkeit von Rom oder Byzanz[2]).

Chinesisch-Turkestan und Seistan. Ich beginne mit dem am weitesten nach Osten vorgeschobenen Kunstkreise, dem zentralasiatischen in Chinesisch-Turkestan. Dort gibt es im Freibau ausschließlich gewölbte Räume, und zwar nur tonnengewölbte Längsbauten und Kuppeln über dem Quadrat. Das Holzdach ist ebenso unbekannt wie der Rundbau und das Oktogon. Abbildung 399 aus Bäzäklik gibt eine Vorstellung davon. Das Material ist sonnengebrannter Ziegel, darüber Verputz. Die vordere linke Ecke neben der Mitteltür ist eingefallen und dadurch der Blick glücklich freigeworden auf die Konstruktion des Ganzen[3]). Den Grundriß gibt Grünwedel[4]). Ein rechteckiger Raum von 3·31 × 3·90 m Größe zeigt über 2·75 m hohen Wänden eine halbrunde, d. h. 2·10 m hohe Kuppel, die ovalen Grundriß haben muß. Über die Ecken sind Nischen gelegt, richtige im Grundriß halbrunde Nischen, deren Ecken unten etwas vor die Wand vortreten[5]). Eine andere Art zeigt

[1]) Vgl. übrigens Millet, »L'école grecque«, S. 72 f.

[2]) Für letztere tritt leider auch Wulff, »Altchristliche und byzantinische Kunst«, S. 225 und 257 f. ein.

[3]) Meine Abbildung nach einer Photographie von Prof. v. Oldenburg (Vgl. »Österreichische Monatsschrift für den Orient«, XL, S. 71.

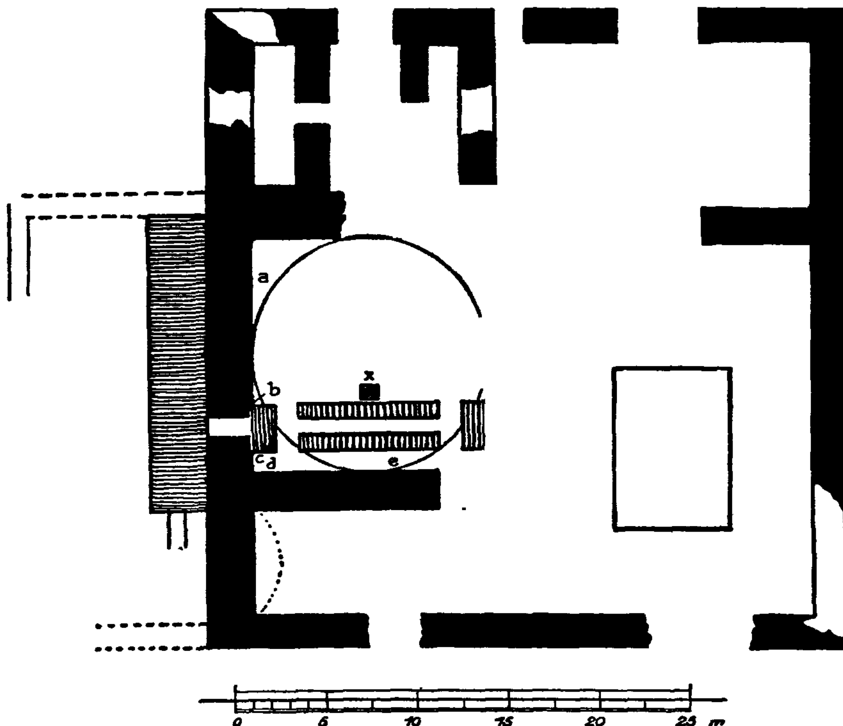
[4]) Altbuddhistische Kultstätten in Chinesisch-Turkestan, S. 133.

[5]) Darüber eine zweite Reihe kleinerer Nischen, mehr als acht (Vgl. damit oben Abb. 60).



Aufnahme Le Coq.
Abb. 400: Chodscho, Ruine T^1: Trichternische.

Abbildung 400 aus Chodscho (Idikutschari)[1]. Es ist die Südwestecke der eingestürzten Kuppel von Ruine T^1 mit dem den Zwickel ersetzenden »Vorsetzblatt«, wie sich Le Coq ausdrückt[2]. Er gibt davon wiederholt den Grundriß Abbildung 401, so Seite 6, wo über die Resultate der Ausgrabung berichtet wird. Wir sehen in der Nordecke ein Torgebäude, bestehend aus drei parallelen Längsräumen, die einst wohl tonnengewölbt waren[3]. Durch den mittleren betritt man einen quadratischen Kuppelraum, dahinter eine Quertonne. Im Osten ein Hof mit im Norden vorgelagertem Querraum. Schon Le Coq richtete sein Augenmerk auf den hoch mit Schutt angefüllten Kuppelraum. Es zeigte sich, daß dieser noch in buddhistischer Zeit eine parallel zur Südmauer verlaufende Stützmauer erhalten hatte, dazu außen an der Westwand einen Strebepfeiler. Die Kuppel erhebt sich nach Le Coq auf der etwa 2·20 m hohen Mauer des quadratischen Baues (von 12·50 m Seitenlänge); »die Ansatzlinie ist verdeckt durch einen nur aus Lehmverputz hergestellten, mit einem stark verwischten Rankenornament verzierten Sims. Die Ecken, die beim Aufsetzen der kreisförmigen Kuppel bei der quadratischen Gestalt des Baues offen blieben, waren durch besondere, halbkugelige, kleinere Gewölbe mit der Kuppel verbunden. Diese Eckgewölbe waren in der Südost- und in der Südwestecke gut erhalten, in den beiden Ecken der Nordwand waren ihre Ansätze noch vollkommen erkennbar.« Auf den erhaltenen ältesten Gemälden dieses Kuppelraumes fand Le Coq (Taf. 9) eine chinesische Pilgerkritzelei, die er nach dem Vorkommen eines bestimmten Zeichens in das Jahr 717 datiert[4]. Die Malerei selbst und umsomehr der Raum müßten also älter sein. Man sieht Abbildung 400 in den Kuppelecken keine halbkugelige Nische, sondern den richtigen Trichter (Trompe), der sich in immer kleiner werdenden Ziegelbogen in die Ecke des Quadrates hineinzieht. Zu dieser Werkform bemerkt Grünwedel (a. a. O. S. 29 A), sie komme überall im Turfan vor[5].



Aufnahme Le Coq.
Abb. 401. Chodscho, Ruine T^1: Grundriß.

[1]) Nach Le Coq, Chodscho Tafel 70, b.

[2]) Grünwedel, Bericht über die archäologischen Arbeiten in Idikutdchari, Abh. der philos.-philol. Kl. der Akad. der Wissenschaften München 1909, S. 38, spricht von »breiten muschelförmigen Vorsetzscheiben«.

[3]) Vgl. mein »Mschatta«, Tafel I f., dessen Torgebäude ähnlich eingeteilt ist.

[4]) Im übrigen setzt Grünwedel, Zeitschrift für Ethnologie 1909, S. 897, quadratische Kuppelräume mit Malereien des frühesten Typus vor das 4. Jahrhundert, nahe an die Gandharazeit.

[5]) Wenn das im allgemeinen auch zutrifft, so wird man doch zwei Arten zu unterscheiden haben, die aus wagrechten Schichten aufgerichtete Nische (S. Vitale) und den in senkrechten Ziegelreihen geschaffenen Trichter (Neapel).



Abb. 402. Koh-i-Kouadja, Ruinenstadt: Kuppelbauten. Aufnahme Lacoste.

Ich habe die Bauten Turkestans an die Spitze gestellt, weil sie in einem Baustoff gearbeitet sind, der sich sonst nicht leicht über tausend Jahre lang erhalten hat, dem luftgedrockneten Lehmziegel. Jene Gegenden wie die des Khotan und die zentralsyrischen sind lange Jahrhunderte verlassen gewesen, erst der Fuß des Gelehrten hat wieder den Weg zu ihnen gefunden. Dieser Mangel neuer Kulturschichten erklärt, zusammen mit dem Klima die Erhaltung. Wir dürfen solche Bauten deshalb nicht in Gegenden erwarten, die später stetig im Strome der Weltkultur gelegen haben, also schon nicht in dem an Chinesisch-Turkestan westlich angrenzenden Transoxanien oder Churasan. Beobachtungen ergaben, daß die dort heimische Bauweise heute noch der sonnengebrannte Ziegel und eben das quadratische Kuppelhaus sind. Diese Hausform endet ungefähr südlich des Kaspischen Meeres. Der Kreis ihres Vorkommens umfaßt auch Awghanistan, und wie sehr er in Seistan zuhause sein mag, soll Abbildung 402 bezeugen. Ich entnehme sie einem Aufsatze von Michel Carré »Une ville morte de la Perse orientale« Seite 434 der Zeitschrift »L'Illustration« vom 27. Juni 1908. Darin werden Aufnahmen des Kommandanten Lacoste mitgeteilt, der damals ein Buch »Autour de l'Afghanistan« vorbereitete. Die Ruinen liegen am Abhange eines Koh-i-Kouadja genannten Höhenzuges, der am Rande des Inundationsgebietes der Helmand und der awghanischen Seen, in die er mündet, emporsteigt. Scherben und Lehmziegel neben unförmigen Blöcken von Pisémauerwerk weisen auf eine neuere Stadt, die über den Ruinen einer viel älteren erbaut wurde. Abbildung 402 zeigt einen Winkel dieser Ruinen. Man sieht riesige Lehmziegelbauten massig zusammengedrängt und von der Witterung ganz verwaschen. Die vorherrschende Bauform ist ein quadratischer Unterbau, bedeckt mit einer Kuppel, deren Übersetzung aus dem Quadrat ins Rund in dem quadratischen Mauerwerk verschwindet.

Ich habe bisher in die Untersuchung nur Großbauten einbezogen, die entweder dem Gottesdienst oder als Palast dienten. Den Schlüssel zur Lösung der Ursprungsfrage bildet aber ein Zweck-

gebiet, das für den Kuppelbau in ähnlicher Weise den Ausschlag gibt wie für den griechischen Tempel: das volkstümliche Haus der Arier. Selbstverständlich ist es für die Kuppel eine andere Art als für den dorischen Holzbau.

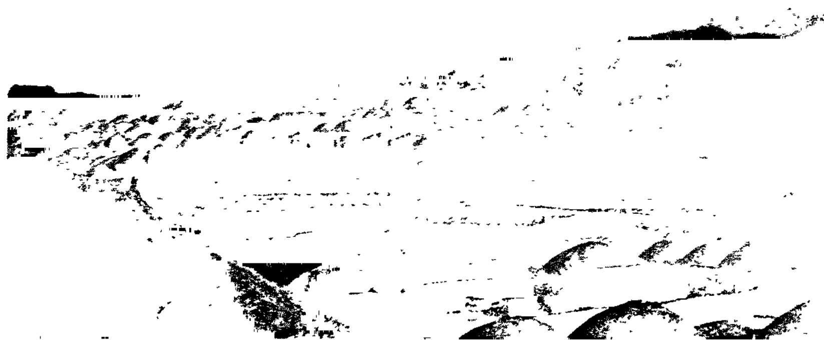
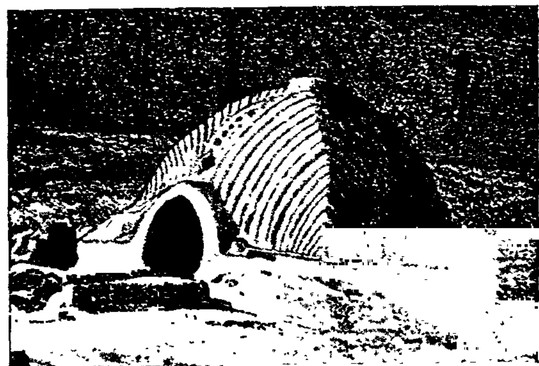


Abb. 403. Dorf Kischmar und Aliabad. Aufnahme Diez.

Das ostiranische Kuppelhaus und das Übereckgewölbe. Meine Aufmerksamkeit war gelegentlich der Arbeiten über Mschatta, Amida und Armenien auf das Kuppelhaus gelenkt worden durch Aufnahmen von Dieulafoy u. a. Ich drängte daher zu einer Reise nach Churasan und da ich selbst nicht für längere Zeit vom Hause fort konnte, so gewann ich Assistenten Dr. Diez für den Plan, dem sich dann auf Antrag von Professor Jakob ein ähnlich auf naturwissenschaftliche Fragen gerichtetes Unternehmen von bayrischer Seite anschloß. So kam die im Auftrage des kunsthistorischen Institutes der Wiener Universität (Lehrkanzel Strzygowski) unternommene Forschungsreise nach Churasan zu Stande[1]). Ich entnehme den gesammelten Denkmälern[2]) mit Bezug auf die schwebende Frage Folgendes: Abbildung 403 gibt als herrschende Gattung des Churasandorfes eine Aufnahme von Kischmar und Aliabad. Man sieht, die Bauzelle, aus der sich die ganze Ansiedelung zusammensetzt, ist die Kuppel über quadratischem Unterbau. Ein, zwei, drei und mehr solche Zellen gehäuft bilden ein Wohnhaus oder eines der Nebengebäude. Im vorliegenden Falle sind alle Kuppeln oben geschlossen, bald rund, bald spitz[3]). Das aber scheint nicht allgemein gültig. Es kommt, wie ich Abbildung 404 nach einer Aufnahme von Laurens bei Hommaire de Hell, Voyage en Turquie et en Perse, 1859, Tafel LXXVI vorführe, in Churasan auch vor, daß die Mitte des Gewölbes offen bleibt oder nur notdürftig irgendwie bedeckt wird. Dieulafoy bringt »L'art antique la Perse«, II, Tafel I, eine Ansicht von Kum, die solche Kuppeln, oben mit einer Lichtöffnung neben Tonnenbauten zeigt. Die von Diez festgestellte Grenze verschiebt sich also hier bis jenseits der Salzwüste und das bekannte Relief von Ninua[4]) spricht dafür, daß diese Hausform auch noch in Mesopotamien vorkam. Miß Bell bestätigt, dies sei bis auf den heutigen Tag die einzige in der Dorfachitektur von Nordsyrien und Nordmesopotamien bekannte Form[5]). Wahrscheinlich werden die Grenzen der Verwendung von Gewölbe oder Holzdach ganz vom vorhandenen Baustoff abhängen, also aufs Engste mit Klima und Boden zusammengehen. Als Hauptgebiet des quadratischen Kuppelhauses darf Iran gelten. Für dessen Süden sind Kuppeln als Vorrats- und Schatzhäuser aus achamanidischer Zeit sowohl wie aus parthischer bezeugt[6]).

Die einfache Art der Eindeckung von den Ecken aus mit offener Mitte gibt vielleicht den Schlüssel zum Verständnis des Aufkommens der ganzen Art. Der Ausgangspunkt ist hier nämlich nicht die Kuppel selbst, also der halbkugelförmige Abschluß des Raumes, sondern die Überwölbung der Ecken. Die ungebrannten Lehmziegelreihen überqueren die Ecken in leicht gekrümmten Spitzbogen, die in jeder Wandmitte in einer Lotrechten (in Abb. 404 über dem Tore) zusammenstoßen. Von der inneren Erscheinung eines solchen Gewölbes gibt eine Vorstellung, Abbildung 405, aus dem Karavanserai bei Sebsewar, der von Schah Abbas (1587—1629) erbaut sein soll, aber als Groß-



Aufnahme Laurens.
Abb. 404. Churasan: Kuppelbau.

[1]) Vgl. Mitteilungen der geographischen Gesellschaft in München, VIII (1913), S. 185 ff., Österreichische Monatsschrift für den Orient, XL (1914), S. 220, Mitteilungen der geographischen Gesellschaft in Wien, LXI (1918), S. 20 f.

[2]) Sie erscheinen jetzt in dem Werke über diese Forschungsreise als Band VII der Arbeiten des kunsthistorischen Institutes.

[3]) Vgl. dazu auch Diez, »Die Kunst der islamischen Völker«, S. 78 f. und meine »Bildende Kunst des Ostens«, S. 31 f.

[4]) Abbildung in jedem Handbuche z. B. Perrot et Chipiez, II, S. 46.

[5]) Palace and mosque at Ukhaidir, S. 75.

[6]) Diez, a. a. O., S. 78.



Aufnahme Diez.
Abb. 405. Sebsewar, Karawanserai: Einzelheit.

bau in gebrannten, nicht wie die volkstümlichen Bauten in den großen, an Luft und Sonne getrockneten Lehmziegeln ausgeführt ist. Man sieht unten noch die Endigung der quadratischen, durch Nischen gegliederten Wand. Dann beginnen in der Ecke die schräg gegeneinandergelegten Ziegel, die sich allmählich zu einem Bogen zusammenschließen. Rechts die Linie, in der der über der nächsten Ecke errichtete Trichter mit dem links vollständig sichtbaren zusammenstößt. Wir haben es hier eigentlich mit einem »Übereck-« oder »Trompengewölbe« zu tun, noch nicht mit der richtigen Kuppel. Es macht bei kleinen Bauten keine Schwierigkeiten, das von den Ecken her, bzw. über ihnen aufgeführte Gewölbe in der Mitte flach oder spitz zu schließen. Erst bei Quadraten von mehr als 3 bis 4 m Seitenlänge wird man zu der auf den Mauermitten aufliegenden Kuppel greifen, die Trichternischen werden dann auseinanderrücken, d. h. nicht mehr in einer Lotrechten zusammenstoßen, sondern durch die zwischen ihnen aufruhende Kuppel getrennt sein. Ich entnehme auch dafür dem von Diez aus Churasan mitgebrachten Aufnahmen ein bezeichnendes Beispiel.

Abbildung 406 zeigt einen kleinen Kuppelbau in Bus-i-Hor, südlich vom alten Nischapur. Er wird im Lande für sasanidisch angesehen und teilt mit den bekannten Palastbauten des Fars tatsächlich die Eigentümlichkeit des Baustoffes: der quadratische Unterbau ist aus Bruchsteinen in Mörtelbettung, die Kuppel aus Ziegeln erbaut. Das Ganze war, wie deutliche Reste über dem aus einer Reihe von Ziegeln errichteten spitzbogigen Tor erkennen lassen, außen mit Platten verblendet. Die betreffende Stelle des Baues bietet einen Anblick, den man von den armenischen Bauten her sehr gewohnt ist (S. 1, 208 und 211). Gerade da nun, wo noch die Spuren des alten Plattenbelages beobachtet werden, steigt die Kuppel breit herab auf die Mauermitte. Bei genauerem Zusehen findet man, daß sie an dieser Stelle, d. h. zwischen den an den Ecken massig hervortretenden Ecktrichtern aus im Zickzack in horizontalen Reihen gegeneinander gestellten Ziegeln gebildet ist, während die Kuppelhaube darüber die Ziegel wagrecht geschichtet zeigt. Man bekommt von diesem Befund einen noch stärkeren Eindruck in Abbildung 407, einer Aufnahme im Innern des gleichen Gebäudes. Die Mauern des Quadrates sind unten deutlich zu sehen. Über der Ecke sitzt die spitzbogige Trichternische. Die Neigung der Ziegel, mit der ihre Wölbung unten begonnen wurde, ist festgehalten, die Ziegel stehen fast lotrecht in gegeneinander geneigten Bogenschichten. Man sieht sie vorne von der Breitseite: es sind also eigens zugehauene oder geformte Ziegel genommen, sehr schmal und, wie es scheint, unten am Ansatz etwas breiter. Neben dem Trichter links unten eine Nische, durch wagrechte Ziegelreihen zum Auflager der Kuppel ausgeglichen. Über der Nische ein kleines Fenster (heute verlegt) durch gegeneinander gestellte Ziegel abgedeckt. Dieses Fenster sitzt inmitten der schräg gegeneinander gestellten Ziegelschichten, die bereits am Äußern beobachtet wurden und einzeln in der Lotrechten ein regelmäßiges Zickzack bilden. Darüber die eigentliche Halbkugel in wagrechten Ziegelreihen. Man gehe nun wieder auf das Äußere und sehe sich die Trichter in ihrer die Ecke mit der Wölbung übersetzenden Werkarbeit an. Sie sind ergänzend an die dem Quadrate eingeschriebene Kugelfläche angefügt, die Kugelschale selbst spitzt sich hier nach oben etwas zu.



Abb. 406. Bus-i-Hor: Kuppelbau. Aufnahme Diez.



Abb. 407. Bus-i-Hor, Kuppelbau: Innenansicht. Aufnahme Diez.

Die Paläste des Fars. Ich komme nun erst zu den ältesten, auch bisher schon von der Kunstforschung beachteten Vertretern der Kuppel mit Trichternischen über dem Quadrat. Sie wurden in den persischen Palästen des Fars gefunden. Wir dürfen uns nicht wundern, daß ältere Belege heute fehlen. Der Grund ist in dem vergänglichen Material des ungebrannten Ziegels zu suchen, der rasch verwitterte und mit ihm die Platten- und Stuckausstattung, mit der diese Mauern verkleidet waren. Immerhin verweist Diez auf die Stelle des Ibn al-Balchi aus dem 12. Jahrhundert, der in seiner Fars Nameh[1]) bezeugt, daß in den Ruinen von Istachr (Persepolis) »drei Kuppeln« standen, die den achamanidischen Königen als Vorrats- und Schatzhäuser gedient hätten. Einen anderen Kuppelraum bezeugt schon im 2. Jahrhundert Philostrat, I, 25: im Königspalast des parthischen Babylon eine Kuppel, die innen mit Saphiren bekleidet war.

Die erhaltenen Paläste des Fars sind wie später die armenischen Kirchen aus einem Kern von Bruchsteinen in dicker Mörtelbettung hergestellt[2]). Doch unterscheiden sie sich nicht unwesentlich in der Art der Verkleidung dieses Gußkernes. Zwar die Innenwände verschwanden in beiden Palästen unter einer Schicht von Gipsstuck; dagegen hält das Äußere von Firuzabad an den rohen Bruchsteinen fest und macht die Außenseiten wirksam durch die Auflösung der Fläche in Nischen, während in Sarwistan die Wände glatt blieben, dafür aber einen Belag von Quadern aufweisen, der sich freilich in der Regelmäßigkeit der Bearbeitung nicht mit den armenischen quaderbelegten Wänden messen kann. Um die notdürftig zurechtgehauenen Steine lagern dicke, wagrecht ausgeglichene Schichten von Mörtel. Dieulafoy weist Seite 76 darauf hin, daß diese Art achamenidisch, nicht sasanidisch sei. Ohne weiter auf die Zeitfrage einzugehen, sei bemerkt, daß die Zusammensetzung dieser Bauten aus tonnen- und trichterkuppelgewölbten Räumen auf das engste zusammengeht mit den in Chinesisch-Turkestan herrschenden Bauformen. Abbildung 409 gibt den Grundriß des Palastes von Sarwistan. Die Kuppel über dem Quadrat bildet die Mitte, ihr vorgelagert sind drei tonnengewölbte Räume, von denen der mittlere als Vorhalle des Kuppelsaales dient. Dazu kommt der Hof und gewölbte Nebenräume, alles annähernd nach den gleichen Grundsätzen zusammengeschoben wie die Ruine T1 in Bäzäklik, von der oben Seite 363 eine Abbildung gegeben wurde[3]). Wie nahe sich die Rohziegelbauten von Chinesisch-Turkestan und die Gußmauerwerkbauten des Fars stehen, belegt auch die Beobachtung der unerhörten Mauerdicke für den Kuppelraum. In Chodscho ist die Mauer bei 12·50 m Kuppelweite 2·50 m dick, es stellt sich also das Verhältnis von Dicke zu Spannung wie 1 : 5. In Sarwistan ist die Mauer nach Coste 2·50 m dick, die Spannung beträgt 12·80 m. Die Maße und das Verhältnis sind also auffallend gleich. Die Vermittlung wird wohl über das Land gegangen sein, in dem der durchaus in diese Reihe fallende Bau von Bus-i-Hor nachgewiesen wurde und das ganz natürlich als Mittelglied gegeben ist: Churasan und die dazwischen liegenden Gebiete von Awghanistan und Seistan. Die Bauten des Fars in Gußmauerwerk haben noch die alten Verhältnisse des Luftziegelbaues beibehalten[4]).

[1]) Vgl. Guy le Strange »Journal of the R. asiatic society« (1912). Diez, »Die Kunst der islamischen Völker«, S. 78.

[2]) Die besten Aufnahmen bei Dieulafoy, »L'art antique de la Perse«, Band IV. Die Aufnahmen bei Coste et Flandin, »Perse ancienne«, pl. 28, 29, 38—42, sind Maßaufnahmen, die Dieulafoy durch Photographien ergänzt. Vgl. danach Perrot et Chipiez, »Histoire de l'art«, V, S. 563 ff.

[3]) Vgl. besonders auch Sarre-Herzfeld, »Iranische Felsreliefs«, Tafel IL (Kasr isch-Schirin).

[4]) Eine ähnliche Beobachtung hat man am Heraion in Olympia gemacht, wo die Cellawand in ihrer Dicke auch nur verstanden werden kann, weil sie für luftgetrocknete Ziegel bestimmt war und der Steinsockel darauf Rücksicht nimmt. Vgl. Noack, »Die Baukunst des Altertums«, S. 3.



Abb. 408. Sarwistan, Palast: Kuppelansatz. Aufnahme Dieulafoy.

Der Kuppelsaal des Palastes von Sarwistan zeigt nun die in Abbildung 408 gegebene Lösung des Überganges vom Grundquadrat zum Rund der Kuppel: in der Ecke die richtige Trichternische, wie wir sie überall in Armenien fanden, daneben das heute vermauerte Fenster. Auf die in dieser Zusammenstellung keimende Fenstertrommel wird später ausführlich einzugehen sein.

Ich will hier die Geschichte des ältesten Kuppelbaues im Osten nicht weiter verfolgen und schließe mit einem Wort über Mesopotamien und das Mittelmeer. Dort hat Delbrück[1]) das Material sorgfältig zusammengestellt. Er sagt dazu: »Vorgebildet waren wohl alle diese (ältesten) Kuppelformen schließlich im Lehmziegel- und Backsteinbau der älteren orientalischen Kulturen, der in den südöstlichen Hellenismus überging. Auf assyrischen Reliefdarstellungen hat man ja längst Kuppeln über dem Quadrat erkannt.« Für uns kommt es darauf an, nunmehr zu zeigen, wie die iranische Übereckkuppel in Armenien heimisch geworden ist.

Dieulafoys Herleitung der Kuppel mit Trichternischen. Bevor ich darauf eingehe, muß ich jedoch mit einem Wort auf die Art hinweisen, in der Dieulafoy die Entstehung der Trompenkuppel zu erklären sucht. Sie ist mit so viel Sicherheit vorgebracht und durch Zeichnungen erörtert, daß ich annahm, es läge ihr irgendwelches Tatsachenmaterial zugrunde; in Wirklichkeit ist dieser Versuch 1885 reine Hypothese. Dieulafoy geht aus von dem Gegensatz der Bauart am Tigris und in Iran, der bedingt ist durch die Verwendung von Holz bzw. Ziegel für die Dachbildung. Er knüpft dabei nicht an die landesübliche Bauart, sondern geht aus von der ältesten Art des Wölbens durch Überkragung. Wie am Grabmal von Mugheir in der Längsrichtung, so habe man auch ursprünglich Kuppeln gewölbt. Ich möchte daran erinnern, daß Leonhardt[2]) neuerdings annimmt, die bekannte Art des Schatzhauses des Atreus sei vom Pontus nach Kreta und Mykene gewandert. Leonhardt macht dazu den für uns nicht unwichtigen Zusatz, der Typus sei heute noch in Armenien als unter-

[1]) »Hellenistische Bauten in Latium«, II, S. 79.

[2]) Paphlagonia, S. 228 u. 231.

irdisches Haus in Verwendung. Wir müssen also auf die Ableitung Dieulafoys (L'art antique de la Perse) hier etwas näher eingehen, weil ja unter diesen Umständen die Trompenkuppel in Armenien auf die angegebene Art entstanden, d. h. dort heimisch sein könnte.

Das Werden der Trompenkuppel sucht Dieulafoy, IV, Seite 6 f., durch die in Abbildung 410/412 nebeneinandergestellten Zeichnungen zu veranschaulichen. Er meint, man habe zuerst das Quadrat durch vorkragende Ziegel mit einer pyramidenförmigen Decke versehen. Als Stütze dieser Theorie könnte man vielleicht auf die im armenischen Kirchenbau allgemein herrschende Verwendung des pyramidalen Daches verweisen. Diese Decken hätten sich aber in der Mitte der vier Kappen gesenkt (Abb. 410). Infolgedessen habe man die Kappen nach außen gewölbt und habe auf diese Art der Gefahr des Einsinkens zu begegnen gesucht (Abb. 411). Da bei dieser Konstruktion an den Kanten, die die Gewölbebuckel mit den glatten Flächen bildeten, zu wenig Festigkeit bestand, so sei man endlich zu der Konstruktion, Abbildung 412, übergegangen. Ich zitiere den Wortlaut Dieulafoys (S. 8): »1. réduire le diamètre de la coupole terminale en faisant tourner autour des arêtes HK les faces HBβGβ'CK, de manière à ramener les sommets G en P dans le prolongement HBPCK des nappes planes de l'intrados (ce qui revient à faire saillir les matériaux placés dans les angles au détriment des briques de la région moyenne); 2. à la suite de cette correction, substituer aux anciennes courbes brisées et concaves des courbes δ α γ β ε planes continues et convexes.« Dadurch wäre die Bildung von Kanten vermieden worden. Man lese die näheren Ausführungen bei Dieulafoy nach[1]). Ich beschränke mich mit diesem Hinweise. Ich denke solchen Einfällen gegenüber dürfte das Bemühen, den entwicklungsgeschichtlichen Weg zu gehen, doch als Fortschritt anerkannt werden. Im übrigen nehme ich an, daß die Kuppel mit Trichternischen schwerlich auf armenischem Boden entstanden sein dürfte, weil dort im Hausbaue die vorherrschende Bauform weitaus das flache Holzdach ist, das eher auf den griechischen Tempel als auf die Trompenkuppel hinführt[2]). In diesen Fragen hätte im Anhange Dr. Küttler durch die auf unserer Forschungsreise über Dorf, Haus und Herd mit Bezug

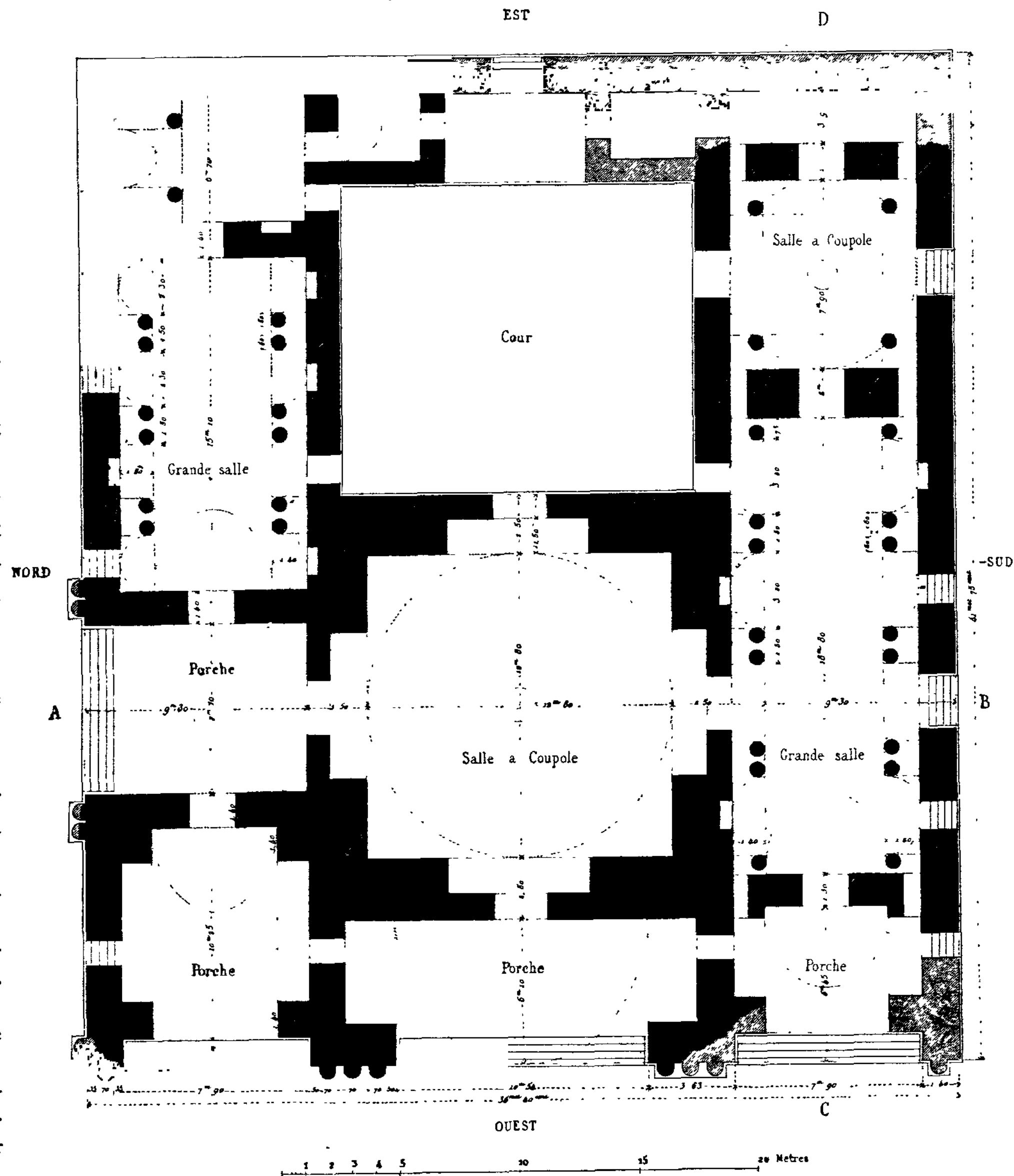


Abb. 409. Sarwistan, Palast: Grundriß. Aufnahme Coste.

[1]) Vgl. dazu Rosintal, »Pendentifs, Trompen und Stalaktiten«, S. 35/36.

[2]) Vgl. über das westasiatische Haus Herzfeld, »Iranische Felsreliefs«, S. 6 f. und über das armenische Bauernhaus Parsadan Ter-Mowsessian in den Mitteilungen der anthropol. Gesellschaft in Wien, XXII (1892), S. 125 ff.

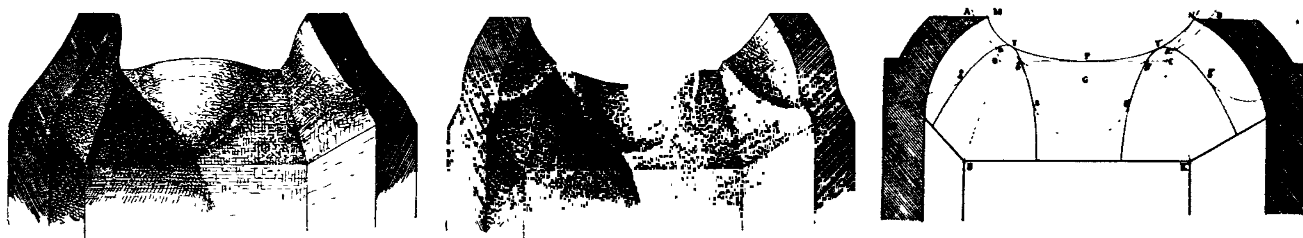


Abb. 410—412. Die Entstehung der Kuppel mit Trichternischen nach Dieulafoy.

auf die Soziologie Armeniens gesammelten volkskundlichen Beobachtungen weitere Aufschlüsse geben sollen.

Die Kuppel von Tekor. Die älteste erhaltene Kuppel auf armenischem Boden war die von Tekor (Abb. 24). Die Wiener Forschungsreise kam leider erst ein Jahr nach ihrem im August 1912 erfolgten Einsturze. Wir konnten lediglich die in Abbildung 385 sichtbare Tatsache feststellen, daß zwischen den Tragbogen keine Hängezwickel aufstiegen, sondern das Quadrat wieder aufgenommen war — bis auf eine Art Schlußstein in der obersten Ecke, der quergelegt und mit einem frei herausgearbeiteten Blatte (Muschel?) geschmückt ist[1]. Die Rekonstruktion der Kuppel ist auf Grund von Photographien und der Aufnahmen von Texier[2]) und Thoramanian möglich. Ich gehe aus von der Aufnahme Texiers (Abb. 385). Daß er unverläßlich ist, ergibt ein Vergleich mit der Photographie, Abbildung 413. Texier zeichnet die Zwickel über den Tragbogen im Keilverband, während so nur der Tragbogen, nicht auch der Zwickel gebildet ist. Ich meine, man müßte daher auch die rein wagrechte Lagerung der Steinschichten in der kegelförmig aufsteigenden Kuppel nicht wie Schnaase, III, 327, Anmerkung 1, hinnehmen, ohne an den Gußkern zu erinnern und daran, daß es sich nur um eine mehr oder weniger dicke Plattenverkleidung handelt. Eigentlich war die Kuppel von Tekor ein hohes Übereckgewölbe, das allmählich spitz zulief und unten fast quadratisch anfing, erst allmählich ins Rund übergehend. Thoramanian gibt »Tekor«, Seite 60, darüber näher Auskunft; er zeichnet am Beginn des Gewölbes in den Ecken kleine Nischen. Sie können über der in Abbildung 385 sichtbaren Abschrägung der Ecke, aber kaum in nennenswerter Größe, gesessen haben. Deshalb hat sie auch Texier ganz vernachlässigt. Die Außenansicht der Kuppel gibt Abbildung 413. Sie blieb fast bis zum Dach quadratisch wie ein Turm. Bei einem unteren Innendurchmesser von 6·90 und 0·72 m Mauerstärke stieg der würfelförmige Aufsatz an den Ecken etwa 4·50 m bis zum Rücksprung in das Achteck empor und in den Mitten über den Giebeln 2·80 m bis zum Kranzgesimse. Das Achteck, das dem pyramidalen Dache zugrunde liegt, ragte an den Ecken etwa 1·10 m, in der Mitte nur 0·70 m über den quadratischen Hauptteil auf, kann also in der Fernsicht fast übersehen werden. In der Mitte jeder Trommelseite saß ein kleines, außen nur 25 cm breites Fenster, das sich nach Texier schräg nach unten zog.

Die Kuppel von Tekor macht also einen sehr altertümlichen, der iranischen Art noch sehr nahestehenden Eindruck. Wäre nicht die von Thoramanian in seinem Werke aufgestellte Annahme der Entwicklung von der Basilika zur Kuppel oder hätte ich auch nur Gelegenheit, die Sachlage am Bauwerke selbst neu zu überlegen, ich würde ernstlich untersuchen, ob der Weg nicht umgekehrt gegangen sein könnte, d. h. eine alte Kuppel im 5. Jahrhundert umgebaut wurde in eine längsgerichtete Kirche im griechisch-syrischen Sinne. Solange die Untersuchungen von Thoramanian zu Recht bestehen, wird das Übereckgewölbe von Tekor als der späte Vertreter der ersten, aus dem Osten in Armenien eingewanderten Art gelten können, die wohl bald der richtigen Kuppel (Abb. 408) wich, jener S. 76 f. immer wieder vorgeführten Kuppel, die auf der Mitte der Tragbogen ruht und die Ecken durch zwei Reihen Nischen zuerst aus dem Quadrat ins Achteck und dann aus dem Achteck in das Rund der Kugelschale übersetzt. Das Übereckgewölbe verschwindet also. Tekor stand ganz vereinzelt; in seiner Kuppel hatten wir ähnlich einen Rest schwerfälliger Wölbungsart vor uns wie im Mausoleum der Galla Placidia in Ravenna. Man vergleiche die beiden Kuppeln in der Außenansicht (Abbildung 413 und 414). Wie aber S. Nazaro e Celso als *eine* Art neben einer anderen älteren auf italienischem Boden, so hat wahrscheinlich auch die Kuppelform von Tekor neben sehr viel älteren richtigen Kuppeln bestanden. Man nehme in Italien die aus konstantinischer

[1]) Vgl. dafür das Innere des Theoderichgrabes in Ravenna, Haupt »Das Grabmal«, Abb. 3—6.
[2]) »Description de l'Arménie«, Tafel 26.

Zeit stammende Kuppel von S. Constanza bei Rom[1]). Dort ist schon Jahrhunderte früher eine richtige Trommel mit sehr großen Fenstern unter die Halbkugelschale geschoben. Der Unterschied von der oben Seite 174 f. geschilderten armenischen Art ist jedoch ein sehr bezeichnender: sie sitzt in Rom über dem runden Unterbau eingestellter Doppelsäulen, in Armenien dagegen immer über dem Quadrat oder den Mauerkeilen. Wir könnten also in Rom eine Rückbildung iranisch-armenischer in die Art des Pantheons vor uns haben. (Vgl. über die Gruppe Wulff, Altchristl. und byz. Kunst, S. 246 f.) Die Mosaiken, die auffallend stark von persischen Zügen durchsetzt sind[2]), sprechen dafür, ebenso die Tatsache, daß S. Constanza und das Mausoleum der Galla Placidia vereinzelte Beispiele sind und notdürftig nachgeahmt wurden, während in Armenien eine breite Schicht in ihrer Entwicklung ebenso nachzuweisen ist wie Beispiele in Gaza und Jerusalem. Alle diese Dinge werden nur im Rahmen einer Gesamtgeschichte des Kuppelbaues zu lösen sein.



Aufnahme Nahapetian.
Abb. 413. Tekor, Kuppel: Außenansicht.

Ich weiß nicht, ob man in Rom ebenso selbständig zur Einführung der Fenstertrommel in eine persische Bauart kam — im Wege der Übertragung des Lichtgadens der Basilika? — wie in Armenien. Da diese Entwicklung ganz eine Eigenart der armenischen Kunst ist, die wir in Rom schon vor S. Constanza eingreifen sehen werden, so gehe ich darauf erst im folgenden Abschnitte über die Form ein.

Die islamische Kuppel mit stehenden Nischen. Es gibt zweierlei Kuppelecknischen (S. 362). Die eine Art bleibt bei der Trichterform, bildet nur einen nischenartigen Rahmen um diese (Abb. 408). Die andere geht vom Trichter ab und stellt eine richtige Nische d. h. den Teil eines Zylinders aufrecht in die Ecke, so, daß im Grundriß der rechte Winkel des Grundquadrates von einem Dreiviertelkreis übersetzt wird[3]). Da diese islamische Art in Armenien nicht vorkommt[4]), erwähne ich sie nur



Aufnahme Ricci.
Abb. 414. Ravenna, Mausoleum der Galla Placidia: Außenansicht.

[1]) Hübsch, S. 4, Dehio und Bezold, I S. 34.
[2]) Vgl. meine Ausführungen im Jahrbuch der kgl. preußischen Kunstsammlungen, XXIV (1903), S. 151 und zuletzt Österreichische Monatsschrift für den Orient, XL (1914), S. 80.
[3]) Vgl. »Amida«, S. 181, Abb. 102. Dazu dort S. 263 die islamische Trichternische.
[4]) Es sei denn, daß man sie im Hripsimetypus in den Dreivierteleckischen auftauchen sieht.

als Maßstab für die mehr ursprüngliche Fassung, die das Motiv in der armenischen Baukunst behalten hat. Es wird damit eigentlich nur eine klare Abgrenzung zwischen Kuppelrund und Eckfüllung, wie sie das Übereckgewölbe vermissen ließ, erzielt. Diese ebenfalls schon in Persien und Turkestan auftauchende Art ist, ähnlich wie die Trichternische im Baptisterium von Neapel, das die Wanderung dieses iranischen Motivs nach Italien in altchristlicher Zeit belegt, so schon im 6. Jahrhundert in S. Vitale von Ravenna nachweisbar[1]). Vgl. dazu neuerdings Rosintal (S. 369 Anm. 1) der die verschiedenen Arten der Kuppelnischen zu scheiden gesucht hat[2]).

In die islamische Kunst ist die Trichternische ebenso aus Iran gelangt, wie in die armenische Architektur. Diez nimmt die »uralten Oasen von Anau« (bei Aschkabad) und Merv als wahrscheinliche Heimat an[3]). Es geht jedenfalls nicht an, sie im Armenischen etwa aus dem Islam herzuleiten, wie das Rivoira, Seite 213 f., tut. Es wirft (vgl. S. 389) ein eigentümliches Licht auf seine Kenntnis der Denkmäler, wenn er die »Pennoni a scuffia« zum erstenmal in Usunlar sieht und nun den Patriarchen Johannes (718—728), den Erbauer dieser Kirche, auf einer Reise nach dem Khalifenhof die Trichternische sehen und gleich nachahmen läßt. Der Einfall ist nicht minder aus der Luft gegriffen, wie die verschiedenen Nachweise, die den Einfluß von Rom und Byzanz auf Armenien betreffen. Eher dürfte man auf dem richtigen Weg sein, wenn man grundsätzlich den entgegengesetzten Weg annimmt. Darauf wird unten noch zurückzukommen sein.

d) Die Tonne.

Die Kuppel, wie sie in den meisten erhaltenen armenischen Bauten verwendet erscheint, nämlich die Kuppel mit Trichternischen, die zu einer lichtzuführenden Trommel von runder oder achteckiger Gestalt überleiten, dürfte meines Erachtens eine rein armenische Schöpfung sein. Hier habe ich noch auf die neben der Kuppel an zweiter Stelle entscheidende Gestalt, auf die Tonne überzuleiten. Ob freilich auch sie in Armenien ostiranischen Ursprunges ist, mag dahingestellt bleiben.

Das Tonnengewölbe kommt in der Ziegelarchitektur überall vor, in Babylon wäre es seit Nebukadnezar in Verwendung[4]) und hat dann von Osten ausgehend in der ganzen hellenistischen Welt, d. h. von Indien und Zentralasien bis nach dem Abendlande so gleichmäßige Verbreitung gefunden, daß sein Auftreten in Armenien an sich keine Tatsache ist, die einer besonderen Erklärung bedürfte. Einzigartig ist nur, daß es dort neben der Kuppel ausschließlich geradezu herrschend blieb. Sein Auftreten ist zum Teile an die Frage einer älteren Eindeckung in Holz gebunden (vgl. S. 349 f.).

Holzdächer über Kirchen scheint es in Armenien nicht gegeben zu haben — außer daß sie vorübergehend zum Ausflicken oder vorläufig benutzt wurden. Das ist gegenüber dem Vorherrschen des Holzdaches in Syrien, an den Küsten Kleinasiens und der ausschließlichen Herrschaft des Holzdaches im altchristlichen Abendlande sehr auffallend. Wir haben auf unserer Forschungsreise nicht einen einzigen Kirchenbau in Russisch-Armenien kennen gelernt, bei dem der geringste Zwang vorgelegen hätte, ein Holzdach anzunehmen. Dabei haben wir dieser Frage mehr als berechtigt Spielraum gegönnt, weil Thoramanian unter dem Einflusse der abendländischen Ansichten (S. 341), sowohl für die tonnengewölbten Bauten wie sogar für die Kuppel ursprünglich Holzkonstruktion annahm[5]), so daß nach ihm die Wölbung erst ein Jahrhundert etwa nach dem Eintritte des Kirchenbaues auf armenischem Boden allmählich aufgekommen, etwa gar eine formkräftige Neuschöpfung der Armenier selbst wäre und wir es erst im Problem der Form besprechen dürften. Da ich aber gegen Thoramanian überzeugt bin, daß der gewölbte Längs-, wie der quadratische Kuppelbau älter ist als die christliche Kirche in Armenien, so müssen wir ihn schon hier im Problem der Gestalt zur Sprache bringen. H. Glück wird das gleich im vollen Umfange tun, damit ich später nicht wieder darauf zurückkommen muß. Meines Erachtens ist die armenische Kirchenbauform die Kuppel und der dreischiffige Tonnenbau etwas von außen vorübergehend Eingedrungenes. Dagegen könnten im einschiffigen Tonnenbau ältere einheimische Überlieferungen am Leben geblieben sein.

[1]) Hübsch, S. 19 f., Tafel XXII, 1.
[2]) Vgl. dazu meine Besprechungen in der Byzantinischen Zeitschrift.
[3]) »Die Kunst der islamischen Völker«, S. VII.
[4]) Koldewey, »Das wiedererstehende Babylon«, 2 A, S. 93 und oben S. 349.
[5]) Vgl. die Ausführungen in seinem Buche über Tekor.

Auch der häufige Wechsel der Bogenformen: Rund-, Spitz- und Hufeisenbogen, neben der gestelzten und eirunden Form ist eine Erscheinung, die an gleichzeitigen persischen Bauten zu beobachten ist. Was z. B. an dem nach Chosrav II. zeitlich festgestellten Bagaran nachweisbar war, das gleichzeitige Vorkommen aller genannten Bogenarten an ein und demselben Bauwerke (S. 95 f.), ist ebenso auch an dem Riesenbau des gleichen Herrschers in Ktesiphon, der Ruine Tak-i-Kesra zu beobachten[1]).

B. Die hellenistische Überlieferung: Das tonnengewölbte Langhaus. (Von Heinrich Glück).

a) Die einschiffigen Tonnenbauten (Nordmesopotamische Überlieferung).

Unter den reinen Langhausbauten finden wir in Armenien die einschiffige und dreischiffige (basilikale) Form. Für die erstere (S. 137 f.) muß festgestellt werden, daß sie auch größeren Bauwerken, ja sogar Episkopalkirchen (Garni u. a.) zu Grunde gelegt ist, nicht etwa bloß in Form von Kapellen auftritt, wie in der Schoghakathkapelle bei Edschmiatsin, so daß wir genötigt sind, die einschiffigen Bauten als selbständigen Typus zu behandeln. Die Kirchen von Diraklar, Eghiward (kleine Kirche), Garni, Ani (Palastkirche) und Schirwandschuk kommen hier unter dem vorliegenden Material in Betracht. Von der Kirche in Nachidschewan konnte nur die Nordmauer konstatiert werden. Der altertümliche Schriftfries an letzterer und die inschriftliche Datierung der Palastkirche zu Ani in das Jahr 622 n. Ch. legen von vorneherein den Gedanken nahe, daß wir die Kirchen dieses Typus zu den ältesten rechnen müssen. In späterer Zeit tritt die einschiffige Halle nur in Kapellenform auf als eine Verkleinerung der gebräuchlichen Typen ohne selbständige Bedeutung.

Alle diese Bauten sind in der im Kapitel Stoff und Werk beschriebenen Art des Gußmauerwerkes mit äußerer Hausteinverkleidung aufgeführt. Diese Verkleidung setzt die nach außen quaderförmig behauenen Steine in scharfen Fugen ohne Mörtellager aneinander. In den einschiffigen Bauten fällt oft die im Verhältnis zum Bauganzen auffallende Mächtigkeit der verwendeten Steine besonders einzelner, sowie das wenig einheitliche Größenmaß der Quadern ins Auge, durch das die strenge Durchführung der Schichtlagen gestört wird. Die großquadrige Art der Mauerfügung tritt vor allem in Diraklar zutage, wo namentlich in der Südmauer außer den Türbalken auch sonst Steine von mächtigen Dimensionen hervorragen (Abb. 151). Vergleicht man an demselben Bau die Fügung der auf den alten Grundmauern in jüngerer Zeit aufgeführten Wände der Seitenkammer, so sind letztere durch ihre größere Breite und Massigkeit zu erkennen. — In Schirwandschuk notierte ich als durchschnittliches Maß der Quaderflächen an den unteren Lagen 1·35 m : 0·60 m, eine Größe, die bei den Gesamtmaßen von ca. 8 : 22 den Eindruck einer wuchtigen Massigkeit des Baues erweckt. — In der einschiffigen Kirche in Eghiward zeigt die Photographie, Abbildung 154, die Mächtigkeit der Steinlagen an der Westseite. Schon diese Massigkeit in der Mauertechnik weist auf ein höheres Alter dieser Bauten, da wir bereits an den gesicherten Denkmälern des 7. Jahrhunderts eine am ganzen Bau gleichmäßig angewandte mittlere Steingröße ziemlich allgemein durchgeführt sehen. Doch ist wohl zu beachten, daß diese großquadrige Mauerfügung nicht für alle Bauten höheren Alters gelten muß. Denn wenn wir nach den Ausführungen auf Seite 357 annehmen dürfen, daß dieser Brauch das Ausklingen einer gemeinorientalischen Tradition bedeutet, die sicherlich auch im Lande selbst ihre Voraussetzungen hatte, so zeigt sich an anderen Denkmälern, die wie zu zeigen sein wird, in die Anfänge der christlichen Bautätigkeit in Armenien reichen, daß mit dem Christentume von Anfang an ein normales Maß und eine regelmäßige Lagerung der Steine Eingang fand (Garni, siehe Abb. 162).

Ein ähnlicher, aus der alten Überlieferung erwachsener und beibehaltener Brauch, ist der Stufenunterbau (Seite 347). Wenn sich dieser auch noch in spätere Zeit hinein erhält, so kann doch gesagt werden, daß dieses Motiv vom 7. Jahrhundert an immer mehr zurücktritt und immer mehr von seiner ursprünglichen kräftigen Ausbildung einbüßt. Auch in dieser Hinsicht, sowie durch die an erwähnter Stelle bemerkten Eigenheiten, durch die hier eine besonders deutliche Anlehnung an die altorientalische Überlieferung gegeben ist, muß Diraklar zeitlich an erste Stelle gesetzt werden.

[1]) Vgl. Dieulafoy, »L'art antique de la Perse«, Band V.

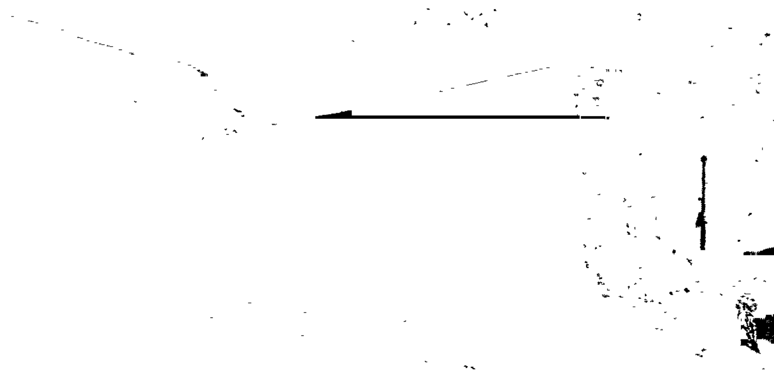


Abb. 415. Diraklar, Kirche: Nordwestansicht.

Die Mächtigkeit des Stufenunterbaues kommt, obwohl heute zum Teil durch die Terrainaufschüttungen beeinträchtigt, von Nordwesten aus am besten zur Geltung (Abb. 415). Geben somit Mauerführung und Stufenunterbau für die historische Einstellung der Bauten nur insoferne Anhaltspunkte, als das Christentum bei seiner Einführung einzelne schon in früherer Zeit heimisch gewordene Elemente übernahm, so gibt die Form der Bauten in Grund- und Aufriß die näheren Fingerzeige für die Frage, auf welchen Grundlagen speziell der einschiffige Kirchenbau in Armenien seine Ausbildung erfuhr.

Grundriß und Raumgestaltung. Wenn wir wieder von der kleineren Schoghakathkapelle bei Edschmiatsin absehen, so ist der Grundriß der einschiffigen Kirchen durch die vorliegenden Bauten bestimmt als der eines in der Westostrichtung langgestreckten, rechteckigen Raumes mit einer aus dem Bauganzen nicht vorspringenden Apsis an der Ost-, einer Türe an der West- und einer oder zwei Türen an der Südseite. Alle anderen aus dem Grundriß zu entnehmenden Einzelheiten sind wechselnd. Mit Ausnahme von Schoghakath haben diese Bauten alle bei ihrer ziemlich gleichen Ausdehnung von ca. 9 × 23 m nicht mehr den Charakter von Kapellen, sondern den von Kirchen, deren Größe den Bedürfnissen ihrer Zeit sicherlich entsprochen hat, wo sie nicht wie in Eghiward durch einen zweiten Kirchenbau entlastet worden sind. Nur in Ani sind die Gesamtmaße kleiner, 7·50 zu 14 m, doch ist hier zu bedenken, daß dieser Bau einem ganzen Palastkomplexe angehörte und daß er gegenüber dem Kapellenanbau aus späterer Zeit noch immer als ein Gebäude bezeichnet werden kann, das nicht bloß eine Verkleinerung und Vereinfachung eines Monumentaltypus ist. Damit bilden, wie eingangs erwähnt, diese Bauten einen Typus für sich.

Die einschiffige Kirche treffen wir nur selten in den altchristlichen Ländern als selbständigen Typus, da sie dem Zwecke des christlichen Gotteshauses als Versammlungsraum schon durch die Beschränktheit in der Eindeckung nur wenig genügen konnte. Außer in Armenien finden wir sie nur im Hauran und im nördlichen Mesopotamien (Tûr 'Abdin) als selbständigen Typus, d. h. nicht bloß als Kapelle oder als kleine Memorialkirche verwendet. Überall brechen sich schon in den ersten Jahrhunderten des Christentums andere geräumigere Typen Bahn. Es mochte hier wohl auch der Umstand mitbestimmend gewesen sein, daß für die kleineren ersten christlichen Gemeinden ein kleinerer Raum genügte, doch kann dies allein für die Frage, warum sich gerade in den genannten Gebieten dieser Typus vorfindet, nicht in Betracht kommen. Denn wir finden ihn noch zu Zeiten, in denen dort die geräumigeren Formen schon gang und gäbe waren und in Städten und Orten, die schon durch die Zahl der Kirchenbauten aus der frühchristlichen Periode auf eine große Einwohnerzahl von Christen schließen lassen (so in Umm idj-Djimal in Hauran 15 größere und kleinere Kirchen!)[1]). Anderseits fehlt in anderen Gegenden, wie in Zentralsyrien der einschiffige Typus, auch in den frühesten christlichen Zeiten (4. Jahrhundert) vollständig, selbst Kapellen sind selten. Die Erklärung liegt in natürlichen und den durch sie bedingten technischen Voraussetzungen. Die orientalischen Küstenländer, in denen der Hellenismus Eingang gefunden hatte und die seit dem Altertum den Langhausbau mit Holzdecke verwendeten, konnten den Raum nach Länge und Breite mittels Stützeneinstellung vergrößern, ohne daß eine unpraktische Disproportion entstand. Anders in den Ländern, wo die Wölbung mit dem Ziegel das gebräuchliche war und Holz mangelte. Die Wölbungspannung war beschränkt, wenn nicht etwa ein weitgehendes technisches Raffinement, wie wir es z. B. im Palaste von Ktesiphon finden, für besondere Fälle ungeheure Leistungen ermöglichte[2]). Die mesopotamischen Länder, die auf das Ziegelmaterial angewiesen waren, kannten deshalb im Altertum keinen geschlossenen Versammlungsraum, an dessen Stelle trat bei der Gunst des Klimas

[1]) Butler, »Ancient architecture in Syria«, Div. II, Sect. A, Part 3.
[2]) Dieulafoy, »L'art antique de la Perse«, IV, p. 16.

der Hof. Der quadratische kuppelgedeckte und der oblonge tonnengewölbte Raum waren die Einheiten, aus denen die Bauten zusammengesetzt wurden. Auf diese Einheiten war das Christentum bei der Schaffung seines kultlichen Versammlungsraumes in den Ziegelwölbegebieten angewiesen[1]). Es gab dort deshalb nur zwei Möglichkeiten für die Gestaltung des christlichen Gotteshauses. Man nahm eine der beiden Einheiten (Kuppelquadrat oder Tonnenrechteck) und suchte ihre größtmöglichste Ausdehnung zu erreichen. Die Übernahme des oblongen Raumes mußte besonders dort naheliegen, wo der an den Kuppelraum nicht gewohnte Hellenismus wirksam war. In Mesopotamien war dies vor allem der nördliche Teil, wo der Hellenismus schon seit der Seleukidenzeit bedeutende Macht gewinnen konnte, während der zentrale und südliche Teil durch die Wüste abgeschlossen ist und seit jeher nur auf dem Umwege über den Norden mit der Mittelmeerküste Fühlung gewinnt. In Nordmesopotamien hat denn auch tatsächlich der tonnengewölbte oblonge Raum im christlichen Kirchenbau große Bedeutung erlangt. Auf den ersten Blick mag es nun allerdings gewagt erscheinen, diesen als einen Abkömmling der altmesopotamischen Raumeinheit anzusprechen. Vor allem ist es ein Umstand, der hier, was zunächst den Grundriß anlangt, besondere Beachtung verdient. Während nämlich die einschiffige Kirche als ein Gebäude für sich besteht, finden wir den tonnengewölbten Raum im alten Orient (z. B. Palast des Sargon in Ninive: Perrot et Chipiez, II, Fig. 193) bis in die sasanidische Zeit (z. B. Firuzabad, Sarwistan (vgl. Abb. 409) und selbst im heutigen mesopotamischen Städtebau (Dieulafoy, V, Pl. 1) immer als Teil eines Komplexes, in dem sich ein solcher Raum an den anderen reiht. Dies war schon deshalb vorteilhaft, weil damit zugleich die Möglichkeit einer gegenseitigen Verstrebung für die Gewölbe geboten war. Die Aneinanderreihung geschah fast immer parallel, Langseite an Langseite, da dadurch die möglichste Ausnützung der Baufläche erzielt wurde. Dies hatte aber eine wichtige Folge: Da die verbindenden Türen so immer in die Langseiten zu liegen kamen, hatte der Eintretende den Raum nicht nach der Länge sondern nach der Breite vor sich. Diese Breiträumigkeit gewann im Orient dieselbe Bedeutung, wie in den Mittelmeerländern das Langhaus. Selbst die Höfe wurden wie die Anbringung der Tore in den Langseiten zeigt, nach diesem Raumempfinden angelegt (siehe Sargonpalast in Ninive). Die Breiträumigkeit erscheint zunächst als ein Umstand, der uns das Abkommen des christlichen einschiffigen Tonnenbaues aus den altorientalischen Voraussetzungen wenig wahrscheinlich erscheinen läßt. Denn bei der Isolierung des einzelnen Tonnenraumes, sobald er für den Zweck des christlichen Kult- und Versammlungsraumes verwendet wurde, verlor die Breiträumigkeit ihre Berechtigung. Die Anlage der Türen in der Langseite war nicht mehr bedingt und vor allem mußte der Breitraumgedanke für die Anlage eines Sanktuariums hinderlich sein. Die Apsis als Ort der kultlichen Handlung, der den Blicken der versammelten Gemeinde leicht zugänglich sein sollte, mußte praktisch ihren Platz nicht an einer der Längswände, sondern im Sinne des hellenistischen Langhauses an einer Schmalseite finden. Die Anlage einer Tür in der gegenüberliegenden Schmalwand konnte für die Längsrichtung nur bestärkend wirken. So ergibt sich denn ein freistehender längsgerichteter, gewölbter Einzelraum mit Apsis an der einen, und Türe an der anderen Schmalseite und so finden wir die einschiffige Kirche in Armenien und in Nordmesopotamien. Aus dieser Form würde man kaum schließen können, einen Ableger und eine Umgestaltung des altmesopotamischen Breitraumes vor sich zu haben, wenn nicht einzelne Atavismen dies bestätigen würden, und speziell in Nordmesopotamien Denkmäler erhalten wären, aus denen der Vorgang dieser durch das Christentum geforderten Umgestaltung von Stufe zu Stufe verfolgt werden kann. Dieser Vorgang stellt sich als ein Kampf dar, den der christliche Hellenismus mit dem Orientalisch-Einheimischen führte, und in dem sich in der Hauptsache Einzelbau und Komplexbau, Langraum und Breitraum gegenüberstehen. Dazu kommt noch das durch das Christentum geforderte Streben nach größtmöglichster Räumlichkeit zum Zwecke der Versammlung und die Anbringung der Apsis.

Die bei Strzygowski (»Amida«) und später von Bell nochmals ergänzend veröffentlichten Kirchen des Tûr 'Abdin[2]) geben in ihrer Entwicklung ein anschauliches Bild dieses Kampfes. Den Versuch, die Breiträumigkeit trotz der Beifügung eines Sanktuariums beizubehalten, finden wir in der Hauptkirche und in der Kirche der 40 Märtyrer in Mar Gabriel, in den Kirchen Mar Ibrahim und Mar

[1]) Bezüglich des einschiffigen Kirchentypus im Hauran vgl. H. Glück, »Der Breit- und Langhausbau in Syrien«. Zeitschrift für Geschichte der Architektur, Beiheft 14.

[2]) Bell, »Churches and monasteries of the Tûr 'Abdin« (Z. f. G. d. A., Beiheft 9, 1913).

Ubil, Mar Malka, Mar Jakub el Habis in Salah, in der el Hadra in Kakh. Ich gebe als ein Beispiel für alle Mar Ibrahim und Ubil in Midyat (Abb. 416 a). Das Sanktuarium hat in den Kirchen dieser Art noch nicht die Form einer Apsis, die nach dem Kirchenraume hin offen steht, sondern die einer Kammer, die in Gestalt eines zum Hauptraum parallelen Breitraumes an diesen angelegt und mit ihm durch Türen verbunden ist (Abb. 416 a, links). Meist ist dieser Raum dreigeteilt, so daß neben dem Adyton, Prothesis und Diakonikon erscheint (Abb. 416 a, rechts). Immer hält aber dieser Teil die ganze Breite des Hauptraumes bei, so daß das Ganze komplexartig geschlossen erscheint. Der Gedanke der aus dem Mauerrechteck hervortretenden Apsis, der dem heimischen Geiste fremd sein mußte, findet nur schwer Eingang und spricht sich zunächst nur darin aus, daß vereinzelt die Hinterwand des Sanktuariums innen eine runde oder eckige, nischenförmige Ausbuchtung erfährt (Abb. 416 a). Nur in Mar Jakub[1]) tritt eine richtige innen runde außen, polygonale Apsis aus dem Ganzen heraus. Wird dieser tonnengewölbte Breitraum, der den Zweck der Apsis erfüllt, dazu benützt um den Seitenschub der Mitteltonne nach der einen Seite zu übernehmen, so übernimmt ein zweiter Parallelraum auf der anderen Seite diese Funktion als Vorhalle. Damit ist zugleich ein zweiter Nebenraum geschaffen, der vielleicht dem Brauche der Trennung der Geschlechter zustatten kommt. So besteht die ganze Kirche im wesentlichen aus einem Komplex von drei aneinandergelegten Breiträumen. Da der mittlere Hauptraum an Höhe und Tiefe die beiden anderen überragt, so ähnelt dieser Typus von außen der Form der Basilika. Doch läßt die Breitlagerung der Räume, die durch Mauern vollständig voneinander gesondert und nur durch Türen verbunden sind, sowie die Lage des Adytons und der Eingänge den Wesensunterschied deutlich erkennen. Dieser Typus scheint eine größere Verbreitung um die Wende des 5. und 6. Jahrhunderts gehabt zu haben (siehe Strzygowski, »Amida«, S. 232, Bell, S. 66) und ist vereinzelt über den Taurus bis Kleinasien gedrungen, wo er in den Höhlenbauten verwertet wurde[2]).

Bei dem zweiten Typus der Tûr 'Abdin-Kirchen spielt die Einführung der Apsis an der einen Schmalseite des Hauptraumes die entscheidende Rolle. In den obigen Fällen war durch die Abgeschlossenheit des eigentlichen Kultraumes (Sanktuariums) die Verfolgung der heiligen Handlung unmöglich. Die Breiträumigkeit des Hauptraumes war hinderlich. Sobald aber die in den hellenistischen Ländern gebräuchliche Apsis zur Verwendung kam, gestaltete sich die Sachlage anders. Die Apsis, deren Schmuck in allen Tûr 'Abdin-Kirchen den hellenistischen Ursprung nicht verkennen läßt, war kein geschlossener Raum wie das alte Adyton, sondern gegen das Schiff zu, fast in dessen ganzer Breite geöffnet und bestimmt, den Blicken zugänglich zu sein (S. 225). Sollte diese Form des Sanktuariums mit dem Breitraum in Verbindung treten, so konnte bei der in Mesopotamien überall erkennbaren Scheu, die tragenden Wände zu durchbrechen[3]), nur die Schmalseite für deren Anfügung von Vorteil sein. Denn vor allem konnte hier die Seitenwand, da sie der Last der Wölbung nicht ausgesetzt war, ohne Gefahr die weite Durchbrechung erfahren, die die Apsis erforderte und zudem bot diese Lage bei der noch hinzukommenden Erhöhung des Apsisbodens die einzige Möglichkeit die Kulthandlung für alle Anwesenden sichtbar zu machen. Bei den hier in Betracht kommenden Kirchen, Mar Azaziel in Kefr Zeh, Mar Kyriakos in Arnas (Abb. 416 b) und Mar Phyloxenos in Mydiat, ist durch das Einspringen des Apsistraktes gegenüber dem Schiffe deutlich, wie die Apsis als Fremdartiges empfunden, zu dem geschlossenen Raumkörper der Kirche hinzutritt, wie man sich aber auch zugleich bemüht, die komplexe Geschlossenheit des Grundrisses durch Anbau von gang- oder kapellenartigen Seitenräumen beizubehalten. Mit der so geschaffenen Umwandlung des Grundrisses war aber zugleich der wichtigste Schritt zur Verselbstständigung des Hauptraumes und zur Loslösung von der Notwendigkeit der Komplexbildung getan: das Sanktuarium als Verstrebung der Tonne des Hauptraumes fiel weg und der eigentliche Kirchenraum wurde an der einen Langseite isoliert. Damit war allerdings auch eine Verstärkung der ent

[1]) Strzygowski, »Amida«, S. 236; Bell, »Churches«, S. 71, Fig. 11.

[2]) So zeigt die Dogaliklisse in Gereme am Argaeus dieselbe Anordnung in monumentaler Ausgestaltung. (H. Rott, »Kleinasiatische Denkmäler aus Pisidien, Pamphylien, Kappadokien und Lykien«. Leipzig, 1908, S. 224). Da unter den Fresken, die Rott in die Jahre 802 bis 811 verlegt, eine zweite ältere Gemäldeschicht zum Vorschein kommt, so rückt die Entstehung dieser Höhlenkirche in die Nähe derer im Tûr 'Abdin, wozu noch zu bedenken ist, daß die Übernahme des für einen Höhlenbau ziemlich komplizierten vorbildlichen Typus eine weite Verbreitung und Ausbildung voraussetzen läßt.

[3]) Siehe Glück, »Ein islamisches Heiligtum auf dem Ölberg«, ein Beitrag zur Geschichte des islamischen Raumbaues (Islam, VI, Heft 4), S. 343 f.

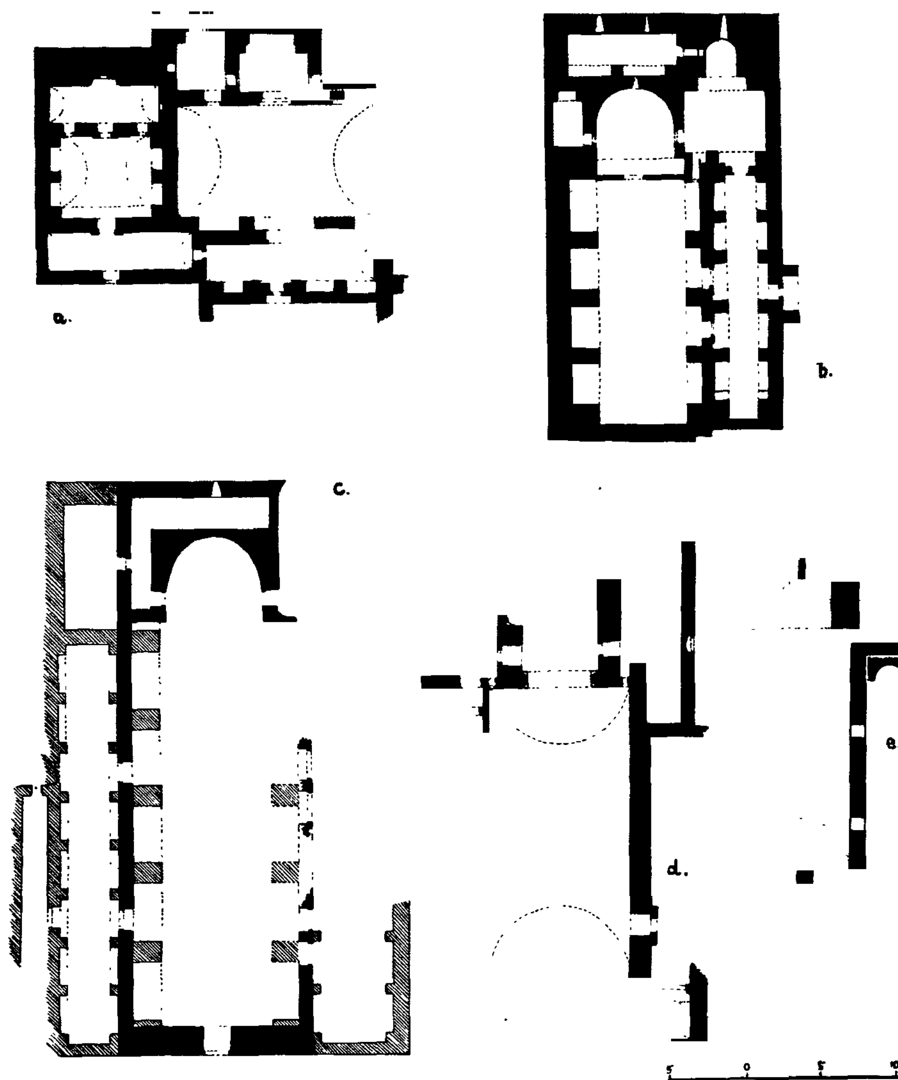


Abb. 416. Bauformen der Tûr 'Abdin-Kirchen: Grundrisse.
a Midyat, Mar Ibrahim und Ubil; b Arnas, Mar Kyriakos; c Khakh, Mar Sovo; d Mar Augen; e Diraklar.

sprechenden Längsmauer gefordert. Und so finden wir denn auch an diesen Kirchen die Nordwand von beträchtlicher Stärke, die Südwand dagegen, da hier der Druck durch die Beibehaltung der Vorhalle abgeleitet wurde, auffallend schwach. Infolge der Beibehaltung der Vorhalle konnte der Winkel zwischen dieser und der Südwand der Apsis zur Anlage eines Diakonikons benützt werden. Mit der Verlegung der Apsis wurde auch die Orientierung des Hauptraumes um 90 Grade verschoben, d. h. er steht nicht mehr nach der Breite, sondern nach der Länge gegen Osten. Gleichwohl wirkt die Breiträumigkeit noch nach, einmal in dem Narthex an der Südseite mit den Eingangstüren und zweitens in dem Fehlen eines Westportales, einem Hauptcharakteristikum des hellenistischen Langhauses.

In den Kirchen Mar Sovo in Khakh (Abb. 416 c) und wahrscheinlich auch in Mar Philoxenos in Midyat haben wir schließlich das Resultat der hier skizzierten Entwicklung vor uns, in dem der Hellenismus mit dem Einheimischen seinen Ausgleich fand. Der älteste Bestand von Mar Sovo zeigt ein isoliertes Langhaus mit Apsis, deren Einspringen durch einen umlaufenden Tonnengang im Grundriß ausgeglichen ist. Die Kammer an der Südseite der Apsis war augenscheinlich trotz Wegfall des Seitenschiffes aus liturgischen Gründen beibehalten. Die seitlichen Türen sind wohl da, in der Westwand betont aber ein Portal schon äußerlich die Längsrichtung. Hier scheint sogar mit dem Siege des Langhausgedankens das hellenistische Holzdach Verwendung gefunden zu haben, wie Miss Bell aus der ungewöhnlichen Spannweite (11·10 m) und der geringeren Mauerstärke annimmt. Doch scheint die Verwendung des Holzdaches in diesen Gegenden nur eine Episode gewesen zu sein, denn in späterer Zeit wurde wieder durch Einstellung von Blendarkaden das Einziehen einer Tonne ermöglicht und die schwachen Mauern durch den Anbau zweier seitlicher Tonnenräume nach einheimischem Muster entlastet, allerdings ohne die Längsrichtung dabei zu zerstören. Ähnlich scheint es in Mar Philoxenos der Fall gewesen zu sein, wo die Balkenlöcher (»Amida«, Abb. 197) noch sichtbar sind und die spätere Einstellung der Arkaden zur Aufnahme der Wölbung durch die Verdeckung der nach dem Muster der hellenistischen Basilika eingeführten Fenster erwiesen wird. Ob hier das Südschiff ursprünglich oder erst zur Zeit der Einwölbung hinzukam, ist nach Bell nicht mehr zu unterscheiden (»Amida«, S. 356). In diesen einräumigen Kirchen war die Trennung der Geschlechter wohl durch Schranken besorgt.

Ebenso vertritt die Kirche von Mar Augen (Abb. 416 d) und Mar Yuhanna (»Amida«, S. 227), wenn auch in dem Klosterkomplex eingereiht, schon den Typus der einschiffigen isolierten Kirche. An

beiden ist die einheimische Wölbung statt der Holzdecke verwendet, bei ersterer noch der Eingang an der Südmauer, bei der anderen aber schon in der Westmauer. Bei beiden Kirchen ist hervorzuheben, daß hier die Apsis rechteckig erscheint, diese also an die einheimische Form des Adytons angeglichen wurde.

Aus dieser Entwicklung ist also zu ersehen, wie hier das Christentum in der Schaffung seines Kultraumes sich an die lokal gegebenen Voraussetzungen anpaßt und diese durch ein allmähliches Aufgeben der Komplexität und der Breiträumigkeit für seinen Gebrauch zurecht macht. Es kann hier nicht die Rede davon sein, daß der christliche Kultbau hier fertig von außen her übernommen wurde, da Mesopotamien mindestens ebenso früh wie die anderen christlichen Gebiete vor die Aufgabe gestellt war, sich seinen Kultraum zu schaffen. Wie im Mittelmeerkreise, so war das Christentum auch hier auf das Vorhandene angewiesen und konnte tatsächlich an Vorhandenes anknüpfen. Mit diesen Denkmälern ist damit das erstemal eine direkte Verbindung zwischen dem Altertum und der christlichen Zeit in Mesopotamien nachzuweisen, die noch klarer wird, wenn man das Hauptelement dieser Bauten, die Wölbung, heranzieht (siehe den folgenden Abschnitt). Kehren wir nun zu den armenischen einschiffigen Bauten zurück, so erweisen sie sich als zu jener Entwicklung zugehörig, die wir eben in Nordmesopotamien verfolgen konnten.

Schon oben haben wir in der Kirche von Diraklar einen Bau erkannt, der die orientalischen Traditionen am reinsten beibehält und damit zeitlich wohl am ehesten den ersten Platz beanspruchen kann. An ihm (Abb. 416 e) finden wir auch die stärksten Übereinstimmungen mit den nordmesopotamischen Langbauten. Der ursprünglich tonnengewölbte Hauptraum hat dieselben Grundrißproportionen, wie sie in den Tûr 'Abdin-Kirchen gebräuchlich sind, d. i. eine gegenüber der Breite etwas mehr als doppelte Länge. Die Apsis, die an der östlichen Schmalwand gegen das Schiff zu verjüngt einspringt, hatte nach den Aussagen des Priesters Ter Sarkis noch 1861 ihre ursprüngliche unhellenistische rechteckige Form außen und innen[1]).

Auch der südseitige Apsisraum war beibehalten (später neu erbaut), wie er auch bei der einschiffigen Kirche Mar Sovo in Khakh sich trotz des Wegfalles der südlichen Vorhalle, mit der er einen komplexen Zusammenschluß erzielte, wohl aus liturgischen Gründen erhielt. Die beiden Türen an der Südseite, deren östliche jetzt vermauert ist, sind kaum imstande dem Raum Licht zuzuführen. Die Lichtzuführung an der Südseite gilt meist als das stichhaltigste Moment zur Erklärung der Seitentüren. Dies mag wohl für ihre Anbringnng mitgestimmt haben, doch zeigen die in späterer Zeit eingebrochenen Fenster wie wenig die Türen dazu taugten. Wir erkennen sie als eine Nachwirkung des Breitraumgedankens, die sich auch hier fernerhin erhält, u. zw. derart, daß die Südtüren schon durch ihren hervorragenden Schmuck meist mehr betont sind als die Westtüren (Schirwandschuk)[2]). Die Westüre ohne Türgewände ist nicht besonders betont und hält nicht einmal die Mitte der Fassade. Alle diese Momente sind Atavismen, die die alte Breiträumigkeit durchscheinen lassen. Dazu kommt noch ein Motiv, das in den einschiffigen Bauten noch in Garni und an den dreischiffigen bis ins achte Jahrhundert (Ereruk, Tekor, Odzun) zu verfolgen ist, die offene Apside an der Außenseite der Kirche ohne einen zugehörigen Kapellen- oder Kirchenraum. Auch dies ist ein im Tûr 'Abdin-Gebiete immer wiederkehrender Brauch (»Amida«, 245, 248 und 256). Dort dienen diese Apsiden für die Wochentagsandacht, während die Kirche nur Sonntags benützt wird. So sind an diesem armenischen Baue noch jene Nachwirkungen deutlich, die ihn als einen Ableger der nordmesopotamischen Entwicklung erscheinen lassen.

Auch die anderen einschiffigen Kirchen Armeniens gehen in dieser Richtung und zeigen mehr oder weniger diese Abhängigkeit. Die Maße halten sich alle in den Ausdehnungen und Proportionen wie in Diraklar. Die kleine Kirche von Eghiward (Abb. 155) scheint wie Diraklar und wie die nordmesopotamischen Langkirchen an der Nordseite der Apsis ein Diakonikon besessen zu haben. Dies ist wenigstens nach der deutlichen Türöffnung an der rechten Apsisseite zu schließen. Über die Grundrißform dieses Raumes könnte nur durch weitere Ausgrabungen entschieden werden. Die Apsis ist im Grundriß rundbogig gestellt; daß der Maueransatz an der Nordwestecke zu einer geschlossenen Vorhalle gehört hatte, scheint fraglich, da an der gegenüberliegenden Seite keine Spur eines entsprechenden Teiles vorhanden ist und die Südwestecke durch eine Dreiviertelsäule

[1]) Vgl. darüber S. 140.

[2]) Über die Bedeutung der Südtüren siehe auch in meinem »Der Breit- und Langhausbau in Syrien«, a. a. O., S. 20 und 81.

geschmückt war, von der noch die einfach trommelförmige mit vier glatten Ringen verzierte Basis in situ ist. Es wäre höchstens anzunehmen, daß sich jener Mauerteil in Form einer Säulenhalle an der Vorderfront fortsetzte und an der Südfront weiterlief. An dieser Stelle herumliegende Säulentrommeln, zwei Kapitelle von roher korinthisierender Werkform und Bogenfragmente mit Doppelzahnschnitt und Architravstücke, die sonst kaum an dem Bau Platz gefunden haben können, lassen darauf schließen[1]). Das Auftreten antikisierender Säulen und Kapitellformen muß hier sonderbar erscheinen, wenn wir bedenken, daß die Antike in diesen Ländern so viel wie keine Voraussetzungen hinterlassen hatte, von denen das Christentum hätte übernehmen können[2]). Vielmehr führt uns dieser Umstand auf eine weitere Quelle, aus der das Christentum in Armenien neben der mesopotamischen seine ersten Bauformen schöpfte. Es sind jene Gebiete, in denen der Hellenismus zum großen Teil die Bauformen für das Christentum lieferte, Syrien und Kleinasien. Tatsächlich stand das armenische Christentum neben dem der mesopotamischen vorübergehend stark unter dem Einflusse der syrisch-kleinasiatischen Missionszentren (siehe unten), bevor die große nationale Bewegung im 6. und 7. Jahrhundert wieder Kraft gewann. Da durch diese der Hellenismus in der späteren Zeit immer mehr zurückgedrängt und die Säule als freitragende Stütze nicht mehr verwendet wird, so ist schon damit für dieses Denkmal eine sehr frühe Zeit anzunehmen. Nach dem Vorhandensein einer (nicht gelesenen) armenischen Inschrift zu urteilen, die auf den Gebälkstücken eingegraben ist und sich durch ihre bloß einige Zentimeter hohen, fast zierlichen Buchstaben von den Monumentalschriftfriesen des ausgehenden 6. und des 7. Jahrhunderts unterscheidet, würde die Erbauung der Kirche bereits in die Zeit der Erfindung der armenischen Schrift (5. Jahrhundert) und vor die 570 datierte benachbarte dreischiffige Kirche in Eghiward (mit Monumentalschriftfries) zu setzen sein. Auch was die Wölbung und die Ornamentik anlangt, werden wir zu einem entsprechenden Resultate gelangen.

Die Kirche von Garni (Abb. 161) folgt in der Anlage der von Eghiward mit gestelzter Rundapsis und (etwas südlich verschobener) Westtüre. Wie in Diraklar hat sich an der Südseite ein zweiter Eingang als Nachwirkung des Breitraumgedankens erhalten. An der Südseite der Apsis bestand ferner wie in Diraklar eine offene Apsis. Zwei Momente verdienen Beachtung, das Subsellium in der Apsis und die Pfeilervorlagen an der Außenseite[3]). Das Subsellium scheint nur dort Anwendung gefunden zu haben, wo der Gottesdienst unter größerer Assistenz stattgefunden hat, also vor allem in Bischofsitzen (so in Mzchet dreistufig). Auch Garni war schon im 4. Jahrhundert Bischofsitz[4]) und behielt bis ins Mittelalter seine kirchliche Bedeutung bei. Wenn diese Kirche Episkopalkirche war, so dürfen wir ihr schon aus diesem Grunde ein hohes Alter in frühchristlicher Zeit zuschreiben, da eine spätere Zeit für eine Episkopalkirche wohl größere Dimensionen erfordert und zu den Typen gegriffen haben würde, welche die Schaffung eines größeren Raumes ermöglichen. Auch die Gliederung der Außenwände durch Pilaster spricht für eine besondere Hervorhebung des Bauwerkes, denn diese Pilaster hatten bloß dekorativen Zweck. Als Strebepfeiler konnten sie bei ihrer geringen Stärke nicht in Betracht kommen. Außerdem entsprechen sie nur ungefähr den inneren Pilastern, die den Druck der Tonnengurten aufnahmen. Auch in der sorgfältigen Profilierung der Basen (B) und der Kapitelle (A) sowie darin, daß der rückseitige Pfeiler A, ohne auch nur symbolisch die Funktion als Stütze anzuzeigen, mehrere Steinschichten unterhalb des ehemaligen Gesimses abschließt, kommt die rein dekorative Absicht zur Geltung. Kommt schon durch die Einführung der Westtüre das Hellenistische im Langhausgedanken zum Ausdruck, so dürfen wir auch in der äußeren Wandgliederung ein hellenistisches Moment erkennen. Auch darin ist das nördliche Syrien und Mesopotamien, unter deren Einfluß die ersten christlichen Jahrhunderte in Armenien standen, von maßgebender Bedeutung[5]). Auch in Kleinasien finden wir diese dekorative Art der Wandgliederung

[1]) Unter den vor dem Portale liegenden Trümmern fand ich längere architravartige Stücke mit einem Doppelzahnschnitt und den Rest eines Bogens, bei dem dasselbe Ornament in die Gerade umbricht. Diese Stücke scheinen mir in Verbindung mit den vorhandenen Kapitellen, in denen noch die Verankerungslöcher dafür sprechen, auf die Existenz einer Säulenvorhalle zu weisen, deren Mittelinterkolumnium durch einen Bogen überbrückt war, ein Motiv dessen syrischer Ursprung durch eine Reihe von Denkmälern beglaubigt wird. Siehe Kohl-Watzinger, »Antike Synagogen in Galiläa«, S. 147 ff. und Glück, »Der Breit- und Langhausbau«, S. 55.

[2]) Über Garni, das vereinzelte antike Denkmal in diesen Gebieten, und die geringe Bedeutung des Hellenistisch-Römischen in Armenien siehe S. 342 f. und unten.

[3]) Über die inneren Pilaster siehe unten.

[4]) Vgl. S. 344 und Alischan, »Airarat«, S. 362.

[5]) Vgl. z. B. Khakh, el Hadra (»Amida«, Abb. 204) und die Gliederung von deren Hauptwänden (nicht des Tambours) (»Amida«, Abb. 201). Ferner Butler, »Architecture and other arts«, S. 55, 66, 77, 186 und 223.

(Tomarza)[1]). Nach all dem dürfen wir auch für diesen Bau ein höheres Alter (vor dem 6. Jahrhundert) annehmen.

In Schirwandschuk (Abb. 159) erscheint der einschiffige Langhaustyp am reinsten als einzelstehender monumentaler Baukörper. Das die Geschlossenheit des Baukristalls störende Diakonikon ist hier weggelassen. Gleichwohl zeigt der Stufenunterbau, die Größe der Steinblöcke und die Betonung der jetzt vermauerten Südtüre durch eine Pilastervorlage mit Giebelkrönung gegenüber der ganz einfachen Westtüre wie auch hier noch die orientalisch-mesopotamische Tradition nachwirkt. Ein Motiv muß den anderen einschiffigen Bauten gegenüber hervorgehoben werden, die Verwendung des Hufeisenbogens für die Apsis im Grund und Aufriß. Siehe darüber unten.

So reihen sich, was die Grundrißanordnung anlangt, die einschiffigen Kirchen Armeniens in ihren Hauptelementen in die Entwicklung ein, die auf Grund der Mischung der orientalischen Tradition (Breitraum) mit dem christlichen Hellenismus (Langraum) zustande kam. Mit den regen kirchlichen Beziehungen, die Armenien mit den nordsyrisch-mesopotamischen Gebieten in den ersten Jahrhunderten des staatlichen Christentums verband, dehnte sich diese Entwicklung auch auf die Gebiete jenseits des Taurus aus. Die erhaltenen bisher bekannten Denkmäler lassen allerdings nur durch die erwähnten Atavismen in ihrer Anlage auf den Zusammenhang mit der altmesopotamischen Tradition schließen. Jene Zwischenstufen, wie sie in Nordmesopotamien existieren, fehlen hier vorläufig, es sei denn, daß wir in der kleinen Kirche von Eghiward und vielleicht in Garni mit südlichen Vorhallen zu rechnen haben. Dies müßte durch Ausgrabungen festgestellt werden. Doch haben wir noch einen indirekten Beweis für das Abkommen der einschiffigen Wölbungsbauten aus der mesopotamischen Tradition: Dieser Typus fand auch weiter nach Norden hin seine Verbreitung. In Georgien finden sich tatsächlich noch Zwischenglieder in dem Stadium, wie es durch Mar Kyriakos in Arnas (Abb. 416 b) vertreten erscheint, wo noch das Beibehalten der südlichen Vorhalle mit dem architektonisch und ornamental betonten Haupteingang die Breiträumigkeit klar zum Ausdruck kommen läßt, trotzdem die Apsis östlich angesetzt ist[2]). Beispiele in »Materialien zur Archäologie des Kaukasus«, XII, 61, 63.

Aufriß und Eindeckung. (Die Tonnenwölbung.) Schon im vorhergehenden Absatz mußte die Tonnenwölbung als ein integrierender Bestandteil des einschiffigen Kirchenbaues herangezogen werden. Tatsächlich ist sie ein allen armenischen längsgerichteten ein- oder mehrschiffigen Bauten gemeinsames Element. Allerdings ist, wenn wir von der Palastkirche in Ani absehen, die Wölbung an keinem der hier vorzuführenden Langbauten ganz erhalten, doch konnte sie an allen noch im Aufrisse erhaltenen Bauten mit Sicherheit konstatiert werden. In den übrigen Fällen spricht schon die außerordentliche Stärke der Mauern dafür. Um die Tatsache der allgemeinen Verwendung des Tonnengewölbes im christlich-armenischen Langhausbau zu betonen, führe ich zunächst die einzelnen Denkmäler bezüglich der Feststellung der Wölbung an, und nehme bei dieser Aufzählung auch gleich die dreischiffigen hinzu, die erst im folgenden Abschnitt ihre Behandlung finden werden.

In der Kirche von Aschtarak ist die Wölbung in den Seitenschiffen teilweise in ihrer ganzen Spannung erhalten (Abb. 168), die Mittelschiffstonne noch im Ansatz bis zur dritten und vierten Steinschicht. Ihr Verlauf ist an der westlichen Stirnwand noch deutlich zu sehen. In Ereruk ist die Wölbung der drei Schiffe vollständig eingebrochen. Nur der hohe Schutt im Innern, der Tonnenansatz in der Nordostecke (Abb. 178) und die Pilaster an den Seitenwänden, die die Gurten trugen, sind Zeugen der früheren Einwölbung. Die Wölbungen der turmartigen Nebenräume sind zum Teil noch ganz erhalten (Abb. 178). An der Kirche von Schirwandschuk (neu holzgedeckt) ist der Verlauf der ehemaligen Wölbung an der noch erhaltenen Stirnwand deutlich (Abb. 158) und wird außerdem durch den Wölbungsansatz der obersten noch erhaltenen Steinlage an den Seitenmauern, sowie durch einzelne noch auf dem Dache herumliegende nach einer Seite in der Wölbungsrundung behauene Blöcke bestätigt. Der letzte Gurtbogen vor der Apsis stand nach dem Berichte des früheren Priesters noch vor 90 Jahren aufrecht. In Kassach (heute holzgedeckt) spricht die Form

[1]) H. Rott, »Kleinasiatische Denkmäler«, Abb. 65—67.

[2]) Für die Stärke dieser orientalisch-mesopotamischen Tradition in Georgien ist es besonders bezeichnend, daß die Südvorhalle auch bei den die hellenistische Tradition fortführenden dreischiffigen Bauten Verwendung findet. So zeigt die Sionskirche in Bolnissi, Abb. später, in ihrem Äußern ganz den Charakter der nordmesopotamischen Kirchen, wobei noch hervorzuheben ist, daß die kleine Westtüre erst in viel späterer Zeit eingefügt ist, wie aus dem Ziegelmaterial und der Formensprache zu erkennen ist.

der T-förmigen Pfeiler, die Quergurten voraussetzen läßt, für die Tonne im Mittelschiff. Die Gurten der Seitenschiffstonnen sind noch erhalten (S. 149 f.). Reste der Wölbung liegen noch vor der Kirche. Bloß in der Kirche von Diraklar ist keine Spur der ehemaligen Wölbung mehr zu sehen. Doch bestätigt die Mauerstärke und die Aussage des Priesters, über das Vorhandensein des nördlichen Wölbungsansatzes im Jahre 1861, als man das Holzdach errichtete, die frühere Einwölbung. In Garni steht nur mehr Apsis und Nordmauer, die beiden Kirchen von Eghiward und die Schoghakathkapelle sind nur mehr im Grundriß festzustellen. Gleichwohl kann bei allen diesen durch die Mauerstärke und die Wandpilaster die Einwölbung durch (Gurt-)Tonnen als gesichert gelten.

Es ist nötig, diese Feststellungen vorauszuschicken, um die alleinige Herrschaft der Wölbung auch für die längsgerichteten Bauten Armeniens von vorneherein zu betonen. Denn an keinem der bekannten Denkmäler war irgend eine Spur von früherer Holzeindeckung wahrzunehmen, die später durch die Wölbung ersetzt worden wäre. Soferne die Kirchen heute noch im Gebrauche stehen, gehören die Holzdächer alle der neuesten Zeit an. Wenn wir aber bedenken, daß der Armenier zur Eindeckung seiner Hausbauten durchaus Holz verwendet und dies oft in einer reifen entwickelten Form, und wenn wir den Gebrauch der Holzdächer im Profanbau bei der Jahrhunderte durchdauernden Konstanz ethnologischer Formen — die überdies hier durch Xenophon bestätigt wird — auch für die älteste Zeit annehmen müssen, so entsteht die Frage: Wie kommt der Armenier zu der Wölbung? Heute wird selbst bei ganz kleinen alten Bauten, bei denen die Wölbung schadhaft geworden ist, und eine Ergänzung leicht durchzuführen wäre, lieber mit Holz ausgebessert. Man würde eher voraussetzen, daß in früheren Zeiten, wo noch mehr Holz zur Verfügung stand, die Holzdecke auch in den Monumentalbauten zur Verwendung gekommen wäre. Doch zeigt z. B. die große Kirche von Thalisch (Abb. 14), daß gerade in einem Gebiete, das mit Sicherheit früher reichere Baum- und Waldvegetation trug (siehe unten), die Wölbung schon früh in besonders monumentalen Leistungen vertreten ist.

Schon der Umstand, daß in den christlichen Langbauten Armeniens die Tonnenwölbung in Stein von Anfang an heimisch ist, verleiht ihnen also eine eigene Stellung unter denen der angrenzenden christlichen Länder. In Syrien, Kleinasien und vereinzelt in Nordmesopotamien findet sich das Holzdach überall dort, wo der Hellenismus leichten Zugang hatte und seinen Einfluß ohne Schwierigkeiten durchsetzen konnte, so besonders an den Mittelmeerküsten und in den Hinterländern dort, wo die Natur einen solchen Zugang bot. So ist das Holzdach im nördlichen Zentralsyrien durchaus herrschend, dringt aber erst spät und vereinzelt von dort aus in das holzarme südliche Hinterland des Hauran ein [1]). An der kleinasiatischen Südküste bildet, soweit wir heute sehen können, die Tauruskette im allgemeinen die Grenze für die holzgedeckten Bauten. Nur an Stellen, wo einzelne Durchbrüche den Weg nach dem Innern öffnen, wie z. B. in Antitaurus (von Kilikien nach Kaisarieh) dringt der Hellenismus und mit ihm auch die Holzdecke vereinzelt in das Innere vor (Skupi) [2]). Aber gerade hier, sowie auch in dem Berglande von Nordmesopotamien, wo ja auch der antiochenische Hellenismus eingedrungen ist und seine großen Städte gegründet hat, ist nicht die Holzdecke die geläufige Eindeckungsart, sondern die Wölbung. Diese Gebiete aber, das zentrale Kleinasien und das nördliche Mesopotamien, bilden die Grenzgebiete Armeniens nach Süden und Westen. Wenn dort auch die Wölbung durch das Eindringen des Hellenismus von der Holzdecke teilweise abgelöst wurde, so finden wir die Wölbung im armenischen Hochlande nicht nur als die typische, sondern auch als die einzige Art der Eindeckung der christlichen Kultbauten. Wie wenig Kraft der Hellenismus in Armenien hatte, haben wir schon im vorhergehenden Absatze gesehen. Auch in der Verwendung der Wölbung kommt dies zum Ausdruck.

Treten wir der Frage nach der Wölbung näher und werfen wir zuerst einen Blick auf die Bildung und Form der armenischen Gewölbe. Das Material, aus dem sie hergestellt sind, ist das auch im Mauerbau übliche. Als Verkleidung dienen die roten oder grauschwarzen vulkanischen Tuffe und Lawen, das eigentliche Gewölbe wird aber wie die Mauer durch die in dicken Mörtel gebetteten Steinbrocken in Gußtechnik hergestellt. In Abbildung 168 ist diese für alle armenischen Wölbungen typische Technik zu erkennen. Bei kleineren Wölbungen, wie in Seitenschiffen, fehlt wohl auch die Verkleidung und wird durch Stuck ersetzt. Die Herstellung geschah offenbar mittelst

[1]) Vgl. Glück, »Breit- und Langhausbau.«

[2]) Rott, a. a. O. 192 ff.

hölzerner Lehrbögen. In einzelnen Fällen wie in Thalisch (Abb. 14) sind die Löcher, in denen die Lehrbalken saßen, noch erhalten. Gewöhnlich werden aber, wo nicht (in kleineren Bauten) stehende Gerüste verwendet wurden, die Kapitelle der Pfeiler genügende Stützpunkte für ein Schwebegerüst gewährt haben. Die Wölbung hat die Form einer meist ziemlich streng halbkreisförmigen Tonne. Der Übergang von der Mauer zur Wölbung ist in den altarmenischen Denkmälern nie durch ein horizontales architektonisches Bindeglied (Gesimse oder Einsprung) bezeichnet, die Senkrechte der Mauer geht unvermittelt in die Rundung des Gewölbes über. Wohl aber ist — und das gilt auch für den ganzen Raum — die vertikale Gliederung fast durchaus beherrschend. Diese wird durch Gurtbogen erzielt, die in Abständen von ungefähr ihrer Spannweite parallel laufen und auf Pfeilern beziehungsweise Pilastern ruhen. Nur in dem einzigen Falle Diraklar ist unter den vorhandenen Denkmälern entsprechend dem Fehlen der Pilaster eine Tonne. ohne Gurten vorauszusetzen. War der Übergang von Mauer zur Wölbung durch eine besondere Gliederung nicht gekennzeichnet, so war dies immer für den Übergang von Pfeiler (Pilaster) zum Bogen der Fall. Die Kapitelle, die diesen Übergang maskierten, hatten aber, wie schon aus ihrer einfachen Form zu schließen ist, weniger einen dekorativen Zweck, als vielmehr wie oben erwähnt, die Aufgabe, durch ihr Vorkragen Ansatzstellen für die Lehrgerüste zu bieten, die ja beim Übergange von der Mauer zur Wölbung fehlten.

Wenden wir uns nun der Wölbung der einschiffigen Bauten im Besonderen zu. Wir haben gesehen, wie in Armenien die mesopotamische Breiträumigkeit nachwirkt, und wie diese in der mesopotamischen Ziegelwölbung ihre Voraussetzungen hat. Wenn wir uns nun vor Augen halten, daß die Wölbung in Armenien vor dem Christentum nicht heimisch war, so liegt die Frage nahe, ob und wie weit das benachbarte Wölbungsland Mesopotamien als gebender Teil in Betracht kommt. Zunächst ist als Hauptunterschied der Wandel im Material zu beachten. Im mesopotamischen Tieflande ist der Ziegel mit Mörtel das ausschließliche Mittel zur Wölbung. Selbst dort, wo das Land im Norden ins Gebirge übergeht, wird die Ziegelwölbung in der Hauptsache beibehalten, wenngleich für das Mauerwerk der Stein durchaus in Verwendung tritt (Tûr 'Abdin). Doch kommt auch hier vereinzelt schon die Steinwölbung vor, wie in Hatra (2. Jahrhundert)[1]) oder in dem Jakobskloster bei Edessa[2]). Ähnlich und entsprechend an der westlichen Steingrenze des Tieflandes z. B. Mschatta (Ziegel)[3]) Ḳuṣeir 'Amra (Stein)[4]). Schon dieses Nebeneinander von Ziegel- und Steinwölbung an den Grenzgebieten des mesopotamischen Ziegellandes spricht dafür, daß das Primäre die Ziegelwölbung war, bei deren Ausbreitung in die umgebenden Steinländer eine Übertragung in das andere Material notwendig wurde. Diese Übertragung ging natürlich nicht mit einemmale und unbedingt vor sich, wie sich aus dem Beibehalten der Ziegelwölbung zeigt.

Der Wechsel im Material mußte aber zugleich einen Wechsel in der Technik und in der Gestalt der Gewölbe mit sich bringen. Das wesentlichste Merkmal der rein mesopotamischen Ziegelwölbung ist bei dem Mangel an Holzmaterial ihre konstruktive Herstellung ohne Lehrgerüst. Die uralte Methode dieser Herstellung hat Dieulafoy (»L'art antique de la Perse«) und neuerdings Sommers-Clarke (Christian Antiquities in the Nile Valley, p. 22 ff.) beschrieben und letzterer noch heute in den unter gleichen oder ähnlichen Materialvoraussetzungen stehenden oberen Niltal selbst beobachtet. Für Mesopotamien sind dieselben Techniken an den alten Bauwerken durch Dieulafoy eingehendst erörtert worden. Ganz allgemein sei hier nur Folgendes hervorgehoben: Da das Lehrgerüst fehlt, so muß das erste Bestreben bei dem Aufbau der Tonne sein, die beiderseitigen aus der senkrechten Wand aufgehenden Wölbungsansätze möglichst einander zu nähern, solange ihre Überkragung noch nicht die Gefahr des Ubergewichtes und Einsturzes mit sich bringt. Dies geschieht dadurch, daß die Überkragung möglichst steil und hoch geführt und die Dicke des Wölbungsansatzes möglichst groß gehalten wird, um den Schwerpunkt so lange als möglich innerhalb der Unterstützungsfläche der senkrechten Wand zu halten. (Dieulafoy IV, Figur 8 bis 18.) Sind dann die beiden Wölbungsansätze bis zur letzten Möglichkeit genähert, so wird die Wölbung durch das Aufsetzen einer Kappe geschlossen. Da auch dann noch ein Lehrgerüst notwendig wäre, so werden die Ziegel nicht hochkantig in senkrechten Bogen, sondern in schräggestellten Ringscharen an die Stirnwand gelegt, so

[1]) Walter Andrae, »Hatra«.
[2]) Strzygowski, »Amida«, S. 269.
[3]) Strzygowski, »Mschatta«, Jb. der kgl. preußischen Kunstsammlungen, XXV (1904).
[4]) Ḳuṣeir 'Amra, Kaiserliche Akademie der Wissenschaften, Wien 1907.

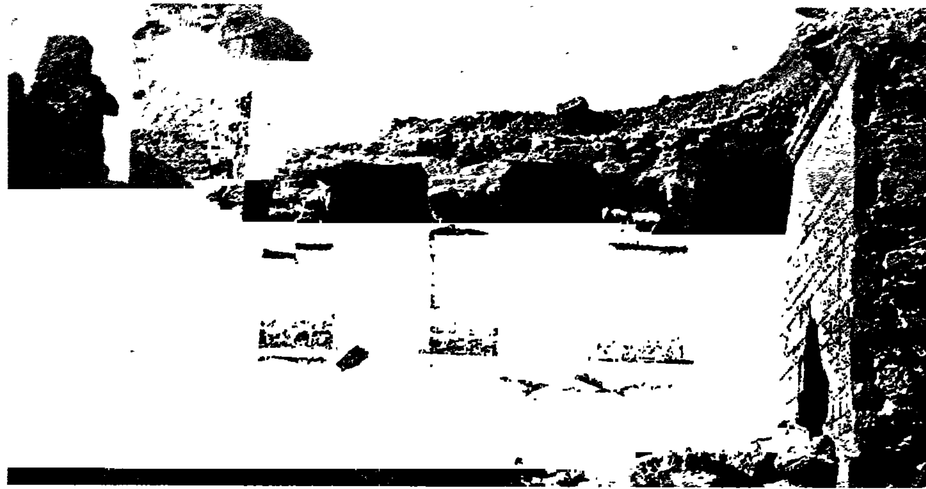


Abb. 417. Hatra, Hauptpalast: Obergeschoßraum. Aufnahme Andrae.

daß bei der Kohäsion des Mörtels die Wölbung bis zum Einsetzen der Schlußziegel durchgeführt werden kann.

Diese technischen Voraussetzungen sind von Wichtigkeit für die Form der Wölbung. Demnach ist 1. bei dem Fehlen des Lehrgerüstes an der Übergangsstelle von vertikaler Wand zur Wölbung ein architektonisches Glied (Gesimse oder Einsprung), das als Auflager der Lehrhölzer dienen soll, nicht nötig; die Wand geht ohne horizontale Gliederung in das Gewölbe über. 2. Durch das Bestreben, die Wölbungsansätze möglichst steil und hoch zu führen, erhält die Tonne im Durchschnitt eine stark überhöhte elliptische Form und 3. auch eine vertikale Gliederung durch Gurten ist bei der Schräglegung der Ziegelbogen nicht am Platze.

Wenn wir nun fragen, ist die armenische Wölbung von Anfang an in Stein gedacht, oder sind Merkzeichen vorhanden, die auf ihre Übernahme aus der Ziegelwölbung weisen, so kommen wir zu folgenden Feststellungen:

1. Trotzdem in den altchristlichen Kirchen Armeniens ein Lehrgerüst vorausgesetzt werden muß, wird von der naheliegenden Verwendung eines dafür geeigneten Gesimses kein Gebrauch gemacht. Die Wand geht wie in den mesopotamischen Wölbungen unvermittelt in die Tonne über.

2. Die Überhöhung und elliptische Form der Tonne ist bei Verwendung des Lehrgerüstes naturgemäß nicht mehr nötig. In den vorliegenden einschiffigen Bauten herrscht durchwegs die halbkreisförmige Form, doch findet sich die elliptische Form in einzelnen der ältesten Bauten, wie in der Kirche von Bagaran (Abb. 28) trotzdem atavistisch beibehalten. Sind also diese Faktoren der Annahme, daß die armenische Tonne aus dem mesopotamischen Wölbungsland übernommen und in die heimische Technik mit Lehrgerüsten übersetzt worden sei, nicht entgegen oder vielmehr für sie bestätigend, so bleibt

3. vor allem die Verwendung und Aufnahme der raumgliedernden Gurten auf Pilastern zu erklären, die dem Geiste der mesopotamischen Wölbekunst ferneliegen.

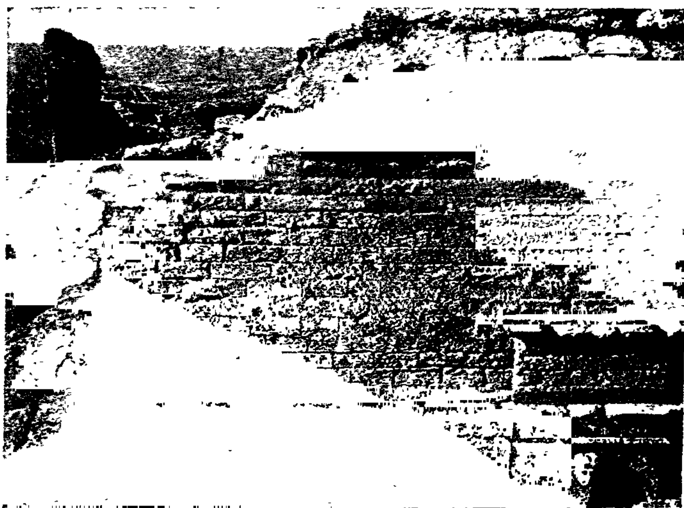
Für die Einführung der Gurtbogen im Tonnengewölbe kommt vor allem ein Faktor in Betracht, dessen Wirksamkeit in Mesopotamien und dessen Umländern bisher unbeachtet blieb und der in den ersten Jahrhunderten unserer Ära neben dem fortlebenden Hellenismus eine bedeutende Rolle spielte, das Arabische. Von der Hochkultur Südarabiens ist bisher aus direkter Quelle kaum etwas bekannt. Doch wissen wir, daß bereits lange vor dem Auftreten des Islam südarabische Stämme nach den alten Kulturgebieten des vorderen Orients vordrangen und sich sowohl in Ostsyrien, im Hauran, als auch in Mesopotamien niederließen und mächtige Reiche gründeten. Zugleich mit ihrem Erscheinen tritt (um das erste und zweite Jahrhundert unserer Ära) in beiden Gebieten eine Bauart auf, die weder mit der Antike, noch mit den dort geläufigen heimischen Architekturen etwas zu tun hat, und deren Hauptcharakteristikum eine hochausgebildete Bogentechnik ist. Die Bogen dienen dazu, die Eindeckung durch lange schmale Steinplatten herzustellen, indem sie im Abstande von deren Länge parallel aneinander gereiht werden. Abbildung 417 zeigt einen der auf diese Weise eingedeckten Räume in dem Palaste von Hatra im nördlichen Mesopotamien [1]), bei welchen die Bogen

[1]) Bauten derselben Konstruktion finden sich zu Hunderten im Hauran und im östlichen Syrien und sind bis weit in das Innere Arabiens hinein nachzuweisen. Siehe darüber Vogüé, »La Syrie centrale«, p. 47 f.; Butler, Architecture and other arts, interim; über die arabische Herkunft dieser Bauweise siehe mein Buch »Der Breit- und Langhausbau in Syrien«. Über die Einführung des Bogens durch das arabische Element in Mesopotamien vgl. meinen Aufsatz: »Ein islamisches Heiligtum auf dem Ölberg«, in der Zeitschrift Islam, 1916.



Abb. 418. Hass, Grabbauten. Aufnahme de Vogüé.

bis zur Scheitelhöhe gerade übermauert sind, um die flachen Decksteine zu übernehmen. In den Ländern, in denen Holz oder Ziegel als Eindeckungsmaterial fehlte, fand diese ganz in Stein gedachte Konstruktionsart die weitgehendste Verbreitung und Ausbildung. Dabei gewährte sie den Vorteil, daß die in Abbildung 417 gegebene einfachste Form sich bei Berührung mit anderen Eindeckungsarten diesen leicht anpassen konnte, ohne daß an ihrem Prinzipe etwas geändert zu werden brauchte. So wurde im Hauran die äußere Form des hellenistisch-römischen Giebeldaches dadurch erzielt, daß die Übermauerung der Bogen nach beiden Seiten abgeschrägt wurde [1]). Wo die Wölbungskunst Einfluß gewann, ließ man die Übermauerung der Bogen fallen und legte die Steinplatten direkt im Rund auf den Bogen (Abb. 418) [2]). Auf diese Weise erhielt man den Eindruck eines richtigen Tonnengewölbes, wobei aber der Länge der Überdeckungsplatten entsprechend in bestimmten Abständen die tragenden Bogen eingezogen werden mußten, die im Innern als Gurten zur Erscheinung kamen. So notwendig die Gurten bei dieser Überdeckung durch Steinplatten waren, so konnten sie doch in Mesopotamien, wo die Ziegelwölbung ohne Lehrgerüste das Herrschende war, kaum einen besonderen Vorteil gewähren, vielmehr mußten sie bei der gebräuchlichen Schräglegung der einzelnen Ziegelkreise hinderlich oder mindestens unnütz scheinen. Um so bezeichnender ist es, wenn wir dort die ersten Spuren von Gurten an der Tonnenwölbung an einem Denkmal finden, das an einem weit in die mesopotamische Ebene eingreifenden Ausläufer des persischen Steinlandes (Djebel Hamrin) gelegen, die Ziegelwölbung in Stein überträgt. In Hatra, wo wir bereits das Arabische durch die Steinbalkendecke auf Bogen vertreten fanden, zeigt die Tonne des großen Südiwans des Hauptpalastes Spuren, die auf eine sonderbare Einführung von Gurten schließen lassen: Es ist notwendig, darauf näher einzugehen. Die Seitenwände des Tonnenraumes sind durch eine antike Scheinarchitektur gegliedert, indem über einem Sockelgesims breite Blendpilaster aufsteigen, über denen oben ein leichtes Gesimsband hinläuft (Abb. 419). Dieses Gesimse bezeichnet aber durchaus nicht den Ansatz der Wölbung. Vielmehr setzten sich die Mauern noch vier Steinlagen in senkrechter Richtung fort, und bis zu dieser Höhe sind auch die Pfeiler über das Gesimse in der Art einer Attika fortgesetzt [3]). Von hier aus ist die vertikale Gliederung noch zirka 6—10 Steinschichten weit durch je zwei in der Breite der Pilaster parallel laufende Rillen verfolgbar. Wie Andrae (Hatra II, 138) aus ihnen und den zwischen ihnen vielfach erscheinenden Haftlöchern mit gutem Grunde schließt, waren an diesen Stellen die Pilaster in einem leichtem Materiale, wahrscheinlich in Stuck als Gurtbogen weitergeführt und an die fertiggestellte Wölbung angeheftet. Vielleicht zeigt sich eben darin, daß diese Gurten nicht über das ganze Gewölbe gespannt waren, sondern allmählich in demselben verliefen, das Ungewohnte ihrer Verwendung am deutlichsten. Ebenso beweist



Aufnahme Andrae.
Abb. 419. Hatra, Hauptpalast: Südiwan.

[1]) Vogüé, l. c., p. 48; H. Glück, l. c. S. 22.

[2]) Nach Vogüé, Pl. 73.

[3]) Durch das Tieferlegen des Gesimses unter den Wölbungsansatz erscheint die Tonne überhöht. Dies ist hervorzuheben, da dadurch das Festhalten an der altheimischen Tradition der Ziegelwölbung und damit auch das Zurückgehen der Steinwölbung auf diese bestätigt erscheint. Denn die überhöhte (elliptische) Form des Gewölbes, die hier vorgetäuscht wird, war wohl bei der Ziegelwölbung ohne Lehrgerüst konstruktiv gegeben, hier aber, wo ein Lehrgerüst sicher vorauszusetzen ist (Andrae, »Hatra« II, 141 f.), kann sie nur als ein atavistisches Beibehalten der alten Form gedeutet werden.

ihre rein dekorative Anbringung, daß sie hier erst bloß motivisch Aufnahme gefunden haben, sicherlich durch die hier vorhandenen Vorbilder der arabischen Bogenkonstruktion angeregt. Zu einer struktiven Ausnützung dieses Elementes war es damals noch nicht gekommen. Was aber hier im zweiten Jahrhundert noch nicht gelöst werden konnte, das kam in den folgenden drei Jahrhunderten zur Entfaltung. Auch da sind es die mesopotamischen Grenzländer und besonders Nordmesopotamien, dessen Bedeutung schon im vorigen Abschnitt hervorgetreten ist, das uns einen näheren Einblick gewährt. Auch in diesem Punkte wird hier die ununterbrochene altorientalische Tradition und ihre Fortführung im Christentum deutlich.



Abb. 420. Salah, Mar Jakub: Wölbung. Aufnahme Bell.

Die Tûr 'Abdin-Kirchen halten, obwohl sie sonst durchaus in Steinmaterial ausgeführt sind, die Ziegelwölbung bei. Ein charakteristisches Merkmal für das Beibehalten der mesopotamischen Konstruktion ist, daß auch hier der untere Teil der Wölbung (Wölbungsansatz) und der Wölbungsabschluß (Kappe) getrennt behandelt sind. Dies zeigt sich darin, daß ersterer im Steinmaterial der Mauern weitergeführt die Kappe aber in Ziegelwerk geschlossen wird. (Abb. 420.) Die Tonnen haben demgemäß noch die überhöhte Form der mesopotamischen Wölbungen. Schon diese Umstände sprechen dafür, daß das Lehrgerüst keine volle Verwendung hat, trotzdem wir hier Bauholz in wenn auch nicht reichlichen so doch genügenden Mengen voraussetzen dürfen. Auch ein horizontales Gesimse fehlt. Nur in dem einen Falle, in Salah[1]), läuft ein solches an der Stelle des Wölbungsansatzes (Abb. 420), hat aber kaum andere als dekorative Bedeutung, wie aus seiner Zartheit und aus dem Umstande, daß es auch an den Stirnwänden fortgeführt ist, geschlossen werden kann. Gleichwohl ist — und darauf kommt es an — ein bedeutender Fortschritt in der Bildung der Gewölbekappe zu verzeichnen. Wir sehen sie durch Gurten in eine Folge von Traveen aufgeteilt, die durch Ziegeltonnen im gleichen Radius wie die Gurten geschlossen werden. Man lasse sich nicht durch die Photographie täuschen, die den Eindruck erweckt, als ob die Füllung der Traveen durch aufgesetzte Hohlpyramiden erzielt sei. Dies ist nur eine durch die Ziegellagerung herbeigeführte optische Täuschung. Die Wölbung ist richtig rund tonnenartig. Durch das Einziehen der Gurten war eine schnellere Herstellung des Gewölbes gegeben, da man jedes Abteil selbständig einwölben konnte, während bei der gewöhnlichen Art durch die Schrägstellung der Wölbungsscharen ein langsames und allmähliches Arbeiten von einem Tonnenende zum anderen bedingt war. Dieses System der Schrägstellung, das die Möglichkeit gewährte, ohne Lehrgerüst zu wölben, wurde aber hier durch ein raffinierteres und ungleich praktischeres ersetzt, dadurch daß durch eine diagonale Aufteilung des Travees in vier sphärische Dreiecke von allen vier Seiten zugleich begonnen werden konnte. Dabei wurden die wandseitigen aus den Mauern wachsenden Zwickel in Lagen von der Richtung der Gesamttonne gelegt und wurden während der Arbeit durch die zugleich und meist im Sinne der Schrägstellung aufgeführten kurzseitigen Zwickel trotz der zunehmenden Überkragung in Schwebe gehalten. Diese im Viereck geführte Lagerung der Ziegel ist somit nicht etwa einer bloß dekorativen Neigung entsprungen, sondern hat eine rein konstruktive Grundlage: das Fehlen

[1]) Bell, »Churches«, S. 71.

eines Lehrgerüstes und die Einziehung der Gurten. Diese sind entweder im Steinmaterial der Mauern und Wölbungsansätze weitergeführt oder in Ziegeln. Da wir annehmen müssen, daß die Gurten vor der Herstellung der Wölbungsteile fertiggestellt wurden, so ist bei ihnen nur eine Konstruktion mittelst Lehrbögen möglich. Diese erhielten ihr Auflager entweder durch einen konsolenartigen Vorsprung unter dem Bogenansatz (Mar Gabriel, Bell, »Churches«, Pl. III, 1) oder es wurde daran festgehalten, den Schwung der Wölbung durch ein Gesimse beziehungsweise eine Konsole nicht zu unterbrechen wie in Salah (Abb. 420) und Mar Azaziel[1]). Dann lagen die Balken in Löchern, die dazu in der Mauer ausgespart und nach Vollendung in einem entsprechenden Material ergänzt wurden. So sehen wir in Salah (Abb. 420) immer dort, wo der Gurtbogen ansetzt, beiderseits kleinere den Balkenlöchern an Größe entsprechende Steine, die eine weniger exakte Fügung zeigen, als sie sonst am Wölbungsansatze zu sehen ist, der sonst durchwegs aus großen langen Quadern hergestellt ist. Ebenso ist in der rechten unteren Ecke der bei Bell l. c. gegebenen Abbildung von Mar Azaziel links vom Gurtansatz die spätere Ausfüllung im Ziegelwerk deutlich. Auch in Armenien findet sich diese Methode, ein Auflager für die Lehrbalken zu gewinnen, nur bleiben die Löcher öfter unausgefüllt. (Siehe Abb. 14.)

Wir sehen also hier durch die Einführung der Gurten einen ungeheuren technischen Vorteil erzielt, zugleich aber, wie trotzdem dadurch, daß die Gurten noch nicht aus der Wölbung heraustreten, sondern im gleichen Radius mit der Wölbung geführt werden, sowie in der Bemühung die Ansatzstellen der Lehrbogen zu vermeiden oder zu verdecken die alte Scheu vor der Gliederung noch durchschlägt. Diese Scheu scheint auch in Armenien anfangs nachgewirkt zu haben, wo die Tonne dem vorhandenen Material entsprechend in Stein übertragen wurde. Denn gerade an jenem Baue, dem wir bereits auf Grund anderer Elemente das relativ höchste Alter unter den einschiffigen Kirchen zuschreiben konnten, an der Kirche von Diraklar, erscheint die Tonne noch ohne Gurten. An der kleinen Kirche von Eghiward, die schon nach äußeren Umständen zu schließen (s. S. 379) noch vor das 6. Jahrhundert zu setzen ist, war nur ein Bogen eingestellt, während in den späteren einschiffigen Bauten sich die Zahl der Gurten mehrt.

Das Auftreten des Gurtbogens in den armenischen Tonnenbauten ist aber durchaus nicht so ohneweiters als eine Fortführung der nordmesopotamischen Gurten erklärbar. Vor allem ist ein besonderer struktiver Vorteil, wie er in den Tûr 'Abdin-Kirchen vorlag, für die Einführung der Gurten an der steinernen Gußwölbung, der ihre Aufnahme begünstigt haben könnte, nicht zu ersehen. Es können vielmehr nur formale Gründe entscheidend gewesen sein. In dieser Beziehung konnte aber die mesopotamische Tradition kaum wirksam geworden sein, da ja dort deutlich das Streben vorlag, die Gurten möglichst wenig zu betonen, ja möglichst unsichtbar zu machen, wie ja aus deren Einbeziehung in den Radius der Wölbung sowie durch ihre das Ziegelmaterial der Gewölbekappen vortäuschende Bemalung zu erkennen ist[2]). Dieses Streben war ja hier aus der Abkommenschaft von der einheitlich durchgeführten ungeteilten Wölbung erklärlich.

Für eine Aufteilung der Wölbung und damit des ganzen Raumes in eine Folge einzelner Kompartimente, wie sie in der richtigen Gurttonne durchgeführt wurde, waren also in Mesopotamien wohl Ansätze vorhanden, doch ließ sie die starke heimische Tradition nicht zur Ausbildung kommen. Bereits dort erkannten wir aber diese Ansätze als eine Einwirkung des arabischen Elementes in der Einführung des Bogens. Um so stärker konnte sich dieses in jenen Gebieten ausleben, in denen diese Tradition nicht vorhanden war oder keine von vornherein bodenständige Geltung hatte. Zu diesen Gebieten gehören die hellenistischen Mittelmeerländer. Dort war schon seit dem Altertume durch die Einstellung von Stützenreihen eine fortlaufende Abstufung der Raumeinheit gegeben. Doch konnte schon durch die Enge der Interkolumnien bei Benützung des Architravs der einzelne Zwischenraum zu keiner selbständigen Geltung gegenüber dem Gesamtraum kommen. Als dann in christlicher Zeit der Architrav durch den Bogen ersetzt wurde, konnten die Interkolumnien wohl etwas erweitert werden, doch gestattete die Verwendung der Säule die Erweiterung nicht in dem Maße, daß dadurch der Gesamtraum in eine Folge selbständiger Abschnitte zerfiel. Die hellenistische Säulenbasilika kannte die Einteilung in Traveen nicht. In jenen Lokalen aber, in denen die Wölbung den tragfähigeren Pfeiler als Stütze verlangt, ergab sich von selbst durch die Möglichkeit der

[1]) Die Ziegelstruktur der Gurten, die in der Abbildung 420 erscheint, ist nur gemalt. Die Bogen sind aus Stein.

[2]) Siehe Fig. 2 auf Tafel V bei Bell, »Churches«.

größeren Spannweiten eine Zerlegung des Raumes in mehrere Joche, da die Weite der Pfeilerabstände zu der Schiffsbreite in ein bindendes Verhältnis trat. Damit lag es nahe, diese Einteilung auf die ungegliederte Wölbung auszudehnen. Dies um so mehr, als die durch den christlichen Hellenismus angeregte Dreischiffigkeit, die in der mesopotamischen Architektur aus ihrer Scheu vor der Stützeneinstellung keine Ausbildung erfahren konnte, dazu den Anlaß gab. Das durch die Wölbung bedingte Ersetzen der Säulenstützen durch die tragfähigeren Pfeiler und die dadurch ermöglichte größere Spannweite brachte den Sinn für eine Traveengliederung mit sich. Dadurch war schließlich die formale Aufnahme des auf Grund des arabischen Elementes in Nordmesopotamien bereits struktiv aber ohne formale Betonung verwendeten Gurtbogens gegeben. Von der dreischiffigen Anlage ausgehend, wurde er dann auch auf den einschiffigen Bau übertragen[1]).

Noch ist ein spezieller Fall der Tonnenwölbung in der Palastkirche von Ani (Abb. 150) zu besprechen. Hier sitzt die Tonne nicht eigentlich auf der äußeren Mauer, sondern auf Pfeilerarkaden, die den Mauern innen vorgeblendet sind. Auch hier sind Gurtbogen verwendet, die auf Konsolen oberhalb der Arkadenzwickel ansetzen. Die Pfeiler sind vorne durch ein Halbsäulenpaar gegliedert, die reiche eigentümliche Ornamentik, die die Plinthen und die kapitellartigen Säulenköpfe ziert, hat einen ganz untektonischen Charakter und mit hellenistischen Prinzipien nichts zu tun. Diese Art der Wandgliederung hat in Armenien selbst, in einem der Räume der Palastanlage von Zwarthnotz (siehe Abb. 304), eine Parallele. Auch hier handelt es sich um einen oblongen Raum, allerdings nur in den Untermauern erhalten, der zu beiden Seiten durch vorspringende Pilaster mit angelegten Doppelsäulen gegliedert ist. In dem nestorianischen Kloster Mar Tahmazgerd in Kerkuk (ca. 150 km südöstlich von Mossul)[2]) ist dasselbe System angewandt und die Wölbung noch intakt; nur fehlen die Gurten. Hier wie dort ist das Material Stein. In Kerkuk sind die Balkenlöcher für das Lehrgerüste noch zu sehen. Was nun die Wandgliederung anlangt, so kann in Kerkuk nicht wie in Ani von Blendarkaden die Rede sein. Durch den oberen Konchen- oder flachkuppelartigen Abschluß erhalten die Vertiefungen zwischen den Pfeilern den Charakter von Nischen, die in die Wand eingelassen sind. Dasselbe Prinzip der Wandgliederung, sowohl das von Ani, wie das von Kerkuk und wahrscheinlich auch von Zwarthnotz, findet sich auch in den sasanidischen Steinbauten des persischen Hochlandes. Ich habe bereits an anderer Stelle[3]) über diese architektonische Gestaltung gehandelt und dabei auch den besonders für die Art von Kerkuk grundlegenden Aufsatz Strzygowskis[4]) herangezogen. In unserem Zusammenhange kommt Folgendes in Betracht: Mit dem Streben nach Vergrößerung des Einzelraumes und dem Abgehen vom Komplexbau mußten Mittel gefunden werden, um dem Druck der größeren Wölbungsspannung zu begegnen. Durch die Nischengliederung der Wand wurde nun zugleich eine über die Wölbungsspannung hinausgehende Raumerweiterung und der Vorteil erzielt, die sonst nötige Stärke der Mauer zu umgehen und an Material zu sparen. Die Nischen hatten im Einzelfalle eine solche räumliche Tiefe, daß die sie trennenden Pfeiler durchbrochen werden konnten, so daß kleine Durchgänge entstanden (Sarwistan). Die Nischen oder Blend-

[1]) Bei der dreischiffigen Anlage mochte die Verwendung der Gurtbogen wohl auch insoferne einen Vorteil bieten, als durch deren Herabziehung an den Pfeilern in Form von Lisenen diesen eine größere Versteifung für den Seitenschub der Wölbung gegeben wurde. Für die oben gegebene Erklärung der Einführung der Gurttonnen ist es bezeichnend, welche Rolle der Gurtbogen in dem zweiten Hauptgebiete des Steinwölbungsbaues im zentralen Kleinasien spielt. Der größeren Stärke des hellenistischen Elementes entsprechend zeigt sich ein größerer Widerstand gegen den Ersatz der Säule durch den Pfeiler. Dies kommt in der Verwendung jenes schwächlichen »Pfeilers mit angelegten Halbsäulen« zum Ausdruck, der besonders von den Kirchen von Binbirkilisse her bekannt ist. Die Tonne verlangte wohl eine stärkere Stütze als die Säule, doch wollte man deren Form doch nicht ganz aufgeben und schob zwischen zwei Säulenhälften einen rechteckigen Kern, um die nötige Dicke zu erreichen. Doch konnte wegen der Schmalheit dieses Gebildes eine größere Arkaden-Spannweite nicht erreicht werden, die Traveengliederung wurde durch den stärkeren hellenistischen Einschlag hintangehalten. Damit fand auch der Gurtbogen beschränktere Aufnahme. In den meisten kleinasiatischen Kirchen fehlt er ganz, oder er ist wie in Binbirkilisse I deutlich als ein Übernommenes und den Verhältnissen Angepaßtes zu erkennen, indem er ohne in der Pfeilergliederung weitergeführt zu werden, sich am Wölbungsansatz im Mauerwerk verliert und zudem in Abständen von je zwei Arkadenbogen genommen ist, um die nötige Tiefe eines Travees zu erreichen. (Strzygowski, »Kleinasien«, Abb. 8). Nur in den am meisten gegen das armenische Hochland vorgeschobenen Gebieten des innersten Kleinasien, wie in den Höhlenkirchen des Argäus (Strzygowski l. c. Abb. 116, 118/119), sehen wir die in Armenien geläufige Art, den Gurtbogen in den Pfeilervorlagen der Wände weiterzuführen, angedeutet.

[2]) Bell, »Churches«, S. 100, Tafel XXVI.

[3]) In dem zitierten Aufsatze »Islam«, 1916.

[4]) »Die sasanidische Kirche und ihre Ausstattung«, Monatshefte für Kunstwissenschaft, VIII (1915), Heft 10.

arkaden wurden zu dem eigentlichen Träger der Wölbung, die Mauer, an die sie angelegt waren, diente in der Hauptsache nur als Raumabschluß.

Dieses System findet sich nun fast gleichzeitig (am Übergang des 6. zum 7. Jahrhundert) in jenen Ländern, in denen sich der mesopotamische Wölbungsbau über seine natürlichen Grenzen (des Ziegellandes) ausbreitete, und in denen zugleich mit dem Übergang zum Steinmaterial und dem Vorhandensein von Lehrhölzern neue Möglichkeiten gegeben waren. Es ist der Gürtel von Steinländern, der den Irak im Norden und Osten umgibt, das iranische Gebirgsland, Nordmesopotamien und Armenien. Welches von diesen Gebieten für diese Bauart die Priorität beanspruchen darf, ist nach dem heute bekannten Denkmälerbestand noch nicht zu entscheiden[1]). Als sicher kann aber gelten, daß in den nördlichen dieser Länder, in Nordmesopotamien und Armenien, wo mit dem Christentum das Streben nach Großräumigkeit immer mehr Geltung gewann, dieses System eine weitgehendere Ausbildung erfahren konnte als in Iran. Für die Verstrebung durch die Halbrundnischen, »Konchenverstrebung« verweise ich auf das Kapitel Form und den zitierten Aufsatz von Strzygowski. Bei den rechteckigen tonnengewölbten Räumen scheint mehr das weniger entwicklungsfähige Motiv der eingestellten Blendarkaden in Gebrauch gewesen zu sein. Die Kirchen des Tûr 'Abdin benützen es typisch statt der die Tonne tragenden massiven Vollmauer (Abb. 416). Mögen auch dort diese Blendarkaden größtenteils von späteren Restaurationen herstammen, so zeigt sich dadurch doch deutlich das Streben, den Raum durch die nötige Verstärkung nicht zu verengern. Diese Anordnung treffen wir auch in der Palastkirche von Ani. Die Tonne wächst, ohne daß nach echt mesopotamischer Art ein horizontales Glied ihren Ansatz bezeichnet, aus den Blendarkaden empor. Über den Arkadenzwickeln setzen auf Konsolen die Gurtbogen an. Diese sind wohl aus der in Armenien gebräuchlicheren Art der Gliederung einschiffiger Bauten, die oben besprochen wurde, entnommen. Denn sonst sind sie bei Verwendung von Blendarkaden nicht gebräuchlich. Darin zeigt sich aber die Armenien eigentümliche Schöpferkraft, die auf Grund des Zusammenströmens und der einheitlichen Verarbeitung verschiedener Traditionen zu neuen Motiven und formalen wie struktiven Kombinationen führt.

So gelangen wir bezüglich der Tonnenwölbung zu einem Resultate, das dem entspricht, welches wir aus der Betrachtung der Grundriß- und Raumanordnung gewonnen haben. Mit dem aus den nordmesopotamischen Missionszentren vordringendem Christentum wird die Tonnenwölbung nach Armenien vermittelt. Im Tûr 'Abdin finden wir die Mittelstufe zwischen der mesopotamischen reinen Ziegelwölbung ohne Lehrgerüst und der armenischen Steinwölbung mit Lehrgerüst und Gurten. Durch die Einbeziehung des armenischen Kunstkreises in die christlich-orientalische Kunstforschung bekommen wir damit neuerdings Beweise für die Bedeutung und das Alter der nordmesopotamischen Bauten. Die »hettitische Ecke«, wo das Mesopotamische, Syrische und Persische mit dem befruchtenden Hellenismus zusammentraf, war der Mischkessel in dem ein großer Teil jener Formen gestaltet wurde, die in der christlichen Kunst typische Geltung und Verbreitung gefunden haben.

b) Die dreischiffigen Tonnenbauten (Die Überlieferung des Mittelmeerkreises).

Wie sich das einschiffige Langhaus in Armenien als Typus im wesentlichen nur auf die ersten Jahrhunderte des Christentums erstreckt, so auch das dreischiffige in seiner reinen Form (ohne Kuppel). Vom Ende des 6. Jahrhunderts an wird dieser Typus von anderen vollständig verdrängt. Auch da scheinen die großen weltbewegenden Ereignisse des 7. Jahrhunderts mitzuwirken, wenn auch Armenien selbst von dem Ansturme des Islam zunächst nicht in ausschlaggebendem Maße zu leiden hatte. Wo der Islam zur Herrschaft gelangte, wurde die Entwicklung der christlichen Architektur in ihrer reichsten Entfaltung abgebrochen: So besonders in Syrien, wo die basilikale Form das Herrschende war. Anders in den nördlichen Gebirgsländern des östlichen Mittelmeeres. Hier spielte der Islam keine oder nur eine untergeordnete Rolle, so daß das Christentum als sozialer Faktor fortbestehen konnte. Gleichwohl konnte es sich der Wirksamkeit des großen Stromes, der sich schon vor dem Islam von Osten her ergoß und von dem der Islam nur eine intensivere Er-

[1]) Man wird geneigt sein, die sasanidischen Denkmäler als die primären gelten zu lassen, da die Forschung gewöhnlich von dem bereits Bekannten auszugehen und das Neue davon abhängig zu machen pflegt. Eine Notwendigkeit zu dieser Annahme besteht vorläufig nicht.

scheinungsform war, nicht entziehen. Die Wölbung und speziell die Kuppel und mit ihr der Zentralbau hatten schon in den ersten christlichen Zeiten hier ihre Vertreter (Strzygowski, »Kleinasien«, »Amida«, etc.). Noch aber war der Hellenismus und mit ihm das Langhaus das vorherrschende Element. Im vorhergehenden Abschnitt haben wir bereits erkannt, wie auch Armenien von seinen hellenisierten Nachbarländern bezog. In dem Auftreten des dreischiffigen Langhauses kommt dies noch deutlicher zum Ausdruck. Denn da in Armenien die hellenistischen Voraussetzungen soviel wie ganz fehlten, konnte diese Form erst mit dem eindringenden Christentum Kraft gewinnen. Daß dies tatsächlich der Fall war, d. h. daß das Langhaus keine aus der armenischen Tradition entwickelte Schöpfung ist, findet seine indirekten Beweise darin, daß in dem Momente, in dem seine Entwicklung durch den Vorstoß des Islam in den Hauptgebieten des Basilikalbaues (also vor allem in Syrien) abgebrochen wurde, das Langhaus auch in Armenien keine Fortentwicklung findet, sondern anderen Typen Platz macht oder sich diesen assimiliert[1]). Gleichwohl könnte man sich versucht fühlen, das dreischiffige Langhaus in Armenien als eine Schöpfung des armenischen Bodens hinzustellen. Denn es wäre naheliegend, den dreischiffigen Typus als eine Fortführung des einschiffigen zu betrachten, wenn man annimmt, daß das Bedürfnis nach Raumerweiterung zur Einstellung von Stützen geführt habe. Dafür könnte man ja die Vorstufe in den inneren Pfeilervorlagen der einschiffigen Kirchen sehen, durch deren allmähliche Ablösung von der Wand die Dreischiffigkeit zustande kam[2]). Schon die Ergebnisse des vorhergehenden Kapitels lassen auf den umgekehrten Vorgang schließen, insoferne wir dort die Aufteilung des einschiffigen Raumes durch Pilastervorlagen (und Gurtbogen) als ein Prinzip erkannten, das durch die Pfeilerarkaden der dreischiffigen Bauten ausgebildet und dann auf den einschiffigen Bau übertragen wurde. Auch die in den armenischen dreischiffigen Kirchen typische Enge der Seitenschiffe spricht weniger für das Streben, die Einschiffigkeit zur Dreischiffigkeit zu erweitern, als vielmehr dafür, das aus den Voraussetzungen des Wölbungsbaues angeborene Prinzip der möglichsten Raumeinheit (ohne Stützeneinstellung) beizubehalten. Diesem Prinzipe war aber die Dreischiffigkeit geradezu hinderlich und die Tatsachen lehren ja, daß sie immer als fremdartig empfunden wurde. Denn schon im 7. Jahrhundert sehen wir Lösungen, die darauf ausgehen, das Langhaus als einheitlichen ungeteilten Raum beizubehalten und dabei doch eine größtmöglichste Raumweite zu erzielen (Typus Thalisch, Abb. 14). Dieses Streben nach Einheitlichkeit des Raumes äußert sich im Verlaufe der ganzen armenischen Baukunst und läßt das dreischiffige Langhaus nur als eine Episode erscheinen, die ihren Grund nur in der Wirksamkeit des Hellenismus in der ersten Zeit des armenischen Christentums haben kann. Es ist kein Wunder, wenn dieser dem armenischen Geiste fremde Eindringling schon bei seiner Aufnahme derart umgestaltet wird, daß der Gedanke aufkommen könnte, er sei ein autochtones Produkt des armenischen Bodens. Wie weit diese Umgestaltungen durch die im Lande vorhandenen Voraussetzungen bedingt sind und wie weit die Übernahme des Fremden klar ersichtlich ist, soll im folgenden untersucht werden.

Mauerwerk und Stufenunterbau. Was das Mauerwerk der dreischiffigen Kirchen anlangt, so ist es das übliche Gußwerk. Nur ist hervorzuheben, daß es, abgesehen von einzelnen mächtigen Türstürzen (Kassach), jene großquadrige Steinfügung, die den einschiffigen Kirchen allenthalben ein so massiges Aussehen verleiht, nicht kennt. Wohl zeigen auch die Mauern von Eghiward und Ereruk größere Steine in ihrer Fügung, doch verliert sich bei den großen Dimensionen dieser Kirchen und bei der Gleichmäßigkeit der Quadergröße die auffällige Wirkung, die ihnen in den einschiffigen Bauten zukommt. Zudem ist festzustellen, daß sich bei den dreischiffigen Bauten vielmehr das Streben nach einheitlich durchlaufenden Lagerfugen bemerkbar macht und ziemlich streng durchgeführt ist. Vor allem ist die ungemein solide und genaue Mauerfügung in den Basiliken von Ereruk und Eghiward hervorzuheben, die nur mit den syrischen und klein-asiatischen Bauten kon-

[1]) Seine Übernahme aus den hellenistischen Gebieten konnte also nur vor dem Anfange des 7. Jahrhunderts stattgefunden haben, was ja mit der lebhaften Missionstätigkeit dieser Länder zur gleichen Zeit übereinstimmt. Damit ist für die armenischen Basilikalbauten von vorneherein ein Terminus ante quem gegeben. Die Datierung der großen Kirche von Eghiward, um 570 n. Chr., die in ihrer soliden Anlage zeigt, daß man damals mit diesem Typus schon vertraut war, das Vorkommen einer noch griechischen Inschrift in Ereruk und die literarische Erwähnung von Arzati im 5. Jahrhundert sind schon äußere Belege für das Alter des armenischen dreischiffigen Langhauses.

[2]) In den Längssälen von Sarwistan könnte man allenfalls eine Mittelstufe erblicken. Dort erscheinen aber die kleinen Durchgänge weit eher als ein Zeichen, wie wenig sich die Dreischiffigkeit (Stützeneinstellung) selbst zur Zeit der größten Stärke des Hellenismus in Persien entwickeln konnte, wie sie denn dort überhaupt nie zur Entfaltung kam.

kurriren kann. Schon daraus mag die starke Abhängigkeit von den hellenistischen Gebieten zu ersehen sein.

Dagegen liegt in der Verwendung des Stufenunterbaus ein der armenisch-christlichen Baukunst eigenes Motiv. Das Streben, den Kultbau in der Umgebung durch eine höhere Lage zu betonen und aus dem Gesamtbild der Landschaft als herrschend herauszuheben, findet sich auch bei dem dreischiffigen Typus. Wo nicht schon ein natürlich erhöhtes Plateau dazu Gelegenheit bietet wie im Kassach und Aschtarak tritt der Stufenunterbau erst recht in Kraft. So ist in Ereruk ein sechs- vielleicht siebenstufiges Plateau geschaffen, das die Kirche in der weiten Ebene als einen mächtigen Baukristall heraushebt und wie durch Freitreppen allseits zugänglich macht. In Eghiward umsäumen zwei mächtige Quaderstufen den Fuß der Mauern. Es ist zu betonen, daß dieser Brauch bei den Basilikalbauten der umliegenden Länder keine Verwendung findet und auch damit, wie bei den einschiffigen Bauten ausgeführt wurde, ein spezifisch-armenisches aus altorientalischer Tradition stammendes Element in der christlichen Baukunst erscheint.

Tonnenwölbung und Schiffsteilung. Die Tonnenwölbung in der Form, wie sie in Armenien auftritt, haben wir gelegentlich der Besprechung der einschiffigen Bauten als ein Element erkannt, das, wenn auch fremden Ursprungs, in Armenien doch auf Grund der Naturvoraussetzungen seine eigene Gestaltung erfuhr. Auch bei den dreischiffigen Bauten spielt sie eine ausschlaggebende Rolle. Übersehen wir mit Bezug auf die Bildung der Decke den dreischiffigen Langhausbau in Armenien und den anstoßenden Gebieten, so fällt in erster Linie eine zweifache Trennung ins Auge, die sich lokal ziemlich scharf abgrenzen läßt. Im nördlichen und Küstensyrien sowie an den kleinasiatischen Küsten herrscht die flachgedeckte, in der von den Tauruketten im Süden und den Randgebirgen in Norden eingeschlossenen kleinasiatischen-armenischen Hochlandzone die tonnengewölbte »Basilika«. Mit der Wölbung im innigsten Konstruktionszusammenhange steht in dem einen Falle der Gebrauch des Pfeilers, im andern tut die hellenistische Säule genug Dienste, die leichte Decke zu tragen. Diese Trennung entspricht den Typen, die Strzygowski als orientalische (gewölbte) und hellenistische (flachgedeckte) Basilika bezeichnet hat[1]). Es kann sich hier nicht darum handeln, festzustellen, welche von den beiden Typen im allgemeinen Anspruch auf Priorität hat; die Frage scheint mir müßig, sobald man die von der Natur gegebenen Voraussetzungen der einzelnen Lokale in Anschlag bringt. Wohl aber wird, was speziell die armenische »Basilika« angeht, zu untersuchen sein, wie sie sich zu diesen beiden Typen verhält, da wir doch nach Obigem annehmen müssen, daß sie eine importierte, nicht bodengewachsene Form ist.

Was die Einwölbung und Stützeneinstellung anlangt, so fällt für die armenische Basilika eine nähere Verwandtschaft mit Kleinasien ins Auge gegenüber Syrien, das die Pfeilerbasilika mit Tonnenwölbung nicht kennt. Tatsächlich hat die kleinasiatische Wölbung vieles mit der armenischen gemein. Auch dort ist die Steintonne aus Gußmauerwerk das Herrschende. Was das Holz für Lehrgerüste anlangt, so steht das zentrale Kleinasien unter ähnlichen oder gleichen Voraussetzungen wie Armenien, d. h. wenn auch die Baumvegetation nicht reich ist, so ist oder war sie doch genügend für den Verbrauch an Lehrhölzern[2]). Die Form der Wölbung ist im allgemeinen in Kleinasien dieselbe wie in Armenien, d. h. halbrund ohne horizontale Betonung des Wölbungsansatzes, vereinzelt auch mit Gurtbogen (z. B. Binbirkilisse I, Strzygowski, »Kleinasien«, S. 9 ff.). Es wäre jedoch verfehlt, nach diesen Übereinstimmungen die kleinasiatische Tonnenkirche als die Quelle der armenischen ansehen zu wollen. Vielmehr sind mannigfache Anzeichen vorhanden, daß auch Kleinasien die Wölbung erst in christlicher Zeit allgemein ausgebildet und aus demselben Lokale wie Armenien übernommen hat. Wohl waren zwei Arten des Wölbens schon in vorchristlicher Zeit in Kleinasien heimisch: Erstens die durch Überkragung der horizontal gelegten Steinschichten erzielte Scheinwölbung: Boghazköi (Orient. Ges. Nr. 35, Fig. 5 u. 12), Lydische Gräber und Assarlik (Perrot et Chipiez, V, 317 f.), Tantalusgrab bei Smyrna (Perrot et Chipiez, V, 49). Diese primitive »Wölbungs«-art, die in der ganzen ägäischen Kultur (Atreusgrab, Grab von Isopata bei Knossos, Gräber von Pantikapeion) auftritt, hat mit der wirklichen Wölbung nichts zu tun und kann kaum, wie es gewöhnlich geschieht, als Ausgangspunkt derselben angesehen werden. Denn das Konstruktionsprinzip beider ist zu verschieden und gerade in den Lokalen des Auftretens der Scheinwölbung ist

[1]) »Kleinasien«, S. 42 f.

[2]) Ramsey-Bell, »Thousand and one churches«, p. 436.

in den folgenden Perioden die wirkliche Wölbung nicht gebräuchlich. Als zweite Art muß noch das kielbogenförmige Satteldach erwähnt werden, das in der Form wie es in den lykischen Felsgräbern erscheint seinen Ursprung sicherlich aus der Holzkonstruktion herleitet[1]). Diese Tonnenform scheint in Kleinasien noch in christlicher Zeit nachgewirkt zu haben und kann vielleicht als eine Vorstufe für die Hufeisentonne in Stein gelten. Denn wir treffen die Hufeisentonne in christlicher Zeit gerade in solchen Gebieten, in denen auch heute noch größerer Holzreichtum vorhanden ist (Karadagh und Hassandagh, Ramsey-Bell, p. 436). Die Steinwölbung, wie sie in den christlichen Bauten Zentralkleinasiens auftritt, weist schon durch die Scheu vor einer horizontalen Trennung am Wölbungsansatze (siehe oben) auf den östlichen Ursprung. Auch die Verwendung der Ziegelwölbung in Lokalen, wo das Material dazu vorhanden war (Nyssa, Strzygowski, »Kleinasien«, S. 74 f.) weist schon durch die frühe Datierung dieser Denkmäler auf den Zusammenhang mit dem Ziegelwölbungsland Mesopotamien. Doch wird auch in Kleinasien wie in Armenien der durch die Natur des Landes bedingte Ersatz des Ziegels durch den Stein bald oder schon mit der Übernahme der Wölbung vor sich gegangen sein[2]). Mit diesem Ersatz wurde auch das Lehrgerüst notwendig. Doch zeigt gerade der Umstand, daß in einem der frühesten christlichen Bauten Kleinasiens die Wölbung ohne Lehrgerüst verwendet wurde, die Abstammung der christlich kleinasiatischen Wölbung deutlich. Aus dem berühmten Briefe Gregors von Nyssa geht hervor, wie jene charakteristisch-mesopotamische Wölbungsart hier schon im 4. Jahrhundert Eingang gefunden hat. Wir sehen aber auch daraus, daß Gregor erst fremde Bauleute, die die Kunst des Wölbens ohne Lehrgerüst verstehen, berufen muß, daß diese Technik noch fremd, d. h. den Forderungen des Landes noch nicht angepaßt war. Ich zitiere die Stelle nach der Übersetzung bei Strzygowski, »Kleinasien«, Seite 71 f.: »... Über diese letzten acht Bogen (des Oktogons) wird mit Rücksicht auf das richtige Verhältnis der Fenster, die über ihnen zu liegen kommen, der achteckige Raum noch um vier Ellen höher geführt; darauf setzt ein kreiselförmiger Kegel an, dessen Rundung entsprechend sich das Dach aus breiter Spreitung zu spitzem Keile formt. ... So wird es dir auch möglich sein, ... uns so die Bauleute in einer für unseren Bedarf weder zu großen noch zu geringen Anzahl zu schicken. Und laß dich dabei im Besonderen darum bitten, recht Sorge dafür tragen zu wollen, daß einige von ihnen sich auf ungestütztes Einwölben verstehen. Ich habe nämlich in Erfahrung gebracht, daß eine solche Konstruktion haltbarer als eine auf Stützen ruhende ist. Auch gibt uns der Mangel an Bauholz eben den Gedanken ein, das ganze Gebäude mit Steinen einzudecken; denn unserer Gegend fehlt es an Holz für Dachgestühl... allein Quadergestein haben wir hier nicht und das Material für das Gebäude soll aus gebrannten Ziegeln und den gewöhnlichen (Feld-)Steinen bestehen. ...« — Schließlich spricht auch das vereinzelte Vorkommen der überhöhten Tonne sowie die Verwendung des Gurtbogens (siehe das vorhergehende Kapitel) für den Ursprung aus der mesopotamischen Ziegelwölbung.

Müssen wir also zugeben, daß wie in Armenien so auch in Zentralkleinasien die Tonnenwölbung erst in christlicher Zeit Verbreitung fand, so können wir allein auf dieses Moment hin die armenische »Basilika« von der kleinasiatischen nicht abhängig machen. Vielmehr zeigen die vielen Differenzen zwischen beiden wie die Breite der Seitenschiffe, die durchgehende Anwendung des Narthex, die Form der Pfeilerstützen und andere typische Wesensdetails in Kleinasien, gegenüber der Enge der Seitenschiffe, dem Fehlen des Narthex, der T-Form der Pfeiler etc. in Armenien zwei ganz getrennte Charaktere.

Für beide ist als Quelle die hellenistische Basilika der Mittelmeerküsten anzunehmen, deren Holzdach den Naturbedingungen der beiden Länder entsprechend durch die Wölbung ersetzt wurde, was auch die Änderung der mit der Wölbung zusammenhängenden struktiven Glieder wie den Ersatz der Säule durch den Pfeiler zur Folge hatte.

Waren für Kleinasien die Vorbilder der hellenistischen, holzgedeckten Basilika an den Küsten

[1]) Auf dieselbe Entstehung weisen die Formen der Hufeisenwölbungen der indischen Tempelanlagen.

[2]) Für die Priorität des Ziegels in der kleinasiatischen Wölbung tritt Choisy ein (L'art de batir 155), wogegen Bell aus dem frühen Auftreten der Scheinwölbung (corbelled arch) den Stein als das ursprüngliche Material geltend macht. Der Widerspruch beider Behauptungen löst sich, sobald man nicht bloß zeitlich-historisch, sondern auch lokal denkt und die Scheinwölbung nicht als Vorstufe der wirklichen Wölbung gelten läßt. Die kleinasiatische Wölbung erscheint dann eben als eine in das heimische Material übersetzte Ziegelwölbung und der Ziegel bleibt dort beibehalten, wo die Natur ihn bietet.



Abb. 421. Kloster Sanahin, Erlöserkirche, Innenansicht: Blick auf die Nordostecke.

des Landes selbst vorhanden, so kam für Armenien die Anregung zur Dreischiffigkeit wohl vor allem aus den benachbarten und durch den Euphratlauf sowie durch die Tauruspässe mit ihm verbundenen nördlichen Syrien. Das Streben nach der durch den Versammlungsraum geforderten Weiträumigkeit gab bei dem Wachsen der christlichen Gemeinden wohl den Anlaß zu dieser Einführung. Doch kann von einer einfachen unveränderten Übertragung der syrischen Basilika nicht die Rede sein. Vielmehr wurde, wie schon erwähnt, durch das aus dem mesopotamischen Wölbungsbau entsprungene Streben nach Raumeinheit dem dreischiffigen Langhaus ein starker Widerstand entgegengesetzt. Nur ein Moment begünstigte seine Aufnahme: Bei der Isolierung des Einzelraumes, wie wir sie aus der nordmesopotanischen Entwicklung heraus verfolgen konnten (S. 374 ff.), war das Haupthindernis für die Vergrößerung des gewölbten Raumes der stärkere Seitenschub. Durch die Anwendung der Dreischiffigkeit konnte diesem mittels der verstrebenden Seitenschiffstonnen das Gleichgewicht gehalten werden. Schon aus diesem Grunde war es naheliegend, die Seitenschiffe möglichst schmal zu halten, um ihnen eine größere Widerstandsfähigkeit zu verleihen. Doch war dies allein für die Schmalheit der Seitenschiffe nicht ausschlaggebend. Denn wir sehen z. B. in Kleinasien trotz Anwendung der Wölbung eine Breite der Seitenschiffe vorherrschen, die der der hellenistischen holzgedeckten Basiliken entspricht. Dort war eben der Hellenismus viel stärker wirksam als in Armenien, wo die orientalische Tradition eine viel unmittelbarere Geltung hatte und an der Raumeinheit so weit als möglich festhielt[1]). Diese Tradition führte denn auch schon früh unter Aufgabe der raumtrennenden Arkaden zu jenen selbständigen und Armenien eigentümlichen Lösungen, wie wir sie in Thalisch (Typus Kuppelhalle, Abb. 14, 54) vorfinden, wo die Seitenschiffe durch große gegen den Hauptraum ganz geöffnete und auf diesen senkrecht stehende Tonnenräume ersetzt werden, die den Seitenschub aufnehmen[2]). Im Laufe der Zeit schrumpfen aber auch diese Tonnenräume in dem aus Langhaus und Kuppelbau entstandenen Mischtypus oft bis auf die Tiefe weniger Quadern zusammen (Sanahin, Abb. 421)[2]), gerade soweit, daß sie noch ihrem Dienst als Träger des Seitenschubes genügen, ohne aber als ein räumliches Teilglied im Gesamtraume zu fungieren.

Beleuchtung. So erscheinen die Seitenschiffe bei ihrer Schmalheit als ein Mittel für die durch die Erweiterung der Mitteltonne (des Gesamtraumes) nötige Verstrebung. Aus diesem Grunde mußte auch eines der Hauptcharakteristika der hellenistischen Basilika, der durch die Erhöhung des Mittelschiffes erzielte Lichtgaden aufgegeben werden (siehe dazu unten, Abschnitt Ereruk). Die Mittelsowie auch die Seitenschiffstonnen entspringen in der gleichen Höhe (Abb. 422) und nur infolge der weiteren Spannung erscheint das Mittelschiff höher, ohne aber die Möglichkeit für die Anbringung eines seitlichen Oberlichtes zu gewähren; darin wird u. a. die Abkommenschaft des dreischiffigen armenischen Langhauses von dem holzgedeckten Basilikalbau der Mittelmeerländer verschleiert. Auch sonst spielt die Beleuchtung in den längsgerichteten Tonnenbauten nur eine geringe Rolle. Fenster, die im Sinne der hellenistischen Basilika die Seitenwände des Baues durchbrechen, finden sich nur in Ereruk und Kassach in ausgeprägterer Form, Denkmälern, die auch sonst stärker den fremden Einfluß verraten (siehe Abschnitt Ereruk). Darin zeigt sich wieder die Stärke der meso-

[1]) In Kleinasien machte sich der durch die breiten Seitenschiffe gegebene Mangel an genügender Verstrebung vielfach durch den frühen Einsturz der Wölbung geltend. Man war gezwungen, durch die Anlage von senkrecht auf die Mittelwölbung stehenden ansteigenden Tonnen ein neues Mittel zu finden, um diesem Mangel abzuhelfen. Siehe Binbirkilisse I, IV, bei Strzygowski, »Kleinasien«, S. 10 u. 60/61.

[2]) Vgl. den Grundriß oben S. 67.



Abb. 422. Aschtarak, Dreischiffige Tonnenkirche: Oberer Teil der Westwand von innen.

potamischen Tradition. Denn die mesopotamische Wölbungsarchitektur, die den geschlossenen Innenraum als Versammlungsraum nicht kannte, war auf eine besondere künstliche Beleuchtung nicht angewiesen; zudem suchte man naturgemäß eine Durchbrechung der den Druck der Wölbung tragenden Mauern zu vermeiden, was bei der leichten Holzdecke der hellenistischen Basilika nicht nötig war[1]).

Pfeiler. Mit der Enge der Seitenschiffe geht auch die Form der Pfeiler Hand in Hand. Sie sind in der Richtung der Längsarkaden von oblongem Grundriß. Durch den Ansatz der die Gurten tragenden Lisenen an der Mittelschiffseite erhalten sie T-förmige Gestalt. Die Gurten der Seitenschiffstonnen ruhen entweder auf den in der Höhe des Tonnenansatzes angebrachten Konsolen oder sie stützen sich nur an der Wandseite an solche Pilasterlisenen, da durch deren beiderseitiges Vorspringen das ohnehin schon enge Seitenschiff noch mehr eingeengt worden wäre. In späterer Zeit allerdings, als die Seitenschiffe der Vereinheitlichung des Raumes entsprechend immer mehr an räumlicher Geltung verloren, stand der Anbringung der Pilaster an beiden Seiten nichts mehr im Wege. Man beachte z. B. die Schmalheit der Durchgänge in der Kathedrale von Ani (Abb. 21 u. 222). Schließlich blieb nur eine kleine Durchgangsöffnung als Rudiment der Dreischiffigkeit, z. B. Sanahin (Abb. 374).

Vorhalle, Fassade und Giebel. In ähnlicher Weise spricht das Fehlen des Narthex für den dem Hellenismus feindlichen orientalischen Konservativismus Armeniens. In der kleinasiatischen Basilika und zum Teile auch in der syrischen hat sich im Zusammenhang mit der Betonung der hellenistischen Längsrichtung die Ausbildung der Westfassade und deren Ausgestaltung durch die Vorlagerung des Narthex entwickelt. Diese fehlt mit Ausnahme von Ereruk (siehe unten) in Armenien im 1. Jahrtausend ganz, auch in den anderen Typen. Erst im späten Mittelalter (13. u. 14. Jahrhundert) gewinnt der Narthex in Armenien in einer ganz eigenen Form allgemeine Geltung und wird dann erst selbst älteren Bauten vorgelegt (siehe Gajane, Sanahin, u. a.). Schon in den einschiffigen Kirchen Armeniens und Nordmesopotamiens war der Narthex an der Westseite nicht gebräuchlich, war doch dort in Folge der nachwirkenden Breiträumigkeit die Südseite die Hauptwand, die bei der fortschreitenden Vereinheitlichung des einschiffigen Grundrisses nach Wegfall der verstrebenden Vorhalle freilag (siehe S. 375).

Die Breiträumigkeit wirkte aber auch bei den dreischiffigen Bauten nach. Auch hier ist es Syrien, das sich für die Dreischiffigkeit in Armenien als das Gebende erweist. Denn auch dort hatte sich das hellenistische Langhaus mit der durch das arabische Element eingeführten Breiträumigkeit auseinanderzusetzen und diese letztere blieb, wie gleich im Folgenden ausgeführt wird, in der Hervorhebung der Südwand immer wirksam. Damit wird auch in Armenien das Fehlen der westlichen Vorhalle gegenüber Kleinasien erklärlich. Zur Gestaltung einer architektonischen Hauptfassade im Sinne des Hellenismus ist es nicht gekommen. (Ausnahme Ereruk siehe unten.) Wohl aber behielt die Südseite ihre Bedeutung bei.

[1]) Die Einführung von Fenstern stieß trotz der durch das Christentum geforderten Entwicklung zum Raumbau in der ganzen armenischen Architektur aus den angeführten Gründen immer auf Widerstand. Die schmalen, schlitzartigen Fenster sind dafür bezeichnend. Nur in den Schildmauern konnte eine freiere Durchbrechung der Wand gewagt werden. Auch dafür bot der Typus Thalisch weitgehendere Möglichkeiten, da er sowohl an den Schmal- als auch an den Langseiten die Anbringung größerer Fenster gestattete. Kleinasien geht auch hierin wieder stärker mit dem hellenistischen Strome. Trotz der Bedeutung, die auch dort der Orientalismus durch die Einführung der Wölbung gewann, war die Scheu vor der Durchbrechung der Wand viel weniger wirksam; der Hellenismus hatte dort vom Küstengebiete aus immer neuen Zustrom.

Südseite. Die Südtüre — in Kleinasien nur selten — ist in Armenien immer vorhanden oft dekorativ besonders hervorgehoben. In Kassach steht das Tor in der ganz schmucklosen Westmauer zwei Toren an der Südseite (Abb. 173) gegenüber. Das westliche Südtor wird durch das Türsturzrelief (Hirsch am Brunnen) (Abb. 444) symbolisch als das Eingangstor für die Gläubigen bezeichnet. Der vortretende Rundgiebel ist zerstört. (Über die formale Behandlung des Reliefschmuckes wird unten noch zu sprechen sein.) Das östliche dagegen (Abb. 326) zeigt gleich dem Westtor einen mit einer symbolischen Darstellung versehenen Türbalken (Ankerkreuz mit gegenständigen Tieren zwischen Weinranken), ist aber gegenüber den anderen Toren noch durch ein Kreuz über dem Tympanon ausgezeichnet. Entsprechend verhält es sich in Ereruk: Der Türsturz der Westwand zeigt fast dieselbe reichere Dekoration wie das östliche Südportal, das westliche Südportal nur das Kreuz. Die Hervorhebung des östlichen Südtores wird sonst damit erklärt, daß hier der der Apsis zunächst gelegene Eingang war, der zugleich bei Klosterbauten die nächste Verbindung mit den gewöhnlich an der Südseite gelegenen Räumen des Klerus bot. Wie das Westtor als Eingang für das Volk, so war das östliche Südtor der Eingang für den Klerus. Das westliche Südtor trat damit vor den anderen zurück. Sonst wird, wie bereits erwähnt, die Verwendung der Südtüren auch als ein geeignetes Moment, günstige Lichtzufuhr zu schaffen, erklärt. Beides mag ja mitspielen, ist aber gerade nur in solchen Gebieten zu finden, in denen der Breitraum und damit die Südseite eine Rolle spielte.

Westseite. Das Westtor, das heißt das Tor an der dem Sanktuarium gegenüberliegenden Schmalseite betont den Langraumgedanken und ist ein typisch hellenistischer Zug. Wo das orientalische Element durchschlug, lagen die Türen an der Langseite; so im Tûr 'Abdin auf Grund der Breiträumigkeit des mesopotamischen Wölbungsbaues, (siehe das vorhergehende Kapitel). Auch in Syrien finden wir die oben ausgeführte Erscheinung typisch. Auch hier fehlt in vielen gerade der ältesten Bauten (Babiska 390 n. Chr., Ba'udeh 392, Ksêdjibeh, Ostkirche 414, Dâr Kitâ, Paulus- u. Moseskirche 418, Kâsr Iblîsu 431, Khirbit el Khatîb 473/4 etc.)[1]) das Westtor, der Eingang an der Schmalseite und der Narthex. Auch hier ist es die Breiträumigkeit, die in diesem Falle durch das arabische Element getragen mit dem hellenistischen Langhausgedanken in Widerstreit geriet und zur gleichen Erscheinung führte.[2]) In diesen Fällen war das westliche Südtor der Eingang für das Volk. Diese Bedeutung mußte es verlieren als die Längsrichtung und damit die Westtüre Geltung gewann. Das westliche Südtor verlor seine Bedeutung, in der geringeren Dekoration desselben bleibt dies ausgedrückt. Auch in den armenischen Langhausbauten hat das Westtor der geringen Kraft des Hellenismus entsprechend, nur untergeordnete Bedeutung erlangt. Es ist nicht uninteressant zu bemerken, daß der Erhaltungszustand vieler der ein- und dreischiffigen armenischen Längsbauten, die meist noch im Gebrauch stehen, die Westtüre in späterer Zeit vermauert oder verschlossen zeigt; meist auch das östliche Südtor, so daß nur das westliche Südportal den heutigen Zugang bildet. So in Diraklar, Kassach, Aschtarak und Tekor. Es ist als ob später der durch den Hellenismus zurückgedrängte Breitraumgedanke wieder Geltung erhalten hätte. In einzelnen Fällen erfordert die Lage der Kirche am Südende der Siedlung eine Zugänglichkeit durch Türen an der Nordwand. Dann übernimmt diese die Funktion der Südwand und wird entsprechend mit den hervorragendsten Schmuck ausgestattet. Als das beste Beispiel hierfür kann die Kirche von Tekor gelten, wobei aber die Südwand doch wenigstens einen ihrer konventionellen Eingänge bescheiden beibehält, Ähnliches gilt für Eghiward: ist hier auch die Südseite durch das monumentale Schriftband und die hervorragende Dekoration (Abb. 163) als Hauptwand gekennzeichnet, so sind doch an der Nordseite (das Dorf liegt heute südöstlich von der Kirche) den südlichen entsprechend symmetrische Eingänge angebracht. In Aschtarak (Abb. 167) ist die Südmauer erneuert, das Südtor vielleicht noch an alter Stelle.

Giebel (S. 417). Ein Motiv muß hier noch Erwähnung finden, das den Zusammenhang mit dem hellenistischen Langhausbau wohl am stärksten zum Ausdruck kommen läßt, der Giebel oder die Dachschräge, sei es in Form des Satteldaches oder des Pultdaches. Fast an allen Langhausbauten Armeniens, soweit dies ihre Erhaltung im Aufriß zuläßt, läßt er sich als äußerer Abschluß des Gewölbes nachweisen. Nur in Diraklar ist mit der ursprünglichen Tonne (siehe S. 139 f.) überhaupt jede

[1]) Siehe Butler, »Architecture and other arts«, Index.

[2]) Siehe Glück, »Der Breit- und Langhausbau« II, 2.

Spur der einstmaligen Eindeckung verschwunden. Doch läßt auch dort der flache heutige Giebel darauf schließen, daß man bei der Neueindeckung im vergangenen Jahrhundert sich an die alte Form anlehnte. An der Palastkirche von Ani ist das Satteldach noch zum größten Teile erhalten. (Abb. 149.) In Schirwandschuk läßt das Hinausgehen der Stirnmauer über den noch sichtbaren Ansatz des Wölbungsrundes an derselben (siehe Abb. 158) den Giebel sicher erscheinen. In Aschtarak sind die Giebelschrägen noch deutlich über dem Tonnenansatz an der westlichen Stirnmauer zu sehen (Abb. 168). Auch in Kassach (Abb. 169) spricht die Abschrägung der obersten erhaltenen Steinlage an der Südecke der Westfront über dem Konsolengesimse für das frühere Vorhandensein des Giebels. In Ereruk (Abb. 181) geht ebenso aus den erhaltenen Steinlagen die Abschrägung der Dächer hervor. In Tekor sind die Giebel noch erhalten (Abb. 24). Schließlich mag die Beibehaltung dieses Motivs auch in den späteren Mischtypen, in denen das Langhaus mit der Kuppel verbunden wird und die der Vorhalle der kleinen Kirche in Eghiward angehörenden Reste, die im Sinne syrischer Parallelen den Giebel auch über dem Bogen des Mittelinterkolumniums erscheinen lassen, die enge Verknüpfung des schrägen Daches mit dem Langhause bestätigen. (Vgl. übrigens unten S. 417 f.)

Bei der Frage nach der Übernahme dieses Motives müßte nicht mit einer direkten rein motivischen Nachahmung des Giebels der holzgedeckten Basiliken gerechnet werden. Schon die Rücksicht auf die Niederschläge mußte bei der Ausbreitung der Wölbung in das die mesopotamische Ebene umgebende Gebirgsland anregen, nach einem Mittel zu suchen, das diesen eine bessere Abflußmöglichkeit und Schutz vor dem Durchdringen der Feuchtigkeit gewährte. Die mesopotamische Wölbung bedurfte dessen bei der Trockenheit des Klimas nicht. Da aber in Armenien der Giebel in der volkstümlichen Bauweise nicht bekannt war, so lag wohl zum Teil eine Beeinflussung der hellenistischen Monumentalarchitektur nahe. Eine solche Beeinflussung ist schon in Nordmesopotamien nachzuweisen, wo das Nebeneinander von hellenistischer Holzdecke und orientalischer Wölbung am ehesten eine Verquickung des Giebels mit der Tonne veranlaßte. Daß dort tatsächlich der Hellenismus den Anlaß zur Einführung des Giebels gab, ist vor allem aus der Verwendung der antik profilierten Gesimse zu entnehmen, die ihn umrahmen. Eine weitere Bestätigung dafür scheint mir darin zu liegen, daß dort der Giebel nur an den gewölbten Langhäusern typische Geltung erhalten zu haben scheint, während der zentrale Kuppelbau, für den ja der Hellenismus keine vorbildliche typische Form geschaffen hatte, in der mesopotamischen Art das Kuppelrund auch äußerlich zur Geltung kommen ließ. Auch in Armenien erhielt sich die profilierte Giebelumrahmung und blieb immer ein typisches Merkmal bis in neuere Zeit. Hier wurde aber auch die Kuppel mit dem Spitzdach versehen. Diese für Armenien so charakteristische Form kann wohl durch die hellenistische Dachschräge angeregt worden sein, doch ist sicherlich damit zu rechnen, daß sie erst auf Grund des durch das Klima gegebenen Bedürfnisses stattfand (siehe S. 460).

Aus den bis jetzt behandelten Motiven wird klar, daß wir in dem armenischen dreischiffigen Langhaus eine direkte Übertragung weder der kleinasiatischen noch der syrischen Basilika sehen können, sondern daß in allen drei Gebieten die hellenistische Basilika durch die jeweiligen besonderen Voraussetzungen neue typische Gestaltung erfuhr. War auch in einzelnen Punkten zwischen je zweien dieser Gebiete eine Gemeinsamkeit zu konstatieren, so ist dies nicht aus einer gegenseitigen Übernahme zu erklären, sondern auf Grund gleichartiger Voraussetzungen die zu gleichartigen Erscheinungen führten. Es handelte sich dabei um Motive, die unter einem struktivem (z. B. Wölbung, Pfeiler) oder einem traditionellem Zwang (z. B. die aus dem Nachwirken der Breiträumigkeit hervorgehenden Motive wie Betonung der Südseite, Fehlen des Narthex) standen. Anders ist es bei solchen Motiven, die eine individuelle Behandlung zulassen, die also nicht an irgend welche natürliche oder traditionelle Voraussetzungen des Landes gebunden sind. Solche Motive sind vor allem alle dekorativen oder solche, die struktiv keine bestimmte Form verlangen wie vor allem die Apsis. In ihnen prägen sich am ehesten fremde Züge aus; sie bieten die Möglichkeit einer Übertragung und an ihnen sind deshalb am leichtesten Beziehungen zu fremden Lokalen festzustellen.

D i e A p s i s (S. 227). Unter den vier von unserer Expedition aufgenommenen Hauptbeispielen des Langhausbaues finden sich vier verschiedene Apsisformen. Nach ihrer Stellung im gesamten Baukörper können wir sie in zwei Gruppen teilen: 1. die aus der Ostwand nicht hervortretenden, 2. die vorspringenden Apsiden. Zu den ersteren gehören die von Aschtarak und Ereruk. Sie sind immer von zwei Seitenkammern begleitet, die den geradlinigen Abschluß der Ostwand ermöglichen. In

Aschtarak (Abb. 167) ist das innere Rund der Apsis hufeisenförmig, die Seitenkammern, der Schmalheit der Seitenschiffe und der Tiefe der Apsis entsprechend in der Hauptachse der Kirche längsgestreckt. In Ereruk (Abb. 177) bildet der innere Chorabschluß einen kurzgestelzten Halbkreis, die Seitenkammern treten seitlich über die Flucht der Nord- und Südmauer hinaus und erhalten dadurch Breitform gegenüber der Kirchenachse. Die vortretenden Apsiden in Kassach und Eghiward (Abb. 172 u. 164) sind außen polygonal ummantelt, innen rundbogig gestelzt, wobei in Eghiward das Sanktuarium durch einen vorgelegten oblongen Raum (etwas breiter als die Apsisöffnung) erweitert ist, so daß an den Enden der Seitenschiffe Platz für kleine Seitenapsiden bleibt. In Kassach (Abb. 169 u. 172) ist an der Nordostecke der Kirche in unregelmäßigem Viereck eine Kammer angebaut, die aus dem Bauganzen herausfällt, ähnlich wie in Diraklar.

Schon die Besprechung der einschiffigen Bauten hat gezeigt, daß das Sanktuarium in Gestalt der Apsis, d. h. eines gegen das Schiff zu offenen nischenförmigen Raumes gegenüber dem geschlossenen Adyton ein durch den Hellenismus vermitteltes Motiv ist, das zu dem traditionellen mesopotamischen Baukörper als ein neues Element hinzutrat und erst allmählich an ihn angepaßt wurde. Auch bei der Basilika tritt überall dort, wo der orientalische Hang nach geschlossener Komplexbildung oder nach Geschlossenheit des Einzelbaues eine Rolle spielt, das Streben auf, die Apsis in den Baukörper einzubeziehen, ohne daß sie ihn durch ihr Vorspringen durchbricht. In Armenien ist dieses Streben deutlich zu erkennen. Wie im einschiffigen Bau, so haben wir auch im Basilikalbau Beispiele für den Zustand, in dem der Baukörper noch nicht einheitlich geschlossen ist. So ist in Kassach das Vorspringen der Apsis und der Anbau der Kammer dafür bezeichnend; in Eghiward ist das Heraustreten der Apsis noch beibehalten, die Ausgestaltung der beiden Seitenkammern aber durch das Anbringen von apsidalen Nischen und durch ihr regelmäßiges Einbeziehen in das Bauganze schon wesentlich fortgeschritten. Aber schon in der ältesten Zeit macht sich das Streben nach geradlinigen Abschluß der Ostseite bemerkbar. Man beachte wie in Tekor (Abb. 386) die Apsis nur wenig in ganz stumpfen Polygonalwinkeln aus der Ostmauer vortritt. Hier sind die Seitenkammern schon eingeführt. Im Basilikalbau bleibt dann der gerade Ostabschluß mit den beiden Seitenkammern typisch auch dann, wenn die Kuppel hinzutritt (Odzun u. a.). Auch bei jenem Typus, bei dem nicht nur die östliche sondern auch die anderen Seiten mit vorspringenden Apsiden ausgestattet sind (Artik, Thalisch), tritt die Vereinheitlichung des Grundrisses durch Einbeziehen der Apsiden innerhalb des Vierecks schon in dem Typus Hripsime-Mzchet ein. Überall sehen wir also den Hang nach einem geschlossenen Baukristall und möglichster Konzentrierung des Grundrisses. Es ist dies das Wirken der altorientalischen Tradition, die den kubischen oder oblong rechteckigen Grundriß als Element verwendet und die Exedra nicht kennt, so daß eine auflösende Gliederung nicht durchdringt. Auch darin erscheinen die frühesten Monumente des armenischen Kirchenbaues als eine Episode, die auf Grund des mit dem Christentum eindringenden Hellenismus eine vorübergehende Unterbrechung in der heimischen Tradition erzeugt, die aber bald wieder ihren gewohnten Lauf nimmt.

Dies bestätigt sich, wenn wir einen Blick auf die Apsisbildung in Kleinasien und Syrien werfen. Warum bleibt das Innere Kleinasiens bei der einfachen vorspringenden Apsis, während in Syrien die Apsis zwischen den Nebenräumen mit geradem Abschluß herrschend wird? Schon an der Breite der Seitenschiffe in Kleinasien ist zu sehen, daß hier das Streben nach Vereinheitlichung des Raumes nicht die Rolle spielt wie in Armenien; in Kleinasien ist der Hellenismus immer von viel größerer Kraft gewesen als dort, wo sich schon in der frühesten Zeit ein nationales Christentum ausbildete. Hier tritt auch nicht, wie in Syrien, das Bedürfnis nach Diakonikon und Prothesis, d. h. nach geradem Chorabschluß auf. Wohl aber finden wir die beiden Kammern in Kleinasien gerade in den Syrien benachbarten Gebieten, wo auch in anderen Motiven (Strzygowski, »Kleinasien«, S. 162 ff.) der syrische Einfluß nachzuweisen ist. So vor allem im Kilikien. Aber auch da ist es für die geographische Zwischenstellung bezeichnend (z. B. im Falle Budrum, siehe Bell, Revue arch., 1906, p. 4), daß trotz der Einführung der beiden Seitenkammern der Chor ganz leicht polygonal vorspringt, jenes Übergangsstadium, wie es auch in Tekor auftritt.

In Syrien liegen die Verhältnisse anders. In den frühesten Basiliken, in denen die antik-hellenistischen Formen noch in fast voller Reinheit erscheinen (Binin, Djeradeh, in der alten Basilika von Ruweha etc.)[1]), ist dort deutlich, daß die Seitenkammern erst in späterer Zeit zugebaut sind,

[1]) Butler, »Architecture and other arts«, siehe Index und Glück, l. c II, 5.

oder zum mindesten tritt in der wenig einheitlichen und versuchsartigen Anordnung derselben zutage, daß man an diesen Abschluß nicht gewohnt war. Im 5. Jahrhundert ist dann die innen runde Apsis mit Seitenkammern allgemein und dem Grundriß so angepaßt, daß der Baukörper allseitig gerade abgeschlossen erscheint. Im 6. Jahrhundert wird sogar das innere Apsisrund aufgegeben und die Apsis viereckig gestaltet. Dort wirkte gegen den Hellenismus das Arabische, das mit seinem eigenartigen Steinbau, wie er in den nordsyrischen Profanbauten und speziell im Hauran Bedeutung erlangte, immer stärker gegen den absterbenden Hellenismus zur Geltung kam. Auch diese dem Hellenismus fremde Bauart mußte wie die mesopotamische aus ihren Konstruktionsbedingungen heraus mit geschlossenen Komplexen oder Baukristallen rechnen, das vorspringende Rund der Apsis widersprach ihrem Geiste. Nur in den nördlichsten Gebieten Syriens, wo der Hellenismus seine Kraft bewahrte, feierte die Auflösung der Baumasse ihre Triumphe. Die Apsidenbildung in Kalat-Sima'an, Kalb-Luzeh, Basufan etc. geben Zeugnis dafür.

Soweit also die Apsis nach ihrem Verhältnis zum ganzen Baukörper betrachtet wird, ist sie von den jeweiligen Voraussetzungen abhängig. Weniger gilt dies von ihrer formalen Ausgestaltung. Wir sehen im Innern im Grund- und Aufriß sowohl den Hufeisenbogen wie das einfache Rund verwendet. Dürfen wir in ersterem ein mit Kleinasien zusammengehendes Moment sehen (Strzygowski, »Kleinasien«), so ist das einfache Rund die für Syrien typische Form bis zum 6. Jahrhundert. Eine Gesetzmäßigkeit für die Übernahme des einen oder andern wird sich kaum ausfindig machen lassen. Nur betreffs des äußeren Abschlusses ist es naheliegend, daß bei den vorspringenden Apsiden nicht das Rund sondern das kleinasiatische Polygon zur Anwendung gelangt, da ja Syrien die vorspringende Rundapsis schon frühzeitig zwischen die Kammern legte und gerade abschloß, in Kleinasien dagegen die vorspringende Apsis bis auf wenige Beispiele der hellenistischen Basilika immer polygon ummantelt erscheint.

c) Die gewölbte Basilika von Ereruk (S. 153 f.).

Unter den bekannten armenischen dreischiffigen Bauten steht die Kirche von Ereruk in mancher Beziehung einzig da. Fügt sie sich auch in den bis jetzt besprochenen Elementen in den allgemeinen Zug der Entwicklung, so gewinnt sie durch ihre hervorragende baukünstlerische Ausgestaltung einen Vorzug, der leicht verführen könnte, die an diesem Baue auftretenden Einzelheiten als typisch armenische Züge anzusehen. Ist man doch in der heutigen Kunstwissenschaft geneigt, gerade hervorragende Einzeldenkmäler als pars pro toto zu behandeln, ohne zu bedenken, daß gerade in Monumentalwerken der Geist einer engeren Kunst*schichte* meist am wenigsten zum Ausdruck kommt, vielmehr die Individualität des Auftraggebers, des Künstlers, äußerliche Machtbefugnisse etc. gerade in solchen Fällen die meiste Freiheit gegenüber dem Bodengewachsenen und Heimischgewordenen gestatten. Es gibt wohl Fälle und Zeiten, in denen die Einzelpersönlichkeit zum Ausgange eines Stromes werden kann, sofern allerdings der Boden der Gesamtheit dafür vorbereitet und geeignet ist. Es werden aber gerade da die Probleme am tiefsten und interessantesten, wo es sich darum handelt, wieweit die Individualität für die Masse fruchtbar werden kann, warum die Masse gerade dies aufnimmt und jenes totgeboren bleibt.

Habe ich mich bisher im Rahmen des dreischiffigen Längsbaues bemüht, das herauszuheben, was einen gemeinsamen Zug für den armenischen Boden ausmacht, so sei jetzt versucht, vereinzelte Motive, die als fremde, individuelle Eindringlinge in Armenien spontan auftreten oder nur beschränkte Geltung erlangt haben, auf ihre Herkunft, Aufnahme und Lebensfähigkeit auf armenischem Boden zu untersuchen.

Turmvorhalle. Es wurde bereits erwähnt, daß der Gebrauch der Vorhalle in Armenien im 1. Jahrtausend keine Geltung erlangt hat, und daß die Westwand der Kirchen keine besondere fassadenartige Ausgestaltung erfuhr. Der einzige Fall Ereruk bildet im Basilikalbau eine Ausnahme. Die Westfassade (Abb. 177 u. 181) ist von zwei mächtigen Turmbauten flankiert, die um ihre ganze Breite über die Fluchtlinien der Längsmauern der Kirche heraustreten und etwa um ihre halbe Tiefe vor die Westwand geschoben sind. Dadurch entsteht vor der Westwand ein Raum, der als gewölbte Vorhalle gestaltet war. Ist diese auch heute verschwunden, so geben die an den inneren Ecken der Pylonen vortretenden Mauervorsprünge und der Tonnenansatz an der Westmauer noch Zeugnis für ihr ehemaliges Vorhandensein. Die eigentliche Westwand wird in der Mitte von einem Portale

durchbrochen, das gleich den Südtoren von einem ornamentierten, geraden Türsturz überdeckt ist. Über diesem Tor befinden sich zu beiden Seiten in der Höhe eines Stockwerks zwei rundbogige profilierte Fenster, schließlich ungefähr in der Höhe der ehemaligen Tonne ein durch Pfeiler mit angelegten Halbsäulen dreigeteiltes Fenster. Dieser sonst ungeschmückten Wandfläche ist nun im untern Stockwerke eine zweite Mauerschichte vorgelegt, die beiderseits vom Tore in zwei breite, rundbogige und unprofilierte Blendarkaden aufgelöst ist. Die mittlere, dem Tor vorgeblendete Arkade ist reicher gestaltet: zwei Halbsäulen, die an je einen in die dahinterliegende Wand eingreifenden Pfeilerkern angemeißelt sind, tragen durch kämpferartige Blattkapitelle vermittelt einen leicht hufeisenförmig gekrümmten Bogen. Zu dessen Seiten erscheinen konsolenartige Gesimsstücke von verschiedener Profilierung, die zugleich den Ansatz für den oberen Konchenabschluß zweier den Torbau flankierender Schlitznischen bilden. Die ganze Blendmauer schließt etwas oberhalb der Fensterbänke des oberen Stockwerkes mit dem Wölbungsansatz ab, der sich über die Breite der ganzen Fassade ausdehnt, so daß die Tonne quer vor der eigentlichen Westmauer zu liegen kam. An diesem Wölbungsansatze entspringen im zweiten Stockwerke zwei Blendpilaster mit verschiedenen Kapitellen im Abstande der unteren Türvorblendung. Ein Gebälkabschluß über ihnen fehlt. Von dem vorderen Teil dieser Vorhalle ist nichts mehr erhalten. Entsprechend der inneren Wandgliederung und den Ansätzen an den flankierenden Türmen wird sie offen in drei Arkaden aufgelöst zu denken sein. In dem ganzen Aufbau erscheint nun ein Widerspruch insofern, als die Fenster im zweiten Geschoß keinen Sinn haben, da sie ja ungefähr zu drei Vierteln ihrer Höhe von der Tonne der Vorhalle verdeckt gewesen sein müssen, wie ja noch an der Abnützung der Mauerfläche zu ersehen ist. Man könnte demnach geneigt sein, diesen ganzen Vorbau für eine spätere Hinzufügung zu halten, zumal die besprochene Blendmauer in die hintere und in die seitlichen Wände nicht eingebunden ist. Dafür würde auch sprechen, daß bei Wegfall der Vorhalle Tür und Fenster der Westwand in einer Gliederung erscheinen, die auch sonst an größeren Bauten Armeniens auftritt, z. B. Thalin (Abb. 199). Gleichwohl ist mit einem späteren Anbau der Vorhalle nicht zu rechnen. Die Fronttürme, die bei ihrer soliden Einbindung in die Mauern des Kirchenraumes und bei ihrer Aufteilung auf die Stufenterasse sicherlich zur ursprünglichen Konzeption des Baues gehörten, weisen durch ihr Vorspringen und durch die Arkadenansätze auf das gleichzeitige Vorhandensein der Vorhalle. Zudem sind die Blendsäulen des Westtores mit ihrem Kern in die hintere Wand eingefügt und die Dekorationsformen dieses Vorbaues entsprechen ganz denen an der Südseite, die ebenfalls eingebunden und ursprünglicher Bestand sind. Nur verlieren am Westtore die erwähnten »Konsolen« durch den Wegfall des Giebels ihre eigentliche Bedeutung als Teile eines gesprengten Giebels. Diese Skrupellosigkeit sowie die ungeschickte und einseitige Lösung der Hervorhebung des Hauptportals durch jene Schlitznischen, schließlich auch der Umstand, daß die beiden Pilaster des zweiten Geschosses wie die Fenster zum großen Teil unter der Tonne verschwinden mußten, zeigt auffallend die Ungewohntheit der Ausgestaltung und Anbringung einer solchen struktiv gedachten Fassade bzw. Vorhalle. Es ist, wie wenn ein fertig ausgebildetes fremdes Element hier übernommen und der tastende Versuch gemacht worden wäre, es hier in seiner vollen Wirkung anzuwenden. Dies wird noch weiters bestätigt.

Es wurde schon darauf verwiesen, wie die Auflösung der Wand durch Fenster in Armenien starken Widerstand fand und nie die Geltung erlangte wie in den hellenistischen Gebieten. Hier in Ereruk sehen wir den Gebrauch der Fenster in stärkerem Maße auftreten als sonst in Armenien. (Siehe unten.) Durch die Bandprofile, die die Fenster der West- und Südseite umrahmen und durch ihre in dieser Zeit ungewöhnliche Größe werden sie im Bauganzen eigens betont. Nun ist es aber merkwürdig, daß nicht nur die beiden Westfenster durch die Tonne zum großen Teil verdeckt werden, sondern daß auch die der Südseite heute noch bis über ihre halbe Höhe zugemauert sind, ohne daß hier ein besonderer Grund vorzuliegen scheint. Diese Vermauerung war sicherlich ursprünglich, wie aus der soliden in der Art des ganzen Baues gehaltenen Steinfügung anzunehmen ist. Weiters erscheint dies bestätigt durch eine bei Alischan 1881 publizierte Zeichnung[1]), in der die Fenster bis auf eine kreisrunde, dem Radius des oberen Fensterbogens angepaßte Öffnung, regelmäßig ausgemauert erscheinen. Ob man nun diese großen Fenster für überflüssig fand, da der Lichtgaden des Mittelschiffs für die Beleuchtung als genügend empfunden wurde, oder ob diese Vermauerung wegen des Wetterschutzes unternommen wurde, auf jeden Fall zeigt sich

[1]) »Schirak«, S. 170.

die Gleichgültigkeit, die man dem ungewohnten Element entgegenbrachte. Wenn wir nun zu der Ungewohntheit mit diesen Elementen zu wirtschaften die Außergewöhnlichkeit ihres Auftretens in Armenien halten, so werden wir umsomehr zu einer Erklärung dieser Erscheinung gedrängt. Die Vorhalle speziell in Verbindung mit der Turmfassade ist außer dem Falle Ereruk im ganzen ersten Jahrtausend in Armenien unbekannt. Die Form der Vorhalle, wie sie dort seit dem elften Jahrhundert auftritt, hat mit der von Ereruk nichts zu tun. Wohl aber kennen wir den Narthex mit Turmfassade als typisch für Kleinasien und Nordsyrien (Strzygowski, »Kleinasien», S. 55 f. 213 f.). Dabei ist es auffallend, daß dieses Element ein Charakteristikum der »orientalischen« Basilika ist, während die hellenistische (an den Küsten) das Atrium verwendet. Der Gedanke, daß dort ein Fortwirken heimischer Tradition vorliegen mag, wird durch Puchsteins Zusammenstellung der Turmvorhalle mit dem hettitischen Chilani (»Die Säule in der assyrischen Architektur», Jb. d. k. d. arch. Inst. 1892, S. 8 f.) nahegelegt. Fehlen auch heute noch die Zwischenglieder[1]), so wird dies doch schon durch die Übereinstimmung des hettitischen Lokals mit dem des Vorkommens der christlichen Turmfassade nämlich des östlichen Kleinasiens und des nördlichen Syriens wahrscheinlich gemacht. Für diese Übereinstimmung haben wir ja heute die Beweise durch die Ausgrabungen in Boghazköi-Chatti und Sendschirli-Samal. Wie verhält es sich aber mit Armenien? Ob die Hettiter in Armenien gehaust haben, ja ob Armenien die Ausgangsstelle der Hettiter war, darüber kann die Forschung noch nicht als abgeschlossen gelten.[2]) Doch tritt die Bedeutung des östlichen Kleinasien als hettitische Zentrale immer mehr in den Vordergrund (l. c. S. 12) und in Verbindung damit das kleinasiatisch-armenische Zwischenland zwischen Euphrat und Halys, also nur der westlichste Teil Armeniens. (Landsheere, De la race et de la langue des Hettites, 1891, p. 89 ff.) Da die Ausbreitung der Hettiter, soweit sie heute zu verfolgen ist, sich längs der Randgebirge des mesopotamischen Tieflandes erstreckt und der Taurus sie zwang, sich mehr dem Süden zuzuwenden, so kommt das eigentliche armenische Hochland für eine intensivere hettitische Kultur kaum in Betracht. Hier werden wir also auch jene Tradition, die sich im Gebrauche der Turmfassade ausdrückt, nicht zu erwarten haben.

Fenster und Lichtgaden (S. 325). Ähnliches gilt für den Gebrauch der Fenster, wie sie Ereruk gegenüber den gewöhnlichen schlitzartigen, die Wandmasse keineswegs auflösenden Lichtöffnungen verwendet. Auch darin stimmen Nordsyrien und Kleinasien überein. Bei den kleinasiatischen Kirchen muß allerdings bemerkt werden, daß dort die Zahl, Breite, und Höhe der Fenster viel beschränkter ist als in den syrischen, was aber leicht aus der Anwendung der Wölbung, die mit einer größeren Festigkeit der Mauern rechnen muß, zu erklären ist. Sollten nun auch bei diesem Motiv hettitische Voraussetzungen mitspielen? Es ist ja sicher, daß mit der Ausgestaltung der christlichen Kirche als Innen- und Versammlungsraum das Bedürfnis nach Beleuchtung sich von selbst einstellen mußte. Wie kommt es aber zu jener weitgehenden Auflösung der Wand durch Fenster, wie wir sie schon vor dem Christentum (Apamea, dann später in Hass (Butler, l. c. S. 55 f. und 220) finden, und warum tritt sie gerade wieder in Nordsyrien und Kleinasien und meistens gerade in den Kirchen, die die Turmfassade verwenden, auf (il Barah, Ruweha, Turmanin, Bankusa, il Anderin Kathedrale, Binbirkilisse etc.)? Der mesopotamisch-arabische Orientalismus kann dafür nicht in Betracht gezogen werden. Der Hellenismus kannte diese Auflösung ursprünglich auch nicht. Nur in Iran (Persepolis) kennen wir Entsprechendes ebenfalls in Verbindung mit Innenraumgestaltung. Sowohl in Persepolis, wie in Apamea und in den syrischen Kirchen ist als Eigentümlichkeit hervorzuheben, daß die Lichte der Öffnungen der zwischen den Fenstern liegenden Wandmasse kaum nachsteht, und daß die Fensterbank sich nur wenig über dem Boden erhebt. Letzteres und die große Zahl von Fenstern bemerkt auch Reber l. c. p. 44 als besondere Eigentümlichkeit der Palastanlage von Boghazköi-Chatti. Es muß allerdings heute noch dahingestellt bleiben, wieweit hier von Beziehungen oder von dem Fortleben einer alten Tradition gesprochen werden kann. Immerhin geht aus der Problemstellung solcher Erscheinungen hervor, daß wir uns doch gewöhnen müssen, zwischen dem orientalischen Altertum und den bekannteren Perioden unserer Zeitrechnung nicht mehr eine unüberbrückbare Kluft, ein vollständiges Abbrechen der Überlieferung zu sehen, wenn auch der Hellenismus eine starke Cäsur bedeutet.

[1]) Wenn nicht in den kleinasiatischen Höhlenanlagen solche zu sehen sind. Siehe Rott, a. a. O.

[2]) Näheres darüber siehe F. v. Reber »Die Stellung der Hettiter in der Kunstgeschichte« in den Sitzungsberichten d. kgl. bayr. Akademie d. Wissensch. phil.-phil. u. hist. Kl. 1910, 13. Abh., S. 7 ff.

Wie die Turmfassade, so ist auch der Lichtgaden eine in Ereruk vereinzelt auftretende Erscheinung. Sein Vorhandensein ist dort noch durch den Ansatz in der hochgeführten Giebelmauer zu konstatieren (Abb. 23). Auch er ist für die syrische Holzdachbasilika typisch und erscheint hier vereinzelt auf den dreischiffigen Tonnenbau übertragen. Auch dies läßt darauf schließen, daß wir es in Ereruk mit einem Baue zu tun haben, der möglichst früh anzusetzen ist, in eine Zeit, wo die Anpassung der hellenistischen Basilika an die Wölbung noch nicht ausgereift war. Denn die von der Holzdachbasilika her gebräuchliche Überhöhung des Mittelschiffes durch den Lichtgaden ergab den Mangel an Verstrebung, dem auch sicherlich der Einsturz der Kirche zu danken ist[1]).

Wenn wir die besprochenen Elemente als syrisch-kleinasiatisch ansprechen müssen, sie in Armenien aber nur in einem Ausnahmsfalle vorfinden, so liegt es nahe, hier mit einem Falle von einer vereinzelten, in die Entwicklung nicht eingreifenden Kunstübertragung zu rechnen, die durch irgend einen äußerlichen etwa politischen Willensakt zustandegekommen ist, ohne daß diese Elemente auf armenischem Boden Wurzel fassen konnten, weil die Voraussetzungen dazu fehlten. Für die Erklärung dieses Falles gibt uns die armenische Religionsgeschichte und der Bau selbst durch das Vorhandensein einer griechischen Inschrift einen Leitfaden. Die Kirche muß in einer Zeit entstanden sein, in der das kleinasiatisch-nordsyrische Element eine Rolle spielte und das Griechische neben den national-armenischen Bestrebungen noch ein maßgebender Faktor war. Dies ist vor allem die erste Hälfte des 5. Jahrhunderts, die Zeit, wo nach den arsakidischen Scheinkönigen Byzanz seine politische Macht am stärksten in Armenien geltend machte und durch die politische und ökonomische Aufteilung des Landes dieses mit Kleinasien in engere Verbindung tritt. Es ist aber auch die Zeit, wo unter dem hl. Mesrop und dem Katholikos Sahak und deren Schülern die Gebiete südlich des Taurus die Hauptstätten ihrer wissenschaftlichen, literarischen und kirchlichen Bestrebungen waren (siehe Dr. Aršak Ter-Mikelian, »Die armenische Kirche in ihren Beziehungen zur byzantinischen«, Leipzig 1892, S. 33 f.).

Für diese Zeit sprechen nun auch die Detailformen, die unten S. 412 einer genaueren Betrachtung unterzogen werden. Hier nur soviel: Die Giebelformen der Türvorbauten mit Zahnschnitt und antikem Kyma sprechen für die Nähe der Zeit, wo die antiken Formen noch in ziemlicher Reinheit vorhanden waren, also das 5. Jahrhundert. Deutlich ist aber an den Kapitellen, den Türstürzen und den Profilen der Fenster und Hufeisenbogen jene durch die fortschreitende Durchführung des Flachprinzips eintretende Orientalisierung zu bemerken, die speziell in theodosianischer Zeit das plastische Prinzip immer mehr verdrängt. Auf die Umwandlung und das Verhältnis dieser Formen zu denen des nordsyrischen Kreises wird Seite 409 f. eingegangen.

Umgang (S. 153). Ein weiteres in Ereruk allerdings nicht allein vorkommendes Motiv, das für obige Datierung spricht, ist das seitliche Ausladen der Apsiskammern und in Verbindung damit der die Kirche umgebende Umgang. Außer in Ereruk treffen wir beides in Tekor und noch im 8. Jahr-

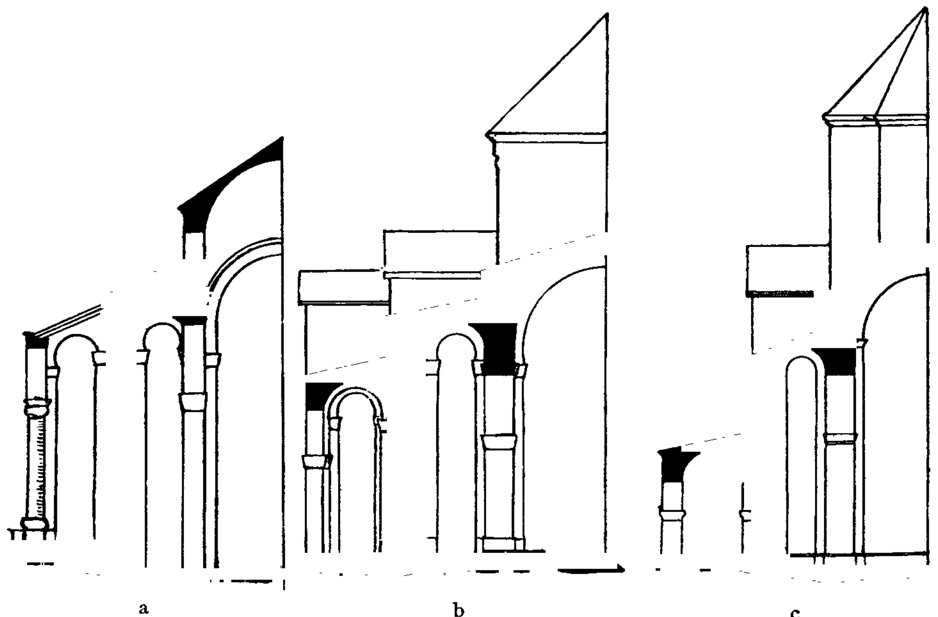


Abb. 423—425. Ableitung des Seitenschubs durch den Umgang.
a Ereruk, b Tekor, c Odzun.

[1]) Dieselbe Erscheinung findet sich auch im zentralen Kleinasien an jenen Kirchen, wo man trotz der Wölbung die Überhöhung des Mittelschiffes beibehalten hatte, z. B. Binbirkilisse I (Strzygowski, a. a. O.). Dort zeigt die später eingezogene zweite Wölbung, daß der Einsturz schon früh stattgefunden haben muß. Auch dort werden wir diese Kirchen schon aus diesem Grunde zu den frühesten rechnen müssen, denn auch dort scheint der Lichtgaden mit der fortschreitenden Anpassung an die Wölbungsarchitektur aufgegeben worden zu sein.

hundert in Odzun[1]). Wenn der Umgang demnach in den bekannten Denkmälern Armeniens auch nur in wenigen Fällen auftritt, so ist doch infolge seiner Verwendung noch im 8. Jahrhundert vorauszusetzen, daß er eine gewisse Bodenständigkeit erlangt hat, wenigstens mehr als die Turmfassade. Wir werden aber auch darin bei näherer Betrachtung kaum ein einheimisches Motiv sehen können. Zunächst ist festzustellen, daß er nur in reinen oder von diesen abgeleiteten Basilikalbauten vorkommt. Dies gibt uns wieder einen Fingerzeig nach dem syrischen Nachbarlande. In Nordsyrien waren Säulen- oder Pfeilerportiken in den Profanbauten allgemein gebräuchlich[2]). Auch im Sakralbau hat dieser Brauch Anwendung gefunden sowohl an der West- als auch an den Seitenfassaden, z. B. Kefr Finsheh (an der West-, Süd- und Nordseite), Serdjilla (Süd- und Nordseite, an der türlosen Westseite Terrainabsturz) u. a. m.[3]). Schon das Alter von Serdjilla (4. Jahrhundert), bei dem wie in Ereruk die Säulenhallen an die seitlich ausladenden Apsiskammern anstoßen, weist auf die Priorität Syriens und, wie wir an der Art der Benützung des Motivs gleich sehen werden, auf die zeitliche Nähe der Kirche von Ereruk. Auch im Aufriß gehen diese Denkmäler, was den Umgang anlangt, zusammen. Die in Armenien in späterer Zeit nicht mehr angewandte Säule als struktives freistehendes Glied, die in Ereruk durch die noch vorhandenen Reste (siehe Abb. 182 und S. 157) für den Umgang gesichert ist, kann für diesen Bau nur eine weitere Bestätigung für eine frühe Datierung und für die Abhängigkeit dieses Motivs vom nordsyrisch-hellenistischen Kunstkreise abgeben. Im Zusammenhang damit ist Folgendes zu beachten. In Syrien sind diese Umgänge flachgedeckt, in den Profanbauten meist durch Steinbalken, in den Kirchen durch hölzerne Pultdächer. Die Wölbung, die ja dort im Basilikalbau überhaupt nicht gebräuchlich ist, wäre auch bei der Verwendung der Säule nicht möglich, da die Säulenarkaden dem Seitenschub der Tonne nicht standhalten könnten. Dasselbe ist für Ereruk vorauszusetzen (Abb. 423). Die Eindeckung des Umgangs ist zwar nicht mehr erhalten, doch muß aus mehrfachen Gründen Holzeindeckung angenommen werden. Es würden zwar die Pilaster an der Süd- und Nordwand auf den ersten Blick die Annahme einer Gurttonne nahelegen, doch sitzen deren Kapitelle (siehe Abb. 182) viel zu tief gegenüber dem heutigen Mauerabschluß, der nach dem Umgang hin keinen Wölbungsansatz zeigt, vielmehr außen durch ein Zahnschnittband verziert ist. Dieses hätte von den Gurten zum Teile verdeckt werden müssen, wovon keine Spur vorhanden ist. Die Pilaster sind vielmehr als nichts anderes als die gewöhnliche Wandgliederung zu nehmen, wie sie in Kassach, Eghiward, Garni etc. auftritt. Der heutige Mauerabschluß konnte aber nicht der ursprüngliche sein, sondern ist um einige Steinlagen erhöht zu denken, um ein Auflager für die den Seitenschiffen entsprechende Dachschräge zu bieten (siehe Abb. 183). Tatsächlich sind in der bei Alischan, »Schirak«, Seite 170, im Jahre 1881 publizierten Zeichnung über dem Zahnschnitt vier Steinlagen verzeichnet, während heute nur mehr eine und an der Nordostecke (siehe Abb. 178, Inneres gegen Osten) der Rest einer zweiten vorhanden ist. Diese Höhe würde ganz gut der anzunehmenden Dachschräge des Umgangs entsprechen, dessen Arkaden in der Höhe der Wandpilaster abgeschlossen haben müssen. Von diesen Pilastern zu den Arkaden gespannte Gurten und umsomehr die über ihnen lagernde Tonne hätten fast die Höhe der Seitenschiffstonnen erreicht, so daß wir entweder über den beiden Tonnen eine äußerst unwahrscheinliche flache Abdeckung annehmen müßten, oder höchstens über der Tonne des Umgangs ein Satteldach, das auch nicht gerade zweckmäßig gewesen wäre, da durch die beiderseitigen Turmbauten schwerlich eine Abflußmöglichkeit für Niederschläge gewesen wäre. Schließlich würden bei der Wölbungsspannung von über drei Metern die nur 67 cm breiten aber 7 m hohen Arkaden des Umgangs dem Seitenschub unmöglich standgehalten haben. Wie in Syrien so war also auch hier der Umgang zunächst nur ein dekoratives hier vereinzelt übernommenes Element, ohne struktive Bedeutung für den Gesamtbau und war sicherlich mit einem hölzernen Pultdach gedeckt (siehe meine Rekonstruktion, Abb. 183).

Wie kommt es nun, daß dieses Element, das wie die anderen fremden Elemente dieses Baues wohl durch den aus der religionspolitischen Strömung hervorgegangenen Willen nach Repräsentation des Fremden eingeführt wurde, daß der Umgang in Armenien weitere Geltung behält, während z. B. die Turmfassade keine Nachahmung findet? Wenn wir die Umgänge der anderen Bauten näher in Betracht ziehen, so findet sich leicht die Erklärung. Der Kirche von Ereruk sehr nahestehend

[1]) Über die Anwendung des Umgangs in Georgien siehe unten. In Kassach nur spärliche Reste.

[2]) Siehe unzählige Beispiele bei Butler l. c., Vogüé etc.

[3]) Butler l. c., siehe Index.


Abb. 426. Tekor, Kirche: Nordwestecke.

ist die von Tekor. Auch sie hat die länglichen seitlich ausladenden Apsidenkammern, an die sich der um die Süd-, West- und Nordseite einheitlich herumgeführte Umgang anlehnt. Nun ist allerdings zu bemerken, daß Thoramanian, der die spätere Umwandlung der ursprünglichen Basilika zur Kuppelkirche nachwies, annimmt, daß der Apsistrakt und der Umgang spätere Hinzufügungen aus der Zeit des Umbaues seien. Danach zeichnet Thoramanian in seinem Plan (Abb. 389) die ganze noch erhaltene Wandgliederung der Süd-, West- und Nordseite als eine den ursprünglichen glatten Wänden vorgeblendete Mauerschichte, die mit diesen nicht in Bindung steht. Mag dies auch an einzelnen Stellen zutreffen, so ist daraus doch noch nicht auf eine spätere Hinzufügung zu schließen; ist doch diese Anblendung auch an der Westfassade von Ereruk zu konstatieren, ohne daß dort ein späterer Zubau angenommen werden kann. Im übrigen konnten wir uns bei unserem Aufenthalte in Tekor an den durch den Einsturz im Jahre 1912 entstandenen Bruchstellen überzeugen, daß die äußere Wanddekoration, die ja die Ansatzstellen des Umgangs in sich schließt, bis zum Gußwerkkern der Mauer eingebunden ist (siehe übrigens Abb. 426), ebenso wie Apsis und Seitenkammern derselben Bauzeit gehören. Wesentliche Ergänzungen fanden nur in den oberen Teilen der Mauern statt, soweit sie vor allem durch die Umgestaltung zur Kreuzkuppelkirche bedingt waren.

Dieser Umgang hat nun gegenüber dem von Ereruk eine ganz andere Aufgabe. Hier steht zunächst der Annahme seiner Einwölbung nichts im Wege, vielmehr ist sie durch mehrere Umstände als sicher hinzustellen. Von den Arkaden sind noch Reste vorhanden, die auf massive Pfeiler schließen lassen, welche bei einer Holzdecke unnötig wären. Das um den ganzen Bau laufende Gesimsband über den Fenstern (Abb. 426) springt soweit vor, daß es nur als der Ansatz eines Gewölbes genommen werden kann. Da das Gesimsband über den Fenstern im Bogen umbricht, so muß das Gewölbe bis zu der Höhe dieser Bogen gestelzt gewesen sein. Das stimmt auch mit der nach dem erhaltenen Eckpfeiler anzunehmenden Höhe der äußeren Arkaden, deren Ansatz an der Ecke der nördlichen Seitenkammer erhalten ist, überein. Das Gewölbe wurde von Gurten unterstützt, die über den Kapitellen der Wandpilaster (an der Süd- und Westseite) oder der Blendsäulen an der Nordseite mit einer Stelzung ansetzten. Der Höhe der Wölbung und ihres Pultdaches entspricht die glatte fensterlose Wandschicht vom unteren Gesimsband bis zum Abschlußgesimse der Seitenschiffe. Im Querschnitt dieser Anordnung (Abb. 424) ergibt sich am Gesamtbau ein stufenweises proportioniertes Abnehmen der Wölbungshöhe vom Mittelschiff über das Seitenschiff zum Umgang, das einem regelrechten Verstrebungssystem gleichkommt. Daß diese Verstrebung gewollt und notwendig war, ist daraus zu erkennen, daß nach dem Einsturz des äußeren Umgangs der Seitenschub der südlichen Schiffstonne die Südmauer zum Ausweichen (siehe die Risse in Abb. 24) und zum teilweisen Einsturz brachte, jedenfalls der Grund zu dem völligen Einsturz des Gewölbes im Jahre 1912.


Abb. 427. Ereruk, Basilika: Steigende Tonnen der östlichen Seitenräume.

Wir sehen also klar, daß die Aufnahme und Fortführung des Umgangs in Armenien leicht seine Erklärung darin findet, daß er ein Element war, dessen struktive Verwertung nahelag. Bestand

doch, wie wir gesehen haben, für die reine Basilika bei ihrer Übertragung aut armenischen Boden durch die Einführung der Wölbung die Schwierigkeit der Überwindung des Seitenschubs. Dieser Schwierigkeit mußte zunächst der Lichtgaden zum Opfer gebracht werden, der die Verstrebung der Mittelschiffstonne durch die Seitenschiffstonnen unmöglich machte. Wir sehen demnach den in Ereruk im Anschluß an die syrische Holzdachbasilika eingeführten Lichtgaden verschwinden und schon in dem kaum viel späteren Tekor den Wölbungsansatz des Mittelschiffes in gleicher Höhe mit dem der Seitenschiffe. Die struktive Verwertung des Umganges aber als Verstrebung der Seitenschiffstonnen lag wohl aus dem Grunde nahe, weil die seitliche Vorhalle schon im einschiffigen Bau diese Aufgabe auf Grund der mesopotamischen Tradition (siehe S. 377) hatte. Für dieses Ineinanderwirken des syrischen Säulenumgangs mit der aus der mesopotamischen Tradition übernommenen seitlichen Vorhalle bietet das benachbarte Georgien deutliche Belege (siehe unten).

Ist so die Aufnahme des Umgangs in Armenien durch seine Umwandlung aus einem mehr dekorativen zu einem struktiv verwerteten Gliede erklärlich, so ist doch nicht anzunehmen — und die Tatsachen sprechen dafür — daß er allgemeine und typische Geltung gewonnen habe. Denn der Zug nach Vereinheitlichung des Raumes hatte schon früh andere Mittel für die Verstrebung ausfindig gemacht (siehe S. 392), und zudem wurde ja durch die Umwandlung des reinen Dreischiffs zur Kreuzkuppel, deren erstes erhaltenes Beispiel wohl Tekor ist, der Hauptschub von den Querarmen des Kreuzes übernommen. Dementsprechend hat der Umgang in Usunlar (8. Jahrhundert) seine Verwertung als Verstrebung schon zum größten Teil eingebüßt (Abb. 425). Wohl haben die Arkaden die gedrungene Festigkeit beibehalten, doch war bei der geringen Spannweite der Seitenschiffswölbung, bei der Entlastung durch das Kuppelquerschiff und bei der Massivität des ganzen Baues der Seitenschub weitaus geringer. Die Umgangswölbung erreicht deshalb kaum mehr die Hälfte der Seitenschiffshöhe und der Bau hat, trotzdem nur ein kleiner Teil der Umgangswölbung erhalten ist, seine Festigkeit bis heute bewahrt.

Schließlich ist unter den in Ereruk vereinzelt auftretenden Elementen noch die ansteigende Tonne zu erwähnen. Außer in Ereruk, wo Tonnen des Obergeschosses der beiden Seitenkammern gegen die Apsis ansteigen (Abb. 427), ist uns in Armenien kein Fall ihrer Verwendung bekannt geworden. Dagegen wurden sie in Kleinasien mehrfach als Verstrebung der Mittelwölbung benützt. Auf die Bedeutung des Bauelements speziell im Zusammenhange mit seinem Auftreten in der frühabendländischen Baukunst hat bereits Strzygowski (»Kleinasien«, S. 61) hingewiesen. Hier kann sein Vorkommen nur ein neuer Beleg für die weitgreifende Gültigkeit der Wölbungsformen der vorderasiatischen Hochlandszone sein.

2. Ausstattung.

Nachdem im vorhergehenden Abschnitte gezeigt worden ist, daß in Armenien im Bauen an sich ganz rein zwei Ströme zu scheiden sind, der eine mit der Kuppel aus dem arsakidischen Osten kommend, der andere mit dem längsgerichteten Tonnenbau aus den hellenisierten Gebieten Syriens, Kleinasiens und Nordmesopotamiens, kann ich mich hier im zweiten Teile, der die Gestalt im Gebiete des Bauschmuckes verfolgt, etwas freier bewegen, ohne fürchten zu müssen, daß die Vorliebe, alles und jedes von der Antike herleiten zu wollen, zu Mißverständnissen führen könnte. Ausgehend von den antiken, auch in Armenien nachweisbaren Spuren und einzelnen Mischformen soll ihnen jene Art entgegengestellt werden, die als die im Besonderen armenische gelten kann, wobei die oben Seite 70 f. gegebene Zusammenstellung zum Ausgangspunkt genommen wird. Es wird also hier die Reihenfolge umgekehrt, indem zuerst die eingedrungenen hellenistischen Formen behandelt werden und so der fernere Weg von weiterer Rücksichtnahme auf diesen vorübergehenden bzw. in keine Verbindung mit dem Iranischen und Einheimischen eingetretenen Einschlag freigehalten wird. Es setzt also zunächst Dr. Glück fort.



Abb. 428. Garni, Tempel: Friesstück.

A. Die hellenistische Überlieferung.

a) Der vorchristliche Hellenismus (Garni).

»Daß die weite Ausbreitung des Hellenismus, die seit Alexander dem Großen die östliche Welt überflutete, in Armenien kaum Spuren zurücklassen konnte, ist durch die abgeschlossene geographische Lage und das historische Leben dieses Gebietes von vorneherein naheliegend. Ein einziges fast rein antikes Denkmal, das wie ein Fremdkörper aus den gesamten armenischen Baudenkmälern herausfällt, ist im Tempel von Garni erhalten. (Vgl. oben S. 342.) Er ist ganz im Stile jener Zeit gehalten, die die Antike der Mittelmeerländer vor dem Christentum in ihrer letzten Blüte zeigt, in dem sich aber, wenn auch die alten Grundformen beibehalten sind, doch schon in deren formaler Behandlung das Wiederaufleben des Orients deutlich fühlbar macht. Der ganze reiche Schmuck des jonischen Prostylostempels überwuchert die Gebälk- und Giebelstücke derart, daß fast nirgends die Grundfläche zum Vorschein kommt. Schon darin liegt eine Eigentümlichkeit der späten Antike, während die »klassische« Zeit die einzelnen Architekturglieder baulich klar hervortreten ließ und die Verzierung soweit beschränkte, daß sie diese Wirkung nicht störte. Im Einzelnen wurde dies dadurch erzielt, daß die ornamentalen Elemente, z. B. der Akanthus, in voller plastischer Durchbildung gegeben und auf die Grundfläche gesetzt wurde, so daß der Schmuck in Licht und Schatten sich von der ruhigen Fläche in wirkungsvollem Gegensatz abhob. Auch in Garni sind einzelne Friese noch in dieser Art gebildet, so an dem in Abbildung 391 auf der Giebelecke liegenden Stück. In den meisten Stücken (z. B. Abb. 428) aber füllt das plastische Ornament den Fries derart, daß der Reliefgrund vollständig verschwindet und die kleinen Zwischenräume nicht mehr als Fläche wirken, sondern als dunkle Unterlage, von der sich nun der Schmuck als helle Auflage abhebt. An die Stelle des rein plastischen Empfindens tritt nun das malerisch-farbige. Es ist klar, daß bei der logischen Weiterbildung dieser Wirkung das Plastische an Bedeutung verlor, da jetzt nicht mehr die Modellierung in Licht und Schatten, sondern der Gegensatz der hellen Fläche und des Dunkels in Wirksamkeit tritt. Dies kommt in der Behandlung der Einzelform z. B. des Blattes und des Stiles der Ranke zum Ausdruck: Während in Abbildung 391 der Stil, soweit er überhaupt nicht von plastischem Blattwerk verdeckt ist, organisch gerundet erscheint, ist er in Abbildung 429 deutlich in die Fläche gedrückt und wie ein Steg auf den Grund aufgesetzt. Die Blätter sind nicht mehr in feiner Modellierung gewellt, statt des Wellentales erscheint eine schmale tiefdunkle Furche in der hellen Blattfläche. Nicht überall ist diese Art einheitlich durchgeführt, mannigfache Übergänge und das Nebeneinander stark malerischer und stark plastischer Formen lassen auf verschiedene Hände und auf eine Zeit schließen, in der beide Grundsätze noch miteinander rangen. Im Großen



Aufnahme Thoramanian.

Abb. 429. Garni, Tempel: Friesstück.

und Ganzen tritt immerhin bei den pflanzlichen Akanthusmustern der Friese und der Kapitelle (Abb. 430/1) das Plastische noch stark hervor. Bei den nichtpflanzlichen Gliedern, Palmette, Kymation etc. und insbesondere an dem Schmuck der Kassettendecken und an der Unterseite der Architrave, wo eine Modellierung in Licht und Schatten weniger wirksam wäre, weicht das Plastische einem rein Flächenhaften. Man betrachte Abbildung 432: Ein schmales Band, eingerahmt von einem Perlstabe, läuft in der Mitte der Unterseite der Gebälkstücke. Dort, wo diese auf den Säulen auflagen, ist das Band durch einen eingezogenen Halbkreis abgeschlossen. Die Bandfüllung liegt ganz in der Fläche auf gleichmäßig vertieftem Grunde. Es ist nun kein Zufall, wenn hier, wo das Flachprinzip schon in voller Reinheit zum Ausdruck kommt, auch motivisch sich ein in der Antike fremder Geist geltend macht. An zwei Stücken sind es gesprengte Palmetten, die ohne organischen Zusammenhang übereinander gesetzt sind und in der Mitte des Interkolumniums von beiden Seiten her auf eine Raute stoßen. Auf dem Stücke links in der Abbildung besteht die Füllung aus einem geraden Rankenstiel, von dem nach beiden Seiten im rechten Winkel herzförmige (Efeu- oder Wein-) Blätter abzweigen. Die Spitzen der Blätter sind von den Randleisten kurzweg abgeschnitten, wohl deshalb, weil sie bei dieser Anordnung dem Streben nach möglichter Vermeidung des Grundes im Wege stehen würden, da dieser bei Beibehaltung der Blattspitzen in beträchtlichen Flächenausschnitten zum Vorschein kommen müßte. Dieser etwas primitiven Lösung steht die in dem Steine rechts gegenüber, wo der umsäumende Perlstab durch eine einfache gedrehte Leiste ersetzt ist und die Füllung von einer Weinranke bestritten wird. Durch die Wellenbewegung des Stiles, in dessen Täler sich nun die Blatt- und Traubenschößlinge, ohne beschnitten zu werden, einschmiegen können, wird hier die Raumfüllung ohne Vergewaltigung des Motivs gelöst. Steinbalken mit ähn-

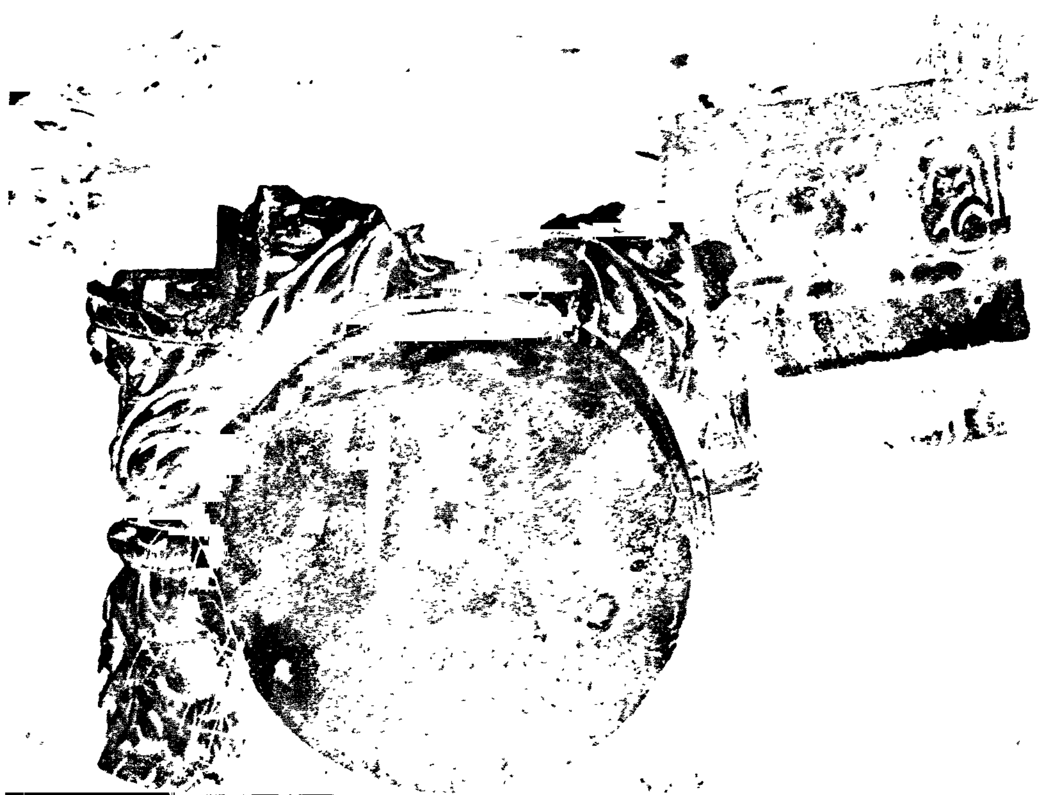


Abb. 430. Garni, Tempel: Kapitell und Gesimsstück. Aufnahme Thoramanian.



Abb. 431. Garni, Tempel: Baureste.



Abb. 432. Garni, Tempel: Unterseiten von Architravstücken. Aufnahme Thoramanian.

licher Dekoration stellten wir in Lmbatawank bei Artik und Aschtarak fest. In Lmbatawank (Abb. 433) ist der Stein offensichtlich als älterer Baurest verwendet und als Türsturz des linken Seitenraumes eingefügt, so daß der Schmuck an der Unterseite sichtbar wird. Zwischen zwei breiten Wülsten, die zugleich die Ecken des Balkens bilden, läuft das Band von Stegen eingesäumt. Auch hier ein Wellenstiel, von dem — allerdings weniger organisch als in Garni — Trauben entspringen, die raumfüllend verwendet sind. An dem einen Ende erscheint die Darstellung einer menschlichen Gestalt nach gleichem Grundsatze glatt und ohne Modellierung auf den Grund aufgesetzt und möglichst raumfüllend behandelt[1]). In Aschtarak liegt ein Pfeiler mit ganz entsprechendem Schmuck und schätzungsweise gleichen Abmessungen, aber ohne Figur im nördlichen Seitenraume der Apsis ohne Verwendung. Das Grundsätzliche und wohl auch die Motive dieser Ausstattung haben mit der Antike nichts zu tun. Wir haben wohl in den beiden Stücken in Lmbatawank und Aschtarak vereinzelte Reste des Schmuckes zu sehen, wie er in Armenien vor dem Christentume heimisch war und bereits in Garni Einfluß nahm. Speziell die figurale Darstellung in ersterem scheint im Stilprinzipe in der Tradition zu gehen, die der altorientalischen Skulptur eigen ist und die wir auch auf armenischen Boden in hettitischen Denkmälern vorfinden. In Garni scheint diese Tradition an den genannten weniger sichtbaren Stellen des Baues vielleicht durch mitarbeitende heimische Künstler Eingang gefunden zu haben. Sonst aber, wo die hellenistischen Formen Anwendung finden, in den Friesen und Kapitellen, muß in der Neigung zum Malerisch-Flächenhaften eine Einwirkung nicht gerade altarmenischer Tradition angenommen werden. Denn die Erscheinung tritt zu dieser Zeit in allen Ländern des vorderen Orients, wenn auch in den einzelnen Gegenden verschieden behandelt, in Kraft. Bei dem Fehlen anderer hellenistischer Bauten werden wir der Antike in Armenien wohl kaum eine unmittelbar maßgebende Rolle zuschreiben können, bei der sich eine Vermischung der Stilformen hätte ergeben können. Dies kommt ja in der folgenden Entwicklung der christlichen Zeit klar zum Ausdruck. Der Tempel von Garni ist ein Fremdkörper in Armenien und die Überlieferung hat sicherlich recht, wenn sie sagt, Tiridates habe

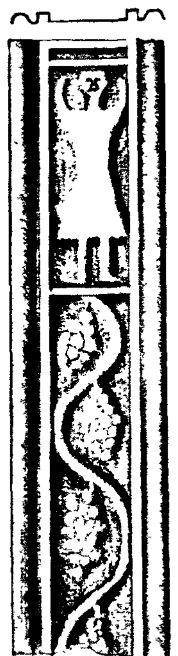


Abb. 433. Lmbatawank, Kirche: Vermauerter Steinbalken.

[1]) Der Balken mißt im Durchschnitt $3{\cdot}4\ m^2$ und ist in einer Länge von $1{\cdot}25$ m sichtbar.

griechische Architekten berufen, um für seine Schwester Khosrovitukhd den Palast zu bauen, dem dieser Tempel angehört [1]). Es scheinen kleinasiatische oder syrische Künstler gewesen zu sein, die diesen Bau aufführten. Für ersteres spricht die Verwendung des jonischen Stiles, da ja in den anderen vorderasiatischen Gebieten vorzüglich der korinthische Stil Verwendung fand. Auch die Technik und Behandlung der Skulpturen spricht dafür durch den Gebrauch des laufenden Bohrers und das starke Festhalten am Plastischen. Im übrigen können die Denkmäler des syrischen Hellenismus, wie sie in Baalbek bestehen, als nächste Parallele gelten.

Wie gesagt, fand dieser hier vereinzelt auftretende Hellenismus keine fortlaufende Entwicklung. Was dann in christlicher Zeit an hellenistischen Elementen in der armenischen Ornamentik auftritt, ist erst mit dem Christentume nach Armenien gelangt und hat keine Voraussetzungen in einem vorchristlichen Hellenismus, wie in den hellenisierten Gebieten des vorderen Orients.

b) Der christliche (syrisch-kleinasiatische) Hellenismus.

Die hellenistische Säule. Schon im architektonischen Teile (S. 401) ist bemerkt worden, daß die hellenistische Säule im frühchristlichen Kirchenbau Armeniens nur vereinzelt in den frühesten Denkmälern auftritt. Zumal als tragendes Glied konnte sie überhaupt keine Geltung erlangen, da sie den Forderungen der Wölbungsarchitektur nicht entsprach. Nur in dem Umgange von Ereruk, der noch die syrische Holzdecke beibehält (S. 401), und vielleicht in der kleinen Kirche von Eghiward (S. 141) finden wir eine Ausnahme. Sonst hat die Säule ihren tektonischen Wert eingebüßt und sinkt zur Schmuckform herab. Wohl wurde sie schon in der Antike als solche verwendet (zur Wandgliederung als Halbsäule), immer hatte sie aber ihre tektonische Form beibehalten und war wenigstens das Sinnbild der wirkenden Kräfte. Am frühesten verlor sie die Kannelierung und damit viel an tragendem Ausdruck, doch blieben Verjüngung, Entasis, obere Einziehung auch in der christlichen Zeit mehr oder weniger in Kraft. Dieser bauliche Ausdruck, den der Hellenismus in jedes seiner Bauglieder legte, mußte sich überall dort verlieren, wo der Orient zu sprechen hatte, der die Konstruktion an sich wirken ließ und keiner Sinnbilder zur Unterstützung der Wirkung bedurfte. Dann aber (bei den Sasaniden) finden wir die Säule, meist gepaart, als reinen Schmuck ohne die erwähnten tektonischen Ausdrucksmittel, und als solche treffen wir sie auch in Armenien vielleicht früher als in den bisher bekannten Denkmälern der Sasanidenkunst. So an den Toren von Tekor noch in Verbindung mit Akanthuskapitellen (Abb. 434). Daneben erscheint aber am selben Bau noch die hellenistische Säule, wenn auch in einer Form, in der der Hellenismus nur mehr wenig mitzusprechen hat. Es sind die Wandsäulen, auf denen sich die Gurten des Umganges erhoben. Abgesehen davon, daß der Fuß schon von einer ungewöhnlichen Form ist und der Kopf nur mehr in der allgemeinen Werkform die Züge des Korinthischen trägt, hat die Säule selbst jeden Ausdruck ihrer Kraft verloren, unverjüngt und ohne Schwellung geht sie nach oben und nur die ganz geringe Einziehung am oberen Ende (unterer Dm. 51 cm, oberer 48 cm) und das Höhenverhältnis (ca. 8mal unterer Dm.) verraten ihre Herkunft. Diese Säulen von Tekor sind aber auch die letzten ihres Stammes in Armenien. Schon die Torsäulen von Ereruk (Abb. 182) sind bloße fußlose Wülste, selbst der im Besonderen für Syrien bezeichnende obere Abschlußring ist schon ins Kapitell einbezogen. Im 7. Jahrhundert ist die Umwandlung bereits vollzogen. Die Säule hat jeden tragenden Ausdruck verloren und erscheint (meist als Doppelsäule) als Zierglied, bei dem selbst die Form des Kapitells keine Beziehung zum Hellenismus aufweist.

Hier muß auch jener Säulenpfeiler (Pfeiler mit angelegten Halbsäulen) nochmals erwähnt werden, der in Kleinasien als Träger der Schiffsarkaden so typisch ist [2]), in Armenien aber nur zur Unterteilung der Fenster verwendet ist (Ereruk, Schirwandschuk, Abb. 159). Bei der durch den Wölbungsbau geforderten Dicke der Wände war die Säule als Trennungsglied der Fenster, wie sie in Syrien und Kleinasien vielfach zu belegen ist, zu schmal. Man halbierte sie gleichsam und setzte zwischen beiden Hälften das Pfeilerstück um die erforderliche Dicke zu erreichen. Auch in dieser Verwendung verschwindet die Säule ganz mit dem Aufhören des hellenistischen Zuschubes. Das ungeteilte armenische Schlitzfenster gewinnt die Oberhand (vgl. S. 325). Mit diesem Aufhören des

[1]) Dubois, »Voyage«, III, p. 388.

[2]) Vgl. Strzygowski, »Kleinasien«, S. 179 f.



Abb. 434. Tekor, Kirche: Nördliche Umgangsapsis und östliches Nordtor.

Hellenismus hat die syrisch-kleinasiatische Säule überhaupt ausgelebt. Im Sinne des östlichen Stromes in Armenien wird sie reiner Schmuck (Dienst) und in ihrer Verwendung und Form ist sie dem Belieben des Künstlers ausgeliefert. (Siehe darüber S. 312 ff.)

Die Basis. In den vom Hellenismus stark durchsetzten Gebieten des östlichen Mittelmeeres ist die attische Basis auch in christlicher Zeit das Geläufige. Doch wird schon dort der Kampf des Orientalismus gegen ihre stark plastische Form durch die Verflachung ihres Profiles bemerkbar. Noch weiter geht diese Verflachung naturgemäß in Armenien. Hier ist die reine antike Form überhaupt in christlicher Zeit nicht nachweisbar. Sie wird oft zu einer oben und unten fast gleich breiten Trommel bzw. beim Pfeiler zum Prisma. Die an den längsgerichteten Bauten vorkommenden Basisformen zeigen Profilierungen, die sich im wesentlichen aus Rundstab, Hohlkehle, flacher Leiste und dem Sackkyma zusammensetzen. In Eghiward (kleine Kirche, Abb. 155 b) und in Garni (Abb. 161 b) sind diese Elemente in gleichwertiger Behandlung in freiem Wechsel nebeneinander geordnet, so daß der Ausdruck einer organischen Einheit nicht zustande kommt. In Ereruk (siehe die vor der Südfassade, Abb. 182, liegende Basis einer der Umgangssäulen) und an dem an der Nordostecke von Tekor eingebauten Stück (Abb. 435) macht sich dagegen die Wirksamkeit des Hellenismus noch deutlich durch Unter- und Überordnung der einzelnen Teile geltend, wobei der Fuß der Basis durch eine stärkere Entwicklung und durch eine kräftigere Gliederung den funktionellen Ausdruck noch einigermaßen deutlich erscheinen läßt. Am stärksten ist dies in Ereruk ausgeprägt, wo sich die Basisform am meisten der in den hellenistischen Gebieten gebräuchlichen attischen Profilierung nähert. Einigermaßen kommt eine solche Unterordnung auch in den Mittelschiffspfeilern von Tekor (Abb. 387) durch die Betonung der unteren Teile, die Riefelung des Wulstes, zur Geltung. Auch in diesem Baugliede zeigt sich also die Ausnahmstellung von Ereruk in Bezug auf eine stärkere Abhängigkeit von Hellenismus, das Überhandnehmen der lokalen Einflüsse aber in Tekor. Dabei ist es noch bezeichnend, daß dort neben den an den Hellenismus anklingenden Formen bereits solche erscheinen, die mit dieser Überlieferung gar nichts mehr zu tun haben. So weisen die Basen der äußeren Wandsäulen (Abb. 436) durch ihre sonderbaren Überführungen der viereckigen Standplatte zum Rund der Säule auf ein Erwachen selbständiger armenischer Schöpferkraft oder

wenigstens auf das Durchdringen eines völlig unhellenistischen Geistes.



Abb. 435. Tekor, Kirche: Nordostecke.

Das hellenistische Blattkapitell. Die griechischen Kapitellformen waren schon in jenen Ländern, in denen der Hellenismus eine bedeutende Macht erlangt hatte, sowohl in ihrer Werkform als auch in der Behandlung ihres Schmuckes erheblichen Änderungen unterworfen. War es für erstere vor allem die Änderung ihrer baulichen Aufgabe durch Einführung neuer Werkformen (Bogen), so zeigt sich im Schmuck jener orientalisierende Zug, der schon vor dem Christentum seine Wirkung in dem Streben nach malerischer Wirkung geltend macht und mit dem Einsetzen der christlichen Bauweise immer mehr das Flache gegenüber dem Plastischen in den Vordergrund stellt.

Mit dem Aufhören der Verwendung der hellenistischen Säule als eines wesentlichen, tragenden Baugliedes treten in Armenien auch die zu ihr gehörigen Kapitellformen zurück. Das gilt auch für die Pilasterkapitelle, die ja in den hellenischen und hellenisierten Gebieten den Schmuck der Säulenkapitelle übernommen hatten. Auch da sind es wieder diejenigen Langhausbauten, die wir bei Betrachtung ihrer Bauart als unter stärkstem Einfluß der hellenistischen Gebiete stehend erkannt haben, in denen die Formen der Antike am deutlichsten und längsten nachwirken. Unter den drei geläufigen Kapitellformen der Antike hat nur das Akanthuskapitell eine direkte Fortführung in der christlichen Baukunst Armeniens erfahren. Darin folgt Armenien den Ländern des Mittelmeeres, wo ja auch von den antiken Kapitellen nur das korinthische in christlicher Zeit größere Geltung behielt und die alte Grundform reiner bewahrte. Schon dort mußte aber durch die Anwendung des Bogens, wo nicht das Zwischenstück des Kämpfers angewendet wurde, der Kapitellkörper eine geschlossenere, massigere Form erhalten, besonders die tiefunterschnittenen Voluten und Blattüberfälle mußten aufgegeben oder wenigstens eingeschränkt werden. Diese durch die neue bauliche Verwendung bedingten Änderungen konnten dem malerisch schmückenden Geiste und dem Streben nach flächenhafter Behandlung nur willkommen sein. Auch in Garni sahen wir schon den Beginn dieses dem ganzen vorderen Orient eigenen Strebens. Im Blattkapitell Abbildung 437 ist hier der Übergang von der plastischen zur flächenhaften Behandlung schon deutlich ausgeprägt. Die drei Akanthusblätter zeigen wohl noch den plastischen S-Schwung im Profil, in den beiden seitlichen aber spielt er sich schon mehr in der Fläche (von links nach rechts) als im Raume (von vorne nach hinten) ab. Wohl ist auch das plastische Motiv des Blattüberfalls noch beibehalten, aber jene für die »klassische« Antike so bezeichnenden Überschneidungen der einzelnen Lappen, die dem Blatte vielleicht am meisten räumliche Wirkung verliehen, ist aufgegeben. Die Lappen sind fast flach auf den Grund gelegt und ihre Zaken so aufgeteilt, daß die Zwischenräume, auf kleine tiefendunkle Ausschnitte beschränkt, der zwischen ihnen liegende Grund also überhaupt nicht sichtbar wird. Dasselbe Streben macht sich auch bei den Zwischenräumen zwi-



Abb. 436. Tekor, Kirche: Basis der Blendsäulen an der Nordseite.



Abb. 437. Garni, Tempel: Blattkapitell.

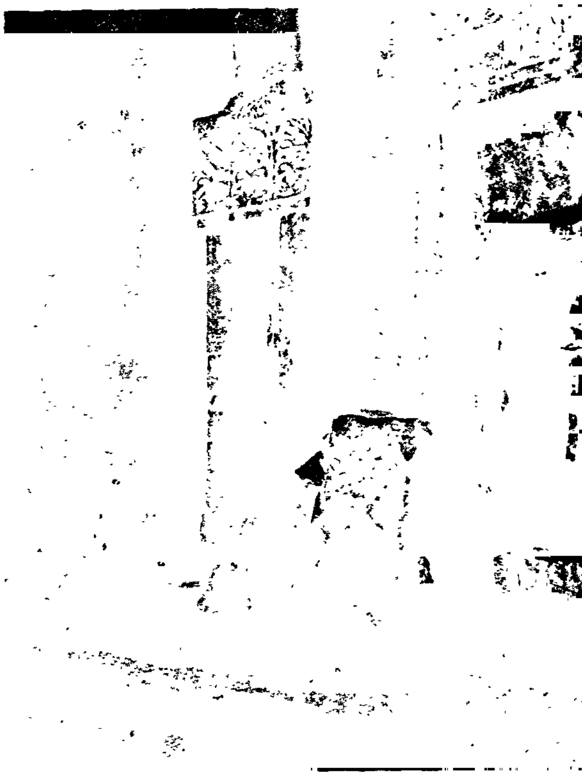


Abb. 438. Tekor, Kirche: Westliches Nordtor.

schen den einzelnen Blättern bemerkbar. Bei dem klassisch korinthischen Kapitell bestand jedes Blatt als ein wachsendes Gebilde für sich und zwischen je zweien war soviel Zwischenraum, daß die Blätter des zweiten Blattkranzes oder der Stengel der krönenden Voluten in ihrem Aufwachsen in plastischer Form erscheinen konnten. Hier treten die Blätter schon so nahe aneinander heran, daß sich ihre Spitzen fast berühren und die Cauliculi in seichter und flauer Arbeit keinen Platz mehr haben sich plastisch zu entfalten. Dadurch erscheint das ganze Kapitell in einen Wechsel von Hell und Dunkel aufgelöst. Wenn auch die organische Einzelgestalt der Blätter noch gewahrt ist, so beginnen doch schon die negativen Ausschnitte mit dieser zu wetteifern und selbständigen Wert zu erlangen.

Stellen wir dem Pfeilerkapitell von Garni zunächst die Pfeilerkapitelle mit Akanthusschmuck der christlichen Bauten gegenüber. Es sind deren nur wenige (Abb. 438—443). Unter diesen bilden die in Abb. 434 u. 438 bis Abb. 441 gegebenen eine engere Gruppe, da sie in ihrer Erscheinung fast ganz gleich sind und nur in kleinen unwesentlichen Punkten von einander abweichen. Man fühlt sich veranlaßt, sie einundderselben Schule zuzuschreiben, zumal ihr Verbreitungsgebiet (Kassach, Thalisch, Tekor) dem näheren Umkreise des Alagös angehört[1]). Zur Besprechung ihrer stilistischen Eigenart eignen sich am meisten die in Abbildung 368 erscheinenden Kapitelle der Türverkleidungen in Tekor, da sie am besten erhalten sind und bei gleichmäßiger Beleuchtung im Lichtbilde am deutlichsten die Wirkung dieser Schmuckweise zeigen. Die Kapitelle setzen mit einem einfachen oder zweigeteilten Bande an, das den eigentlichen Kapitellkörper trägt. Dieser zeigt nach allen drei freien Seiten das Profil einer hohen seichten Hohlkehle. Darüber sitzt eine einfache geradkantige Deckplatte, entweder ganz schmucklos (Abb. 438) oder mit einer Reihung von Kreispunkten oder einem Kerbschnittmuster (Abb. 368 rechts) verziert.

Der Akanthusschmuck ist auf die Fläche der Hohlkehle nicht mehr aufgelegt, sondern entsteht dadurch, daß von der Fläche aus, die an den Seitenteilen zur Hälfte unbearbeitet ist, die negativen Stellen ausgehoben werden, so daß die Blätter an keiner Stelle die einfache Profillinie überragen. Demnach ist das Flachprinzip bis zum Äußersten ausgebildet. Der Akanthus hat den welligen Schwung seiner Flächen vollends eingebüßt, der Blattüberfall und die Überschneidung der Lappen sind völlig verschwunden. Die Blätter treten bis zur Berührung der Lappen aneinander, so daß zwischen ihnen rautenförmige Ausschnitte entstehen, deren Dunkel das einzige Mittel wäre, das einzelne Blatt als organisches Ganzes zur Erscheinung zu bringen. Da aber dieses jede Modellierung verloren hat und an Stelle der Rippen und Blattäler tiefe, geritzte Linien und Einkerbungen getreten sind, die durch ihr Dunkel mit den negativen Blattzwischenräumen wetteifern, so geht jedes Gefühl für die organische Einzelgestalt verloren, die einheitlichen Flächen des ganzen Kapitellkörpers erscheinen von einem helldunklen Streumuster



Abb. 439. Kapitell aus Thalisch: Vorderseite.

[1]) Das Kapitell aus Thalisch (Abb. 439 u. 440), jetzt im Hofe der bei der Hripsimekirche gelegenen Wohnung Garegins, kann nicht dem S. 190 f. besprochenen Baue angehören, so daß wir dort vielleicht einen älteren Bau voraussetzen dürfen, von dem weitere Spuren zu suchen wären.

völlig überzogen. Vielleicht am stärksten wirkt noch die wachsende Art des Blattes an dem Kapitell aus Thalisch (Abb. 439 u. 440) nach, wo die Blattmitte durch die beiden zusammenlaufenden Linien (die ehemalige Mittelrippe) betont wird, so daß immerhin noch ein Blattkörper vorhanden ist. An den Kapitellen der Türumrahmung von Tekor (Abb. 438) ist es nur mehr eine Linie, die die Stelle der Mittelrippe vertritt und an die sich gleich ohne einen eigentlichen Blattkörper die schematischen Lappen anreihen. Dem Streben nach möglichst gleichmäßiger Anfüllung des Grundes und malerischer Flächenwirkung entsprechend fallen auch die letzten Überbleibsel plastisch organischer Gestaltung, die Blattüberfälle und die Cauliculi mit ihren Voluten ganz weg.



Abb. 440. Kapitell aus Thalisch: Rückseite.

Alle diese Kapitelle gehören offensichtlich einer Schule und einer engeren Zeitperiode an. Sie können als eine Weiterführung der in Garni angeschlagenen Grundsätze nicht verkannt werden. Gleichwohl muß man beachten, daß der Übergang vom plastisch Malerischen zum Flächenhaften die Hauptlinie der ganzen Entwicklung des Bauschmuckes in allen Gebieten bedeutet, die je von den hellenistischen Formen Gebrauch machten. Bei der geringen Bedeutung, die der Hellenismus in vorchristlicher Zeit in Armenien gehabt zu haben scheint, wird man hier schwerlich eine bodenständige Entwicklung aus den hellenistischen Formen heraus annehmen dürfen. Wir finden denn auch zwischen Garni und den vom Hellenismus abgeleiteten Kapitellformen der frühesten christlichen Denkmäler in Armenien keine Zwischenglieder, keine allmähliche auf eine inländische Entwicklung weisende Fortführung der Grundsätze, wie etwa in den innersyrischen Gebieten. Wie der Tempel von Garni nur ein Ableger der großen Entwicklung der Mittelmeerländer ist, so sind auch die entwickelteren Kapitellformen der christlichen Zeit von dort erst mit dem Christentume vereinzelt nach Armenien verpflanzt worden. Hier verfallen sie allerdings fast zugleich mit ihrem Auftreten den Veränderungen, die das heimische Element und der östliche (iranische) Strom bewirkt. Diese als im besonderen armenisch zu wertenden Veränderungen lassen sich dann näher erkennen, wenn man jenen allgemeinen Grundsatz der Flachbehandlung für die armenischen Stücke näher bestimmt. Da zeigt sich gegenüber allen anderen Gebieten, in denen das Flachprinzip zur Herrschaft gelangt ein Besonderes darin, daß hier eine Zerlegung der Einzelform nicht durch einen Wechsel heller und dunkler Flächenteile sondern auf linearem Wege angestrebt wird. Außer an der linearen Behandlung der Mittelrippen ist dies vor allem an der Bildung der Lappen zu erkennen, die eigentlich nur aus zwei um eine mittlere Vertiefung gelegten Stegen bestehen (siehe auch Abb. 441, Kassach), so daß hier der Wechsel von Hell und Dunkel durch erhaben und tiefliegende Linien erzielt wird. Am deutlichsten kommt dieses Streben in den Pfeilerkapitellen der Umgangsapsis von Tekor (Abb. 434) und ähnlich auch in dem erhaltenen Wandpilaster der Südseite (Abb. 365) zum Ausdruck, die grundsätzlich dieselbe Gestaltung zeigen, wobei aber die gleichbleibende Auflösung in Stege stärker hervortritt, als etwa auf dem auch in Abbildung 438 sichtbaren Kapitell des Türvorbaues. Man hat den Eindruck, daß sie eine spätere Nachahmung dieses letzteren vorstellen, wobei auch der letzte Rest malerisch-organischer Durchbildung einer zeichnerischen Zerlegung gewichen ist[1]). Diese Zerlegung in Stege findet sich auch in der figürlichen Flachkunst Armeniens (siehe unten) und ist auch dort als eigenartige formale Umbildung der aus den hellenistischen Kunstkreisen übernommenen christlichen Gegenstände zu erkennen. Das Prinzip selbst scheint zusammen mit dem



Abb. 441. Kassach, Kapitell.

[1]) Dies würde auch die Annahme Thoramanians bestätigen, der den ganzen Ostteil des Baues einer späteren (wenn auch sicherlich verhältnismäßig frühen) Änderung zuschreibt.

Schrägschnitt durch die Parther vermittelt worden zu sein, deren Arsakidenhaus ja in Armenien fortlebt[1]). Man vergleiche vor allem den Umwandlungsvorgang wie er in den Münzreihen der parthischen Herrscher vorliegt, die Dieulafoy, »L'art antique de la Perse«, V, Tafel I, zusammenstellt[2]). Auch dort ist deutlich, wie die hellenistisch plastisch modellierenden Formen allmählich der linearen Zerlegung durch Stege weichen, ein ganz entsprechender Prozeß, wie ihn in unseren Kapitellen, der mit dem Christentum in Armenien eingedrungene Hellenismus durchmacht. So wird auch hier eine Entwicklung deutlich, die einen Hauptgedanken dieses Buches ausmacht: Die Wirksamkeit des iranischen Stromes, der den Versuch des Hellenismus, in Armenien Fuß zu fassen, im Keime erstickt.

Ähnliches gilt auch für die Säulenkapitelle. Auch sie folgen dem bereits dargestellten Entwicklungszuge. Nur kommt bei ihnen der hellenistische Ursprung im Einzelnen stärker zum Ausdruck, ein Umstand, der ja wohl mit dem Gebrauch der Säule selbst zusammenhängt, in deren plastischer Rundung der Hellenismus seinen stärksten Rückhalt hat. Auch hier ist die neue bauliche Aufgabe, die Überleitung zum Bogen statt des geraden Balkens, der maßgebende Grund zu der Umwandlung des Kapitells. Die alte Aufgabe, von Rund der Säule zum Viereck des Auflagers überzuleiten, blieb wohl bei Anwendung des Bogens bestehen, doch mußten auch hier infolge des ungleichen Druckes die tiefen Unterschneidungen der Kanten durch die Voluten wegfallen. Das Kapitell, das ich vor der kleinen Kirche von Eghiward skizzierte (Abb. 155 c), mag einen der Auswege veranschaulichen, die alte Form möglichst beizubehalten und doch verwendbar zu belassen. Das Kapitell zeigt die rohe korinthische Werkform, aber ohne jeden Akanthusschmuck. An zwei gegenüberliegenden Kanten greift ein tiefes Dübelloch in die Deckplatte und den oberen Teil des Kapitellkörpers ein. Diese Löcher können nur die Ansätze für eine Verankerung sein, die also die Verwendung des Bogens voraussetzen läßt. Bogenreste finden sich tatsächlich an derselben Stelle. Es ist kaum anzunehmen, daß die Kapitelle in diesem rohen Zustande benützt wurden, anderseits aber können wir es nicht mit unvollendeten Stücken zu tun haben, die keine Verwendung gefunden hatten. Es ist naheliegend eine Metallverkleidung anzunehmen, wie dies ja auch sonst in spätantiker und christlicher Zeit der Brauch war (Palmyra, Byzanz)[3]). Ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß diese Art der Kapitellbehandlung nicht weniger aus der Schmucklust dieser Zeit als aus den baulichen Bedingungen zu erklären ist. Denn damals hatte der Bogen in Verbindung mit der antiken Säule schon Eingang gefunden, die Kapitelle hatten aber noch die alte Form, waren noch nicht der neuen Aufgabe angepaßt. Wo nicht der Kämpfer eingeschoben wurde, wie dies z. B. in Mismiyeh im Hauran[4]) der Fall war, scheint eben die Metallverkleidung in Kraft getreten zu sein, die den alten Schmuck nachbildete, während der steinerne Kern mit seiner massigen Werkform den neuen Anforderungen entsprach. Dieser Fall scheint auch an der einschiffigen Kirche von Eghiward vorzuliegen und auch dies spricht für die frühe Zeitstellung des Baues.

Die eigentliche Umwandlung des korinthischen Säulenkapitells können wir aber an den Türvorbauten von Ereruk und an der Nordwand von Tekor beobachten. In Ereruk erscheint das Kapitell (Abb. 442) in reiner Werkform als ein verkehrter Kegelstumpf, der oben ins Rechteck übergeht, darauf die geradlinige ornamentlose Deckplatte. Der Kapitellkörper ist auf jene unplastische Art mit Akanthus geschmückt, wie wir sie bereits kennen gelernt haben. Nur ist dieser Schmuck weitaus nicht so schematisiert, als in den oben besprochenen Fällen. Es zeigt sich auch hier die Neigung zur Auflösung des Organischen in der Fläche. Das vordere Mittelblatt zerfällt in zwei Teile, die an den Seiten mit den Eckblättern verwachsen, so daß eine Lappenspitze zwei Blattkörpern gemeinsam ist. Diese unpflanzliche Art entspringt deutlich formalen Bestrebungen. Die breite Fläche des Mittelblattes würde bei der ins einzelne gehenden Aufteilung in Hell und Dunkel gegenüber den negativen Stellen in keinem Gleichgewicht stehen. Die Spaltung des Blattes durch die rautenförmige Vertiefung in der Mitte stellt dieses Gleichgewicht wieder her. Zu beachten ist, daß hier die Eckblätter, die deutlich als die Abkommen der Blattscheiden der Cauliculi zu erkennen sind, in die Anordnung mit einbezogen wurden, während sie an den Pilasterkapitellen fehlen. Auch dies ist ein Zeichen für das reinere Nachwirken der antiken Formen in den Säulenkapitellen. Gerade

[1]) Siehe H. Glück, »Die ‚sasanidischen' Drachenreliefs« (Publikationen der kaiserlich osmanischen Museen, Heft IV) S. 22 ff.

[2]) Vgl. auch Petrowicz, Arsakidenmünzen.

[3]) Vgl. Eusebios, »Vita Const. III«, 38, bezüglich der Kapitelle am hl. Grabe. Dazu oben S. 90 (Awan).

[4]) Siehe Abbildung 512 nach Vogüé, »La Syrie Centrale«, pl. 7.

an diesen Eckblättern tritt die Art des Blattschnittes am deutlichsten hervor. Der Wechsel von Hell und Dunkel innerhalb der Blätter ist durch eine Art Kerbschnitt erzielt.



Abb. 442. Ereruk, Basilika, Östliches Südtor: Kapitell und Türsturz.

Doch unterscheidet sich dieser von der in den Kapitellen der Mittelmeerländer gepflogenen Art durch eine besondere Eigentümlichkeit. Besonders an den zweiteiligen Mittelblättern ist erkennbar, wie sich auch hier die lineare Zerlegung geltend macht, indem alle Ränder in der Art spitzer Stege den Blattkörper — soweit von einem solchen überhaupt die Rede sein kann — umsäumen. Das Ganze macht dadurch den Eindruck von aufgelegter Treibarbeit in Metall und würde als Nachahmung einer solchen die oben gemachte Annahme einer ursprünglichen Metallumkleidung des Kapitells von Eghiward (kleine Kirche) bestätigen. Zugleich würde dadurch die Herkunft der Steg- und Kerbschnittmanier aus der Metalltechnik und das Fortleben einer auf uralte Voraussetzungen zurückgehenden Überlieferung[1]) erwiesen, die sich selbst hier in Ereruk trotz dem bereits mehrfach festgestellten stärkeren hellenistischen Charakter deutlich durchsetzt.

In den Kapitellen der großen Wandsäulen von Tekor (Abb. 368) entspricht die formale Behandlung durch die Zerlegung in Stege bereits ganz jener Art, wie sie an den Pilasterkapitellen festzustellen war. Nur der Gesamtaufbau des Kapitells links läßt die Abkunft aus den hellenistischen Gebieten stärker erkennen. Die dreiteilige Deckplatte ist eingezogen, wenn auch nicht mehr in dem lebhaften Schwung der Antike, die Mittelrundung ist den Ecken der Plinthe gleich behandelt. Unter den Ecken der Deckplatte erscheinen auf das leicht ausgebogene Blatt gestützt Ringe, in denen kaum etwas anderes als die nachlebenden Reste der Stengelvoluten zu erkennen sind. An der Vorderseite vertritt ein tropfenförmiger Zapfen den Blattüberfall. Ein sonderbares hornartiges Gebilde ist von der Mittelrundung ab an den Kapitellkörper gelegt. In diesem Gebilde zeigt sich die Übernahme und das Mißverstehen der hellenistischen Kapitellformen wohl am deutlichsten. Denn offenbar ist es die Umbildung jener Guirlanden, die in Nordmesopotamien und Nordsyrien an den korinthischen Kapitellen so typische Geltung erlangt haben[2]). Damit bestätigt sich auch hier die Übernahme dieser Formen aus den Gebieten jenseits des Taurus, wie dies schon aus dem Umstand, daß das korinthische Kapitell in Armenien nur am Langhausbau auftritt, hervorgeht. So gibt die Betrachtung des Blattkapitells abermals eine Bestätigung für die geschichtliche Stellung der armenischen Langhausbauten, wie wir sie bei Betrachtung der Bauart (S. 388 ff.) erkannt haben. Nicht nur die Beziehung zu den hellenistischen Gebieten, sondern auch die verhältnismäßige Zeitstellung der unbestimmten Denkmäler wird bekräftigt (siehe unten, viertes Buch »Ausbreitung«).

Sehen wir schon aus dem letzten Beispiele deutlich das aus dem Mißverstehen der unbekannten Blattform entspringende Schematisieren, so ist dies in weit höherem Grade in dem Kapitell (Abb. 368 rechts) der Fall, wo die untersten verwachsenen Blattlappen zu einer doppelten Reihung kleiner Halbkreisstege geworden sind, die Nachwirkungen von Blattüberfall und Guirlanden ganz aufgegeben, die Blätter selbst zu zweizeiligen Wedeln geworden sind. Wir müssen offenbar damit rechnen, daß verschiedene einheimische Hände hier am Werke waren, die sich mehr oder weniger gut mit den hellenistischen Vorbildern abfanden. Dies konnte auch dazu führen, daß der Akanthusschmuck überhaupt aufgegeben, und durch heimische Motive ersetzt wurde; so findet sich in dem östlichsten der Kapitelle der Nordseite (Abb. 434) der Körper mit einer frei durchgebildeten Weinranke bedeckt (Abb. 459—461). Ihre formale Behandlung hat mit der hellenistischen Weinranke nichts gemein. Die lineare steghafte Durchbildung tritt klar zu Tage und läßt sogar die Tiefendunkelwirkung vermissen, die an den oben besprochenen Kapitellen noch als Nachwirkung der hellenistischen malerischen

[1]) Siehe Glück, »Die ‚sasanidischen' Drachenreliefs«, a. a. O. und Strzygowski, »Altai-Iran«, S. 136 f.

[2]) Strzygowski, »Amida«, S. 198 f.

Flachbildung beibehalten ist. Man kann, alle diese Umstände zusammengenommen, diese Ausstattung als die im Besonderen armenische bezeichnen, wie wir sie schon an den Architravunterseiten der Tempels von Garni und in den Pfeilerreliefs von Lembatawank und Aschtarak kennen gelernt haben. Auch in Garni sehen wir schon pflanzliche Motive in freier Führung auf Abbildung 432. Jene Weinrankenpfeiler zeigen allerdings die gesetzmäßige Anordnung der Wellenranke und die Neigung zur Tiefendunkelkomposition, so daß in ihnen das Armenische hellenistisch-orientalisch gefärbt erscheint. Dieser armenischen Richtung im Schmuck, die sich in einer freien zeichnerischen Flächenfüllung ohne Tiefendunkelwirkung ausspricht, werden wir noch im weiteren auch außerhalb des Kapitellschmuckes begegnen.

Das jonische Kapitell, das in Garni noch rein auftritt, hat keine Fortsetzung in Armenien gefunden. Nur die jonische Volute tritt fast unverändert in Verbindung mit einem korbförmigen Wulst auf, wodurch jene für die Rundbauten so charakteristische Form des Korbkapitells entsteht. (Siehe darüber S. 318 und 422.)

Der Schmuck des Türsturzes. Anschließend an das hellenistische Akanthuskapitell sei hier gleich auf die Türsturzausstattung eingegangen, welche das Schicksal des aus den hellenistischen Gebieten in Armenien eindringenden Stromes abermals bestätigen. In Armenien, wo der Bogen statt des geraden Balkens vollständig herrschend ist, fällt die geradlinige Überdeckung einer Tür- oder Fensteröffnung schon von vornherein als ein Fremdartiges ins Auge. Schon der Umstand, daß der gerade ornamentierte Türsturz nur an den Langhausbauten Verwendung findet[1]) und mit ihnen verschwindet, weist auf seine Herkunft, auf jene Zeit, wo die Gebiete jenseits des Taurus und im besonderen Nordsyrien mit Armenien kulturell und religionspolitisch in engsten Beziehungen standen. Ihr gegenständlicher Schmuck zeigt die Abhängigkeit deutlich.

Das Rund, gefüllt mit dem gleichmäßigen griechischen Kranz oder Stern, bildet im Besonderen an den Südportalen das Hauptmotiv des Türsturzdekors (Eghiward, Abb. 163, Ereruk Abb. 442/43). Dieses durch Hunderte von Vertretern für Syrien so bezeichnende Motiv, das als abwehrendes Zeichen in den verschiedendsten Abwandlungen auch dort die Türbalken der Kirchen schmückt[2]), entstammt in Syrien sicherlich dem unhellenistischen Einschlag, der die syrische Baukunst durchsetzt[3]) und die altorientalischen Motive im Christentume weiterführt. Ebenso sind die in Ereruk zwischen den Medaillons erscheinenden Palmbäume mit den dünnen fruchttragenden Kronen (Abb. 442) und die Steinböcke (Abb. 443), solche uralte Sinnbilder, die wir über Syrien[4]) bis ins sabäische Arabien[5]) zurückverfolgen können, Motive, die im ganzen alten Orient Verbreitung gefunden haben. Auch die Umrahmung durch Kreispunkte, wie sie an den Türstürzen von Ereruk und Kassach (Abb. 444) in Form von durcheinandergeschlungenen Wellenbändern erscheint, findet sich immer wieder an den syrischen Toren[6]).

An den Toren von Tekor (Abb. 37, 368) setzt sich der Schmuck des Türsturzes auch an der seitlichen Türrahmung fort. Von den Laibungswänden aus springt das Profil in zwei schmalen, seichten Abstufungen vor. Es folgt eine Hohlkehle, die mit Pfeifenblättern geschmückt ist. Über dem wag-



Abb. 443. Ereruk, Basilika: Westtor.

[1]) Erst um die Wende des 1. Jahrtausends findet sich der gerade Türsturz mit einer an den Hellenismus gemahnenden Ornamentik auch an Bauten, die nicht dem Langhaustypus angehören. So an der Erlöserkirche in Ani und der Hauptkirche von Marmaschen (Abb. 145, 484). So deutlich die Überlieferung in den Motiven zu erkennen ist, so macht das Ganze doch den Eindruck einer spielerischen Benützung alter Elemente durch einen dem Hellenismus völlig entfremdeten Geist. Vielleicht ist hier mit einer Art Renaissance auf Grund byzantinischen Einflusses zu rechnen, dessen Wirksamkeit zum mindesten im politischen Leben Armeniens klar zu erkennen ist (1045 kommt ganz Armenien unter byzantinische Herrschaft).

[2]) Butler, »Architecture and orther arts«, p. 32 f.

[3]) Glück, »Der Breit- und Langhausbau in Syrien«.

[4]) Butler. l. c. 80. — [5]) C. I. H. 72, 73 u. a.

[6]) Butler, l. c., S. 135, 137, 239, 262 u. a.



Abb. 444. Kassach, Kirche: Westliches Südtor.

rechten Balken läuft an der Westtüre ein Fries von sich gleichbleibenden Palmettenwedeln nach dem Grundsatz der fortlaufenden Wellenranke angeordnet. An der westlichen Nordtüre folgt statt dessen ein zweiter Türsturz mit den drei üblichen Medaillons. Auch diese Art der vollständigen Türumrahmung ist die in Syrien vom Hellenismus her durchaus geläufige. Nur sind dort die Profile dem stärker nachwirkenden Hellenismus entsprechend meist voller und plastischer. Die Palmettenwedel an der Westtüre (Abb. 37) sind sicherlich eine Schematisierung jener Akanthuswedelranken, die die Türumrahmungen und Friese an den syrischen Bauten bilden und die schon dort vereinzelt palmettenförmig umgebildet werden [1]). Wenn wir diesen Türstürzen von Ereruk und Tekor als ein Beispiel der Seite 282 f. näher behandelten figürlichen Darstellungen den Türsturz des Südportals von Kassach gegenüberstellen (Abb. 444), so wird deutlich, wie die beiden ersten Bauten auch in diesem baulichen Teilgliede die hellenistisch-christliche (syrische) Tradition reiner bewahren, aus der Schichte der anderen aber als vorübergehende Erscheinung herausfallen. Freilich ist auch in Kassach die Darstellung (Psalm 41) und die Umrahmung (Kreisband mit Füllungen) dem südlichen hellenistischen Kunstkreise entnommen, doch fällt sofort die andere Art der formalen Behandlung ins Auge. Während im ersten Falle wie im syrischen Bauschmucke die Motive dadurch zur Erscheinung gebracht sind, daß der Reliefgrund nur in ganz kleinen tiefdunklen Teilchen ausgehoben ist, um das Muster an sich in der Fläche wirksam werden zu lassen, ist in Kassach auf dieses malerische Mittel verzichtet, und, trotzdem auch hier eine möglichste Flächenfüllung angestrebt wird, spielt der Grund keine Rolle zur Hervorhebung der Gestalten. Diese sind vielmehr rein zeichnerisch wie steghaft aufgesetzt in der Art, die wir grundsätzlich bereits an dem Kapitelle der Blendsäule von Tekor in Abbildung 434 erkannt haben. Es ist damit klar, daß auch die darstellende Plastik, wenn sie auch

[1]) Butler, S. 32, 33 (Nr. 3) u. a.

gegenständlich als Übernahme aus dem hellenistischen Kunstkreise erscheint, bei ihrer Übertragung auf das armenische Gebiet alsbald ihre formale Umwandlung erfährt, dem fremdartigen unhellenistischen Kunstgeiste entsprechend. Ich habe oben (S. 411 f.) diese steghafte Zerlegung als eine Fortführung iranischer (parthischer) Prinzipien angesprochen. Zusammen mit dem Schrägschnitt wird sie typisch in den figürlichen Reliefdarstellungen Armeniens. Noch in der späteren Zeit — so in dem Hauptdenkmal Achthamar im 9. Jahrhundert (Abb. 317/318 und 332—334) — läßt sich diese Art in großzügiger Gereiftheit verfolgen, wobei ja auch gegenständlich die Beziehungen zur älteren iranischen Entwicklung deutlich werden. Nicht unerwähnt soll es aber bleiben, daß die einfache zeichnerische Art, wie sie in Abbildung 444 erscheint (vgl. auch Abb. 326), einigermaßen auch mit einer volkstümlichen armenischen Skulptur Verwandtschaft zeigt, von der etwa die Figuren auf einem Steinbecken in der Kirche von Tekor (Abb. 269) einen Eindruck geben. Diese wieder könnte ihre Voraussetzungen in vorgeschichtlichen Steinarbeiten finden, wie sie Lissitzian gelegentlich eines Abstechers in das Gebirge oberhalb Geghard (S. 18) beobachtete.

Das hellenistische Gesims. Bei der Mannigfaltigkeit der Ströme, die sich schon in der ersten christlichen Zeit Armeniens vereinigen, ist es von vorneherein naheliegend, daß in den Bauteilen, die als reine Zierglieder struktiv weniger in Betracht kommen, und als solche einer freieren Verwendung unterliegen, eine Gesetzmäßigkeit in der Übernahme der Formen weniger ins Auge springt. Ein solcher Teil ist das Gesimse, das in Armenien in der frühesten Zeit in den mannigfachsten Formen auftritt. Gleichwohl lassen sich auch da die Übernahmsquellen bis zu einem gewissen Grade trennen.

Vor allem wird, was das Gesims anlangt, das mesopotamische Ziegelland als gebender Teil von vorneherein auszuscheiden sein. Denn das Gesims ist seinem Ursprung nach, in welcher Form immer es auch auftritt, ein aus der ausübenden Bautätigkeit sich ergebendes Glied. Im Irak, wo die Mauern unmittelbar in die Wölbung übergingen, und ein besonderer Schutz zum Abhalten der Niederschläge von der Mauer nicht nötig war, entbehrte es gewiß einer selbständigen Ausbildung. Wohl aber wird das hellenisierte Nordmesopotamien auch bezüglich dieses Gliedes als Vermittler in Betracht kommen.

Unter den als Gesimse verwerteten Motiven, die durch ihr Vorkommen an den frühen armenischen Langhausbauten den Gedanken an ihre hellenistische Abkunft nahelegen könnten, ist der Zahnschnitt und das Karniesprofil zu nennen.

Der Zahnschnitt tritt in weitgehendster Verwendung in Ereruk auf. Schon hier ist die Art seiner Verwendung eine doppelte. Einmal erscheint er als Gesimsband über den Pilastern der äußeren Seitenwände (Abb. 182), über ihm war aber das Gemäuer noch in einigen Steinlagen fortgesetzt (siehe S. 401). Er erscheint dort bloß als eine vorspringende Leiste, an deren unterem Rande in gleichen Abständen die prismatischen Zähne angesetzt sind; ähnlich im Innern als Abschluß des Apsisbogens (Abb. 178), nur daß hier die Leiste zweigeteilt ist. Außerdem erscheint er an den Blendgiebeln der Türen an der Südseite (Abb. 182), hier aber in Verbindung mit dem Karniesprofil als ein Teil des ganzen Gesimses. Erkennen wir im zweiten Falle ohne weiters die Art der Verwendung, wie sie in der Antike gebräuchlich ist, so kann dies für die erstere Art nicht gelten. Denn in der Antike tritt der Zahnschnitt nie als selbständiges Glied auf, sondern immer als ein dem ganzen Gesims untergeordnetes. Die erste Art, nennen wir sie den Leistenzahnschnitt, scheint im Altertum im besonderen ein Eigentum der ganzen vorderorientalischen Hochlandzone gewesen zu sein. Vor allem ist sie aus den Denkmälern von Persepolis und aus den kleinasiatischen Grabmälern bekannt. Von hier aus scheint sich der Zahnschnitt im jonischen Stile — im dorischen findet er sich noch nicht — mit dem Karniesprofil verbunden und jene Verwendung gefunden zu haben, in der wir ihn vom Hellenismus her kennen. — Schon bei Perrot et Chipiez, V, 520, 523, wird der Unterschied des hellenistischen und des Leistenzahnschnittes in vorchristlicher Zeit betont. Dort wird auch der Ansicht entgegengetreten, die den iranischen Zahnschnitt von den jonisch-kleinasiatischen Formen in genetische Abhängigkeit bringen will. Vielmehr sei in allen Ländern, in denen der Zahnschnitt im Altertum auftritt die Entstehung des Motivs selbständig aus der Verwendung des Holzdaches mit seinen Balkenköpfen zu erklären. Im allgemeinen ist diese Ansicht durchaus überzeugend. Sie verdient nur in Bezug auf die christliche Zeit eine Nachprüfung und Erweiterung. Sowohl in Iran als auch in Kleinasien ist der Zahnschnitt als eine Nachbildung der Dachbalkenköpfe in Stein ohne

weiters zu erkennen. Die Felsreliefs in Naksch-i-Rustem[1]) geben ein Abbild der verlorenen Holzverdachung der Paläste von Persepolis. Die dortigen Grabtürme[2]) zeigen die tatsächliche Übertragung des Holzgliedes in den reinen Steinbau. Ebenso ist die Übertragung in den lykischen Steingräbern deutlich. Es ist durchaus nicht nötig zwischen den beiden Gegenden eine Ursprungsaufeinanderfolge herzustellen. Ja wir werden vielmehr die selbständige Entstehung des Gliedes in allen Ländern voraussetzen dürfen, in denen das flache Holzdach im Hausbau auftritt, insbesondere dort, wo das Vorspringen der Dachsparren nötig ist, um die Mauer vor den Einflüssen der Witterung zu schützen. Diese Verdachung finden wir in dem ganzen zentralen Hochlandsgürtel Vorderasiens, in Iran, in den kaukasischen Ländern bis nach Kleinasien hinein. Es ist naheliegend, daß die Reihung der Balkenenden, das einzige Motiv, das bei diesen Häusern aus dem Praktischen heraus eine Schmuckwirkung übt, bei einer Übertragung in den Großbau verwertet wurde.

Was nun die christliche Zeit anlangt, so wird deutlich, das wir dort, wo der Leistenzahnschnitt auftritt, mit einer Fortsetzung der heimischen Überlieferung zu rechnen haben. So auch in Armenien. Daß dort der Zahnschnitt schon in vorgriechischer Zeit Geltung hatte, zeigt z. B. die Darstellung auf dem Siegelzylinder von Gök-Tepe, der bei Lehmann-Haupt[3]) veröffentlicht ist. Dort erscheint er offenbar als Bekrönung des Gebäudes gedacht, dem die »Türen des Ostens« angehören, deren Angeln unter dem Zahnschnitt eingreifen. Es kann kein Zweifel sein, daß das Glied hier wirklich im baulichen Sinne auftritt. Der Leistenzahnschnitt findet sich in christlicher Zeit außer in Ereruk noch des öfteren als Abschlußgesimse, so in Mren, Alaman, Bagaran, Mastara und Odzun, ist also an eine bestimmte Bauform nicht gebunden. Schon dieser Umstand und sein Fortleben weit über die Zeit des hellenistischen Einflusses hinaus mag dafür sprechen, daß der Zahnschnitt in dieser Form ein Vertreter der heimischen, nicht der hellenistischen Tradition ist. Manchmal (Abb. 256) erscheint eine Variante dadurch, daß die Zwischenräume zwischen den Zähnen nicht rechteckig sondern hufeisenförmig gestaltet sind, die Zähne selbst sich also nach unten verbreitern. In dieser Form erscheint er auch des öfteren an den Fenstergesimsen frei umgebildet, wobei die Zähne mit Punkten endigen (siehe Abb. 26). Eine besondere Abart, sicherlich auch derselben unhellenistischen Tradition entspringend, ist der Schachbrettzahnschnitt, wie er in Thalin (kleine Kirche) in dreifacher (Abb. 190) oder in Eghiward (kleine Kirche) in zweifacher Reihung (Abb. 155) vorkommt[4]). Von diesen Dingen unten ausführlicher.

Diesem orientalischen Leistenzahnschnitt gegenüber hat der hellenistische, d. i. der Zahnschnitt in Verbindung mit dem Simaprofil nur wenig Geltung erlangt und verschwindet mit dem Aufhören der Wirksamkeit der hellenistischen Kunstkreise. Wir finden ihn an den Gesimsstücken beiderseits der Apsis in Diraklar (Abb. 152), an dem schon erwähnten Türgebälk in Ereruk und ebendort an der Umrahmung der Fenster an der Westseite (Abb. 177). Für die Abhängigkeit dieser Form von der hellenistischen Kunst ist ihr Beschränktsein auf die frühesten Denkmäler bezeichnend. Denn auch in Syrien reicht die Verwendung des Zahnschnittes kaum über das 4. Jahrhundert hinaus und nur in Nordmesopotamien lebt er in verkümmerter Form als Gesimsteil eine Zeitlang fort[5]). — Vielleicht ist auch das Konsolengesims, wie es in Kassach (Abb. 445) auftritt, ein Abkomme des hellenistischen Stromes seinem stärkeren funktionellen Ausdruck entsprechend, wie er von der orientalischen Tradition kaum zu erwarten ist[6]).

Das Karniesgesims ist aufs engste mit dem Gebrauche des Giebels verknüpft. Über dessen Rolle wurde bereits Seite 394 gehandelt. Der Gebrauch des Karniesgesimses war mit der Einführung des Giebels, soweit diese von hellenistischer Seite angeregt

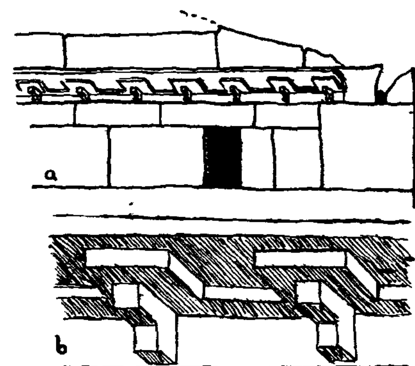


Abb. 445. Kassach, a Südwestecke mit Giebelansatz, b Konsolengesims.

[1]) Dieulafoy, »L'art antique de la Perse«, I, Tafel X.

[2]) Ebenda Tafel VI. u. VIII.

[3]) »Materialien zur älteren Geschichte Armeniens und Mesopotamiens«, S. 8, 9.

[4]) In dieser Form verdient der Zahnschnitt besonders deswegen Erwähnung, weil er so ein übliches Glied der späteren islamischen Kunst wurde und insbesondere in Syrien weitgehendste Verwendung fand.

[5]) Siehe die bei Strzygowski, »Amida« und neuerdings bei Guyer, Rep. für Kunstwissenschaft, 1915, S. 193 ff. zusammengestellten Beispiele.

[6]) In ähnlicher Durchführung wie in Kassach findet sich das Konsolengesimse auch in Kleinasien: Kyzylkilisse von Siwri Hissar (Rott, »Kleinas. Denkmäler«, Abb. 102).

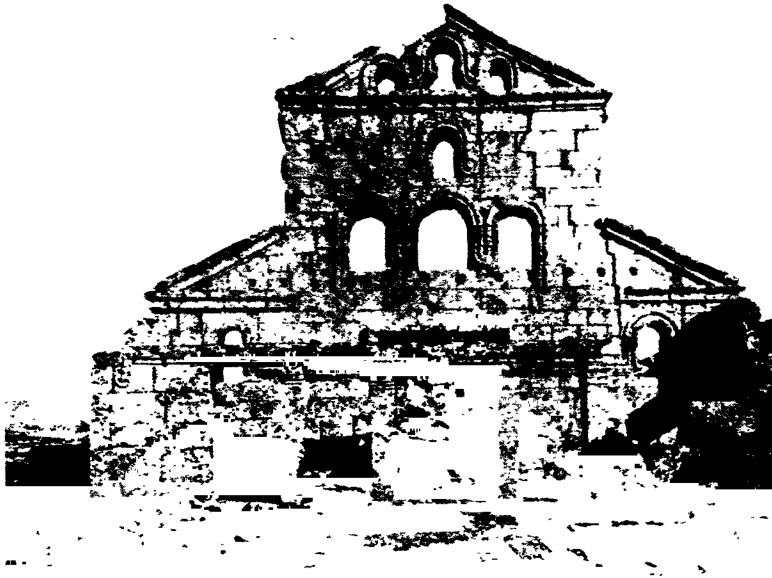


Abb. 446. Bakirha, Kirche: Stirnwand.

war, naheliegend. Allerdings ist hier in seiner Verwendung ein bedeutender Unterschied festzustellen, der für die Stellung Armeniens gegenüber den hellenisierten Nachbargebieten bezeichnend ist. In der Antike begrenzt das Gesimse den Giebel von allen drei Seiten und erscheint überall dort, wo tatsächlich ein baulicher Abschluß gegeben ist. Am unteren Teile des Giebels gehört es zu dem Gebälk, das über den Säulen lastet. Im christlichen Basilikalbau wird es an dieser Stelle beibehalten, wenn auch mit dem Wegfall der Säulenvorhalle sein tektonischer Sinn aufhört (Abb. 446). Gleichwohl bezeichnet es dort noch immer den Ansatz und den Verlauf des eigentlichen Dachgestühls. Diesen Sinn verliert es aber, sobald der Giebel mit der Wölbung in Verbindung tritt. Das wagrechte Gesims hat bei Verwendung der Tonne keine Bedeutung. Da ist es nun beachtenswert, wie die Beibehaltung des unteren wagrechten Giebelgesimses von der Wirksamkeit des Hellenismus abhängig ist. So bleibt es im nördlichen Mesopotamien bestehen und verliert damit seine sinnbildliche Geltung. Es wird aber zur schmückenden Rahmung (Abb. 447), die nun auch an Stellen verwendet wird, wo keine baulichen Kräfte wirksam sind (siehe unten, bei profilierte Bänder). In Kleinasien finden wir dieselbe Erscheinung, ebenso in Armenien. In diesen beiden Gebieten ist aber der Wechsel bezeichnend, der mit dem Abflauen des hellenistischen Stromes eintritt. So ist an der Westfront von Tekor der Giebel noch dreiseitig umrahmt (Abb. 24), doch zeigt sich bereits an demselben Baue, der ja nach allen Vorhergegangenen in jeder Beziehung einen Übergang zum National-Armenischen darstellt, jene Art der Verwendung, die in der ganzen folgenden Zeit üblich wird. An den Giebeln der beiderseits der Apsis vorspringenden turmartigen Anbauten (Abb. 24) bleibt das Gesimse auf die Dachschrägen beschränkt, die Wagrechte ist nur mehr in kurzen Ansätzen vorhanden, die beiderseits einspringen. Was die Karniesprofilierung anlangt, die in den frühesten Beispielen wie in Tekor deutlich den Anschluß an die hellenistischen (syro-mesopotamischen) Formen erkennen läßt, so lebt sie, naturgemäß nach dem heimischen Geschmacke variiert und weitergebildet fort, und erhält nur in dem typisch armenischen Kranzgesimse mit dem Bandgeflecht (siehe Abb. 449 u. 117, S. 436) eine maßgebende Konkurrenz.



Abb. 447. Salah, Mar Jakub: Südseite.

Die profilierten Bänder. Es wurde bereits erwähnt, wie das profilierte Gesimse in Nordmesopotamien bei der Übertragung des Giebels auf den Wölbungsbau seine tektonische und symbolische Geltung verliert und zur rein dekorativen Rahmung wird. Besonders deutlich wird dies an einzelnen Kirchen des Tûr 'Abdingebietes, wo das Gesimse auch zur Begrenzung vertikaler Kanten des Gebäudes verwendet wird, ohne daß auf den durch den Karniesschwung angedeuteten Ausdruck der wirkenden Kraft Rücksicht genommen wird (Abb. 447). Dieses Abgehen vom tektonischen zum rein

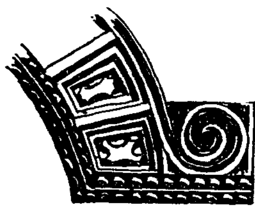


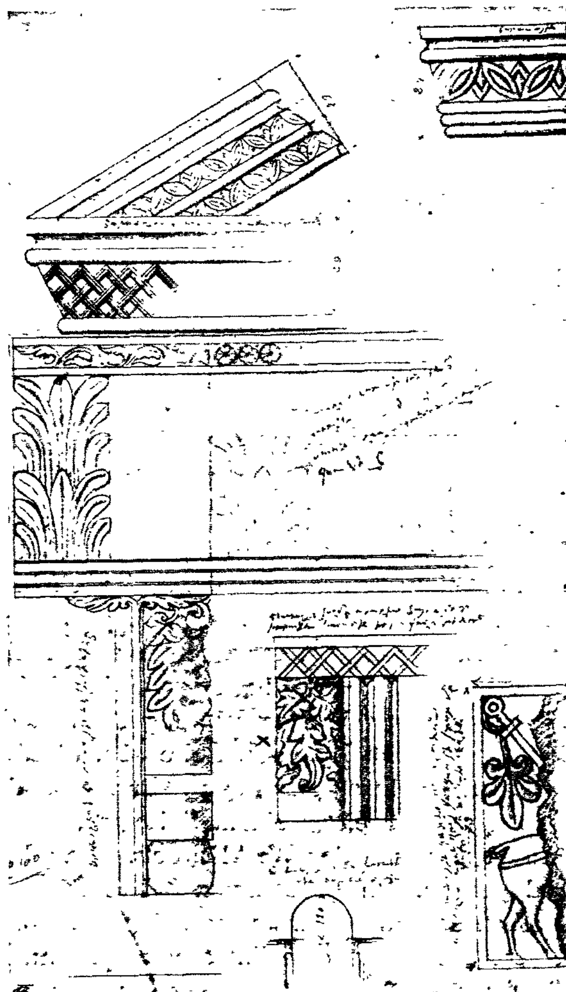
Abb. 448. Hripsime: Fensterumrahmung an der Westwand.

schmückenden Ausdruck ist der Wiederhall des Kampfes, der sich zwischen Hellenismus und Orientalismus in diesem Gebiete abspielt. Mit der Loslösung vom Tektonischen, das der orientalische Bauschmuck nicht kennt, werden auch die vom Hellenismus eingeführten Züge frei und erhalten neue Verwendung. So finden wir denn das Karniesgesimse im Norden Syriens und Mesopotamiens schließlich als schmückendes Band, das die Wände der Bauten rahmt und teilt, und in freier Führung, im Winkel umbrechend oder rund aufgerollt, Fenster und Türen umzieht (Abb. 446). So ist es auch in Armenien verwertet. Die Fensterumrahmungen in Ereruk und Kassach (Abb. 182), die den ganzen Bau und die Fenster umrahmenden Bänder in Tekor können dort als die frühesten Vertreter dieses Motivs gelten. In Ani erscheint es noch an dem Mausoleum des Gregor Abughamrentz im 10. Jahrhundert (Abb. 130) und scheint sich vereinzelt bis zur Zeit der Seldschuken gehalten zu haben.

Von diesem profilierten Bande ist wohl jenes zu unterscheiden, das als flache Leiste in ähnlichem Sinne hauptsächlich als Fensterumrahmung verwendet wird und vom 6. Jahrhundert an das erstere fast ganz verdrängt. Schon durch seine meist rein geometrische flächenfüllende Musterung (Bandverschlingungen etc.) wird sein gänzlich unhellenistischer Charakter deutlich (siehe darüber unten). Doch sind vielfach Mischbildungen zu erkennen. Sie äußern sich zunächst darin, daß das Profil verflacht und in die Fläche gedrückt als eine Aneinanderreihung von Stegen erscheint, wie in Ereruk, die Fensterumrahmungen an der Westseite (Abb. 177). Auch daran ist die Enthellenisierung zu erkennen. Oder es treten hellenistische Motive, wie ein Kassettenmuster an der Hripsime (Abb. 448) oder Rankenfüllungen in den Rahmungsleisten statt der geometrischen Musterung auf. — Wenn sich auch hin und wieder noch in späterer Zeit fast rein hellenistische Schmuckmotive nachweisen lassen, wie z. B. ein fast klassisch gegebener Eierstab in Lmbatawank bei Artik (Abb. 528), so kann doch im allgemeinen gesagt werden, daß mit dem 6. Jahrhundert der Hellenismus auch im Schmuck besiegt ist. Die Führung übernimmt dann der östliche Strom«.

c) Der persische Hellenismus.

Soweit Glück. Welche Bedeutung das iranische Gebiet für die Zierkunst der ausgehenden Antike gewann, wurde nach allen Seiten tastend in meinem »Mschatta« vorzuführen gesucht. Ich bin dann ausführlicher darauf eingegangen in meinem »Altai-Iran«, wo vor allem zwei Ströme zu scheiden waren, beide geometrisch gerichtet: der eine mit der geometrischen Ranke, der andere mit dem Bandgeflecht als Leitform wirtschaftend. In Armenien sind beide Richtungen nebeneinander zu beobachten, wie ich schon in »Altai-Iran« ausführte. Ich will hier daher nicht nochmals grundsätzlich auf die Ursprungsfrage eingehen, sondern behandle die armenische Zierkunst lediglich auf Grund der Tatsachen, wie sie in den erhaltenen Denkmälern vorliegen. Dabei zeigt sich nun, daß man ziemlich streng scheiden muß zwischen einzelnen Denkmälern, die eine Mischung verschiedenster Richtungen hervortretenlassen und der breiten Masse, die als nationalarmenisch im eigentlichen Sinne gelten kann. Ich behandle zunächst einmal die Mischbauten, um mich dann im ganzen übrigen Teile dieses Werkes nur noch mit der armenischen Art selbst beschäftigen zu können. Von



Aufnahme Thoramanian.
Abb. 449. Ani, Burgkirche: Ausstattung des Westgiebels.

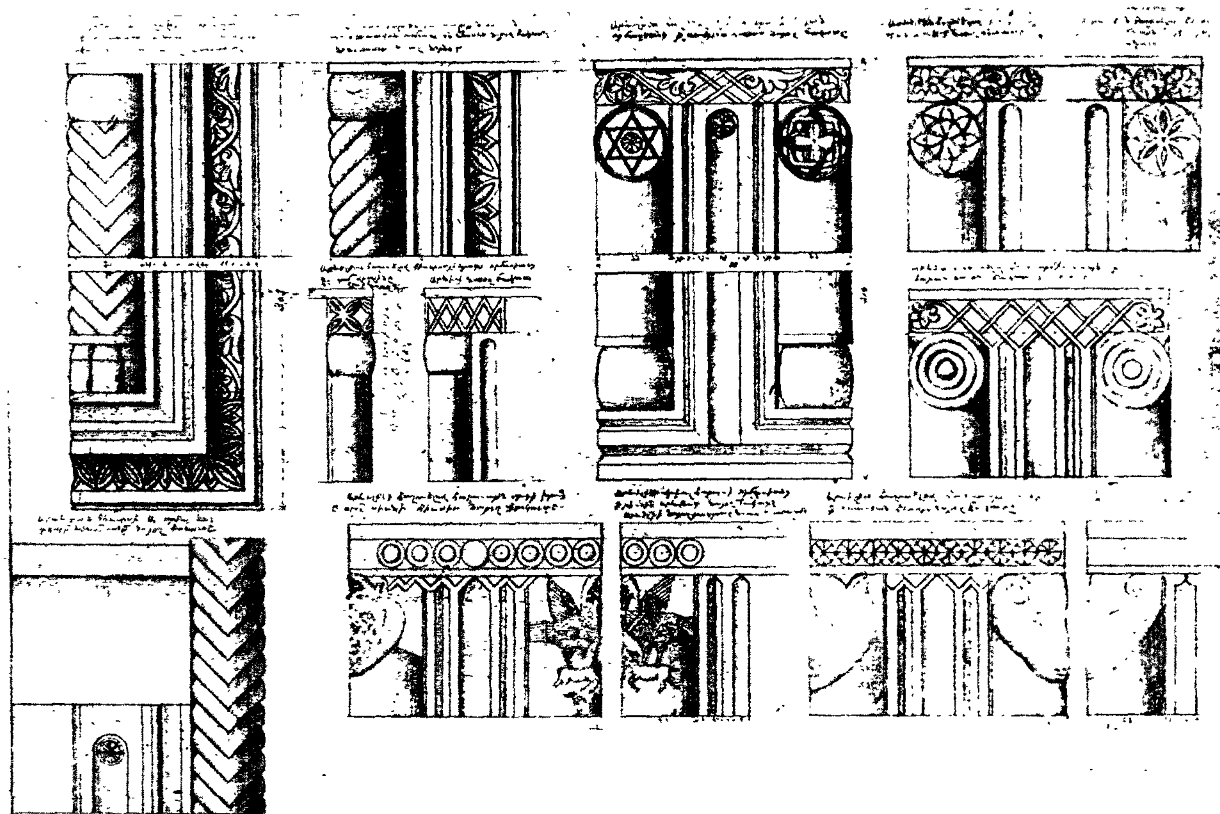


Abb. 450. Ani, Burgkirche: Einzelheiten der Innenausstattung. Aufnahme Thoramanian.

Bauten, die weder rein hellenistisch sind, noch auch ganz der nationalen Art angehören, dafür aber den Einschlag von Kunstkreisen zeigen, die bisher unbeachtet blieben, stehen im Gebiete der Ausstattung nebeneinander die Kirche von 622 auf der Burg von Ani und Zwarthnotz von 650.

Die Burgkirche von Ani. Sie ist, oben Seite 137 beschrieben, ein einschiffiger Tonnenbau mit Gurten, die aber seltsamerweise nicht auf den vor die Wand gestellten Pfeilervorlagen, sondern auf Wandarmen darüber ruhen. Die beiden Vorlagen sind vielmehr durch Bogen verbunden, die ebenso vorgeblendet erscheinen, trotzdem sie tatsächlich das Gewölbe tragen. Dieser weniger auf Verengung der Tonne berechnete als schmuckfreudige Zug — schwerlich dürfte das Gewölbe in ein älteres eingezogen sein wie öfter in Kleinasien und Mesopotamien[1]) — wird nun durch eine überreiche Ausstattung, die auch die Westseite außen umfaßt, in unarmenischer Art gesteigert. Im allgemeinen kann gelten, daß die altchristlichen Kirchenbauten Armeniens ursprünglich reine Baukunst sind, also jeder aufdringlichen Ausstattung entbehren. Die Burgkirche von 622 kündigt sich daher schon durch ihren reichen Schmuck als Mischling an. Den Giebel zeigt Abbildung 449, eine Aufnahme von Thoramanian; er wirkt wie die Steinnachahmung einer Thonverkleidung. Gerade nur der Giebel selbst ist daran antik, wie am Bau auch gerade nur die Tonne auf Bogen mit Gurten mesopotamisch ist. Der Clitumnustempel etwa gibt etwas ähnlich Verworrenes[2]).

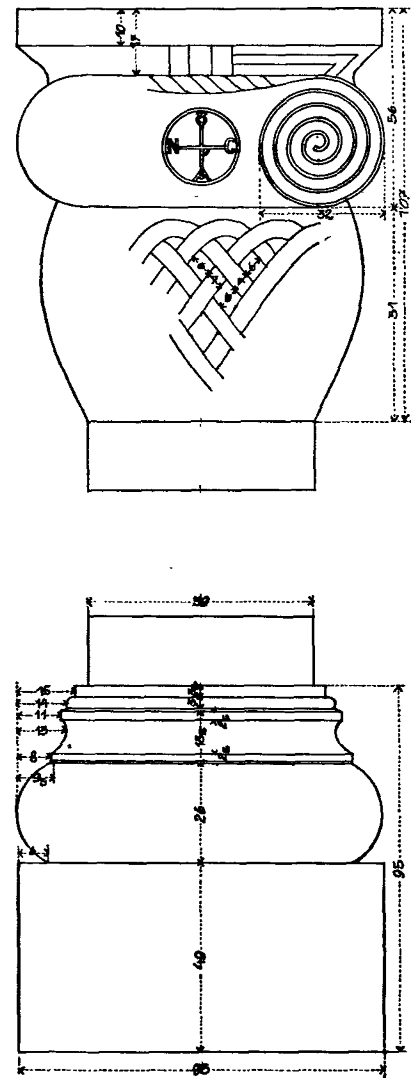
Als Kranzgesims haben wir in Ani die Schräge mit dem Bandgeflecht, statt des Geisons mit seiner feststehenden Bildung zwei Streifen mit Lanzettreihen zwischen Rundstäben unter einer Schräge, so daß Lynch I, Seite 380, diese Ausstattung mit Recht, »somewhat barbarous« und von »wild spirit« durchsetzt nennt. Er meint damit besonders die Ausstattung der Pfeilervorlagen im Innern, von denen er einen, Seite 379, abbildet und bemerkt, die Zeichnung bei Brosset (oben S. 139) stimme nicht mit der Wirklichkeit. Diese Pfeiler haben Dienste an den Ecken und allerhand seltsame Endigungen. Ich gebe davon Zeichnungen Thoramanians (Abb. 450), die man nach der Innenansicht Brossets ungefähr wird unterbringen können: die Dienste mit den Widderköpfen links, die mit den Rosetten rechts vom Eintretenden, dann Leisten mit Knöpfen, Rosetten, Zickzack, Ranken und

[1]) Vgl. mein »Kleinasien«, S. 10 f. und »Amida«, S. 251 f. Dazu oben S. 374 und 387.

[2]) Vgl. Zeitschrift für bildende Kunst XVI (1881), S. 314 f. Dazu Hoppenstedt, »Die Basilika S. Salvatore bei Spoleto und der Clitumnustempel« 1912.

Palmetten, kurz ein buntes Gemenge von Mustern. Die Dienste endigen unten in Knäufen; auffallend ist, daß einmal oben statt der Widderköpfe Adler mit Hasen in den Klauen erscheinen. Zwischen den Diensten drei lotrechte Stege durch tiefen Schrägschnitt oder eine schmale Rundnische getrennt. An anderen Stellen laufen die Mauern empor gedrehte Wülste; man sieht einen bei Brosset (oben S. 139) rechts vorn, einen andern von herzförmiger Schichtung gibt die Zeichnung Thoramanians links oben. Über den Pfeilern ein zur Zierlichkeit des Übrigen gar nicht im Einklange stehender schwerer Kämpfer. Es scheint, daß wir in dieser Burgkirche ein durch seinen Baustoff erhaltenes Denkmal vor uns haben, das eine in weicherem Stoff, vielleicht in Stuck, irgendwo in der christlichen Kunst jener Zeit im Osten übliche Verkleidungsart wiedergibt.

Zwarthnotz und Verwandtes. Oben Seite 115 f. ist schon versucht worden, ein Gesamtbild zu entwerfen, hier sollen nur die erhaltenen Einzelheiten, entwicklungsgeschichtlich ausgewertet werden. Der Innenraum beschränkte sich, wie zu erwarten, auf reines Bauen; es kommen also im Kuppelraum selbst nur die Säulen der Exedren in Betracht. Die in die Ecken gestellten Dienste trugen weder am unteren noch am oberen Ende irgendwelchen Schmuck (vgl. Bana S. 124). Stand man im inneren Dome mit dem Gesichte gegen die Apsis, so kann dort nur durch Mosaik eine Belebung der streng baulichen Würde erfolgt sein. Tatsache ist ja, daß sich im Trümmerschutte Mosaikreste fanden (S. 297). Die drei andern Strebenischen freilich zeigten jene reichen Korbkapitelle, die ich schon »Das Edschmiatsin-Evangeliar«, Seite 10, besprochen habe. Ich schloß damals (1889) aus einigen Stücken, die ins Kloster Edschmiatsin gebracht worden waren (Abb. 111), auf den Bestand eines mächtigen Prachtbaues, der, inzwischen ausgegraben, ergab, daß die sechs Säulen der vier Exedren, also 24 Säulen, alle die gleichen Korbkapitelle trugen. Abbildung 451/452 zeigt die genau genommen aus drei Gliedern: Deckplatte auf Kämpferstutz, Spiralpolster und Korb bestehende Art. Bei 1·07 m Gesamthöhe entfallen auf den Kämpfer rund 0·24, auf die Voluten 0·32, auf den Korb 0·51 m, dabei hat der Kämpfer 0·96 Seitenlänge, der Korb unten 0·60 m Durchmesser. Das Nersesmonogramm hat 0·23 m Durchmesser. Dieses Kapitell ist nun ganz derb mit flächenhaftem Schmuck versehen, es läßt die feine Tonabschattung der jonischen Kapitelle von Garni (Abb. 360) völlig vermissen. Seine Wirkung ist eben in dem schwarzen Basalt berechnet, als dunkler Fleck in der farbigen Umgebung der rötlichbraunen Wände des Innenraumes. Seltsam ist die Bildung der Deckplatte als eines nach unten verjüngten Pyramidenstutzes. Die schrägen Flächen sind mit drei Randstreifen versehen. Das Polster zeigt (Abb. 453/454) die wulstigen Spiralen verbunden durch einen gedrehten Strick mit Aufsatz, die Seitenteile mit geometrisiertem Lorbeerstab, mittlerer Abschnürung und darüber wieder den gedrehten Wulst mit Aufsatz. Der Korb ist rund und geschmückt mit vier dreistreifigen Bändern, die 4 cm breit, einen Abstand von 6 cm haben. Die leeren Rautenfelder sind nur wenig tief ausgehoben. Manches an dieser Mischung von Ziergliedern erinnert an die Burgkirche von Ani, die ja 622, nur ein Vierteljahrhundert vor Zwarthnotz entstanden ist.


Messung Thoramanian.
Abb. 451/452. Zwarthnotz, Gregorkirche: Innenkapitelle.

Dieses Zwarthnotzkapitell steht einzig in Armenien darin, daß der mit Flechtbändern versehene Unterteil als richtiger Korb gebildet ist. Alle anderen Beispiele zeigen ihn als runden Knauf. Sie wurden S. 319 f. als die für Armenien typischen zusammengestellt. Das Zwarthnotzkapitell kündigt sich ja schon durch die griechischen Monogramme des Nerses Katholikos als nicht rein armenischen Geistes an. Tatsächlich ist der in Byzanz öfter bis zum fast naturalistischen Korb umgestaltete armenische Knauf hier zu einem Mittelding geworden, das ihn weder armenisch noch byzantinisch erscheinen läßt. Es ist zu verwundern, daß es in den erhaltenen Denkmälern nur dieses eine



Abb. 453. Zwarthnotz, Gregorkirche: Kapitell mit dem Monogramm »Narsou«.

Beispiel einer Rückwirkung vom Hellenismus her gibt — soweit der Kuppelbau in Betracht kommt.

Aus dem Langhausbau kenne ich noch ein zweites Beispiel. Es ist ein jonisches Kämpferkapitell, wie ich die Form nannte und befindet sich im Museum zu Ani, aus Ereruk stammend (Abb. 456). Es ist sehr viel derber als die Kapitelle von Zwarthnotz, ja geradezu roh, in gelber Lava gearbeitet und zeigt unter quadratischer Deckplatte von 0·82 m Seitenlänge ein Volutenlager, das mit dem Kämpfer 0·52 m hoch ist. Der Kämpfer verjüngt sich auf etwa 0·55 m Seitenlänge und zeigt auf der einen Seite eine runde Platte mit siebzehnteiligem Stern, auf der andern einen Kreis mit diagonal ansetzenden Lanzettformen. Eine Seite ist abgeschlagen. Ein zweites »Kapitell« aus Ereruk in Ani (Abb. 456) trägt eine griechische Inschrift, von einer andern war Seite 31 die Rede. Die 0·62 m hohe und 0·68 m breite Vorderseite zeigt roh eine Heiligenbüste, die zur Hälfte abgeschlagenen Seitenteile eine stehende Gestalt in langem gegürtetem Schurz, mit der Rechten nach oben weisend, und einen nach abwärts schwebenden Adler (Taube?). Ob diese Kapitelle in Ereruk das Mittelschiff trugen, bedarf näherer Untersuchung. Jedenfalls besteht zwischen diesen aus einer griechisch-syrischen Tonnenkirche stammenden Stücken und Zwarthnotz ein gewisser Zusammenhang. Neben dem jonischen Kämpfer hier und dem Korb dort findet sich in Zwarthnotz jener Adleraufsatz, der zu der Basis hinter den vier Eckpfeilern gehört und die in den Umgang vortretenden Säulen schmückte (Abb. 110). Es sind merkwürdige Stücke die man am besten zuerst von oben betrachtet. In Abbildung 109 stehen auf den Grundmauern der Exedra links zwei Basen, dann rechts eines der dazugehörigen Korbkapitelle, endlich zwischen ihm und dem Kuppelpfeiler einer von den vier Adleraufsätzen. Die Deckplatte hat dem Aufstellungsort entsprechend (Abb. 267) Trapezform[1]). Die Rückseite (Abb. 110) besteht aus einer hohen Platte, unter der zwischen den stark eingezogenen Ecken ein runder Mittelteil mit Palmettenschmuck vorquillt. Die Vorderseite nimmt in fast voller Höhe der Adler ein, dessen ausgebreitete Flügel um die Trapezecken auf die Schmalseiten übergreifen, zugleich mit jenen Palmetten, deren Fortsetzung wir aut



Abb. 454. Zwarthnotz, Gregorkirche: Kapitell mit dem Monogramm »Katholikos«.

[1]) Vgl. dafür auch Abbildung 26 meines »Der Dom zu Aachen«, S. 36.

der Rückseite sahen. Der Adler steht mit dreimal nach rechts, einmal nach links gewendetem Kopfe da (Abb. 455). Die Schwingen sind am oberen Rande mit übereinandergeschobenen Knöpfen verziert, die Federn als abgerundete Platten mit Rippen gegeben — alles derb für Fernwirkung gearbeitet.



Aufnahme Thoramanian.
Abb. 455. Zwarthnotz, Gregorkirche: Adleraufsatz.

Diese Art Ausstattung mag hellenistisch oder byzantinisch durchsetzt sein. Daneben aber steht jedenfalls ein starker iranischer Einschlag Ich bin der Überzeugung, daß der Umschwung in den antiken Kapitellformen vom Osten ausgeht. Von der Prokonnesos und ihren Steinbrüchen wurde das ganze Mittelmeer im Wege des Handels mit derart ausgestatteten Säulen versorgt. Die ältesten armenischen Kuppelbauten sind nicht erhalten, wir können in Zwarthnotz nur einen Rückschlag aus dem 7. Jahrhundert beobachten. Ich habe schon in verschiedenen früheren Arbeiten die Spuren der iranischen Voraussetzungen, die auch für Armenien vorgelegen haben dürften, nachzuweisen gesucht und halte mich nicht dabei auf[1]). Es sei nur erwähnt, daß ich vor dem Palast von Zwarthnotz in der Pfeilerreihe, die ihn von dem Domplatze trennt (Abb. 303), noch eines der Kapitelle fand, das wahrscheinlich zum Palaste gehörte (Abb. 305, Persischer Saal?). Obwohl stark zerschlagen, ließ sich doch die ursprüngliche Form noch vollständig wiederherstellen: das reine Kämpferkapitell mit unterem Wulst und hoher Deckplatte, der Körper in der üblichen Weise aus dem Quadrat in das Rund gezogen[2]).

Soweit die Innenräume von Zwarthnotz. Ich gehe nun über auf die Ausstattung der Wände am Äußern. Abbildung 119 nach einer Wiederherstellung Thoramanians gibt davon eine Vorstellung. Es handelt sich zunächst um die in drei Stufen als Ansatz an der Wand emporsteigende Ummantelung, in die Tore, bis auf den Sechsstufen-Unterbau herabgehend, einschneiden. Die drei Stufen zwischen ihnen tragen jene die Fenster rahmende Blendbogenreihe auf Doppeldiensten mit reicher Zwickelfüllung, die bereits Seite 116 f. beschrieben wurde. Wahrscheinlich folgten darauf jene Rundfenster, die das Modell des Gagik (Abb. 55) und die tatsächliche Nachbildung von Zwarthnotz in Ani zeigte. Sicher sind noch die Kranzgesimse, Schrägen mit Bandgeflecht (Abb. 117, 374/375). Im übrigen erinnere man sich, daß noch ein kleiner Bau von der Art von Zwarthnotz in dem Vieleck von S. Sargis in Chtskonk (Abb. 102/103) aufrecht steht. Da dort die Rundfenster und Fenster überhaupt fehlen, kann es sich natürlich nicht um eine genaue Nachbildung handeln. Für die Ausstattung vergleiche oben Seite 26 und 104.

Im vorliegenden Abschnitte beschäftigt uns lediglich die ganz allgemeine Frage, ob in dieser Außenausstattung vielleicht antike, byzantinische oder in beiden fußende iranische Anregungen vorliegen. Was zunächst das Gesamtbild anbelangt, so wüßte ich weder in Rom oder Konstantinopel, noch in Europa überhaupt oder in Kleinasien ein Gleiches vor 650 zu nennen, es sei denn, daß man an das Grabmal des Theoderich denkt, von dem deshalb im Schlußabschnitte zu reden sein wird[3]). Im übrigen liegt diese Art des Überspinnens, wie wir es in anderer Art auch an der Mschattafassade in Berlin finden, dem Mittelmeerkreise fern.

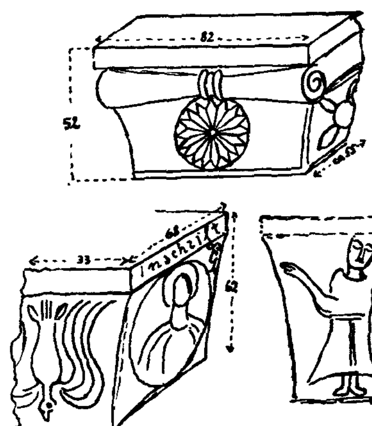


Abb. 456. Ani, Museum: Kapitelle aus Ereruk.

[1]) Vgl. »Kleinasien«, S. 118 f.; »Mschatta«, S. 355 f.; »Altai-Iran«, S. 196 f.; Bell, »Churches and monasteries of the Tûr 'Abdîn«, S. 90 f. Dazu Byzant. Zeitschrift. XXIII (1914), S. 329 f.

[2]) Vgl. darüber »Byzant. Denkmäler«, II, S. 56 und S. 216 und v. Alten, »Geschichte der altchristlichen Kapitells«, S. 23 f.

[3]) Vgl. vorläufig Zeitschrift für Geschichte der Architektur I (1908), S. 247 f. und »Die bildende Kunst des Ostens«, S. 16. »Altai-Iran«, S. 196, 289. Vgl. auch unten S. 447.



Abb. 457. Zwarthnotz, Gregorkirche: Reste der Ausstattung, am Westausgange zusammengestellt.

Anders sobald man sich an die Einzelheiten dieser Ausstattung hält. Ich beschränke mich zunächst auf die Glieder, die aus anderen Kunstkreisen übernommen sind. Es werden also die Doppeldienste mit ihren Würfeln erst später zu behandeln sein. Dagegen müssen die überreiche Licht- und Schattenstreifung (Profilierung) mit abschließendem Weinlaub, die menschlichen Gestalten und die Zwickel mit Granaten und Weinlaub schon hier zur Besprechung kommen. Man betrachte oben Abbildung 115, dazu später Abbildung 356 und hier Abbildung 457/458, worin Massen der erhaltenen Bruchstücke zusammengestellt sind.

Die Licht- und Schattenstreifung besteht wie an den Fußleisten der Pfeiler (Abb. 110) aus einer breiten Hohlkehle zwischen schmalen Wülsten, alle getrennt durch Stege. Das ist im Gegensinn zwar die attische Basis, aber man schlage »Amida«, Seite 335 f. nach oder oben Seite 252 und wird finden, daß hier von westlichem Einfluß kaum die Rede sein kann. Dies bestätigt die Verbindung, in der die tonige Streifung auftritt: Zunächst mit der Weinranke, die aus dem indisch-transoxanischen Gebiete herkommt und erst durch Alexander in breiter Schicht nach dem Mittelmeer gelangt[1]). Von naturnachahmender Absicht kann nicht die Rede sein, der wulstige Stiel verläuft rein geometrisch und ebenso sind Traube und Blatt ohne Leben gebildet, letzteres im Schrägschnitt mit gebohrten Blattwinkeln. Ähnliche Bildungen trifft man in Armenien nur in den längsgerichteten Tonnenkirchen, deren vorwiegend mesopotamische Art feststeht (S. 373 f.). So an den Türstürzen von Kassach (Abb. 326, 444) und an einem Kapitell von Tekor (S. 413), das ich nach einer Zeichnung von Thoramanian nachtrage (Abb. 459 f.). Wir sehen die Werkform des Kämpfers übersponnen mit einer gequälten Ranke, bei der kaum noch die Traube natürlich ist, die Blätter sind rein als Füllwerk verwendet. Die bisher vorwiegend aus Syrien bekannte Art dieser Rankenführung wird an Zwarthnotz besonders deutlich durch die Füllung der Zwickel, in denen zu der Weinranke noch Granatzweige treten (Abb. 113). Ich gebe hier noch ein zweites Beispiel (Abb. 462). Man sieht, wie jede der beiden Ranken aus einer Wurzel (?) über der Mitte des Bogens entspringt, genau so wie wir es von den Dreieckfeldern von Mschatta bis zu den Fußbodenmosaiken in Serdjilla 473 immer wiederkehren

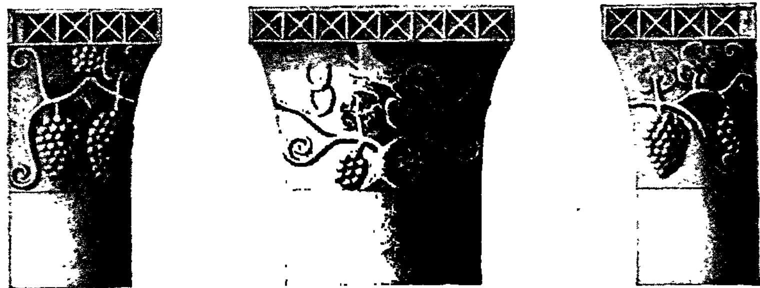
[1]) Vgl. »Altai-Iran«, S. 72 und schon »Mschatta«, S. 327 f.



Abb. 458. Zwarthnotz, Gregorkirche: Reste der Ausstattung im Westausgang zusammengestellt (Fortsetzung).

sehen und in Indien häufig verwendet finden[1]). Von der gegenständlichen Bedeutung dieses Schmuckes war bereits S. 256 f. die Rede. Bezüglich der Gestalt ist zu sagen, daß keinesfalls Naturnachahmung vorliegt, der Steinmetz vielmehr gewisse übliche Bildungen übernimmt, die sich auf dem Wege von Mittelasien und Indien nach Iran und Syrien herausgebildet hatten[2]).

Besondere Beachtung verdienen an dieser um 650 entstandenen Kirche von Zwarthnotz die in die Zwickel unter die riesigen Granaten gestellten Männergestalten (Abb. 115). Es waren einst im Ganzen 28 solche Zwickel sichtbar. Wenn man in Abbildung 458 feststellt, daß die Gestalt ein Weingartmesser in der Rechten vor sich hält und die Linke nach einer Traube erhebt, so könnte man auf ein Monatszeichen oder dgl. raten[3]). Der kurze gegürtete Rock würde dazu passen, ebenso die ausgeschnittene Haartracht. Die Gestalt steht mit verkümmerten Beinen auf Zweigen, die sich verkreuzen. Abbildung 464 zeigt dieselbe Gestalt nochmals vergrößert, aber aus Versehen im Gegensinne. Man wird über manche Einzelzüge besser ins Reine kommen. Eine zweite bärtige Gestalt (Abb. 463) mit breitem Haarschopf, diesmal in langem Gewand, hebt beide Arme nach rechts, als wenn sie dort etwas schnitte. Mag nun der Gegenstand welcher immer sein — wahrscheinlich sind Winzergestalten — Hauptsache ist, daß die menschliche Gestalt überhaupt herangezogen ist. Formal fällt die strenge Vorderansicht, die flache Behandlung und der im Schrägschnitt Wulst an Wulst reihende Faltenwurf auf. Man beachte, mit welcher tonigen Kraft daneben am Bogen das Profil zur Geltung gebracht ist.



Aufnahme Thoramanian.

Abb. 459—461. Tekor, Sargiskirche: Weinlaubkapitell.

[1]) Butler, »Architecture and other arts«, S. 288 und mein »Mschatta«, S. 303 f.

[2]) Vgl. darüber »Altai-Iran«, S. 71 .

[3]) Vgl. mein »Die Kalenderbilder der Chronographen von 354«. Ferner Repertorium für Kunstwissenschaft, IX (1888), S. 23 f. und XIII (1890), S. 241 f.

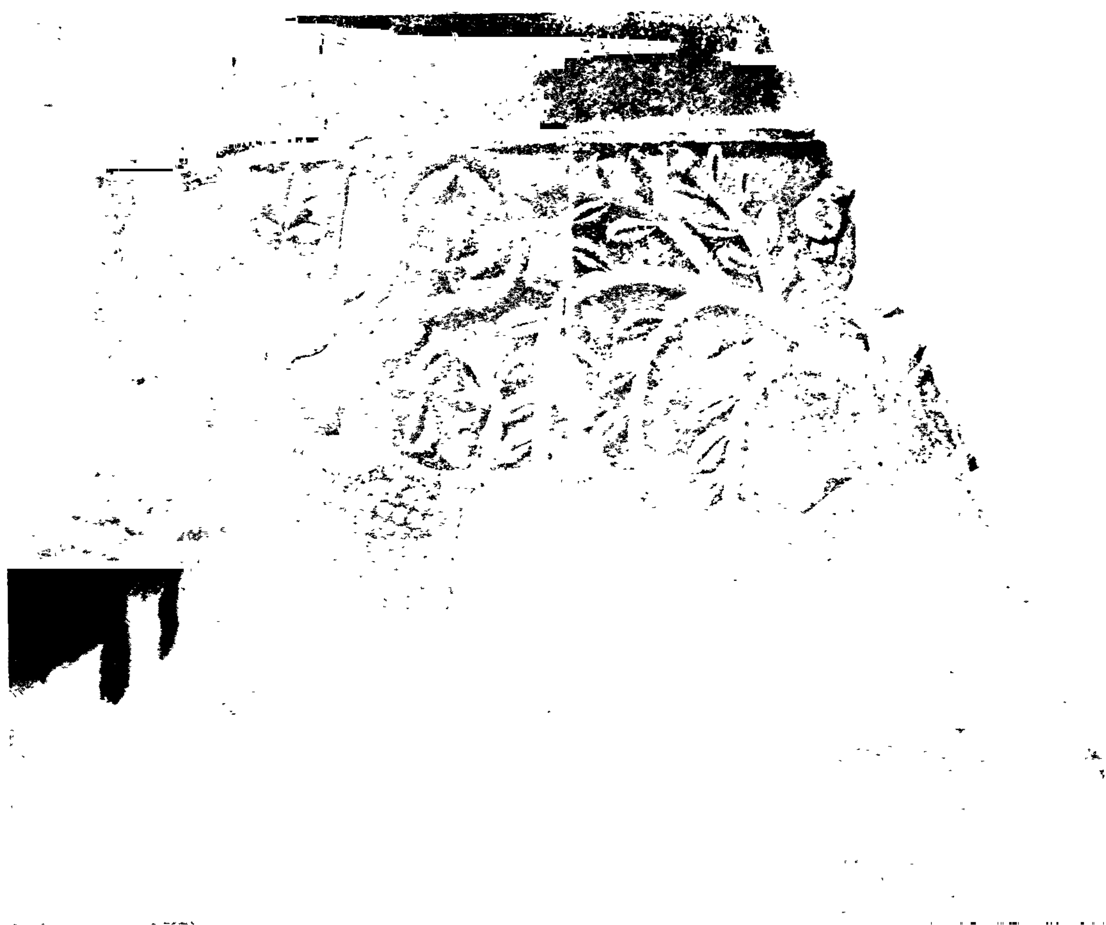


Abb. 462. Zwarthnotz, Gregorkirche: Zwickel mit Weinlaub und Granaten (verkehrt).

Gestalten wie in Zwarthnotz tauchen auch sonst noch in der Außenausstattung der armenischen Kirchenbauten auf. So an Irind (Abb. 137), einem Baue spätestens des 7. Jahrhunderts. Oben Seite 133 wurde eine Zwickelgestalt gegeben, die ich Seite 320 nochmals in ein paar Strichen wiederholte. Die Gewänder liegen so eng um die in strenger Vorderansicht gegebene Halbfigur, daß der Nabel hervortritt. Die Falten scheinen wie mehrstreifige Zierbänder behandelt. Andere vollkommen flach gearbeitete Zwickelgestalten zeigt die Apostelkirche in Kars aus der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts (Abb. 66). In allen diesen Dingen darf man neben die Zwickelmännchen von Zwarthnotz u. a. O. eine Reihe beachtenswerter, von den S. 257 f. angeführten Typen abweichende Grabsteine stellen, die im Umkreise der ältesten Kirchen des Landes zu finden sind und von denen einige unten im vierten Buche über die Ausbreitung gebracht werden sollen.



Abb. 463. Zwarthnotz, Gregorkirche: Reste der Blendbogenverkleidung des Äußern.

Diese bedeutungsvolle Denkmälergruppe setze ich in die Zeit von Zwarthnotz oder in die folgenden Jahrhunderte vor dem Jahre 1000 und glaube, daß sie entweder mit dem sasanidischen Christentume zu tun hat oder länger als die Baukunst der Wendung folgte, die vom

aramäischen Mesopotamien im 5. Jahrhundert in Armenien angeregt wurde. Dabei leiten mich folgende Erwägungen. Man darf erwarten, daß ebenso wie der Hellenismus der Mittelmeerkunst auch der Hellenismus Mesopotamiens und Südpersiens in das Armenische Eingang gefunden hat, daß also auch die Sasaniden neben Syrern und Griechen jenseits des Taurus darstellend zur Geltung kamen. Wir kennen die frühe mesopotamische Art von den Bauten im Städtedreieck Edessa-Nisibis-Amida. Dieser Kunstkreis erwächst auf einem Boden, der später, wie die Rabulas-Handschrift von 586 und Spuren nahelegen, die auf die Theologenschule von Nisibis leiten, ein Treibhaus darstellender Art wurde. Auch die sasanidische Hofkunst hält in ihren auf uns gekommenen Felsreliefs an der älteren hellenistisch-mesopotamischen Art fest. Ob also nicht auch die christliche Grab- und Kirchenkunst noch diese Wege ging? Spuren davon sind bis jetzt in Mesopotamien und den persischen Südländern nicht aufgetaucht. Aber die seltsamen altarmenischen Belege, die ich vorgeführt habe und noch vorbringen werde, scheinen mir eher aus dem Süden zu stammen, als aus dem flächenverzierenden Norden oder Osten. Davon später.



Abb. 464. Zwarthnotz, Gregorkirche: Zwickel der Blendbogen. (Im Gegensinn! Vgl. Abb. 458.)

Menschliche Gestalt: Überlieferung und Naturnähe.

Ich habe im vorliegenden Abschnitte grundsätzlich angenommen, daß im Rahmen der Erscheinung Gestalt u. a. alles ist, was aus anderen Kunstkreisen herüber genommen war. Es ist natürlich ganz ausgeschlossen, heute schon sagen oder auch nur ahnen zu können, was an der armenischen Baukunst in diesem Sinne alles Gestalt ist. Die Auseinandersetzung über die Gestalt wäre aber grundsätzlich nicht erschöpft, wenn nicht zum Schluß auf die Bedeutung Armeniens in der großen Frage hingewiesen würde: wie war es möglich, daß die vom alten Orient übernommene und zu wissenschaftlicher Richtigkeit gesteigerte Fähigkeit der Griechen, die Natur zu sehen wie sie ist, wieder aufgegeben wurde und ein »Mittelalter« heraufzog, das für die Natur um ihrer selbst willen kein Auge hatte[1]).

Man wird mir entgegenhalten, daß in Zwarthnotz und sonst Weinlaub und Granatzweige, also Naturgestalten, ebenso gegeben seien, wie in den verschiedenen Tier- und einzelnen Menschenbildungen. Man beachte jedoch, daß diese Gestalten nur um ihrer sinnbildlichen Bedeutung eingeführt sind, nicht wie in Hellas und Rom um ihrer selbst willen und um an ihnen als naheliegenden Naturgestalten die künstlerische Form ausreifen zu lassen. Die christliche Kunst hat, soweit sie hellenistischen Boden betritt, besonders da, wo eine rein griechische Bevölkerung waltet, diese Freude am Darstellen der Natur übernommen, wenn sie auch nicht mehr unmittelbar an die Natur anknüpft — von vereinzelten Fällen, wie der Schaffung des semitischen Christusbildes abgesehen[2]) —, sondern ihre derart gerichteten Gestalten der griechisch-römischen Kunst entnimmt[3]). In Armenien dagegen tritt wie in allen östlichen und nördlichen Gebieten vom Anfange der christlichen Zeit an ein Ablehnen des Natursehens in der bildenden Kunst auf. Eine Ausnahme in dieser Richtung machen nur die öfter erwähnten Stifterbilder (S. 222 und 287). Ich gehe daher auf sie hier in der Gestaltbehandlung etwas näher ein.

Stifterbilder. Sie sind in Armenien, wo die Bauten ja gern um der Fürbitte für bestimmte

[1]) Vgl. über den Begriff Mittelalter »Altai-Iran«, S. 238 f.

[2]) Vgl. »Der Thürmer«, IX (1907), S. 505 f.

[3]) Vgl. das Gesamtgebiet der Sarkophagplastik. Für die kleinasiatische Gruppe insbesondere mein »Orient oder Rom«, S. 40 f. und »A sarcophagus of the Sidamara type »(Journal of hell. studies XXVII, 1907, S. 99 f.)

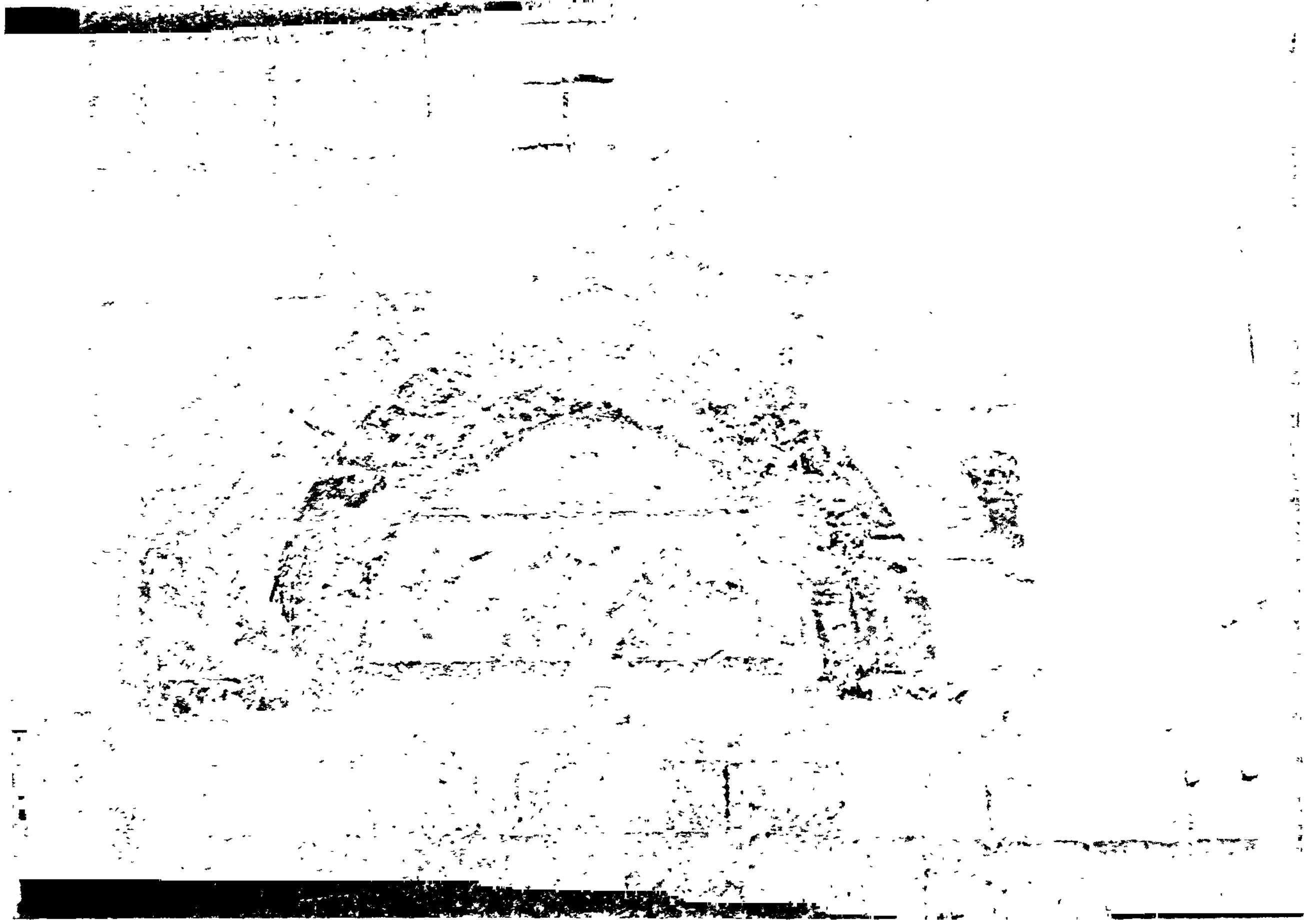
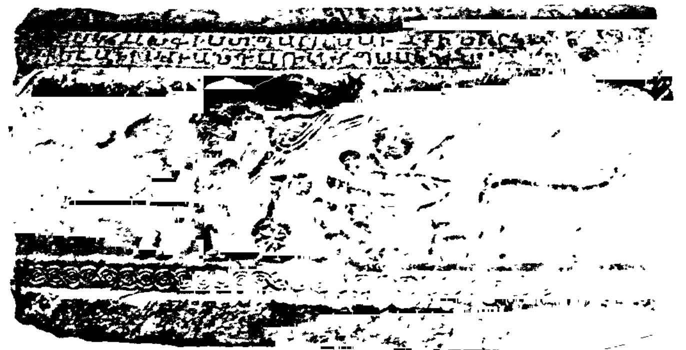


Abb. 465. Ughuzly, Kirche, Südtor: Reiterbild. Aufnahme Thoramanian.

Persönlichkeiten errichtet werden (S. 222 und 254), so häufig und kehren in so verschiedenen Fassungen wieder, daß hier nur Andeutungen gegeben werden können. Soweit ich bis jetzt sehe, dürften drei Gruppen zu trennen sein.

Reiterbilder. Auf sie wurde schon oben Seite 287 durch das Reiterpaar von ausgesprochen persischer Art in der Burgkirche zu Ani übergeleitet und dort auch auf das entsprechende Reiterbild von Ughuzly hingewiesen. Dieses Relief von Ughuzly, südwestlich von Alexandropol [1]) befindet sich über der Südtür (Abb. 465), die allerdings bei einer Wiederherstellung der Kirche vermauert wurde. Man sieht den Bogen des einstigen Vorbaues, darin von einem kleineren Rundbogen (mit dreistreifigen Flechtbändern und Tieren) entlastet das Längsrelief mit der Muttergottes thronend in der Mitte, zwei Reitern zur Seite und oben in den Ecken schwebenden Engeln. Leider sind die Köpfe absichtlich abgeschlagen und die Arbeit auch sonst stark beschädigt. Den Rand bildete ein zweistreifiges Mäanderband, in das der Heiligenschein der Thronenden hineinragt, während die Reiter ihn ebensowenig wie in Ani haben. Die beiden Bildwerke sind also im Aufbau gleich, nur erscheint an Stelle der Mutter mit dem Kinde dort der Baum. In einem georgischen Relief dieser Art in Nikordsminda ist an Stelle der Maria der stehende Christus getreten. Die beiden Reiter haben Gestalten unter den Pferden, der linke stößt seine Lanze dagegen [2]).



Aufnahme Jermakov 15980.
Abb. 466 Gndawank: Türsturz.

[1]) Vgl. die Karte von Lynch. Die Kirche selbst oben S. 216.

[2]) Abb. bei Uwarov, »Materialien« IV, Tafel XLVIII. Vgl. auch ebenda S. 71.



Abb. 467. Mren, Kathedrale: Westtor. Aufnahme Nahapetian.

Ein weiteres Relief dieser Art befindet sich über der Nordtür von Mren (Abb. 468)[1]. Dort ist in die Mitte ein Stabkreuz gestellt, das links von einem abgestiegenen Reiter, rechts von einer stehenden Gestalt und einem Knaben angebetet wird. Rechts am Rande der Palmettenbaum. Es frägt sich, ob solche Reiterreliefs der Gruppe der Stifterbilder angehören oder nicht. Den Beweis der Zugehörigkeit scheint mir ein Türsturz bzw. ähnliches Bruchstück in Gndawank beim Kloster Tathev in Siunik zu erbringen, das freilich einer wesentlich jüngeren Zeit angehört als die Flachbilder von Mren. Abbildung 466 zeigt oben zwischen Wülsten eine Inschrift: »Dieses ist die Ruhestätte des Barons Awak, der aufgestiegen ist zur unverwelklichen Herrlichkeit.« Die Jahreszahl ist eher 806 als 850

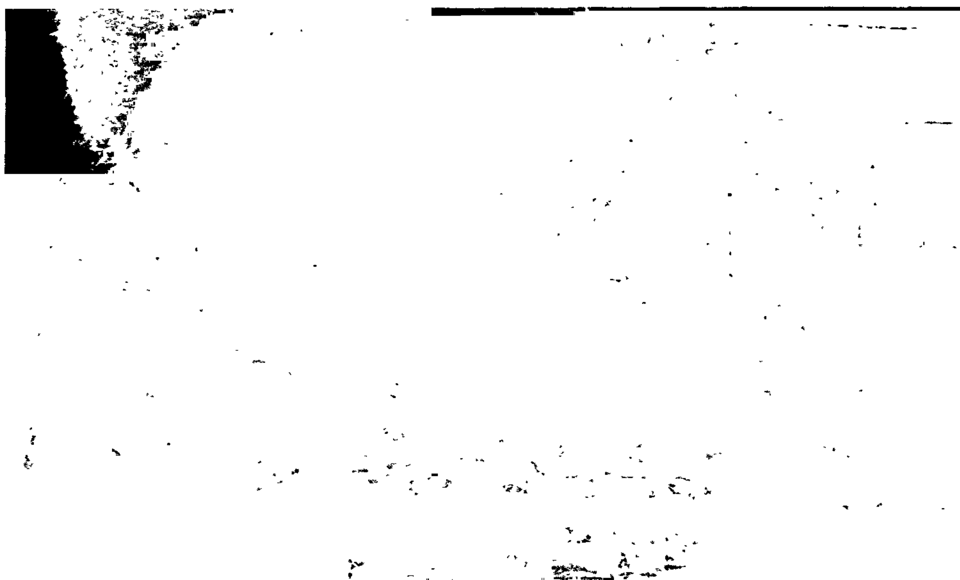


Abb. 468. Mren, Kathedrale, Nordtür: Türsturz.

[1]) Die Aufnahme ist leider mißlungen. Ich gebe sie trotzdem, da das Bildwerk noch unveröffentlicht ist.



Abb. 469. Mren, Kathedrale, Westtor: Einzelheit links.

d. h. eher 1357 als 1401 zu lesen [1]). In dem von Flechtbändern umrahmten Streifen sieht man links wie in Mren zuerst das gesattelte und gezäumte Pferd, dann den Reiter abgestiegen, nur hier in Vorderansicht mit dem Jagdfalken auf der Hand. Auf dem Boden eine hohe Vase und rechts, wie dieser Jäger kniend nach einem Steinbock zielt. In Mren scheint dafür die Huldigung vor dem Kreuze eingesetzt. Die drei Gestalten halten die Arme gesenkt und die Knie gebeugt. Der Baum endet mit einer gesprengten Palmette, steht auf einem Hügel aus Bogen, die Äste treiben eine Art von Weinblättern.

Der Stifter vor Christus oder Maria. Ich gehe aus von einem unzweifelhaft armenischen Beleg, einem zweiten Flachbild der Kathedrale zu Mren [2]). Abbildung 467 zeigt das Westportal, dessen Tür eingestürzt und heute vermauert ist. Man sieht, der Deckbalken ist halb zerstört, vielleicht um einem Torbau Platz zu machen, der später davorgelegt wurde, aber inzwischen wieder verschwunden ist. Doch ist der dunkel von unten in das Relief einschneidende Segmentbogen deutlich, den entlang das Relief in der Dicke des Daches abgearbeitet ist, so daß von den Mittelfiguren nur die Beine unten und die Köpfe oben erhalten blieben. Das Flachbild stellt sich als eine Art Türsturz dar, gekrönt von einer runden Platte, die von einem vortretenden Bogen mit Weinlaub überdacht ist. In dem Rundbilde sieht man zwei Engel nebeneinander mit der Weltkugel in der Linken und einem geschulterten Stab in der Rechten stehen. Die Platte darunter hat Trapezform, ein schmaler Rand umfaßt sechs Gestalten, die zu je dreien von der Mitte so in der Fläche stehen gelassen sind, daß der Grund ausgehoben wurde. Die Hauptfigur erscheint links von der Mitte. Es ist der Pantokrator, am Kreuznimbus erkennbar. Neben ihm ist links, glaube ich, Paulus, rechts Petrus zu erkennen. Diese drei Mittelfiguren sind durch Nimben gekennzeichnet. Es folgt rechts eine vierte Figur, die genau so gekleidet ist wie die Mittelgruppe, aber, gleich den im Gewand übereinstimmenden Eckfiguren, des Nimbus entbehrt. Ich möchte von vornherein annehmen, daß es sich in ihr um den Katholikos oder Bischof, in den beiden acclamierenden Eckfiguren um Fürsten bzw. Stifter handelt. Dieses Flachbild der Westseite wird bei der Deutung ergänzt durch das besprochene des Nordportals. Ich gebe Abbildung 469 und 470 zwei Einzelaufnahmen, die für die Geschichte der armenischen Tracht von Bedeutung sein dürften. Auf die künstlerischen Werte der beiden Reliefs will ich nicht eingehen, uns beschäftigt hier nur Gegenstand und Gestalt. Dem Westrelief gegenüber kann kaum ein Zweifel an der vorgeschlagenen Deutung bestehen, besonders wenn man die Inschriften nach dem

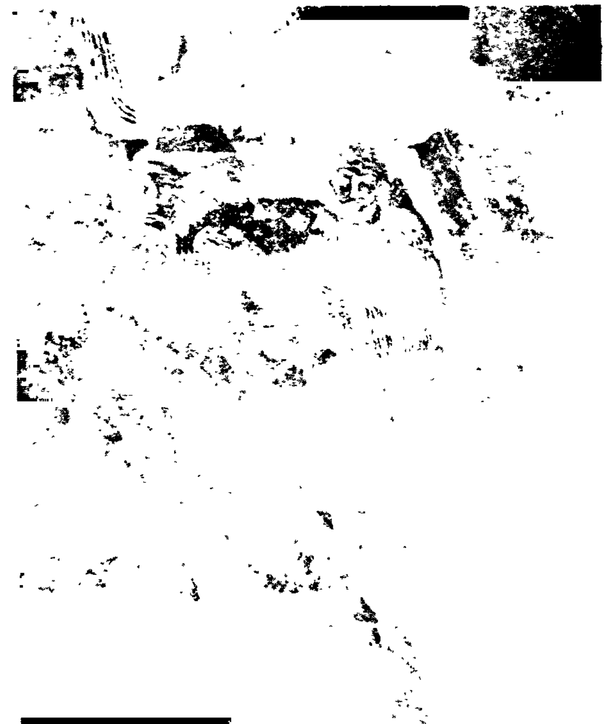


Abb. 470. Mren, Kathedrale, Westtor: Einzelheit rechts.

[1]) Vgl. Alischan, »Sisakan«, S. 105,

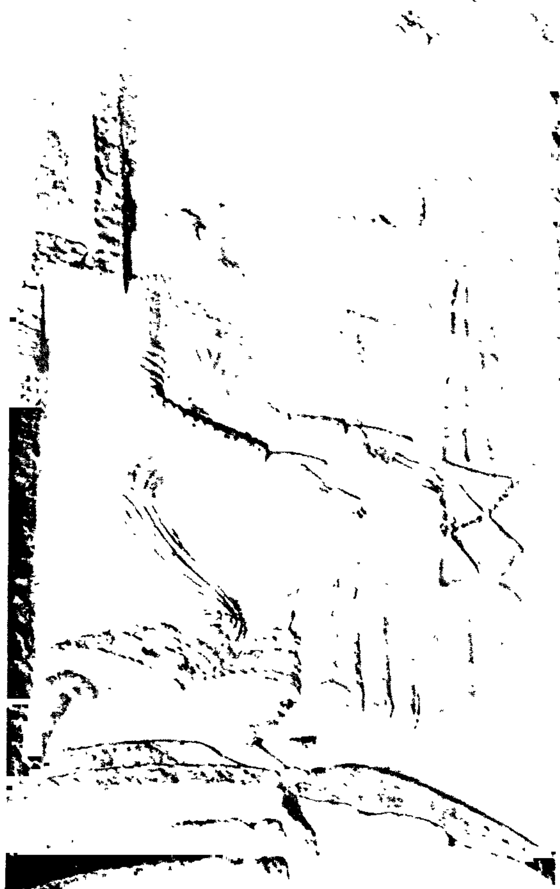
[2]) Alischan, »Airarat«, S. 155. Vgl. oben S. 182 f.

Verhältnis der Stifter zu ihrem Baue befragt (vgl. oben S. 41 f.).

Eine ähnliche Art des Stifterbildes liefern einige Flachbilder der Kreuzkirche von Mzchet im georgischen Gebiet. Oben Seite 82 wurde bereits das über dem Ostfenster der Apsis vorgeführt. Man könnte an eine der Wunderszenen Christi denken; berücksichtigt man aber die Inschrift, so ist kein Zweifel, daß der Stifter kniend vor Christus dargestellt ist. Ein zweites solches Relief befindet sich auf der Nord-, ein drittes auf der Südschräge der Hauptapsis. Ich bilde noch letzteres ab (Abb. 473): es stellt wieder einen huldigenden Mann, diesmal unter einer Flügelgestalt dar, die mit dem Kopf des Mannes arg zerstört ist. Endlich befindet sich über dem Mittelfenster der Südkonche (Abb. 73) noch ein viertes Flachbild (Abb. 472), das dem ersten zum Verwechseln ähnlich ist. Die dargestellten Persönlichkeiten sind wie in Mren durch die Tracht gekennzeichnet: zweimal sieht man den von dem Rocke über den vorgestreckten Arm herabhängenden Ärmel, einmal ein langes Gewand mit engen Ärmeln und Schulterschmuck. Um die Hüften ein Gürtel mit herabhängenden Zatteln. Die Inschriften lassen immer den Dargestellten seine Bitte um Gnade an einen Heiligen richten: Stephan an Christus, den Hypatos (Konsul) Adarnasse an den Erzengel Gabriel, dann an den hl. Wrila (?) für den Patrikios Stephanos und an den Erzengel Michael für Demetrius. Man kann also annehmen, daß es sich in den Huldigenden um die Bildnisse der Genannten handelt. Leider sind die Köpfe zerstört; immerhin wird man aus der folgenden, dritten Gruppe der Stifterbilder entnehmen, daß es sich um richtige Bildnisse gehandelt haben dürfte.



Aufnahme Marr.
Abb. 471. Ani, Gregorkirche des Gagik: Stifter.



Aufnahme Jermakov 15399.
Abb. 472. Mzchet, Kreuzkirche, Südkonche: Stifterbild.

Der Stifter mit dem Baumodell. Diese dritte Gruppe von Darstellungen führt die Stifter als Einzelgestalten bildnismäßig und fast freiplastisch vor. Der bekannteste Vertreter dieser Gruppe ist die 3·5 m hohe Statue des Gagik (990—1020) im Museum zu Ani, gefunden bei den Ausgrabungen der (Zwarthnotz nachahmenden) Vierpaßkirche in Ani, 4 m nördlich von dieser[1]). Sie wurde nach Marr aus 69 Stücken von Poltoracky zusammengesetzt. Man sieht (Abb. 471) den König[2]) nach links hin stehen, einst auf den vorgestreckten Händen das Baumodell (S. 72) tragend. Überall Spuren von Farben. Der große weiße

[1]) Vgl. oben S. 119 f. Dazu Texte und Untersuchungen zur arm.-griech. Philologie (1907), S. 20.

[2]) Die linke Hand und der herabhängende Ärmel sind ergänzt, ebenso die Nase, kleine Teile des Gewandes und der untere Teil des Kreuzes.



Aufnahme Jermakov 15400.

Abb. 473. Mzchet, Kreuzkirche, Ostapsis: Südseite.

Turban, einst rötlich, war mit Perlen bemalt, Haar und Bart schwarz, der lange Rock rot, ebenso das Band um den Hals und das Kreuz daran. Die Statue war an die Wand gelehnt; auch das Modell[1]), aus zwanzig Stücken bestehend, legte sich im Dreiviertelkreise an die Wand. Die zugehörige Inschrift im Museum ist (1913) noch nicht zusammengesetzt. An der Bildnismäßigkeit des Kopfes kann nicht gezweifelt werden. Merkwürdig ist die Schläfenlocke.

Da ich hier lediglich die Denkmäler zusammenstelle unter Berücksichtigung ihrer Bedeutung für die Baukunst, so lasse ich alle künstlerische Betrachtung beiseite[2]) und verweise nur auf den Aufsatz von Marr, der die Tracht eingehend behandelt. Er selbst führt eine verwandte Stifterdarstellung aus Haghbat vor (oben S. 313), wo zwei ganz wie Gagik gekleidete Gestalten das Kirchenmodell zwischen sich auf den vorgestreckten Händen halten. Diese Art ist weit verbreitet, sie erscheint dann immer auf der Rückseite der Kirche, d. h. im Giebel der Ostseite über der Apsis. So außer in Haghbat, in Haridscha u. a. O.[3]). Die Beispiele, die ich für diese dritte Gruppe anführen konnte, stammen alle aus der zweiten Blüte und späterer Zeit. Es frägt sich, ob hier ein nachträglicher, etwa von Byzanz ausgehender Einfluß vorliegt, oder diese Art schon für die altarmenischen Kirchen anzunehmen ist und dann eher auf Byzanz zurückgewirkt hat. Nach dem Gegenstande, Fürbitte um Seelenheil im Jenseits, wäre mazdaistischer Ursprung nicht ausgeschlossen.

Zum Schlusse sei noch im Anschluß an die oben Seite 289 f. gegebene Beschreibung der Flachreliefs an der Kirche von Achthamar aus dem Jahre 915—921 der dortige Stifter, der König Chatschik Gagik (904—938) vorgeführt (Abb. 474), wie er Christus, auf der anderen Seite des Mittelfensters der Westseite gegenüberstehend, das Kirchenmodell entgegenstreckt und dafür gesegnet wird. Doch blicken dabei er selbst sowohl wie Christus heraus auf den Beschauer und Gagik weist auch noch mit der Rechten auf das Modell. Es ist also nicht eigentlich eine Huldigung vielmehr eine auf den Beschauer berechnete Schaustellung wie in Rafaels Madonna di Foligno gegeben[4]). Zwischen beiden Gestalten vermitteln unter dem Fenster zwei Engel, die eine Kreuzscheibe tragen[5]). Der König ist mit dem Gewand des Hohenpriesters, gemustert mit verschlungenen Kreisen und Vogelfüllung; darunter ein geschlitztes Untergewand mit Kreispunkten in lotrechten Streifen. Auf dem Kopfe die dreiteilige Krone und ein Heiligenschein. Man möchte daher zweifeln, ob überhaupt ein lebender

[1]) Vgl. oben S. 72, Marr a. a. O. S. 20, Zeitschrift für Geschichte der Architektur I (1908), S. 24 f.
[2]) Immerhin frage man sich schon hier, ob diese Statue nicht den Eindruck erweckt, unmittelbar nach der Natur gearbeitet zu sein.
[3]) Öfter in Georgien. Vgl. oben S. 222. Ob in Ani nicht Gagik gegenüber seine Frau Katramide zu denken ist (S. 67)?
[4]) Vgl. mein »Werden des Barock«, S. 26 f., wo diese gegenständliche Seite nicht berührt ist.
[5]) Vgl. für eine ähnliche Darstellung aus Mzchet (die Kreuzscheibe von Engeln getragen) die später folgende Abbildung.

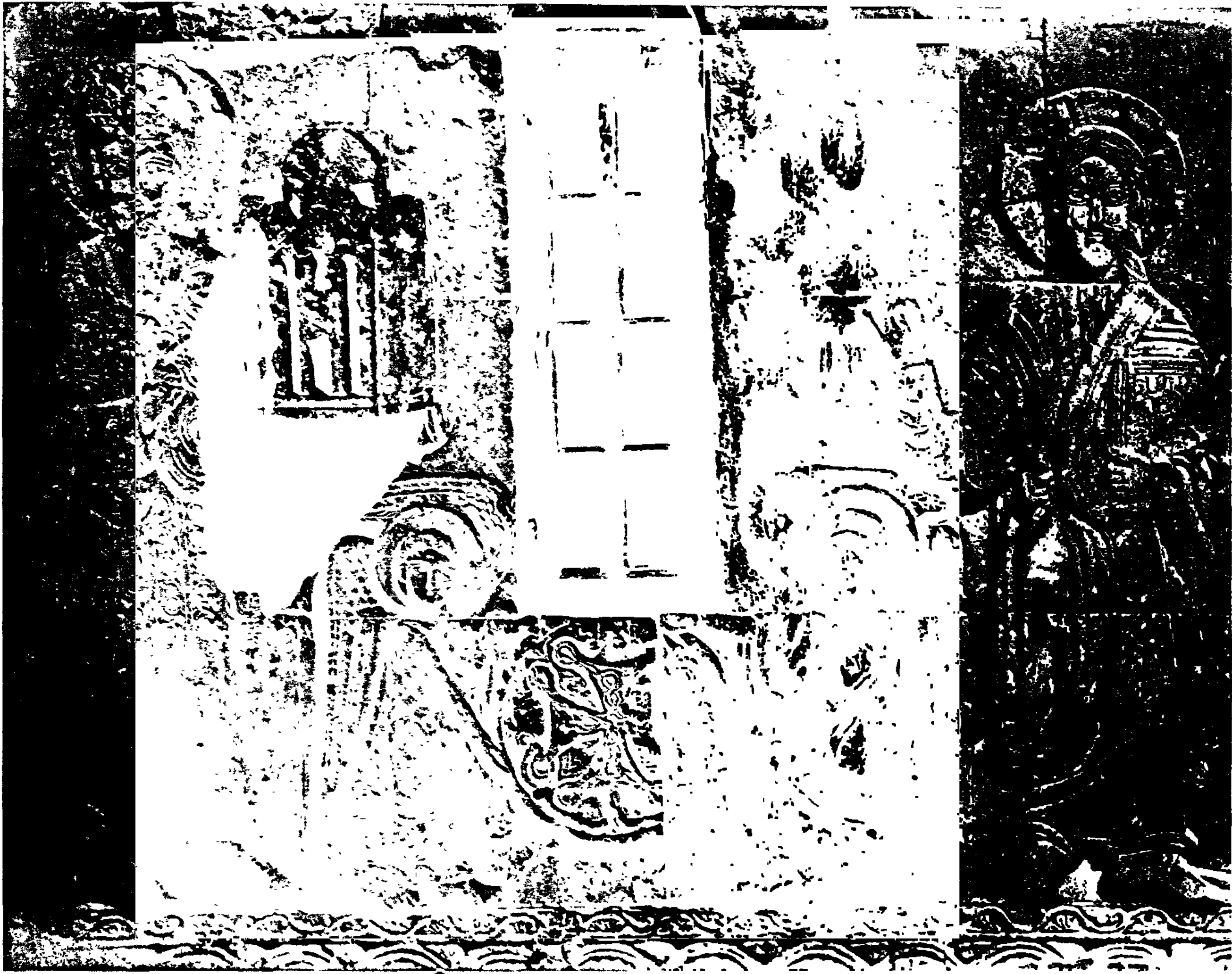


Abb. 474. Achthamar, Kreuzkirche, Westseite: Stifterbild. Aufnahme Lalajan.

König gegeben sein könne; die eingehende Prüfung der Nachrichten über dieses Flachbild und seine Beschreibung bei Thomas Artsruni gibt unzweideutig Auskunft (vgl. oben S. 292).

Es geht schon aus der beim Ablehnen aller übrigen Darstellung bezeichnenden Zulassung des Stifterbildes hervor, daß eine auffallende Neigung zum Bildnis in Armenien bestand. Das bestätigt im Gebiete der Malerei eine Erzählung des Geschichtschreibers Wardan aus dem 13. Jahrhundert[1]). Als ein schlichter Mönch Salomo, in sehr hohem Alter zum Patriarchen gewählt, sich nach dem Patriarchensitze begab (im Jahre 791), fragte man im Scherz, warum er hingehe und bekam die Antwort: er wolle dort in der Kathedralkirche sein Bild in der Reihe der anderen Patriarchen auf die Wand malen lassen. Es war also üblich die Machthaber zu verewigen. Das ist Überlieferung des alten Orients bzw. des Südens.

Ich habe die Stifterbilder in der Gruppe des persischen Hellenismus untergebracht, weil wir in den iranischen Felsreliefs[2]) Belege für einen verwandten Brauch in der sasanidischen Hofkunst erhalten haben. Es ist leicht möglich, daß die christlichen Kirchen des sasanidischen Reiches den armenischen ähnliche Stifterbilder aufwiesen und Armenien in dieser Gattung vom Süden abhängig ist. Seine eigene, an die Arsakiden und Nordpersien anknüpfende Kunst steht der »Darstellung« fern. Ob für den Zusammenhang des Stifterbildes mit dem Süden auch die Vorliebe für das Reiterbild, das ich wiederholt behandelt habe[3]), spricht, soll im dritten Buche ausführlich erörtert werden.

[1]) Ter-Mkrttschian, »Die Paulikianer«, S. 58.

[2]) Vgl. Sarre-Herzfeld, »Iranische Felsreliefs«, dazu Glück bei Diez, »Die Kunst der islamischen Völker«, S. XVI f.

[3]) Vgl. Zeitschrift für ägyptische Sprache, XL (1903), S. 49 f.; Jahrbuch der königl. preuß. Kunstsammlung, XXIV (1903), S. 149 f.

B. Die nordiranische Überlieferung.

In meinem Werke »Altai-Iran und Völkerwanderung« habe ich versucht, zu zeigen, welche Aufgaben den Kunstforscher erwarten, sobald er beginnt, die Kunstgeschichte über die europäischen Grenzen und die sogenannte »Alte Welt« hinaus auf den Erdkreis oder zunächst wenigstens auf den eurasiatischen Norden als den festen Boden einzustellen, in dem die arische zunächst und später die nordische Kunst wurzelt. Wir dürfen uns nicht einseitig durch die im Wege des Handels, dann durch Griechen und Römer, zuletzt durch das Christentum einströmende Südkunst derart gefangen nehmen lassen, daß dadurch die wissenschaftliche Unbefangenheit leidet und am Gängelbande der allgemeinen Meinung weitergeht, die durch die römische Kirche, die klassischen Philologen und jene Geschichtsforscher bestimmt wird, die auf das engste Europa und die Alte Welt eingestellt arbeiten. Wie in vorgeschichtlicher Zeit, als im Norden gegenüber der steinzeitlichen Darstellung mit dem Eintritt des Handwerks ein ganz neuer, auf das Gestaltlose im Sinne der Naturnachahmung gegründeter Boden gelegt wird, so beginnt mit der Völkerwanderung neuerdings ein Zurückdrängen der Südkunst: Der Zierat der jungen nordischen und asiatischen Wandervölker gewinnt Macht über die Mittelmeerkreise und ganz Europa, mit ihm beginnt jene Zeit, die wir gern als »Mittelalter« bezeichnen[1]).

Das Christentum fördert, solange es nicht seine in der hellenistischen Welt gewordene darstellende Kunst denen aufzwingt, die nicht lesen können, diese Neubelebung einer halb versunkenen Welt durch die Verinnerlichung des Denkens. Der wichtigste Beleg dafür ist eben die armenische Kunst. Wir werden sehen, wie das, was wir oben Seite 282 f. als Gegenstand kennen gelernt haben, die sinnbildlichen Tiere, Pflanzen und Menschengestalten dem armenischen Denken z. T. fernliegen, dieses fast rein auf das Bauen und Schmücken gerichtet war. Auch dort ist es die Mittelmeerkunst, sind es die im Zusammenhange mit ihr schaffenden Südländer von Armenien, die immer wieder mit dem Bilde einen Keil in diese Eigenart zu treiben suchen. Die Hauptstütze der nationalen Richtung bildet die durch die arsakidische Dynastie geschlagene Brücke nach Ostiran. Ich werde zunächst die wahrscheinlich auf diesem Wege in die armenische Kunst eingedrungenen Züge behandeln und gehe dann erst mit der selbständig in der »Form« weiterwirkenden Entwicklung auf das Bodenständige ein.

Wir haben bisher die längsgerichteten Tonnenbauten und Zwarthnotz behandelt. Nunmehr wäre die Hauptmasse der altchristlichen Kirchenbauten Armeniens vorzunehmen, d. h. die durchschnittliche Ausstattung der Kuppelbauten. Ob sie nun rein strahlenförmig oder von der Längsrichtung durchsetzt sind, die Ausstattung ist ohne Unterschied einheitlich. Was vom Bauen an sich gilt, kann auch von ihr gelten: sie geht, wie übrigens vorwiegend auch schon in Zwarthnotz, in einer im Mittelmeerkreise ungewohnten Weise vor. Dem Nähertretenden stellt sich schon im Äußern, dann im Torbau, endlich in der Ausstattung des Innern ein vom Mittelmeerempfinden entschieden abweichendes, fremdartiges Denken entgegen. Es fehlen die gewohnten Säulen- und Balkenformen als gliedernde Elemente, vor allem der Akanthus. Eher denkt man an dorische Formen deshalb, weil jede Naturform ausgeschlossen und rein geometrische Gebilde herrschend sind. Das gilt nicht nur für die Bauglieder in ihrer rein sachlichen Bedeutung, sondern eben auch für den Schmuck.

Das Innere der armenischen Kirchen ist auffallend einfach gehalten. Es beschränkt sich scheinbar lediglich auf rein bauliche Gestalten. Doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß Malerei ergänzend eingriff. Ich will zunächst nur dem Ursprung der baulichen Gestalten nachgehen und dann das vorführen, was ich an Spuren von zierender Malerei gefunden habe[2]).

Den Anstoß in der Entwicklung gab wohl das Innere. Dort lud die Stelle, an der die geraden Flächen des Quadrates mit den ausgebauchten der Strebenischen zusammenstießen, zum Schmucke ein. Gibt Mastara einen Vertreter der ursprünglich derben, nur durch Masse und Raum wirkenden Art, so steht daneben Artik als sprechender Vertreter jener Gruppe da, die diese baulich strenge Einheit dem Gemüte durch Zierglieder zugänglicher zu machen sucht. Ich glaube nun nicht, daß diese Zierglieder erst auf armenischem Boden entstanden sind. Sie scheinen vielmehr aus älteren, benachbarten Kunstkreisen entnommen und in Armenien lediglich der neuen, nationalen Bauweise entsprechend umgebildet worden zu sein. Deshalb führe ich sie ja als Gestalten, nicht als Formen vor. Ich gehe zunächst aus von der Art von Mastara (S. 74 f.).

[1]) Vgl. »Altai-Iran«, S. 238 f.

[2]) Für die darstellende Malerei vgl. oben S. 297.

Bauten mit glatten Wänden. Die Schauseiten werden weder durch reiche Ausstattung in Licht und Schatten, noch durch Blendbogen belebt. Die Gesamtmasse in ihrer wuchtigen Geschlossenheit allein wirkt. Der Schmuck beschränkt sich ausschließlich auf die Bogenbänder über den Fenstern und Kranzgesime am unteren Dach- und Kuppelrande, die wagrecht vor die Wand vortreten und in zahnschnittartigen Bogenleisten über diese herabhängen. Da diese nach dem 8. Jahrhundert verschwinden, bzw. schon früher einer anderen Art Platz machen, so ist anzunehmen, daß sie mit dem Ursprunge der armenischen Bauform auf das engste in Beziehung stehen.

a) Hängende Dachgesimse mit Bogenleisten.

Sie kommen nur an Kuppelbauten, nie an tonnengewölbten Längsbauten vor[1]). Dagegen findet sich der hellenistische Zahnschnitt nur an Längsbauten, einige Tore in Ani ausgenommen. Mastara (S. 19, 220)[2]) — manches an dessen Dachgesims ist Wiederherstellung — und der alte Vierpaß von Agrak (S. 103) zeigen die Bogen, besonders an letzterem Bau beim alten Tekor ist (S. 325) ganz deutlich, daß es sich ursprünglich um vorspringende Leisten handelt, die einen starken Schlagschatten auf die Wand darunter werfen. Er fällt noch dadurch besonders auf, daß die Dreiviertelbogen darin helle Punkte ausschneiden. Die kleinen Hufeisenbogen sitzen über einer unter ihnen vor die Wand tretenden einfachen oder doppelten Stufe und sind oben durch ein oder zwei eingeritzte Linien begleitet. Ich gab (Abb. 373) auch noch das späteste Beispiel von Odzun mit dem Fenster im Südgiebel (vgl. S. 175) und bringe hier noch eine weitere Einzelheit (Abb. 475) von der Westwand der Vorhalle. Man sieht in der Ecke das Flachbild einer Muttergottes, daneben und darüber Leisten, die durch Hufeisenbogen gebildet werden. Es ist deutlich, vom alten »Zahnschnitt« kann nie die Rede sein. Über den Ursprung[3]) könnte als Meinung geäußert werden, daß die Dreiviertelkreise die runden Holzbalken der Decke bedeuten, über die eine Masse von oben her vorquillt, so daß sie als Ausschnitte erscheinen, ganz im Gegensatz zu den bekannten lykischen Grabfassaden, an denen diese Holzbalken in Stein als Knopfreihen vortreten[4]). Es möchte dann scheinen, daß hier nicht unmittelbar Holzbauten, sondern solche mit Lehm oder Gipsverkleidung (vgl. die Burgkirche von Ani, 622) der Ausgangspunkt seien[5]).

Eine eingehende Betrachtung führt vielleicht auf die richtige Spur. Die frei herausgearbeiteten Agrakbogen (S. 324), die ich als Beleg der ursprünglichen Art ansehe, sind nicht zu verwechseln mit der mehr flachen Behandlung, wie sie in Mastara (S. 19, 220) angewendet ist. Die kleinen Dreiviertelbogen sind hier mit einem Wulst darunter auf einen Steinpfosten angearbeitet, lösen den starken Schlagschatten des Kranzgesimses in die kleinere Wirkung einzelner Punkte mit einer Wagrechten darunter auf. Man beachte, daß die Dächer neuerdings wieder hergestellt wurden (S. 460). Da kommt der ursprünglich beabsichtigten Wirkung fast noch Odzun näher (Abb. 373), wo der Wulst fehlt, eine Doppelstufe in die Zacken eingreift, die Dreiviertelbogen in die Höhe gezogen und wulstig umrandet sind, während in Mastara eine Ritzlinie den Rand begleitet. Gute Beispiele der Anwendung dieser Art Kranzgesims bieten auch noch der einschiffige Dreipaß von Alaman und die Kreuzkuppel von Mren, beide aus dem 7. Jahrhundert. In Mren (Abb. 217) sitzen die kleinen Bogen über einer Stufe, in Alaman (Abb. 187), wo ein Stück noch an der Südseite des Westschiffes erhalten ist, über einer Stufe und einem Wulst, der gerippt ist. Für die Deutung vgl. S. 417 »Leistenzahnschnitt«.


Abb. 475. Ozdun, Vorhalle: Einzelheit der Westwand.

[1]) Danach ist oben S. 327 klärend richtigzustellen.

[2]) Vgl. oben S. 19 und unten S. 460.

[3]) Vgl. auch den »Taq-i-Kisra«, Dieulafoy, V, Tafel VI; dazu Rivoira, »Arch. mus.«, Tafel XX.

[4]) Vgl. Perrot et Chipiez, V, S. 363 f., Dieulafoy, »L'art ant. de la Perse«, I, Tafel VII und sonst oft.

[5]) Ich schließe die Ableitung von Zatteln, d. h. Nahtverdeckungen an Zelten aus (vgl. »Altai-Iran und Völkerwanderung«, S. 169 f.), weil ich wohl an eine Herkunft von Iran, aber vom Haus, nicht vom Zelte denke. Immerhin wird die verwandte Art im Auge zu behalten sein.

Ich habe an diese Bogenfriese der altarmenischen Kirchen denken müssen, als ich fern vom orientalischen Vergleichsstoff im Sommer 1917 durch unsere oberösterreichischen Dörfer wanderte. Dort ist es ganz allgemein üblich, die Fuge zwischen Dach und Wand, also vor allem auch die hier vortretenden Dachsparren gegen Wind und Wetter durch an den Dachrand angenagelt herabhängende Bretter zu schützen, die seltsamerweise fast immer jene Bogenreihen ausgeschnitten zeigen, nach deren Ursprung ich fahnde. Und nun sehe man die armenischen Beispiele nochmals durch; sind das nicht Gehänge und sitzen sie nicht genau an der Stelle, wo sie als Schutzbretter oder Verschlagläden im Holzbau nötig wären? Dazu kommt, daß der Hufeisenbogen angewendet ist, eine Form, die überall in Mittelasien wie im Norden auftaucht, wenn es sich um die Verwendung von Brettern zu ähnlichen Zwecken handelt. Davon später. Ich möchte also glauben, daß die Bogenfriese im altchristlichen Armenien noch eine alte Überlieferung vom Holzbau her nachwirkend zeigen könnten.

Einer ganz anderen Richtung gehören verwandte Kranzgesimse anderer armenischer Kuppelbauten an, für die ich ausgehen möchte von dem 624 bis 631 nach dem sasanidischen Chosrav datierten Vierkonchenbau mit Mittelstützen in Bagaran (Abb. 85). Über der Seite 32 f. besprochenen Inschrift setzt eine Schräge ein, die oben mit einem Plättchen endet. In dieser Schräge sind nun in kurzen Abständen, mit diesen Abständen gleich breite Ansätze in der alten Werkform des Steinbalkens stehen gelassen und durch zwei abgestufte Plättchen am unteren Ende auffällig gemacht. Hat das noch etwas mit dem sonst an dieser Stelle zu beobachtenden Bogen zu tun? Man möchte eher an den alten persischen »Zahnschnitt« denken[1]), aber auch in dieser Richtung hemmt wieder die Schräge, die als Unterlage dient, wo im Altpersischen wie bei den armenischen Bogenfriesen ein Überhängen, kein Aufliegen das Ursprüngliche ist. Dieses altpersische Motiv kommt eher heraus bei der kleinen Marienkirche von Thalin aus dem 7. Jahrhundert (Abb. 190). Dort ist wirklich der Zahnschnitt genommen, aber er erscheint dreifach übereinander zum Schachbrettmuster umgebildet und bisweilen aus dem Zahn in den richtigen Wandarm übergeleitet. Es scheint, der Baumeister oder Steinmetz verstand die alte Form nicht mehr und suchte daraus unsicher etwas in seinem Sinn zu machen[2]).

In jedem Falle möchte ich glauben, daß der Bogenfries ebenso wie der Zahnschnitt Nachklang einer alten, vorauszusetzenden Holzarchitektur ist. An seine Stelle, der mit der glatten Wand Hand in Hand geht, tritt dann eine ganz andere Form, mit der zugleich eine Belebung der Wandflächen eintritt und zwar von zweierlei Art. Die genauere Untersuchung dieser Verzierungsart wird nur an Ort und Stelle nach Feststellung der zahllosen Wiederherstellungen möglich sein, die gerade an dieser Stelle (am Dachrande) immer wieder vorgenommen wurde. Immerhin gedenke man jetzt schon des romanischen Rundbogenfrieses.

Bauten mit Schmuckwänden. Neben den glatten Bauten konnte eigentlich in jeder Baugattung aufs Neue die Tatsache festgestellt werden, daß zwei Arten von Außenschmuck mehr oder weniger unabhängig voneinander nach Verwendung und Vollendung ringen, die Ausstattung des Äußern mit Dreiecknischen und die andere mit Blendbogen. Die eine drängt zum rechteckigen, die andere zum runden bzw. Nischenausbau. Beiden gemeinsam aber ist, daß sie ein anderes Kranzgesims verwenden als die glatten Bauten. An dem dreischiffigen Dreipaß von Thalin kommen beide Arten nebeneinander vor. Zunächst an der Kuppel, ähnlich wie in Bagaran, die Schräge mit dem »Zahnschnitt«. Dieser liegt hier aber als Relief in der Fläche, hängt nicht vortretend herab und ist mit einer zusammenfassenden Mäanderlinie umrandet. An den beiden unteren Dachgesimsen dagegen ist die Schräge mit dem Bandgeflecht verwendet (S. 170 f.).

b) Stehende Dachgesimse mit Bandgeflecht.

Ich bespreche nicht nur die Art der Ausladung, sondern gehe zugleich auf das Ornament selbst ein. Wir sind dem schrägen Ansteigen, das hier an Stelle des Hängens tritt, schon an dem Kranzgesimse von Bagaran begegnet. Beim Rundbogenfries endete das Dach nach unten, beim schrägen Kranzgesims endet die Wand nach oben. In Bagaran (Abb. 34) begegnen sich beide Verwendungsarten.

[1]) Dieulafoy, »L'art ant. de la Perse«, I, S. 15; Perrot et Chipiez, V, S. 544 u. 618 f. Vgl. oben S. 416.

[2]) Vgl. dazu niederösterreichische romanische Bauten. Bei Donin, Arbeiten des kunsthistorischen Instituts der Universität in Wien (Lehrkanzel Strzygowski), Band IV (Jahrbuch, Zentralkommission für Denkmalpflege 1915) fehlen solche Beispiele. Dafür unten im vierten Buche ein Beispiel aus Gurk. Für das Schachbrettmuster, vgl. oben S. 417.

Die Schräge ist auch im Innern weitaus die bevorzugte Art des Überganges der Wand in den Bogen oder das Gewölbe. Es frägt sich, ob sie nicht der Verkleidung eines Gußmauerwerkes mit Steinplatten ihre Entstehung verdankt. Urteile ich nach Tekor (Abb. 24), so ist sie noch enger an die Kuppel gebunden als der Rundbogenfries, denn dort kommt sie nur unter der Dachpyramide (Abb. 413) vor, und zwar mit dem Bandgeflecht ausgestattet. An den unteren Kranzgesimsen (Abb. 382) dagegen ist die glatte Hohlkehle genommen, die, in der Ausbuchtung schwankend, immer dann auftritt, wenn das Bandgeflecht fehlt. Dieses ist an die gerade Schräge gebunden. Awan aus dem 6. Jahrhunderte zeigt in dem Rest des alten unteren Kranzgesimses (Abb. 77) eine stark schattende, glatte und niedrige Hohlkehle über einem Wulst, der das helle Licht auffängt und so den Schatten nur um so schärfer wirksam macht. Auch in Edschmiatsin scheinen profilierte Kranzgesimse herrschend, der Dreistreif führt sich, scheint es, nicht auf armenischem Boden selbst ein, sondern dringt von auswärts ein. Woher?

Das stehende Gesims mit Bandgeflecht wird in der armenischen Kunst wie der hängende Bogenfries ständig an einem der Hauptgelenke des Aufbaues, dem Übergange von der Wand zum Dache, angewendet. Sein Träger ist eine schräg vortretende Leiste, die die Fuge zwischen Wand und Dach zu verkleiden scheint[1]). Man frägt, wie das Bandgeflecht gerade an diese von der griechischen Kunst durch ganz fest ausgeprägte und allgemein angenommene Zierate betonte Stelle kommt. Vielleicht wird es daher gut sein, als Ausgangspunkt der Forschung das Gemeinsame der beiden arischen Kunströme zu nehmen; erst dann dürfte das Unterscheidende auf die Trennung innerhalb des arischen Kunstwesens Licht werfen.

Beide arischen Kunstströme, der griechische wie der armenische, dringen vom Norden, bzw. Osten nach dem Süden bzw. Westen vor. Beiden ist gemeinsam, daß sie im Holzbau wurzeln[2]). Die Mittelmeerkunst übersetzt die rechteckige Hausform mit dem Giebeldach in Stein, die iranische Kunst die quadratische mit der Übereckdecke in Baustoffe, wie luftgetrocknete Ziegel oder Gußmasse, die erst verkleidet werden müssen, um künstlerisch zu wirken. In einem Falle übernimmt der Stein die wachsende Art des Holzbaues, im andern setzt sich zugleich mit der Bauform die flächenfüllende Art des nordischen Handwerkes durch. Zu letzterer gehört in erster Reihe das Bandgeflecht.

Das Bandgeflecht wird nie an sich baulich auftreten, wie der Zahnschnitt, der Eierstab, die Perlschnur oder der Wandarm (Konsole); in diesen durchwächst ein Zweckmäßiges oder Gegenständliches den Baustoff. Das Bandgeflecht liegt vielmehr immer als Oberfläche über dem Stoff, und zwar entweder als Decke auf diesem oder es ist mit dem Stoff zusammen durchbrochen und bildet dann Gitter oder Netze auf tiefdunklem Grunde. Mich beschäftigt hier die Frage, ob es an das Kranzgesims als Erinnerung an irgendeine sachliche Voraussetzung kommt oder die Einführung eines armenischen Baumeisters ist, die dann allgemein angenommen wurde. Wenn die nach aufwärts stehende Schräge wirklich, wie ich anzunehmen geneigt bin, im Gefolge der Verkleidung mit Steinplatten aufkam, dann ist das Muster ohne Ende, das das mehrstreifige Bandornament in Armenien immer bleibt, mit dem Grundsatze der Verkleidung als flächenfüllender Schmuck aus einem andern Baustoff übernommen. Auffallend ist trotzdem immer die Verwendung am Kranzgesimse, wofür meines Wissens nur das Theoderichgrabmal in der entsprechenden Zeit ein Gleiches bietet. Ob das Bandgeflecht dort vom Osten oder Norden kommt, wird im vierten Buche zu erörtern sein.

Ich habe den Eindruck, daß es wie beim Knauf der Norden, also zunächst vielleicht Georgien sein könnte, das in Armenien das alte Dachgesims in Bogenreihen verdrängt und dafür das Bandgeflecht liefert. Ob zugleich die schräge Unterlage, das ist freilich eine andere Frage. Man nehme irgendeinen der georgischen Bauten und wird staunen, in welcher unerhörten Art dort zugleich mit dem Knauf das dreistreifige Bandgeflecht überwuchert.

Es kann kein Zweifel sein, daß diese Art Schmuck schon im 7. Jahrhundert neben dem Friese von Dreiviertelbogen besteht. Das Hauptbeispiel Zwarthnotz wurde ja im 10. Jahrhundert schon wieder zerstört. Sein Kranzgesims (Abb. 117) kann nur aus der Bauzeit Nerses III. selbst stammen. Wenn sich also A. Haupt die armenischen Denkmäler etwas angesehen hätte, dann würde er mit Bezug auf mein »Altai-Iran«, Seite 194 f. nicht geurteilt haben: »Die Datierung der armenischen Arbeiten dieser Art scheint reichlich früh genommen[3]).« Was wir in Armenien im 7. Jahrhundert

1) Am Theodorichgrabe steht diese aufrecht (Abb. 489).

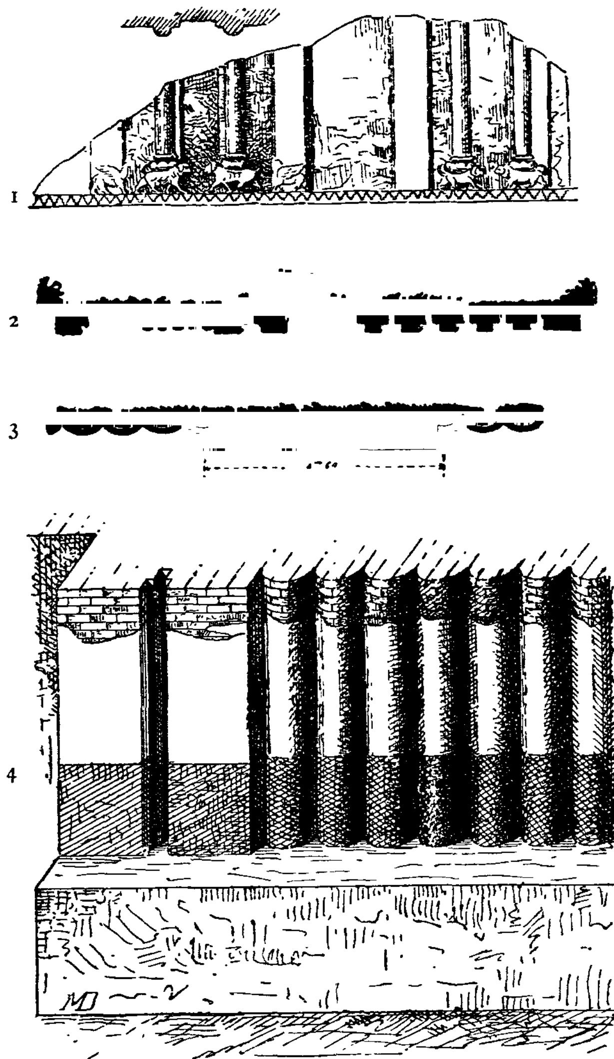
2) Für Armenien bzw. Iran wird das im dritten Buche zu zeigen sein.

3) Kunstchronik 1916/17, Spalte 320.

angewendet sehen, ist das Ergebnis der Entwicklung in den vorhergehenden Jahrhunderten. Das zweistreifige Bandgeflecht kommt schon an der Kuppel von Tekor und an der Kathedrale von Thalin (Abb. 202) vor[1]). Die Kathedrale von Thalisch von 668 verwendet es an allen Kranzgesimsen (Abb. 235). Wenn ich Schräge und Bandgeflecht unter dem Schlagwort »Nordiranische Überlieferung« bringe, so wird dafür »Altai-Iran« und unten im dritten Buche der Abschnitt über die arische Urzeit zu vergleichen sein.

c) Der Dienst.

In Artik wurde festgestellt, daß innen an den Kanten zwischen Strebenische und Grundquadrat Dienste auftreten (S. 77), ebenso zum Schmuck der Strebenischen außen. Diese lotrechten Zierglieder fallen viel mehr ins Auge als die Stufe, die in einzelnen Bauten wie Eghiward und Thalisch die Wände bzw. Pfeiler unten einleiten. Der lotrecht an der Wand oder dem Pfeiler emporsteigende Wulst, denn wir »Dienst« nennen (S. 312), leitet seinen Ursprung kaum aus der antiken Baukunst her, d. h. er ist ebensowenig wie später im Abendland eine in die Länge gezogene Säule[2]). Nie freistehend, immer der Wand oder dem Pfeiler vorgelegt, hat er denn auch seinen Ursprung von der Wand. Die Säule ist mit der Ausnahme, die wir in Zwarthnotz kennen lernten, in Armenien unbekannt, nicht einmal mit der Basilika hat sie freistehend Eingang gefunden. Als Wandgliederung stehen die Beispiele von Tekor allein, in Abbildung 368 betont die Säule als Reihe die Wagrechte. Das tut der Dienst nie, er geht immer einzeln oder paarweise nach der Höhe. Das aber ist der Antike gegenüber völlig neu und uns nur deshalb nicht fremd, weil wir es von der »Gotik« her gewohnt sind. »Basis« und »Kapitell« sind zumeist gleich gebildet, also als Endigung, Anfang und Ende, nicht als Fuß und Kopf unterschieden. Der »Schaft« ist ein senkrechter Wulst, der in gleicher Breite ohne jede Veränderung, also ohne eine Kraftleistung anzukündigen, emporsteigt.



Aufnahme Dieulafoy.
Abb. 476. Beispiele von Wandgliederung durch Dienste: 1 aus dem Palaste des Assurbanipal, 2—4 aus Warka.

Wenn ich für den Dienst nach älteren Voraussetzungen suche, so ist wohl unter den von Dieulafoy zusammengestellten Beispielen (Abb. 476) das an den Überresten von Warka gefundene parthische Beispiel in erste Reihe zu stellen. Abb. 476, 2 und 4 wechseln Wülste mit Stufennischen, in 3 wird eine vor die Wand tretende Pfeilervorlage in die Mitte genommen von dicht aneinander gereihten lotrechten Wülsten, die wie die Wand selbst Muster ohne Ende aus glasierten Ziegelkegeln aufweisen[3]). Sie stehen bis zu sechs, durch einen Viertelwulst vermittelt, nebeneinander, lassen also eine Verbindung durch Blendbogen nicht zu. Wohl aber sind sie ein unzweideutiger Beleg der Verwendung des lotrechten Wulstes überhaupt. Auf die sasanidischen Vorläufer des Dienstes in Verbindung mit dem Bogen gehe ich erst später ein.

Für den Ursprung des Dienstes ist im Armenischen ein Fingerzeig, daß er so häufig paarweise vorkommt (S. 312). So verwendet ihn auch die sasanidische Kunst in den Palästen des Fars[4]) und in Charani[5]). Da für

[1]) Vgl. auch oben Abb. 3 und »Altai-Iran«, S. 195.
[2]) Vgl. auch Schnaase, III, S. 332 und oben S. 407.
[3]) Vgl. Dieulafoy, »L'art ant. de la Perse«, V, S. 29. Meine Abbildung 476 nach IV, S. 46.
[4]) Dieulafoy, IV, Tafel VI und IX f. Vgl. S. 369.
[5]) Moritz, Ausflüge in die Arabia Petraea (Mélanges de la faculté orientale, Beyrouth) III (1908), S. 420. Vgl. Diez, »Die Kunst der islamischen Völker«, S. 3.



Aufnahme van Berchem.
Abb. 477. Kairo, Gujuschi-Moschee: Eingang vom Hofe aus.

letzteren Palast in Moab auch die islamische Zeit in Betracht kommt, sei betont, daß der Doppeldienst schon in vorislamischer Zeit öfter auftritt. Ebenso in nestorianischen Kirchen[1]). Es handelt sich also wohl um eine allgemein iranische Gestalt.

Endigung. Die vorherrschende, vom Mittelmeer unabhängige Endigung ist oben wie unten der hohe Wulst ohne einschließende Kehlung (S. 317). Seinen Ursprung führt Reber auf die Hettiter zurück. Er meint, die »Torusbasis« sei die normale hettitische Form, »die übrigens, vielleicht ausgehend von der hettitischen Kultur, von Persien über ganz Vorderasien, Jonien eingeschlossen, verbreitet war«[2]). Auch im Armenischen herrschen zweifellos Gestalten wie Würfel und Kugel vor (S. 315 f.), deren Schnitt sich zum Abschluß des Dienstes eignet. Im Würfelknauf (S. 317) liegen beide getrennt übereinander, im Lappenwürfel (S. 315) durchdringen sie sich zu einer Einheit. Mit der Antike hat keine dieser Formen etwas zu tun. Ebensowenig das einfache Hohlkehlengesims (S. 328). Nur wenn zwischen Kugel und Würfel eine Schnecke vermittelt, sind wir geneigt, einen Einfluß des Jonischen anzunehmen (S. 318 f.).

Ich möchte bei Behandlung der Ursprungsfrage dieser Gestalten ausgehen von der bestrittenen Tatsache, daß es im Oriente von Hellas unabhängige Kapitellformen gibt und stelle eine Art an die Spitze, die auch in Armenien nicht vorkommt. Abbildung 477 zeigt die Säule der Gujuschi-Moschee auf dem Mokattam bei Kairo, entstanden 1104[3]). Die Doppelsäulen haben die gleiche Glockenform oben und verkehrt verwendet als unteren Ansatz: Ein Knauf geht durch einen Hals über auf die quadratische Deckplatte. Man sieht, Teile dieser für die islamische Kunst seit jenem Augenblick üblichen Form, in dem sie beginnt, eigene Stützen herzustellen (d. h. sie nicht wie am Mittelmeere aus Kirchen zu rauben), weisen die gleichen Züge auf wie die armenischen Gestalten. Zwischen beiden Kunstkreisen aber vermittelt ein dritter: weder die armenischen noch die islamischen sind selbständige Schöpfungen, beide gehen vielmehr zurück auf den iranischen Kreis, wie sich in diesem Falle mit Sicherheit nachweisen läßt. Freilich sind Belege jetzt noch spärlich. Zunächst hat die deutsche Orientgesellschaft ein Basaltkapitell von verwandtem Typus aus assyrischer Zeit in Assur ausgegraben[4]).

[1]) Bell, »The churches and monasteries of the Tûr 'Abdîn«, Tafel XXVII.

[2]) »Die Stellung der Hettiter in der Kunstgeschichte«. Sitzber. der königl. bayr. Akademie der Wissenschaften, philos.-philol. und hist. Kl., 1910, 13. Abh., S. 60.

[3]) Vgl. v. Berchem, »Une mosquée du temps des Fatimites au Caire«. Mémoires de l'institut égyptien, Band II.

[4]) Mitteilungen der deutschen Orientgesellschaft, Nr. 40 (1909), Tafel VI, 4 und S. 26 f. Vgl. auch v. Alten, »Geschichte des altchristlichen Kapitells«, S. 48 f.

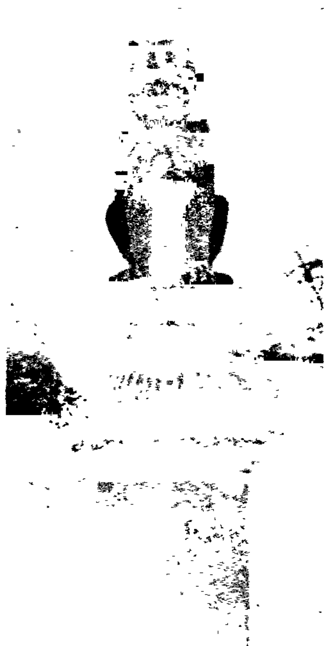


Aufnahme D. O. G.
Abb. 478. Assur, Basaltkapitell (In verkehrtem Licht).

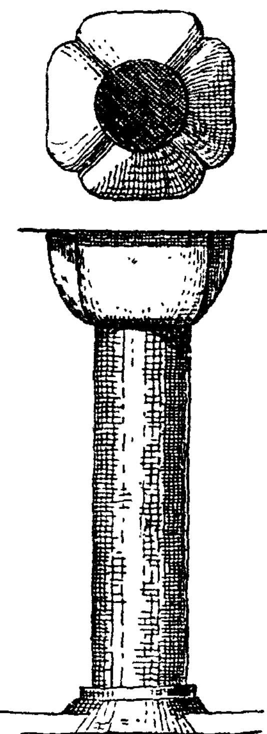
Abbildung 478 gibt die Glocke, die hier oben rund mit Löchern für die Aufnahme strahlenförmig zusammenlaufender Deckbalken (?) endet. In umgekehrter Form und mit der runden oder quadratischen Deckplatte versehen, kehrt diese Endigung wieder an den indischen Asokasäulen, deren persischer Geist anerkannt ist[1]). Ich bilde (Abb. 479) die Bakhirasäule ab, die Smith als das älteste Beispiel bald nach 257 v. Chr. entstanden annimmt. In diesen beiden Beispielen aus assyrischer und der Asokazeit haben wir also die deutlichen Spuren für den Bestand einer iranischen nach Mesopotamien bzw. Indien übergreifenden Bauart, die später die alten Formen weitergab an Armenien und den Islam. Man wird vielleicht auch das Kapitell von Endirkasch in Kurdistan heranziehen dürfen (Abb. 480/481). das De Morgan in den Einzelheiten abbildet[2]). Nach Mitteilungen von G. Hüsing ist es vormedisch und stammt etwa aus dem 7. Jahrhundert v. Chr. Ich bilde es ab, weil es im Grunde ein Würfel- bzw. Kämpferkapitell mit Eckfalten ist[3]). In der Untenansicht kommt für jede einzelne Seite die Herzform, eine persische Lieblingsbildung zustande. Durch solche Tatsachen wird deutlich, daß wir uns eine alte iranische Baukunst vorstellen müssen, die — wie ich längst annahm[4]) — der Ausgangspunkt des byzantinischen so gut wie des armenischen und islamischen Kapitells wurde.

Der Knauf. Ich habe ihn oben Seite 317 f. behandelt und bringe Abb. 483 einen weiteren Beleg. Für die Knaufform scheint in erster Reihe der Gedanke an einen Ursprung in Holz und der Werkart des Drechselns naheliegend. Auf diesem Wege hat schon A. Haupt das knaufartige Kapitell der sogenannten Wilpertikrypta in Quedlinburg zu erklären versucht[5]). In der russischen Volkskunst begegnen verwandte Formen noch im Holzbau des 18. Jahrhunderts[6]). Man wird den Knauf daher wohl immer wieder selbständig auftauchen sehen, ob es sich um den Torus von Kreta-Mykenae und das ausgebildete dorische Kapitell handelt oder um verwandte indische oder armenische Formen. Immerhin mag aber da und dort auch eine alte, noch kaum in ihren Zusammenhängen aufzudeckende Überlieferung vorliegen. Der kugelige Knauf ist nie in die christliche Mittelmeerkunst vorgedrungen und es frägt sich, ob er in Armenien heimisch oder dort von außen her übernommen ist. Hier wäre zunächst nur zu erwägen, ob er in der christlichen Kunst Armeniens von Anfang an auftritt. Eigentlich setzt das jonische Knaufkapitell (S. 318 f.) seinen Bestand voraus. Der Knauf für sich allein aber ist bis jetzt in den Denkmälern des 7. Jahrhunderts nicht nachweisbar. Und doch muß gerade der einfache Knauf an die Spitze der Betrachtung gestellt werden, sobald es sich um Zusammenstellung der vorwiegend östlichen Züge in den armenischen Denkmälern handelt.

Vielleicht ist ein Knauf des beginnenden 7. Jahrhunderts in dem kleinen Kuppelraum nördlich neben der Kreuzkirche bei Mzchet (S. 86) erhalten, also in einem in armenischer Art erbauten georgischen Denkmal. Es handelt sich um einen Dienst, der links neben dem Westfenster an der



Nach Smith.
Abb. 479. Bakhira: Asokasäule.



Aufnahme Morgan.
Abb. 480 u. 481. Endirkasch: Säule.

[1]) Vgl. Smith, »A history of fine art in India«, S. 59 f. und in allen Handbüchern.

[2]) Mission scientifique en Perse, IV, S. 298. Vgl. Hüsing, »Der Zagros«, S. 39.

[3]) Eine Form, die später in den Steinbrüchen der Prokonnesos beliebt wurde. Vgl. »Byz. Denkmäler« II und v. Alten, S. 14 f.

[4]) Vgl. »Mschatta«, S. 353 f.

[5]) »Die älteste Kunst der Germanen«, S. 82. Dazu Zeller, »Die Kirchenbauten Heinrichs I«, S. 20 und Tafel 2.

[6]) Vgl. A. Graf Bobrinsky, »Volkstümliche russische Holzarbeiten«, Tafel 37—39. Tafel 38, 5, ein gutes Beispiel des im Indischen und Islamischen heimischen Glockenkapitells aus dem Gouvernement Archangelsk.



Abb. 482. Artik, Kathedrale: Einzelheit der Südwestansicht.

Wand vor einer 0·73 m breiten Nische steht (Abb. 483). Auf dem Dienst ruht zunächst zwischen schmalen Ringen ein breiter Wulst und darauf erst sitzt der Knauf, auf dem, durch eine Schräge vermittelt, eine Deckplatte ruht. Ihm gegenüber rechts eine Wandnische. darüber ein schräges Sims mit Wulst und Deckplatte. Es könnte also sein, daß der Knauf vielleicht im Norden älter und von dort übernommen ist. Die georgische Baukunst hat jedenfalls davon zu allen Zeiten den denkbar ausgiebigsten Gebrauch gemacht.

Der Würfel. Die eigentlich altarmenische Endigung des Dienstes ist der Würfel. Ich bringe seine Art (S. 77) am Äußern in Erinnerung durch Abbildung 482 von der Kathedrale von Artik, dazu Abbildung 352—354 den Dienstköpfen von Thalin, die bereits oben Seite 173 beschrieben wurden, aber dort wegen des nötigen Raumes nicht Platz fanden. Auch für die Verwendung des Würfels im Innern (vgl. S. 315) ist Abbildung 351 eine weitere Ansicht des Dienstes in dem Vierpasse von Agrak gebracht. Alle diese Beispiele stammen spätestens aus dem 7. Jahrhundert.

Über seinen Ursprung hat zuletzt wohl — freilich ohne sein Vorkommen in Armenien zu kennen — Mâle sich geäußert[1]). Indem er ausgeht von dem Vorkommen eines solchen Kapitells an einem 1905 in Lambrate gefundenen Sarkophage, heute im Museo archeologico von Mailand[2]), ist für ihn die Sache erledigt (clôt le débat). Die Kapitelle der ältesten Kirchen der Lombardei hätten wohl schon solche Kapitelle gezeigt, S. Abondio in Como, 1013 begonnen, biete das älteste Beispiel, dann folge die Krypta von S. Marco und Beispiele in Bologna und Modena. Immerhin sei die Vorliebe für reichere Formen größer geworden und erst den Deutschen sei es vorbehalten gewesen —

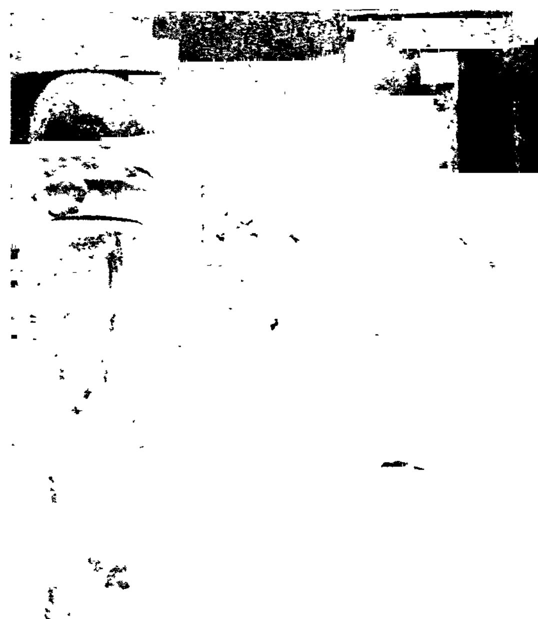


Abb. 483. Mzchet, Kreuzkirche, Seitenraum: Dienst mit Knauf.

[1]) Revue de Paris, XXIII (1916), S. 496 f. Vgl. Monatshefte für Kunstwissenschaft, X (1917), S. 23 f.

[2]) Davon unten mehr.

mit Bernward von Hildesheim als Vermittler — im Würfelkapitell für zwei Jahrhunderte das letzte Wort der Kunst zu vernehmen. Mit dem Würfelkapitell zugleich hätten auch die lombardischen Lisenen und Zwerggalerien ihren Einzug im Norden gehalten.

Wie fügt sich nun in diese Aufstellung die Tatsache, daß das Würfelkapitell bereits im 7. Jahrhundert in Armenien allgemein verbreitet war, also wohl schon Jahrhunderte früher, seit der Blüte im 4. Jahrhundert dort bestanden haben muß? Halten wir uns den Ausbreitungsbezirk vor Augen: Armenien, die Lombardei, Deutschland. Weist das nicht auf nord- und ostarische Zusammenhänge? Und wenn das zutrifft, wäre dann nicht der alten Ableitung dieser Form aus dem Holzbau ernste Beachtung zu schenken?[1]) Ist die Annahme deshalb rundweg abzulehnen, weil bisher niemand einen solchen altarischen Holzwürfel gesehen hat? Der griechische Tempel stammte aus dem nordischen Holzbau, bevor noch jemand von dem im Heraion zu Olympia dafür vorhandenen Belege eine Ahnung hatte.

Aus solchen Überlegungen heraus wäre man geneigt anzunehmen, daß auch beim Würfel eine altarische, in Holz entstandene Urform, in Stein nachgebildet, im Norden wie in Armenien vorliege. Auch in der Lombardei wird der Würfel nicht erst an Ort und Stelle erfunden sein, sondern eben auf Armenien oder den Norden zurückgehen. Im ersteren Falle wäre schon hier die Frage aufzuwerfen, ob nicht die Meister, die den sonderbaren Namen Comacini führen, die vermittelnden Träger gewesen sein könnten. Davon unten, ebenso über die hier zunächst nur im Vorübergehen berührte Frage einer für die armenischen bzw. iranischen Bauformen mittelbar vorauszusetzenden nord-, bzw. ostarischen Holzbaukunst.

d) Bauten mit Blendbogen (S. 312).

Es ist eine Tatsache, die sofort zu denken gibt, daß die Bauten mit Blendbogen zugleich das völlig unantike Schräggesims mit dem dreistreifigen Bandgeflecht aufweisen. Also dürfte, wenn man sich mit dem Ursprunge des Blendbogens beschäftigt, doch der Gesichtskreis wohl ein wenig weiter zu ziehen sein, als Bruno Schulz ihn in seinem Aufsatze »Bogenfries und Giebelreihe in der römischen Baukunst« abgrenzt, worin er u. a. zu dem Schlusse kommt, der Bogenfries stamme von der antiken Nischenreihe, das Zickzack der Mschatta-Fassade aber sei kein »auf unbekanntem Boden« gewachsenes Motiv, sondern von der Aediculareihe der römischen Kunst herzuleiten. Man muß das selbst lesen, um sich der vollen Harmlosigkeit solcher im Jahrbuch des kaiserlich deutschen archäologischen Instituts (XXI, 1906, S. 221 f.) geführten »Untersuchungen« bewußt zu werden. Für Schulz würden die Blendarkaden in Armenien selbstverständlich römischen Ursprungs sein. Man sehe sich nur die bekannte Reihe an der Porta aurea des Diokletianpalastes in Spalato an (»Amida«, S. 287) von der Schulz ausgeht. In der Tat hat sie Rivoira daher geleitet, wenn er »Architettura musulmana«, Seite 229, für Armenien behauptet: 1. die schlanken Außenarkaden seien romano-ravennatischen Ursprunges und 2. die Kathedrale von Ani (um 1000) sei das älteste Beispiel des entwickelten Typus, außer der Erlöserkirche in Sanahin vom Jahre 961. Dagegen muß eingewendet werden, daß der Typus bereits im 7. Jahrhundert vollentwickelt ist (Abb. 482) und die Kathedrale von Ani nur insofern besonders hervorgehoben zu werden verdient, als dort an Stelle der Doppeldienste der einfache Dienst tritt, womit das Motiv an Ursprünglichkeit wesentlich einbüßt.

Noch einer andern Ableitung mag hier gleich Erwähnung getan werden. Für sie ist wichtig, von vornherein festzustellen, daß die Blendbogen neben Artik und Thalin, dem ältesten inschriftlichen[2]) sichergestellten Beispiele ihres Vorkommens, nichts zu tun haben mit der vielleicht noch mehr auffallenden Gliederung der Außenwand durch Dreieckschlitze. Sind diese ein durch seine Schattenwirkung kräftig auffallendes Werk, so belebt der Blendbogen die Wand durch die fortlaufende Reihe. Schnaase (III, 329) glaubte, den Anlaß zur Einführung dieser Wandausstattung habe gerade der Dreieckschlitz gegeben, indem man diesen nämlich durch eine schlanke Säule mit einem Bogen einrahmte und diese Verzierung dann über die übrigen Teile der Wand fortsetzte. Davon kann jedoch nicht die Rede sein. Die ältesten Bauten mit Trichterschlitzen, wie die Vertreter der Hripsimegattung haben Dreieckschlitze ohne Bogen und ebenso umgekehrt Zwarthnotz Blendbogen ohne Dreieckschlitze. Der Ursprung der Blendbogen muß also anderswo gesucht werden.

[1]) Vgl. darüber zuletzt Haupt »Die Baukunst der Germanen«, S. 80 und dazu Mâle a. a. O., S. 498 (Chapiteau en bois de la vielle architecture germanique-chapiteau que personne n'a jamais vu). Zeller, »Die Kirchenbauten Heinrichs I«, S. 31.

[2]) Vgl. dazu auch Sybel, »Christliche Antike« II, S. 29.

[3]) Vor 783. Vgl. oben S. 167.



Abb. 484. Marmaschen, Hauptkirche: Mittelteil der Westwand. Aufnahme Thoramanian.

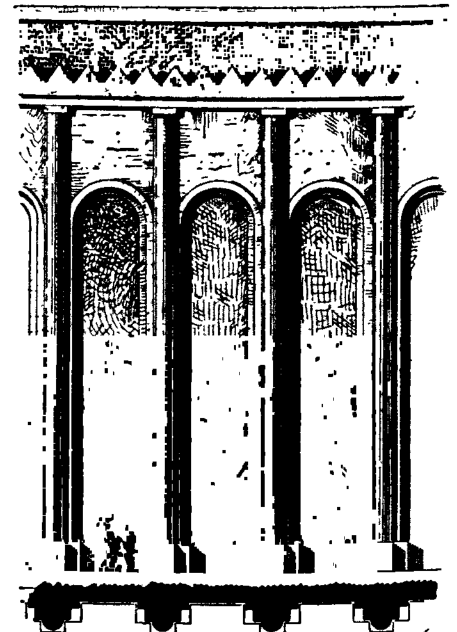


Abb. 485. Naksch-i-Rustem: Feueraltäre mit Blendbogen. Aufnahme Dieulafoy.

Wenn Dieulafoy (III, S. 8) mit seiner Zeitbestimmung der beiden Feueraltäre von Naksch-i-Rustem Recht hat (Sarre-Herzfeld, »Iranische Felsreliefs«, S 88[1]), dann träte der Blendbogen in Iran schon vor Cyrus auf und gehörte daher zum ältesten Bestande der Kunst dieses Landes, herstammend wohl aus volkstümlichen Voraussetzungen. Wir sehen (Abb. 485) drei Stufen aus dem anstehenden Felsen herausgearbeitet; auf diesem gemeinsamen Unterbau zwei nach oben verjüngte Steinmassen, die unter einer Abschnürung und Zinnen auf jeder Seite eine Rundbogennische zeigen, deren Ecken in dicke Wulste mit einem Rundstab oben und einer Platte unten umgebildet sind. Diese derbe Art würde dann durch eine jonische Strömung in der achamanidischen Kunst verdrängt worden sein, so daß wir erst wieder aus der eigentlich raumschaffenden Architektur d. h. weit später Belege fänden.

Gehen wir zunächst aus von dem Grundzuge der Blendnische selbst, ohne den Schmuck der Doppeldienste. Auf ihren Ursprung aus dem Ziegelbau und dem Osten habe ich bereits »Kleinasien« Seite 39 verwiesen[2]). War ursprünglich ihr Zweck neben der Wandbelebung vor allem der der Baustoffersparnis, so fällt letztere in Armenien wegen der Übertragung der Bogen auf die Steinverblendung weg. Die Blendnischen verflachen sich daher zu reinen Bogen. Der Unterschied wird recht deutlich, wenn man sie vergleicht mit der Seitenansicht des Palastes von Firuzabad in Fars, der ohne Verblendung außen rein als Gußmauerwerk fertiggestellt wurde. Abbildung 487 zeigt die Aufnahme bei Dieulafoy IV, Tafel IX—XI. Man vergleiche dazu seine Wiederherstellung Seite 44 (Abb. 486). Die Nischen treten in zwei Stufen tief zurück in die Wand und sind getrennt durch eine Halbsäule, besser einen halben Wulst, »Dienst«. Dieser hat weder »Basis« noch »Kapitell«, scheint sich vielmehr — entgegen der Ergänzung Dieulafoys auch um das obere runde Ende der Nische herumzuziehen, etwa wie an der Fenstertrommel der Kirche Gregor Abughamrentz in Ani (Abb. 130). Dort ist allerdings schon der Doppelwulst genommen, wie er in sasanidischen und islamischen Denkmälern so häufig vorkommt[3]). Es geht daher keineswegs an, für solche Bogenfolgen einfach westhellenischen Ursprung anzunehmen.

Gegen diesen spricht auch, daß die Blendbogen in Armenien nie an den dreischiffigen tonnengewölbten Längsbauten auftreten. Vielmehr sind sie ursprünglich ein bezeichnender Schmuck solcher Bauwerke, die der Strahlenform zustreben, ähnlich wie der Dreieckschlitz zusammengeht mit dem Giebel und der Ummantelung des Baukörpers. Vielleicht aber wären auch hier wieder Rundbauten



Aufnahme Dieulafoy.
Abb. 486. Firuzabad, Palast: Wiederherstellungsversuch zu Abb. 487.

[1]) Ich sehe nicht, daß diese letzten Bearbeiter dagegen Stellung nehmen.

[2]) Vgl. Ramsay-Bell, »The thousand and one churches«, S. 448 f.

[3]) Vgl. außer den oben Seite 438 genannten Denkmälern auch den Sultanchan bei Sarre, »Reise in Kleinasien«, S. 71 f.

in der Art des kleinen Phantasiebaues von Balbek, von dessen Gruppe oben Seite 313 die Rede war, zum Vergleich heranzuziehen. Tatsache ist, daß diesem Bauwerke nicht nur Säulen außen — freistehend freilich — vorgelegt sind; auch die Innenwände zeigen wie in Zwarthnotz eine Flucht einzelner Säulen vor der Wand[1]). Ich könnte auch die zahllosen Theaterwände und ihre Nachbildung an Toren und auf Steinsärgen heranziehen (»Amida«, S. 210 f.), aber es besteht doch von vornherein ein grundsätzlicher Unterschied zwischen dieser Art und der armenischen: die Dienste treten — mit Ausnahme der späten Kathedrale von Ani — im Armenischen immer paarweise vor die Wand (S. 443). Ich halte das Motiv, wo es auch vorkommt, für ein Zeichen des mittelasiatisch-iranischen Kunstkreises, eine Rückstrahlung vom Osten, nicht für einen Beleg für hellenistischen Einfluß vom Westen her. Dort ist immer Grundsatz, daß die Säulen die antiken Verhältnisse haben d. h. die Höhe in einem festen Verhältnisse zum Durchmesser steht. So in Balbek. Das Empfinden für diese Gesetzmäßigkeit ist schon an den altarmenischen Bauten, die doch noch in antiker Zeit entstehen, vollständig geschwunden. Die »Säule« ist wie später im Norden (Gotik) lediglich als Wandstab verwendet. Will man den Unterschied auf armenischen Boden selbst beobachten, so halte man die Säulengänge am Äußern der vom Süden und Westen kommenden Längsbauten (S. 323) zusammen mit den hohen Flachbogen an den Kuppelbauten (S. 17, 77, 135), mit denen wir uns hier beschäftigen. Abbildung 484 gibt dafür ein ausgezeichnetes Beispiel von der Hauptkirche in Marmaschen. Ich glaube nicht, daß die Fassade des Taq-i-Kisra auf hellenistische Voraussetzungen zurückgeht; vielmehr zeigt sie, daß das iranische Motiv auf mesopotamischen Boden ähnlich Verwendung seitens der Sasaniden findet, wie in Armenien durch die christlichen Arsakiden.



Aufnahme Dieulafoy.

Abb. 487. Firuzabad, Palast: Ausstattung der Außenwände.

Gehe ich aus von der Anordnung von Doppeldiensten als Träger der Bogen, so stoße ich zunächst auf die Kuppel der Hadrakirche von Khakh (»Amida«, S. 259), einer Kirche des nordmesopotamischen Tûr 'Abdin-Gebietes, die im 6. Jahrhundert etwa die quadratische Trommel mit solchen Doppelsäulennischen geschmückt zeigt (Abb. 488). Dadurch allein schon wird Rivoiras Meinung (S. 442), daß das Motiv an dieser Stelle nicht vor dem Ende des 10. Jahrhunderts auftrete, hinfällig. Aber in Khakh ist es zweifellos bereits vom Westen hellenisiert, die kurzen Schäfte, die Blattkapitelle und Basen bezeugen das. Wie das Motiv ursprünglich aussah, soll ein anderes Denkmal deutlich machen. Doch möchte ich zunächst auf die Vorliebe für die Nische in der mit dem Osten in Verbindung stehenden Kunst der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends aufmerksam machen.

Da ist (Abb. 489) das Grabmal des Theodorich in Ravenna[2]). Über dem achteckigen Unterbau erhebt sich ein runder Aufbau, der darin als armenisch gelten kann, daß der untere Wandteil durch eine Folge von Blendnischen verkleidet ist; darüber folgt eine Art Fensterzone und endlich als Abschluß der bekannte dreistreifige Bandfries[3]). Diese Wegspur des Ostarischen in einem Gotendenkmal steht im Westen nicht allein.

Es fällt auf, daß die Goten die Nische auch als Schmuck von Handschriften angenommen und nach dem Westen gebracht haben. Der Codex argenteus in Upsala bietet den besten Beleg dafür. Die frän-

[1]) Vgl. Jahrbuch des kais. deutschen archäolog. Instituts XVI (1901), Tafel IV.

[2]) Vgl. Haupt, »Das Grabmal des Theodorich«. Mon. Germ. archit. I

[3]) Vgl. oben S. 72 und 437.

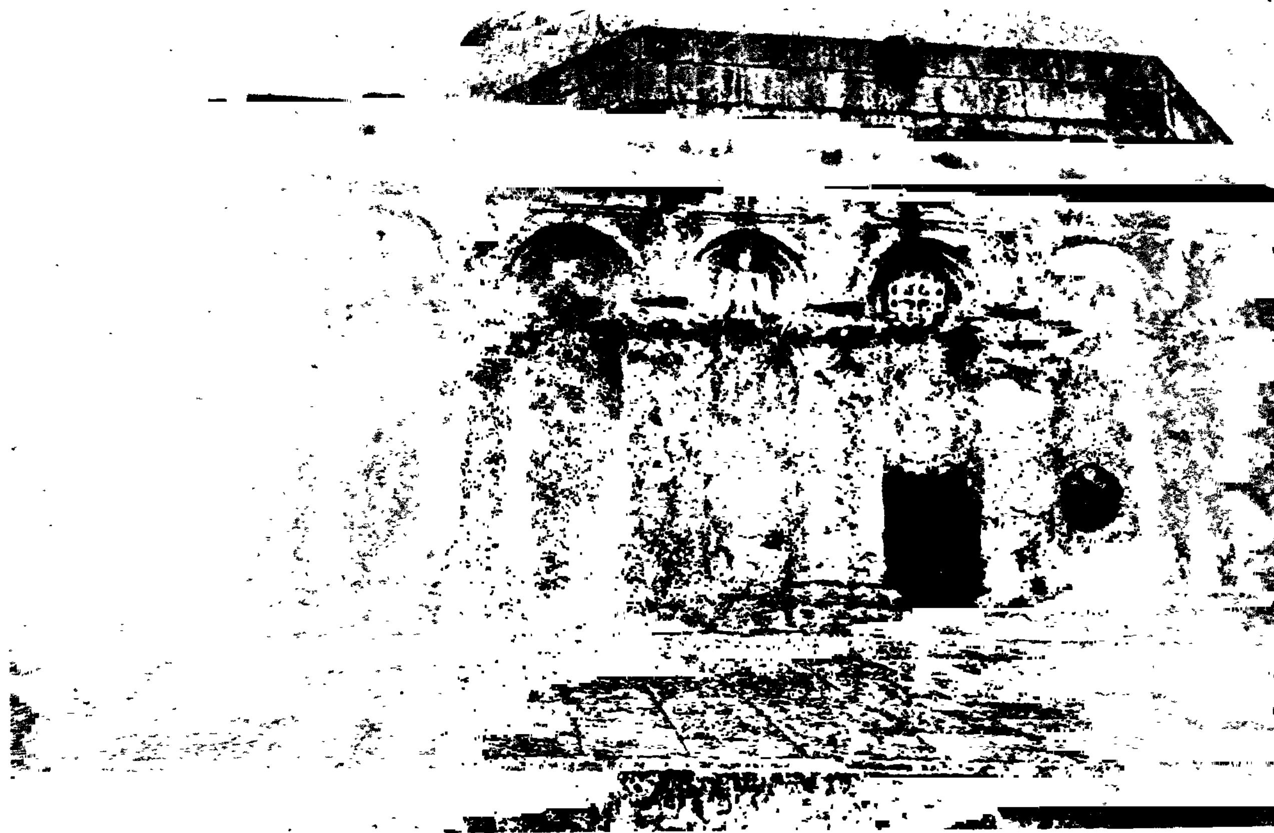


Abb. 488. Khakh, Hedrakirche, Kuppel: Blendbogenschmuck. Aufnahme Bell.

kischen Handschriften haben den Brauch dann übernommen [1]). In diesen der Art nach wahrscheinlich von den Goten eingeführten Miniaturen [2]) beschränken sich die Bogen auf die unteren Ränder unter dem Texte, sie sind dort zu dreien zumeist nebeneinander geordnet und klein — als Schmuck wohl — untergebracht.

Das aber ist nur ein Strom, der nördlichste, der sich für die Ausbreitung der Blendbogen in der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends beibringen läßt. Ein anderer ist in Syrien, Armenien und Byzanz nachweisbar und greift von dort neuerdings über auf das fränkische Reich und Karl den Großen. Es ist die bekannte Verwendung des Bogens als Kanonestafel d. h. am Anfang der Evangeliare zur Unterbringung der Parallelstellen der einzelnen Evangelien. Es stehen also da gewöhnlich vier Kolumnen Text nebeneinander. Wir leiteten bis jetzt die Einführung auf Syrien zurück und dachten dabei an den verwandten Kalender des Philokalus vom Jahre 354 [3]). Nun aber neige ich immer mehr zu der Annahme, daß auch darin wie in der armenischen Baukunst östliche Elemente in Vorderasien zur Geltung kämen. Die Verzierungen der Kanonesbogen sind ebenso unantik und fremdartig, wie der Dreistreif, der damit sehr bald verbunden wird. Ich habe daher schon bei Bearbeitung der Miniaturen des Tübinger armenischen Evangeliars vom Jahre 1113 bzw. 893 [4]) auf den persischen Boden als Ursprungsgebiet hingewiesen und kann nun auch von einer anderen Seite, diesmal unterstützt von der Annahme des ostiranischen Ursprunges der Kuppel und der Tatsache, daß sich die Blendbogen in Armenien nur an Kuppelbauten finden, auf die ganze Sache zurückkommen. Den Schlüssel zu ihrer Behandlung bietet die Ausstattung des Vierpaßbaues von Amman in Ostsyrien, der in seiner Art auf diesem Boden ebenso fremdartig ist, wie Mschatta und die Kanonesarkaden der syrischen Evangeliare mit ihren seltsamen Ornamenten.

Abbildung 490 [5]) zeigt die Südwestecke des Innern. Man sieht die auch in den Strebenischen herumlaufenden Zwergnischen unten, darüber die großen Blendbogen in der Ecke des Mittel-

[1]) Beispiele bei E. Zimmermann, Vorkarolingische Miniaturen. Dazu »Altai-Iran«, S. 278 und 290 f.

[2]) Die Goten mögen auch die Fisch-Vogelinitiale mitgebracht haben. Vgl. darüber mein »Das Edschmiatsin-Evangeliar«, S. 90 f., »Der Dom zu Aachen«, S 53, »Altai-Iran«, S. 292.

[3]) Vgl. meine Monographie darüber in dem Ergänzungshefte I des kaiserlich deutschen archäologischen Instituts (1888).

[4]) Atlas zum Katalog der armenischen Handschriften, I, (1907) S. 22 f.

[5]) In einer Aufnahme, die ich Prof. Sobernheim verdanke. Vgl. unten S. 463 f.

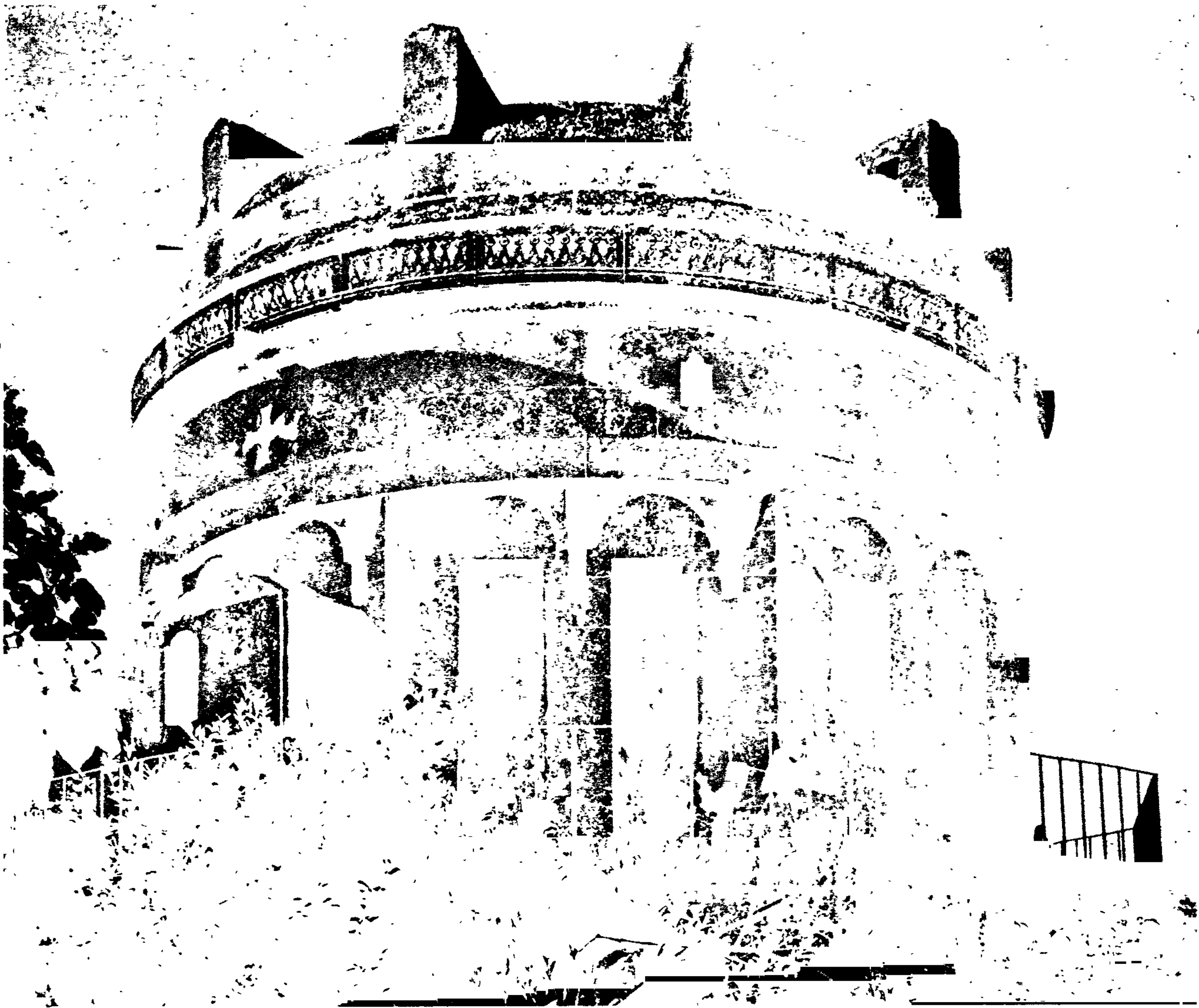
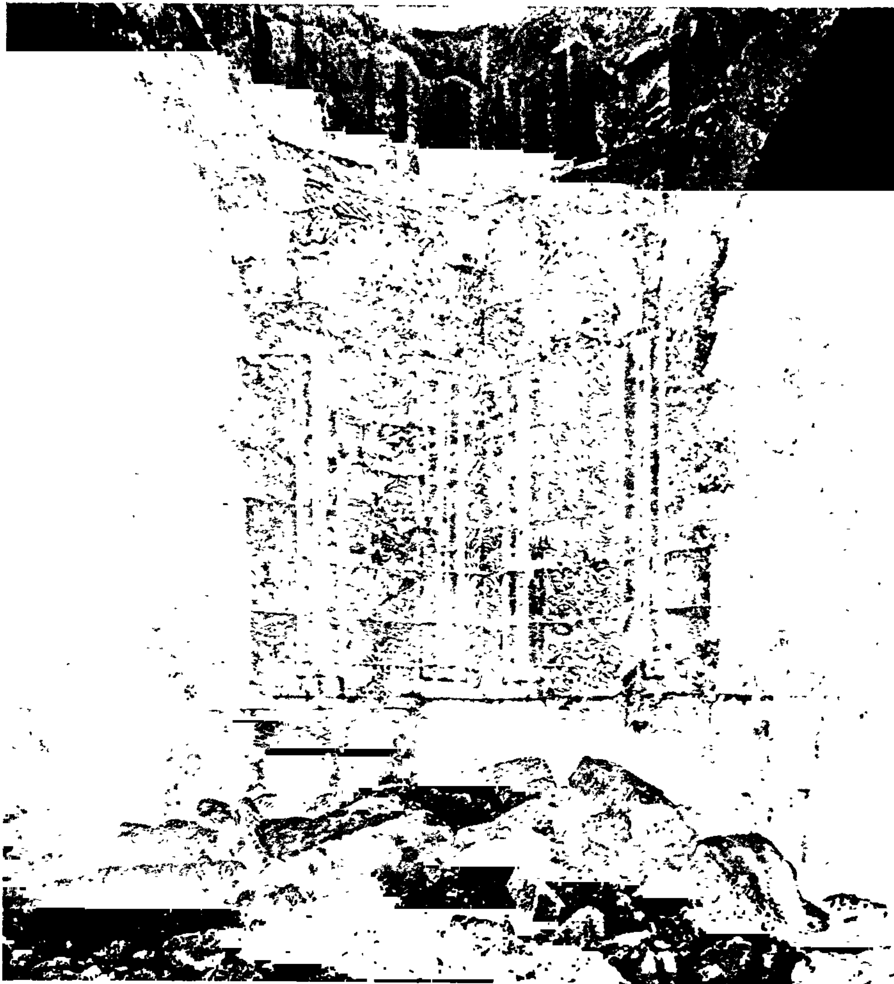


Abb. 489. Ravenna, Grabmal des Theoderich: Blendbogenausstattung. Aufnahme Haupt.

quadrates und dann wieder die Zwergnischen zu je dreien unter dem Kuppelansatz (davon später); seitlich die mächtigen Tonnen vor den Konchen, in denen der bezeichnende Vorsprung der Wand in Kämpferhöhe auffällt[1]). Die Anordnung dieser Blendnischenverkleidung ist nur neu, sofern sie hier im Innern eines Baues auftritt. An sich ist diese, wie gesagt, längst bekannt vom Äußern sasanidischer und islamischer Bauten. Den alten Ursprung hat neuerdings Bell[2]) behandelt aus Anlaß gerade dieser Parallelen. Sie meint eine altorientalische Fassadenausstattung sei darin in hellenistischer Umbildung zu sehen. Ich weiß nicht, ob das zutrifft und darin nicht eher ein Vermächtnis der Arier in Iran vorliegt. Doch besehen wir zunächst die Einzelheiten näher.

Fürs Erste die Zwergnischen (Abb. 491/492): sie setzen sich ganz regelmäßig aus drei immer wiederkehrenden Stücken zusammen. Da ist zunächst der Bogenstein, eine quadratische Platte, in die in dreifach abgestufter Fläche der Hufeisenbogen eingeschnitten ist. Er zeigt zwei breitere Ränder mit hängendem Dreiecken, dazwischen schmale Stege. Die Zwickel des ⊓-förmigen Aufsatzes sowohl wie die Mitte unten sind gefüllt mit sehr flachen Zieraten, die sich fortsetzen auf einer Platte[3]), die das zweite Bestandstück der Zwergnischen, den lotrechten Pfosten mit auf Stegen angearbeiteten Doppeldiensten, mit dem nächsten Pfosten verbindet. Gibt es diesem Tatbestande gegenüber irgendeinen Grund, antiken Ursprung anzunehmen? Amman liegt zwar im hellenistischen Ausbreitungsgebiet, ist aber durchaus fremdartig. Für die Schmuck-, wie für die Bauart ist der auch in Armenien öfter un-

[1]) Vgl. darüber mein »Mschatta«, S. 214 und 247. — [2]) Palace und mosque at Ukhaidir, S. 122, vgl. mein »Kleinasien«, S. 38 f. — [3]) In Abbildung 491 links erhalten. Sie bildet das dritte Stück des Aufbaues.



Aufnahme Sobernheim

Abb. 490. Amman, Burg, Vierpaß: Südwestecke des Innern.

zweideutig nach Nordiran weisende Weg zu verfolgen. Wir werden ihn hier im Anschluß an Stoff und Werk gehen. Der Grundriß von Schulz (»Mschatta«, S. 351) — die Nachmessung bei Dieulafoy bestätigt die Zahlen — zeigt die Innenmauern des Vierpasses von Amman 2·30 m, die Außenmauern 1·72 m etwa dick. Das sind Mauerstärken, die wie in den Palästen des Fars, in Turkestan und Armenien genommen sind, also ebenfalls auf ursprünglichen Rohziegelbau hinweisen. Zu diesem Baustoff gehört aber meines Erachtens das Wuchern der Nischenausstattuug zum Zwecke der Stoffersparnis ohne Gefährdung der Haltbarkeit. Davon war bereits oben Seite 444 die Rede. An der Hand von Amman ist nun wichtig festzustellen, wie diese Rohziegelbauten mit Platten verkleidet und diese verfugt waren, Abbildung 490 f. gibt dafür durchschlagend wertvollen Aufschluß, vor allem in der Richtung, daß das in Iran und seinem Einflußgebiet immer wieder auftretende ⊓-förmige Motiv sich rein aus dieser Werkform erklären läßt und nicht erst, wie Karabacek und Herzfeld gegen mich einwendeten, als Herübernahme der antiken Tabula ansata zu verstehen ist[1]).

Für den iranischen Ursprung der Nischenverkleidung spricht auch der Hufeisenbogen und die Art der tragenden Doppeldienste. Man vergleiche mit den Zwergnischen von Amman die an der Fenstertrommel von Khakh (S. 446) vorgeführten, die bereits die bezeichnende hellenistische Umbildung aufweisen, und wird so vielleicht eher in die Lage kommen, die ursprüngliche, vorhellenistische Urform zu erkennen. Der Hauptunterschied liegt darin, daß Amman nicht Säulen, sondern Dienste aufweist, die ohne Basis und Kapitell aufsteigen, oben und unten durch eine Querleiste verbunden und auf Platten gelegt sind, die zwischen sich eine lotrechte Rinne in der Mitte frei lassen[2]). Man frägt sich, ob hier nicht die Nachahmung des alten Ziegelverbandes in Stein vorliegt: eine Ziegeldicke oben und unten, eine andere als Unterlage der Dienste und diese selbst aus Formziegeln aufgemauert.

Dieser Befund ist in den großen Blendbogen zwischen den Zwergnischen bereits etwas verwischt. Abbildung 493 gibt eine andere Ansicht, und zwar die rechte Seite der Südwand. Man kann daran zunächst feststellen, daß die Dienste nicht wie die Säule auf ein bestimmtes Verhältnis zwischen Durchmesser und Höhe eingestellt, sondern Wülste sind, die in beliebige Höhe emporlaufen. Die Bildung entspricht im übrigen völlig der an den Zwergnischen, nur sind oben zwei Ziegel übereinander genommen und durch eine Einritzung getrennt, die unten fehlt. Auch der Hufeisenbogen ist geblieben.

[1]) Vgl. darüber »Altai-Iran und Völkerwanderung«, S. 219 f.

[2]) Vgl. damit die Einzelheiten der Burgkirche von Ani oben S. 420.



Aufnahme Puchstein.
Abb. 491. Amman, Konchenquadrat, untere Zwergnischen: Einzelheit.

Gleichzeitig etwa mit den auf zwei Diensten ruhenden Blendbogen der asiatischen Bauten treten im Abendlande die Lisenen auf, die zumeist durch zwei Rundbogen verbunden sind. Es frägt sich, ob das armenische und das abendländische Motiv nicht den gleichen Ursprung haben, das eine seine besondere Form nicht in der Verkleidungsarchitektur, das andere im reinen Ziegelbau gewinnt. Rivoira hat das Aufkommen der Lisenen der ravennatischen Schule zuweisen wollen[1]). Ich hatte dagegen »Kleinasien, ein Neuland«, Seite 38, Stellung genommen. Schon Reber[2]) meinte, ohne meine Einwände zu kennen, man müsse doch der vorbyzantinischen Kunst, wie er die Kunst von Konstantinopel im 4. und 5. Jahrhundert nennt, den Vortritt lassen, wenn auch die Denkmäler nicht erhalten seien.

Soweit Ursprung und Ausbreitung der Blendnische an den unteren Wandteilen des Äußern armenischer Kuppelbauten. Sie setzt sich als Lieblingsausstattung auch an Stellen fest, wo man sie nicht erwarten würde. Davon im nächsten Abschnitte. Bevor ich weitergehe, ist die Frage aufzuwerfen, ob der eigentliche Träger der Zierkunst mit Blendbogen nicht ursprünglich im Holzbau und dann in der Stuckverkleidung der Wände zu suchen ist. Stuck ist einer der bodenständigen Stoffe der Wandverkleidung in ganz Mittelasien gewesen[3]). Geometrischer Schmuck macht von vornherein nicht den Eindruck, für Stein gedacht zu sein. Er nimmt sich viel passender aus, wenn wir ihn im hohen Norden in Holz ausgeführt finden oder noch im mittleren Deutschland in Stuck. Ich komme auch hier wieder auf die Bahn, die ich tastend mit meinem »Altai-Iran« betreten habe: daß öfter für Armenien so gut wie für den Norden der gleiche Kreuzungspunkt vorauszusetzen ist in jenem fernen Gebiete, das ich mit »Altai-Iran« zu umschreiben suchte[4]) und in das wir Forschungsreisen begleitet von Ausgrabungen unternehmen müßten, wollen wir weiterkommen. Ich könnte mir auch im gegebenen Falle denken, daß die Verzierung der skandinavischen Holzkirchen[5]), für die der Hufeisenbogen auf ein-



Aufnahme Puchstein.
Abb. 492: Amman, Konchenquadrat: Untere Zwergnischen.

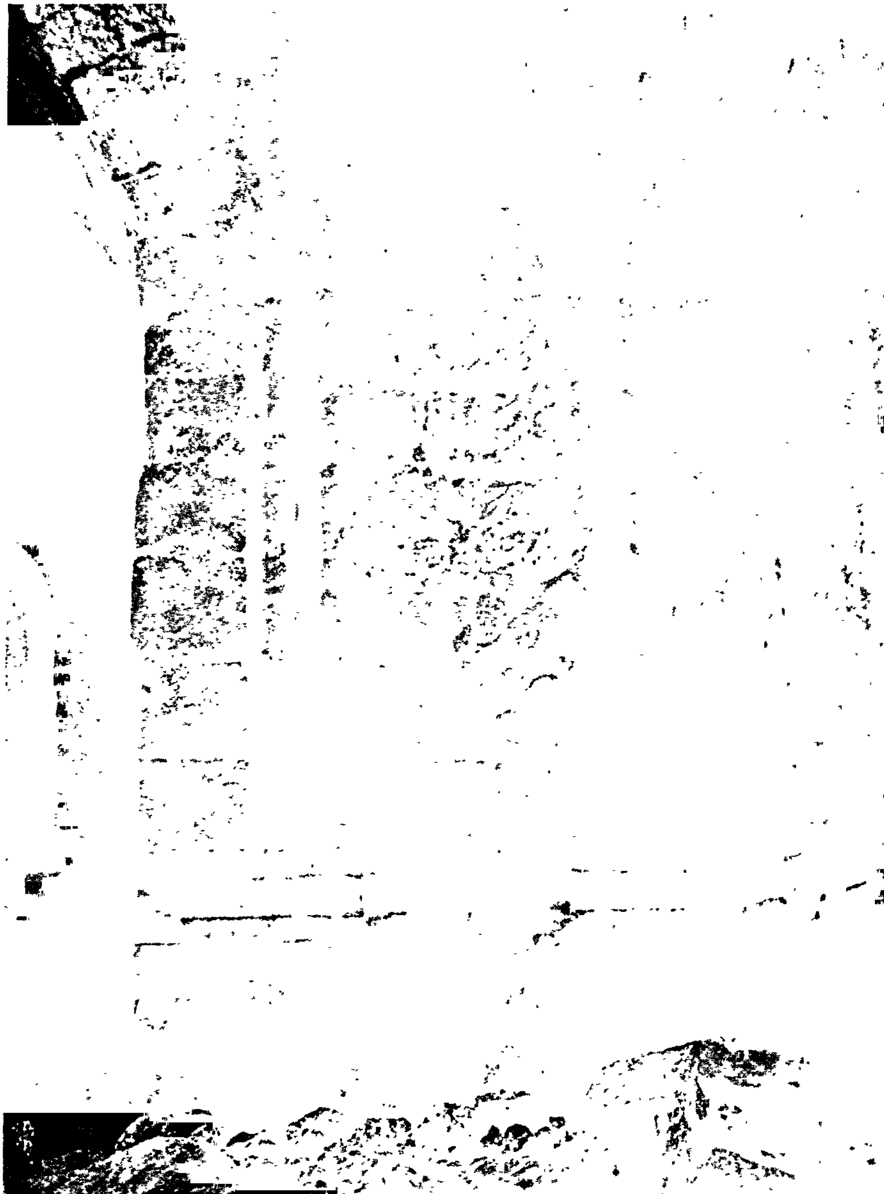
[1]) Vgl. »Le origini della archittetura lombarda«, S. 5.

[2]) »Die byzantinische Frage in der Architekturgeschichte« (Sitzungsbericht der philos.-philol. und historischen Kl. der bayrischen Akademie der Wissenschaften, 1902, Heft IV, S. 472.

[3]) Vgl. meine Ausführungen darüber Monatshefte für Kunstwissenschaft, VIII (1915), S. 360 f.

[4]) Vgl. im Hinblick auf den Blendbogen »Altai-Iran«, S. 101 für die sasanidische Silberschüssel und S. 78, 198/199, 200/201 und 203 für den Mimbar von Kairuan.

[5]) Dietrichson und Munthe, »Die Holzbaukunst Norwegens«.



Aufnahme Sobernheim.
Abb. 493. Amman, Konchenquadrat: Rechte Seite der Südwand.

zelnen oder doppelten Wulsten oder Diensten ebenso bezeichnend ist wie für die Stuckausstattung der Reliquienkammer der Heinrichskirche zu Quedlinburg[1]), auf allgemein arische Voraussetzungen zurückgehen, die den Norden und Osten umfassen. Auch wandernde mittelasiatische Stuckatoren[2]) kämen für die Stuckarbeiten Mitteleuropas in Betracht[3]). Diese Auffassung wird bestätigt durch den gleichen Schluß, den Diez bei Behandlung der sasanidisch-islamischen Blendbogenschauseiten zieht[4]). Es hätte für ihn gewiß nahe gelegen, einfach die dem Vorgehen von Schulz (S. 442 f.) entsprechende Ableitung von Herzfeld[5]) aus dem Hellenismus zu übernehmen. Diez aber sieht, veranlaßt durch Spuren an der Ruine von Tahl daß in Seistan die Zusammenhänge in einem ähnlichen Sinne liegen, wie ich sie für Armenien anzunehmen genötigt bin.

Auch G. Millet, »L'école grecque«, Seite 152, stimmt meinem schon in »Kleinasien, ein Neuland«, Seite 38 f., eingeschlagenen Wege zur Herleitung der Blendnische zu. Es ist nur merkwürdig, um welche Zeit er dabei das Eingreifen der armenischen Denkmäler ansetzt: »L'art hellenistique s'est approprié ce vieux procédé et l'a transmis a l'art chrétien. Aux quatrième-sixième siècles, la Syrie centrale, le plateau d'Anatolie, Ravenne, puis du dixième au quinzième l'Arménie, le Caucase, la Russie, la Macédoine, la Serbe survivrent cette tradition seculaire.«. Wenn man die in Betracht kommenden armenischen Denkmäler erst ins 10—15. Jahrhundert setzt, konnte die entscheidende Rolle der armenischen Kunst freilich nie erkannt werden. Auf diese Weise mußte vielmehr das Verhältnis zwischen Armenien und Konstantinopel immer im verkehrten Licht erscheinen.

Wie der Blendbogen in Holz aufkommt, das lehren skandinavische ebenso wie indische Bauten. Ich will dieser Spur erst später nachgehen. Für Armenien scheint mir der Weg über die Verkleidungsarchitektur zu führen; aber Schauseiten wie die der Höhlenbauten von Ürgüb[6])

[1]) Vgl. Zeller, »Die Kirchenbauten Heinrichs I.«, S. 32 und Tafel 11.

[2]) Vgl. mein »Das orientalische Italien«, Monatshefte für Kunstwissenschaft, I, S. 16 f.

[3]) Vgl. zuletzt A. Haupt »Zur Entstehung der romanischen Ornamentik«, Monatshefte für Kunstwissenschaft, VIII (1915), S. 30 f. und Stückelberg, Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde VI, S. 487 f. Dazu Byz. Zeitschrift XVI (1907), S. 733.

[4]) »Die Kunst der islamischen Völker«, S. 62.

[5]) Sarre-Herzfeld, »Arch. Reise im Euphrat- und Tigrisgebiete«, III, Tafel 39 f.

[6]) »Kleinasien«, S. 30. Der Blendbogen tritt auch dort in Hufeisenform auf.

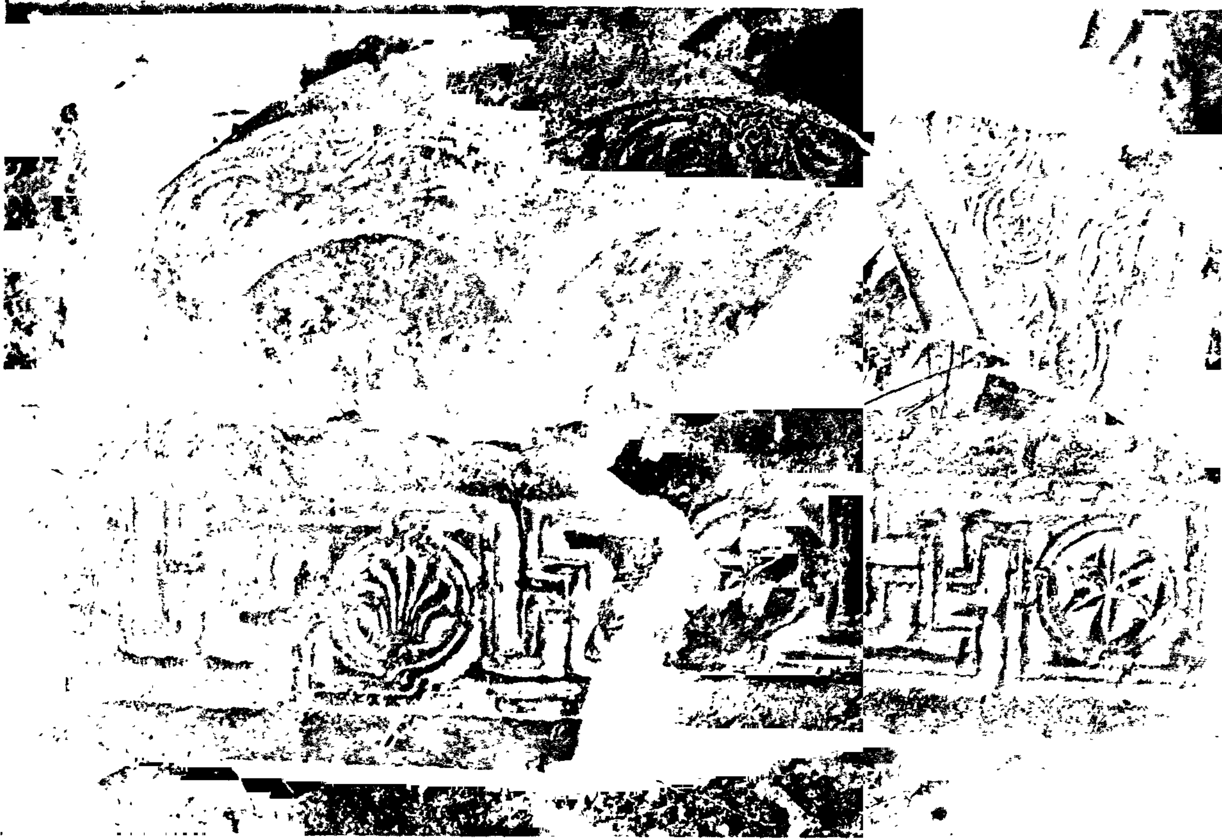


Abb. 494. Ani, Gregorkirche des Gagik: Reste der Ausstattung. Aufnahme Thoramanian.

oder von Ala Klisse im Irkhala Dere[1]) hängen, aus dem ersten Jahrtausend stammend, mit dem östlichen Strom vielleicht auch in anderer Art zusammen.

Ich habe bisher in diesem Gestaltabschnitte nur solche Arten der Ausstattung besprochen, deren außerarmenischen Ursprung ich heute schon nachweisen zu können glaube. Es entsteht die Frage, ob nicht auch Tür und Tor hierher gehören (S. 322 f.). Millet, Seite 170, meint gelegentlich der Besprechung der Tore an der Kathedrale von Ani, die er dem 12.—13. Jahrhundert zuschreibt, und der Gregorkirche von Ketscharus (wovon später), daß in ihnen der syrische Vorbau, nur leichter, wiederkehre. Wäre das der Fall, dann gehörte die Besprechung des Torbaues planmäßig hierher. Ich verschiebe die Besprechung jedoch auf die »Form« und den geschichtlichen Teil, in dem ich bei Besprechung der ostarischen Urzeit von Belegen ausgehen kann, in deren Folge sich die armenische Art von Tür und Tor zwanglos einfügt. Hier sei noch ein Blick geworfen auf die üblichen Muster der armenischen Bauverzierung.

e) Muster der armenischen Zierkunst.

In meinem »Altai-Iran« war ausführlich davon die Rede, daß es Muster rein geometrischer Art sind, die in der Ecke zwischen Altai und Iran wie durch eine Pforte des Nordens und Hochasiens nach dem Süden und Westen vordringen. Das Bandgeflecht und die geometrische Ranke in Streifenbildung oder flächenfüllend geben die Grundzüge dieser aus dem Norden oder von Ostiran auch nach Armenien vordringenden Zierkunst. Ich habe in dem genannten Werke Armenien bereits so ausgiebig herangezogen, daß ich hier nicht nochmals auf diese Welt einzugehen brauche. Immerhin sei Einzelnes kurz hervorgehoben.

Muster ohne Ende. Bei Vorführung der Zierformen, die an den Fenstern angewendet erscheinen (S. 327), fiel die Vorliebe für das Muster ohne Ende auf. Es ist die Lieblingsform jener Art Flächenfüllung, die nicht darstellt, also die der Nomaden und der ihnen verwandten Nordvölker[2]).

[1]) Ramsay-Bell, a. a. O., S. 449 f. Vgl. Rott, »Zeitschrift für Geschichte der Architektur«, I (1907), S. 150 f.
[2]) Vgl. »Altai-Iran«, S. 150 f.



Abb 495. Ani, Gregorkirche des Gagik: Reste der Ausstattung. Aufnahme Thoramanian.

Sein Eindringen in die Baukunst weist auf eine der Bauweise des Mittelmeeres entgegengesetzte Gesinnung hin, eine solche, die nicht das Bauen an sich gleich mit dem Wachstum der Natur entnommenen Formen durhsetzt, sondern erst den Bau herstellt und dann flächenmäßig verziert, indem sie ihn mit einer Schmuckschicht verkleidet. In Mittelasien war das in der Tat die gegebene Bauweise und in Armenien ebenso. Nur hat man dort mit Stuck, Fliesen u. dgl. gearbeitet, in Armenien mit Tuffplatten. Die Folge davon ist, daß in Armenien die flächenfüllenden Zieraten stärker zurücktreten als z. B. in der islamischen Kunst, die der iranischen Art dauernd treu blieb. Davon war bereits oben Seite 311 f. die Rede. Den besten Beleg aus parthischer Zeit — vom indo-chinesischen Kreise in Turkestan sehe ich hier ab[1]) — bieten die Reste von Warka. Es sind durchwegs Muster ohne Ende[2]).

Diese Art Muster müssen in der Innenausstattung der armenischen Paläste eine bedeutende Rolle gespielt haben, soweit der Ausweis der Ausgrabungen auf der Burg von Ani als Beleg gelten kann. Man hat diese Reste in das in der Moschee untergebrachte Museum von Ani übertragen und Orbeli hat darüber in seinem Museumskataloge, Marr im 2. Hefte seiner Ani-Serie mit Abbildungen gehandelt. Wir haben Holz- und Stuckarbeiten vor uns. Unter den Überresten aus Holz findet sich Nr. 70b[3]) eine genaue Parallele der Steintafel, die ich »Altai-Iran«, Seite 218, aus der Gagikkirche in Ani veröffentlicht habe. Es handelt sich also um ein dreistreifiges Rautenmuster, durchsetzt von einem zweiten Muster aus verschlungenen Kreisen mit Reihen von Knöpfen, wie wir es so gut von persischen Seidenstoffen her kennen. Nr. 70a zeigt[4]) zweistreifige Kreuze durch Trapeze derart zum Muster ohne Ende verbunden, wie wir das ähnlich, ebenfalls von Persien ausgehend, schon in koptischen Holzsachen, dann an den Mosaiken von S. Constanza und ähnlich an der Tür von S. Sabina

[1]) Vgl. Monatshefte für Kunstwissenschaft VIII (1915), S. 361 f.

[2]) Dieulafoy, »L'art ant. de la Perse«, V, S. 29.

[3]) Abbildung bei Orbeli, S. 29 der Ani-Serie, Heft III.

[4]) Abbildung bei Orbeli ebenda.



Abb. 496. Ani, Gregorkirche des Gagik, Säule des Umganges: Einzelheiten. Aufnahme Thoramanian.

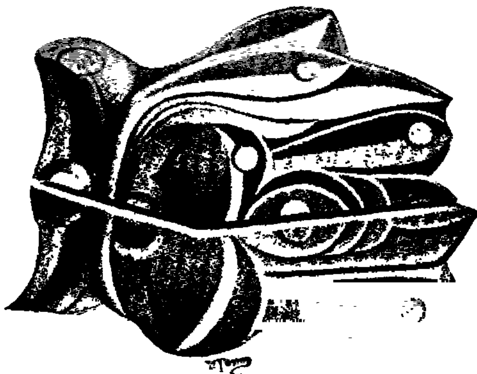
nachweisen können. Die Füllung auf der Burg von Ani geschah durch Blattformen geometrischen Ursprunges. Ein anderes Muster ohne Ende in Holz (07, Nr. 15)[1]) bildet Sechsecke wechselnd mit sechseckigen Sternen, ist also ganz im Sinne der islamischen Vieleckzier gehalten. Andere Stuckreste wieder zeigen die Ranken mit Tieren (Hirsch, Hund, Bär, Pfau) ganz in der Art derjenigen, die ich »Amida«, S. 354 f., aus Dijarbekr veröffentlicht habe[2]). Reste von Malereien (ein Pferdekopf und ein Gesicht) zeigen chinesische Züge.

Das Jahr 1000. Wie oben Seite 109 ausgeführt, wurde Zwarthnotz um 1000 von Gagik in Ani nachgebildet. Es ist beachtenswert, wie dabei zwar die Bauform fast genau, dagegen die Ausstattung dem geänderten Zeitgeschmack entsprechend wiedergegeben wurde[3]). Abbildung 496 zeigt die Form, die das Adlerkapitell hier angenommen hat. Die trapezförmige Deckplatte ist geblieben. Von ihren Seiten ziehen sich schräge Flächen nach dem Kreis unten und die Ausbuchtungen, die wir in Zwarthnotz an der Rückseite feststellen konnten, sind hier unter Wegfall des Adlers auf alle vier Seiten übertragen. Ähnlich hat sich die in Abbildung 496 hinter dem Kapitell erscheinende zugehörige Basis verändert. Sie ist achteckig geworden, von der Profilierung ist nur der Wulst übrig geblieben und dieser ist ebenfalls achtkantig zerlegt. Solche Änderungen begegnen auf Schritt und Tritt, man gehe dafür Marrs Veröffentlichung der Ausgrabungen im X. Hefte der Texte und Untersuchungen zur arm.-grus. Philologie durch. Ich verweise insbesondere auf Abbildung 14, Seite 19 (bei Marr), die jene wichtige Stelle im Zwickel der Blendbogen des Äußern zeigt, wo in Zwarthnotz die Männchen unter Wein- und Granatenlaub standen. Nichts

[1]) Marr, Ani-Serie, II, S. 3 (Abbildung).
[2]) Vgl. eine Abbildung bei Marr, Ani-Serie, II, S. 13.
[3]) Vgl. die entsprechenden Beobachtungen, die ich in meinem »Die Miniaturen des serbischen Psalters«, (Abhandlungen der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien, phil.-hist. Klasse LI, S. 121 f.) über das Münchener Original und die Belgrader Kopie gemacht habe.

davon in Ani um 1000. Geblieben sind die beiden Muster, die ich in meinem »Altai-Iran« besonders herausgehoben habe, die geometrische Ranke und das Bandgeflecht [1]. Ich gebe dafür einige Beispiele. Abbildung 494 zeigt rechts oben (c) einen der Blendbogenzwickel mit geometrischen Ranken, die sich auch links in dem Doppelbogen (a) wiederholen. Darunter (b) ein Fries mit zweistreifiger Folge von Hakenkreuz und verknoteten Kreisen. Abbildung 495 gibt dazu noch eine Bogenleiste mit zweistreifigen, verknoteten Kreisen, gefüllt mit jenen persischen Palmetten, die wir ähnlich von den Füllungen der unteren Kapitelle von S. Vitale zu Ravenna kennen [2], einmal rechts in Kreuzform zusammengestellt. Beachtenswert ist das Schließenmotiv [3], ferner die Knöpfe, die auf den Blättern liegen. Besonders bezeichnend ist eine Einzelheit, die Marr, Ani-Serie I, Tafel VIII, 2 (Abb. 497) [4] gibt, neben die man ruhig wie neben vieles andere aus der früharmenischen Zierkunst koptische Sachen stellen kann, die ich »Koptische Kunst«, Seite 73, veröffentlicht habe. Ich gehe darauf hier nicht näher ein. Armenien und Nordmesopotamien haben in Ägypten durchschlagend eingewirkt.

Eine Sonderstellung nimmt die aus der Zeit vor 994 stammende Gregorkirche der Familie Abughamrentz in Ani ein (S. 126 f.). Lynch I, S. 381, sieht darin byzantinische und gotische Kunst gemischt, daneben klassische Friese. Ich weiß nicht, wie er die einzelnen Belege dafür heraussuchen würde. Auffallend ist zunächst einmal die überall angewendete Stufenleiste. Sie läuft als wagrechtes Band um die Fenster und Trichternischen, dann als Verdachung um die nach außen vortretenden Nebenkammern der Apsis, endlich am Ansatze der Kuppel innen und unter dem Dach außen hin. Sollte das der byzantinische Einschlag sein? Er würde jedenfalls ganz in syrischer, bzw aramäischer Art — denn Mesopotamien hat darin vorläufig die Führung — als Band um den Bau herum und aus der Wagrechten in den Bogen übergehend verwendet sein. Daneben kommt sowohl das dreistreifige Bandgeflecht unter dem Dache des Umganges wie der Zahnschnitt an der Bekrönung der vortretenden Kammern vor. Am auffallendsten sind die Doppelwülste außen an der Kuppel.



Aufnahme Marr.

Abb. 497. Ani, Museum: Holzrest.

f) Bauen und Ausstatten.

Daß beide Arten der künstlerischen Betätigung, Bauen und Ausstatten, im Armenisch-Arischen getrennt werden müssen, zeigt schon der Gegensatz zum Griechisch-Arischen. Das Nordische, die sog. Gotik, verbindet beide Arten, indem es die Masse wachsend in menschliche und pflanzliche Gestalt umbildet, dagegen die Fenster geometrisch mit Maßwerk füllt. Armenien wandelt vom Mittelmeerdenken fernab liegende Wege.

Die armenischen Kirchen sind Bauten schlechtweg, nicht Baukunst in der Art von Bildhauerarbeit. Der Steinmetz bleibt immer in der Fläche, die Mauer wird nie wie in Antike und Gotik, den beiden anderen arischen Kunstströmen, zum Glied, das sich in lebendige, menschliche, pflanzliche oder tierische Form umsetzt. Insofern ist Armenien ein reines Nordland wie etwa Skandinavien mit seinen alten Holzkirchen. Es sind ausschließlich geometrische Zierate, die diese Flächen rahmen und füllen, selbst die Ranke bleibt, was sie im Norden und bei den Wandervölkern Asiens war, ein geometrisches Gebilde. Man betrachte die alten georgischen Holztüren, die ich oben S. 352 und »Altai-Iran«, Seite 131, abgebildet habe: sie geben den Geist, der schon in der armenischen Steinmetzarbeit durchschlägt und es ist nicht unmöglich, auch darin die nordische Holzarbeit so stark nachwirkend am Leben zu sehen, daß alle darstellende Kunst des Südens sie nicht zu verdrängen vermochte. Insofern wäre das armenische Wesen fester gegründet in nordischer Eigenart als die nordische Baukunst, die wir Gotik nennen. Ich werde unten ausführlich und wiederholt auf die Verzierungen der armenischen Bauten, ihre Grundsätze und ihre Arten einzugehen haben und möchte daher das Wenige, was als Ausnahme zu verzeichnen ist, gleich hier vorweg nehmen.

[1] Vgl. »Altai-Iran«, S. 218 f. von der Gagikkirche und S. 131 eine georgische Holztür.

[2] »Altai-Iran«, S. 77 und in jedem Handbuche.

[3] Vgl. meine »Kleinarmenische Miniaturenmalerei« S. 17 f., wo von »Klammermotiven« die Rede ist.

[4] Von der alten Holztür der Gagikkirche. Orbeli Nr. 85 (Marr, S. 26). Solche Holzware muß in koptischer, wie die »Altai-Iran« S. 88 veröffentlichten Bretter in islamischer Zeit vielfach in Ägypten eingeführt worden sein.

Eine darstellende Bildhauerei im Sinne der älteren orientalischen Kulturen oder der griechisch-römischen Kunst gibt es in breiter Schicht in Armenien nicht. Die Bildnerei wird also nicht der Baukunst entfernt gleichwertig in den Dienst der religiösen Kunst gestellt. In Armenien gibt es ursprünglich nicht einmal eine religiöse Malerei in dem Sinne wie in Byzanz und im Abendlande d. h. zur Belehrung derer, die nicht lesen können. Davon später. Und doch ist die darstellende Bildhauerei, vom Süden und Westen eingeführt, (darüber auch unten S. 717f und 811f.), nicht ganz ausgeschlossen. Es gibt, wie wir sahen, ein Sondergebiet, auf dem ihr eine Betätigung offen gelassen ist: die Darstellung des Stifters. Doch gewinnt auch diese nie Einfluß auf das Bauen selbst, etwa in dem Sinne, daß ein Bauglied sich jemals umsetzt in menschliche Gestalt.

Nachtrag.

Ich schließe diesen ersten Band ab, nachdem auch der zweite ausgesetzt vorliegt. In diesem Zeitpunkt erst macht mich P. Nerses auf eine Kirchenbeschreibung des Gregor von Narek in seiner »Geschichte von Aparank« aufmerksam, die ich hier im Auszuge nach einer Übersetzung von P. Alexander wiedergebe[1]). Die Kirche wurde nach 983 in Anwesenheit der Brüder Aschot, Gurgen und Senekerim, der späteren Könige von Waspurakan[2]) geweiht. Über ihre späteren Schicksale ist nur bekannt, daß Simon von Aparank im 17. Jahrhundert klagt, sie sei verwahrlost.

Der Text lautet ungefähr: »Stephan von Mokk hat die Kirche vom hl. Kreuz bauen und diese Schöpfung mit verschiedenem Schmuck fast wie den Himmel auf Erden aufrichten lassen. Die Vorhallen der von Cherubim bewohnten Kirche hat er wie die Vorhallen von Zion verziert. Die Wohnungen ringsum sind so schön, daß sie himmlisch genannt werden können, voll mit Waffen für die Wachen, die die Kirche beschützen. Über der Kirche baute er in Gewölben eine Kuppel, das Ganze wie eine Stadt zu Ehren der Muttergottes mit großen Toren in ausgezeichnetem Schmuck, schöner und himmlischer als die goldene Lade des Moses. Die Kirche hatte auch eine Glocke, war mit Seide und anderen Stoffen und die Mauern mit kostbaren Steinen (Porzellan, Mosaik?) in verschiedenen Farben künstlerisch ausgestattet. Dann hat er sie mit einer großen Mauer umschlossen und den äußeren Teil der Tore (den Türstock) mit verschiedenen viereckigen Reliefsteinen in Ranken verziert, wie man die Braut mit Hochzeitskleidern anzieht, die Türflügel aber mit farbenreichen Hölzern und Elfenbein ausgelegt. In die Mitte der Vorhalle hat er ein Becken aus Glas, sehr dick und groß gestellt. Die Altarvorhänge bildete er aus einem ägyptischen Stoffe ganz aus Gold, blitzend in anmutigem Schmuck. Den Altar bedeckte er mit einem wunderschönen Tuche aus Meerpurpur von den Inseln von Elima stammend. Den Scheitel der Kuppel verband er durch feste Steine so schön wie das Haupt einer Königin. Er malte die Kirche aus mit Bildern von jetzt unsichtbaren Heiligen zur Erinnerung ihres sichtbaren Lebens und alles Vielteilige wurde zur Einheit gebracht wie ein Bildwerk mit sieben Augen nach der Vision von Zorobabel. Um die Kirche Gärten, Waldbäume, Blumen, Obst und Wasser.« Man lese diese in schwülstiger, kaum zu übersetzender Sprache verfaßte Beschreibung im Zusammenhange mit Seite 228f. und 302f. Ich werde von ihr auch im zweiten Bande kaum den angemessenen Gebrauch machen können, z. B. wäre sie Seite 568 und 705f. zu erwähnen gewesen. Doch soll sie am Schlusse in die Schlagwortreihe aufgenommen sein. Man sieht nur, daß eine genaue Durcharbeitung der armenischen Literatur noch recht viel Ausbeute verspricht. Aparank liegt südlich vom Wansee, also unfern Achthamar.

[1]) Ausgabe Venedig 1827, S. 19—22.
[2]) Vgl. die Königsliste, S. 600.

